UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00273577 7

[illegible]

NATURSAGEN

EINE SAMMLUNG NATURDEUTENDER SAGEN MÄRCHEN
FABELN UND LEGENDEN

MIT BEITRÄGEN VON

V. ARMHAUS · M. BOEHM · J. BOLTE · K. DIETERICH · H. F. FEILBERG
O. HACKMAN · M. HIECKE · W. HNATJUK · B. ILG · K. KROHN
A. VON LÖWIS OF MENAR · G. POLÍVKA · E. RONA-SKLAREK
ST. ZDZIARSKI UND ANDEREN

HERAUSGEGEBEN VON

OSKAR DÄHNHARDT

BAND II

SAGEN ZUM NEUEN TESTAMENT

357897
29. 11. 38.

1909
LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER

PN
1001
D2
C.2
V.2
ROBA

ALLE RECHTE EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

Vorwort.

Der vorliegende Band, der sich die Aufgabe gestellt hat, die neutestamentlichen Sagen in weitestem Umfange zu sammeln, vergleichend darzustellen und nach Möglichkeit entwicklungsgeschichtlich zu untersuchen, ist dem ersten Bande nach Anlage und Ausführung sehr ähnlich. Zwar beschränken sich die historischen und geographischen Zusammenhänge auf engere Grenzen, da ja im wesentlichen nur die christlichen Kulturländer als Verbreitungsgebiete in Frage kommen, aber der Beweis, daß die Beschaffenheit der Natur das Sinnen und Sagen der Völker zu allen Zeiten lebhaft beschäftigt und eine große Menge poetischer Deutungen hervorgerufen hat, geht hier wie dort die gleichen Wege; ebenso wird die Frage, inwieweit stoffliche Verwandtschaft durch Wanderung von Volk zu Volk oder durch jeweilige Selbständigkeit der Erfindung zu erklären ist, nicht minder auch die vielfache Berührung der Sagengeschichte mit der Religionsgeschichte durch beide Bände in gleicher Weise beleuchtet. Eine zusammenhängende Darstellung des Wesens, Werdens und Wanderns der Sagen blieb beidemal dem Schlußband vorbehalten, als dessen Grundlage auch die folgenden Bände gedacht sind. Besondere Beachtung verdient das reiche maltesische und estnische Material, das hier zum ersten Male abgedruckt ist. Die estnischen Sagen verdanke ich Herrn Professor Kaarle Krohn in Helsingfors, durch dessen gütige Vermittlung ich sie dem handschriftlichen Nachlaß von J. Hurt entnehmen durfte; die maltesischen hat die ausgezeichnete Sammlerin Fräulein Bertha Ilg dem Volke abgelauscht und mir freundlichst überlassen.

Die nächsten zwei Bände, die ich im nächsten Jahre zu veröffentlichen gedenke, werden Tiersagen enthalten, der fünfte Band Pflanzensagen nebst einer lexikalisch nach Tieren und Pflanzen geordneten Sagenübersicht und einem Verzeichnisse der Sagenmotive. Wenn in dieser Weise eine neue, straffe Ordnung des auseinanderstrebenden Stoffes von Band I—V hergestellt und ein bequemer Durchblick ermöglicht ist, sollen die letzten Bände (insbesondere die Gestirn- und Meeressagen), sobald es irgend angeht, herausgegeben werden.

Leipzig, im Oktober 1908. Dr. **Oskar Dähnhardt.**

Zur Einführung.

Naturdeutende Sagen sind in wunderbarer Mannigfaltigkeit in aller Welt vorhanden. Die Natur selbst hat an ihrer Entstehung, Erhaltung, Verbreitung und fortschreitenden Ausgestaltung mitgewirkt. An ihrer Entstehung, denn die Frage nach dem Warum der umgebenden Welt ruft im menschlichen Geiste überall ähnliche Sagen hervor; an ihrer Erhaltung, denn das Gedächtnis solcher Sagen wird durch den Anblick der Natur immer von neuem geweckt; an ihrer Verbreitung, denn wo immer es eine liebevolle Betrachtung der Natur gibt, dahin wandern auch deren Deutungen und finden eine Heimstatt; an ihrer fortschreitenden Ausgestaltung, denn unaufhörlich fordert die Natur dazu auf, nach wechselnder Begründung ihrer Daseinsformen zu suchen.

Doch auch andere Einflüsse haben der Sagengeschichte ihren Gang gewiesen. Die Tatsache allein, daß es eine Menge Natursagen gibt, die sich an das Neue Testament und besonders an neutestamentliche Apokryphen anlehnen, beweist fruchtbare Wechselbeziehungen zwischen biblischen und naturdeutenden Überlieferungen und stellt somit das Christentum als Hauptträger dieser Sagen dar. Neben ihm gebührt jedoch auch der germanischen und slawischen Volksreligion ein bedeutender Anteil an deren Entwicklung, denn gar manches, was man heute von neutestamentlichen Personen oder Vorgängen erzählt, ist ursprünglich heidnischer Mythus gewesen. Bisweilen spürt man auch die Wirkung jüdischen, islamischen und anderen Völkerverkehres. Hie und da entwickelt die Überlegenheit der griechisch-römischen Geisteswelt sagenschaffende Kraft. Und zu alledem treten ganz junge Neubildungen und Umwandlungen.

Die beiden Hauptgruppen, die in der folgenden Sammlung einander gegenüberstehen, stammen also teils aus dem Orient, und zwar aus dem apostolischen und nachapostolischen Zeitalter, teils aus Europa, und zwar aus dem heidnischen Altertum und der Übergangszeit der Bekehrung. Die Bibel selbst hat mit Ausnahme der Weihnachts- und Passionsgeschichte nur selten einen unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung von Sagen ausgeübt. Soweit Jesus in Betracht kommt, ist nur noch Matth. 8, 18 ff., die Austreibung der Teufel, benutzt (unten S. 81); Sagen von Petrus knüpfen sich an den Gang über das Meer (S. 205), die Verleugnung (S. 200), den

großen Fischzug (Joh. 21, 6, unten S. 182) und die Geschichte vom Zinsgroschen (S. 180); von Judas wird der Verrat (S. 236. 239) und der Tod des Erhängens (S. 237 ff.) erzählt. Im übrigen finden sich nur wenige Einzelheiten, die mit Episoden, wie dem Gang der Maria zur Elisabeth (S. 257) oder mit der Geschichte der Herodias (S. 257), in Verbindung gebracht sind.

Um so stärker war der Einfluß der apokryphen Kindheitsgeschichten. Über diesen wildwachsenen Schößling der Evangelienliteratur hat die Theologie von jeher abfällig geurteilt. Luther schilt über die „närrischen, lästerlichen Alfenzen" des Thomasevangeliums, und der neueste Herausgeber nennt es „voll von läppischen Fabeln über den Jesusknaben, der als wahres enfant terrible auftritt und dessen Wort, wie darin immer wiederholt wird, sogleich zur Tat wurde, freilich nicht zu einer heilbringenden und versöhnenden Tat, sondern zu einer solchen, die das Empfinden der sie Erlebenden wie der von ihr Lesenden durchgehends peinlich verletzt . . . Wenn eine derartige Ansammlung von Wundertaten ursprünglich wirklich dazu bestimmt war, die Person des Heilandes in ein höheres Licht zu setzen, so muß der Entstehungskreis des Büchleins höchst bizarr beschaffen gewesen sein. So wie sie uns vorliegen, muten sie eher als eine Satire an" (E. Hennecke, Neutest. Apokr. S. 45). Auch das arabische Kindheitsevangelium, das hauptsächlich in Ägypten spielt, wird als Abdruck dortiger Lokalsagen und Überarbeitung des Thomasevangeliums niedrig bewertet (ebenda S. 44 und 67). „In solchen und anderen Erzeugnissen nachkonstantinischer Erzählungskunst, die ältere Quellen in verschiedener Stoffmischung zu verarbeiten pflegten, um dann selbst wieder zu weiteren Verarbeitungen benutzt zu werden, hat das Mirakelhafte eine widerwärtige Steigerung und Veräußerlichung erfahren; sie sind bloß nützlich als Werkzeuge für die Messung des Glaubensvermögens (vgl. L. Wallace, Jesu Kindschaft S. 64)." Milder lautet das Urteil über die immerhin edel und sinnig gehaltene Marienlegende des Protevangeliums des Jakobus.

Im Gegensatz zu dieser Herabsetzung, die den Apokryphen als außerkirchlichen Leseschriften mit Recht zuteil geworden ist, steht deren geschichtlicher Wert. Es ist die Aufgabe der historisch-theologischen Wissenschaft, die treibenden Kräfte aufzudecken, die solche Neubildungen hervorgebracht haben, Ursprung und inneren Gehalt zu prüfen und den Nachweis zu führen, daß auch apokryphe Schriften „als Quellenwerke des nachapostolischen Zeitalters sowie des sich anschließenden der Entstehung der altkatholischen Kirche einzigartige Bedeutung haben" (Hennecke S. 6*). Die Sagenforschung hat sich lediglich mit dem Einfluß auf die mündliche Volksüberlieferung zu beschäftigen. Dieser hängt aber wiederum mit der literarischen Verbreitung der Apokryphen so eng zusammen, daß man auch auf sie einen Blick werfen muß. Ich begnüge mich mit dem

Hinweis auf ein treffliches Wort von Harnack. „Die Geschichte der apokryphen Literatur", sagt er, „ist ein Beweis, daß Bücherverbote gegenüber einem dringenden Bedürfnis machtlos sind. Diese Literatur ist in allen Teilen und in allen Sprachen der Kirche neben den kanonischen Schriften vielleicht am stärksten vertreten gewesen, allerdings in stets wechselnder, dem Zeitgeschmack stets angepaßter Gestalt. Sie war wirklich apokryph, d. h. sie hatte ein sozusagen unterirdisches Dasein; aber sie dringt doch unterdrückt und verfolgt immer wieder an die Oberfläche, und zuletzt wurde auch die öffentliche Tradition der Kirche gegen sie wehrlos. Diese von unten immer wieder nachwachsenden Schlingpflanzen haben viel Gesundes erstickt. Zugleich sind sie in ihrer wesentlichen Gleichartigkeit, wie sie sich in allen Teilen der Kirche finden, ein Beweis, daß die letzten Instinkte und Wünsche der vulgären Christenheit überall dieselben waren."[1]) Was im besonderen die Geschichte der Kindheitsevangelien betrifft, so findet man in dem ausgezeichneten Buche von Robert Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Marias Kindheit (Halle 1879) eine erschöpfende Darstellung von deren weiter Verbreitung.

Man muß den Zusammenhang zwischen Literatur und Volkstradition im Auge behalten, um eine Sagenentwicklung zu verstehen, die durch Jahrhunderte gedauert und ferne Grenzen überschritten hat. Es ist wohl zweifellos, daß das Volksgedächtnis fortwährend gestützt und angeregt wurde durch schriftliche und später durch gedruckte Quellen, die um so wichtiger waren, als gerade die apokryphen Stoffe von vorwiegend religiösem Interesse waren und des für das Gedächtnis so unendlich notwendigen poetischen Gehaltes oftmals entbehrten. Natürlich hat die Sage das Bestreben gehabt, über den literarischen Bericht hinauszugehen. Im allgemeinen bewegt sie sich aber in denselben Bahnen. Das lehrt schon ein flüchtiger Vergleich der folgenden Kapitel mit der Kindheitserzählung des Thomas, worin Jesus zum gnostischen Wunderknaben geworden ist.

Ein berufener Kenner — ich muß in solchen Dingen dem Theologen das Wort lassen — charakterisiert jene Schrift in folgender Weise:

„So groß auch der Abscheu der Kirche vor den Gnostikern war, man spürte doch hier wie sonst vielfach die größere Regsamkeit, die erfinderische Kraft und das Erzählertalent dieser vielgewanderten und vielgewandten Menschen. Den Gott auf Erden erkannte man ja auch in dem Jesuskinde an. So sehr man auch an der echten Menschheit festhalten wollte, ganz hatte man das niemals fertig gebracht, und das Volk vergaß sie fast ganz über dem Wunderglanz, der immer wieder bei seiner Geburt und seinem öffentlichen Auftreten die Menschheit durchbrach: warum sollte die ganze Jugendzeit nur durch die eine Geschichte vom zwölfjährigen Jesus Zeugnis

1) Gesch. der altchristl. Litt. bis Eusebius 1, LX, A. 5; vgl. Hennecke S. 5*.

für seine Gottheit ablegen? So nahm man denn die gnostischen Geschichten herüber, ließ Evangelium und Apostel fallen und strich alles, was man als gnostische Spekulation erkannte.

Das Resultat dieser ganzen Entwicklung ist nun freilich eine arge Mißgestalt. Ein mutwilliger Götterknabe mag rachsüchtig und übermütig sein; bei Krischna ist's kindische Tölpelei, wenn er lästig wird, beim Jesusknaben paßt das alles nicht; noch schlimmer ist der jugendliche Gnostiker, er erscheint unerträglich, altklug, anmaßend und vorlaut. Alles das freilich mehr in der ersten Hälfte; auf die zweite wirft schon das echte Bild des Heilandes und Helfers ein freundliches Licht. Aber auch hier wirkt das Gnostische noch durch: das Lachen des Knaben, auf das hin Heilung erfolgt, ist das schöpferische Lachen eines Gottes, wie es uns uralte Zauberbücher schildern. So lacht auch Krischna freudig, wenn er seiner Gottheit inne wird. Die Späteren haben übrigens gemildert, wo sie konnten: meist wird der Schade wieder gut gemacht, und wer bestraft wird, war von je der Bösewicht.

Die Verarbeitung des Stoffes ist, wie sie uns vorliegt, meist recht einfach, eine lose Aneinanderreihung von Anekdoten, die auf verschiedene Altersstufen verteilt sind . . . Großes Lob verdient die Ausmalung des Hintergrundes und der Umgebung. Welch anschauliches Bild des Kinderlebens auf dem Dorf! Da spielen die Knaben am Bach, beschmutzen sich in Regenpfützen und kneten im Lehm herum; wir sehen die flachen Dächer und die mutwilligen Kinder darauf. Fällt einer herunter, so laufen die dummen Jungen fort, statt zu helfen. So wie es hier geschildert wird, so hielt man und hält man im Orient Schule; vorsagen und nachsagen, das ist die ganze Pädagogik, die Mitschüler lieben und die Alten ehren die ganze Moral. Der kleine Handwerker macht Pflüge und Joche, ein Bett ist ein Luxus der Reichen, und die Bestellung bringt den Mann in Verlegenheit. Er bestellt sein Feld selbst und nimmt den Knaben mit, der sein Säen nachahmt; ein andermal müssen die Knaben heraus und Holz zusammenlesen. Ein junger Mann hackt 'im Winkel' Holz und schlägt sich ins Bein, ein anderer verunglückt beim Bau. Alles das führt doch immer auf den Gedanken, daß die ursprüngliche Erzählung volkstümlicher Herkunft war und daß die Reflexion sich erst später daran geknüpft hat. Darauf führt auch das Griechisch der vorliegenden Texte, das in Satzbau, Wortwahl und Formen deutlich den Charakter der Vulgärsprache an sich trägt, so deutlich sich auch die byzantinische Feder verrät." (Hennecke, S. 68.)

Unter den folgenden Sagen wird man nicht wenige finden, die sich durchaus in den hier aufgestellten Rahmen einfügen: Jesus spielt Versteckens mit seinen Kameraden (S. 57), vergnügt sich mit Holzklötzchen, Blumen oder Ballwerfen (S. 80. 76. 78), kauft Fische ein (78), geht mit dem Vater auf Arbeit und läßt sich unterdes von der Mutter etwas Gutes kochen

(79. 246). Weil es gar ärmlich in Josephs Hause aussieht, verdient er sich durch Holzspalten einen Kuchen (126), er geht sogar betteln für die Mutter; ein andermal hilft er ihr den Bäcker bezahlen, als sie ihre Schuld nicht zu begleichen weiß (81). Während er auf der Schulbank sitzt, trägt ihm die Mutter das vergessene Vesperbrot nach (246). Bei den Sagen dieser Art ist hervorzuheben, daß der Volksgeschmack dem des literarischen Vorbildes überlegen ist, daß er das Widerwärtige mit Stillschweigen übergeht, in den selbständig entwickelten Kindheitsgeschichten Maß hält und den Jesusknaben im ganzen nicht unsympathisch werden läßt.

Anders stellt sich Jesus in der zweiten Hauptgruppe unserer Sagen dar, die auf heidnischen Mythen beruht.

Bekanntlich hat sich die Kirche bei dem Zusammenstoß der christlichen Lehre mit dem Heidentum schonend und duldsam verhalten. „Klug ließ sie zu oder konnte nicht hindern, daß hin und wieder Heidnisches und Christliches ineinander flossen; den Geistlichen wird es nicht überall gelungen sein, beider Lehren Grenze abzustecken; ihrer eigenen Neigung mag einiges, was sie unter der Menge wurzeln sah, angemessen geschienen haben.“ (Grimm, Myth.[4] S. XXVII.) So entstand eine mannigfaltige Mischung auf dem gesamten Gebiete religiösen und geistigen Lebens, und es konnte nicht fehlen, „daß auch die inneren Vorstellungen und Ansichten des einfachen, der Mythe bedürftigen Volks allen Einfluß dieses Wandels erfuhren und wechselsweise das nicht vollends getilgte Alte mit unabweisbarem Neuen halb unbewußt verknüpft wurde. Jüdische, christliche Lehre begann der heidnischen sich anzuschmiegen, heidnischer Wahn und Aberglaube an alle Stellen vorzudringen und gleichsam zu flüchten, die er von dem neuen Glauben unbesetzt fand. Bald erscheinen christlicher Stoff in heidnischer Form, bald in christlicher Form heidnischer Stoff verkleidet.“ (Grimm, ebd. S. XXVIII.)

Unter dem Namen des Heilandes glaubt man daher oft genug Wodan oder Donar zu erkennen. Gleich diesen wandert Jesus unbekannt auf Erden, kehrt bei den Menschen ein, erfährt Gutes oder Übles und vergilt lohnend oder strafend. Bei diesem heidnischen Jesus spielt namentlich das Strafen, das Verfluchen eine Hauptrolle; es ist oft, als kennte er keine Vergebung Wieviel ihm da aus alten Wandersagen anhaften mag, die bereits in der Grimmschen Mythologie als altgermanisch oder slawisch erkannt sind, und wieviel auf analoger Neubildung beruht, läßt sich nicht sagen: genug, daß sich Jesu Wanderungen nur notdürftig in das christliche Gewand haben kleiden lassen. Es schaut doch immer das alte Heidentum heraus (vgl. bes. die Hufbeschlagung S. 168 nebst Nachtrag). Ein interessantes Beispiel, wie der Volksglaube durch die christliche Sage hindurchscheint, bietet die Sage vom Pferde, das sich nicht weniger als dreimal — in der Geburtsnacht, beim Flußübergang, in Jerusalem — gegen den Heiland wider-

spenstig zeigt, während das Rind oder der Esel willfährig ist. Ich erinnere hier an die bekannten Sagen vom Glockenraub, die alle das gemeinsam haben, daß die betreffenden Glocken nicht von noch so vielen Pferden, wohl aber von zwei Ochsen fortgeschafft werden können. So erzählt man von den Glocken zu Barkau (in Holstein), daß die Hamburger sie wegzuschaffen versuchten. Als sie aber bis nahe vor Neumünster damit gekommen waren, sanken die Achsen plötzlich ein, und 24 Pferde konnten sie nicht herausziehen. Auf den Rat eines alten Mannes spannten sie nun zwei Kühe hinten an den Wagen, und die zogen sie frisch nach ihrer rechtmäßigen Stelle zurück. Das Dorf aber, das an der Stelle steht, heißt noch heute von der Mühe der 24 Pferde und dem Schlammweg, wo man sich festfuhr, „Mühbrook" (Globus 68, 228; vgl. Zeitschr. d. V. f. Volksk. 8, 32). Wesentlich ist hier, daß das Pferd im Gegensatz zu der Glocke, das Rind in Verbindung mit ihr steht. Den Sinn der Sagen sucht folgende Erwägung zu treffen, die H. Stocks (ebd.) anstellt:

Das Pferd war Wodans Tier, sein liebstes Opfer. Von dem Wodansdienst her schreibt sich die in Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen noch übliche Sitte, die Giebel der Gebäude mit Pferdeköpfen zu zieren. Das weiße ist Widukinds Tier und nach ihm der Sachsen, wie es denn noch heute das Wappentier von Hannover, Braunschweig u. a. ist. Keine Speise wurde ja eifriger von den christlichen Missionaren den neubekehrten Deutschen verboten als das Fleisch des Wodantieres. Umgekehrt aber war der Glockenklang etwas spezifisch dem Christenglauben Eigentümliches [vgl. Grimm, Myth.[4] 3, 4]. Pferd und Glocke schließen einander aus, so gut wie der alte heidnische und der neue christliche Glaube. Nun wird aber in den weiten Ebenen des Sachsenlandes das Pferd viel mehr zum Ziehen benutzt worden sein als das Rind, das als Zugtier mit den Franken, den Bringern des Christentums, nach Norden heraufgekommen sein wird. Somit mag das Rind als Repräsentant des fränkischen Christenglaubens aufgefaßt und dem Repräsentanten des sächsischen Heidentums gegenübergestellt worden sein.

Diese Erklärung hebt den Gegensatz zwischen Pferd und Rind richtig als den Kern der Erzählung hervor. Aber es handelt sich nicht um sächsischen und fränkischen Gegensatz — das zeigen schon die unten mitgeteilten Sagen, die z. T. slawisches Eigengut zu sein scheinen — sondern um die allgemeine heidnische Anschauung, daß das Pferd in enger Beziehung zum Geisterreiche stehe (vgl. J. v. Negelein, Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult, Zeitschr. d. V. f. Volksk. 11, 406ff., 12, 14ff., 377ff.). So gibt es Sagen, in denen das Pferd geradezu Sehergabe zeigt und als Wegweiser den Baugrund für Kirchen (früher den für Opferplätze) erwählt (ebenda 11, 408. 12, 380. 382). Wie fest diese Sagen im heidnischen Glauben gewurzelt haben, zeigt das Bemühen der Kirche, sie mit neuem

Inhalt zu erfüllen. An die Stelle des Pferdes setzte sie das Rind oder den Esel (ebd. 11, 408). Für die Heiligkeit des Rindes konnte sie sich auf das Alte Testament berufen, wo zwei junge Kühe die Bundeslade ziehen[1]) und den Philistern den Weg weisen (1. Sam. 6, 7 ff., vgl. 2. Sam. 6, 1 ff.), besser noch auf die Tradition von Christi Geburt, die zugleich den Esel empfahl: beide Tiere stellte man sich anbetend bei der Krippe vor (vgl. unten S. 13). Ähnlich verfuhr die Kirche mit jenen Glockensagen. Sie suchte das Pferd verächtlich zu machen, indem sie ihm das Rind gegenüberstellte. Selten mag ihr eine Sage entgangen sein, wie z. B. im Voigtlande, wo es heißt, daß eine bei Pölzig ausgegrabene Glocke von zwölf Pferden nicht weggeschafft werden konnte, daß aber ein blinder Schimmel es fertig brachte (ebd. S. 382). Das ist noch echtes Heidentum; das Pferd hat, wie Wodans Roß, die glückbedeutende Farbe: es ist blind, wie die blinden Tiere sehr alter Natursagen (unten S. 83).

Das gleiche Verfahren der Kirche läßt sich an einem andern Beispiel in Frankreich, vielleicht auch anderswo, nachweisen. Dort heißt es nämlich, daß die lutins (spukhafte Kobolde, Pferdemahren) sich um die Pferdezucht kümmern, dagegen das Rindvieh und den Esel vollständig vernachlässigen, weil unser Herr Christus zwischen Rind und Esel geboren wurde (Rolland, faune pop. 4, 200; vgl. Zeitschr. d. V. f. Vk. 12, 377). Diese Geburtsgeschichte kam der Kirche sicherlich sehr zustatten; die Geisterhaftigkeit des Pferdes konnte gar nicht besser bekämpft werden als durch das Gegenbeispiel der beiden andern Tiere. Darum schuf die Kirche auch eine eigene Geburtssage, in der sie zum Ochsen und Esel auch das Pferd in den Stall zu Bethlehem einsetzte: sofort war der Gegensatz zwischen Pferd und Rind wieder fertig. Ebenso ließ sich der biblische Bericht von Jesu Einreiten in Jerusalem mit leichter Änderung umgestalten; dem willfährigen Esel wurde das ungefällige Pferd gegenübergestellt, das sich weigert, den Heiland zu tragen. Die Sage vom Flußübergang wird ursprünglich nichts weiter erzählt haben, als daß Perkunos (unten S. 87, vgl. S. 277) nur mit dem Pferde, seinem Geschöpfe, ein Erlebnis am Flusse hatte.

Andere Fälle, in denen heidnischer Volksglaube vorliegt, sind in den folgenden Kapiteln vielfach zu finden. Wo kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Altem und Neuem erkennbar ist, kann doch der Nachweis von Parallelen auf das Altertum zurückführen. Wie das Knistern des Ginsters durch eine italienische Fluchtsage gedeutet wird, so heißt es in Skandinavien vom Knistern des Feuers: Loki gibt seinen Kindern

1) Auf eine interessante Parallele macht Sartori, Zeitschr. d. V. f. Volksk. 8, 32 Anm. aufmerksam. Kühe ziehen ein auf dem Meere bei Portbail angetriebenes Gefäß mit einem Evangelienkodex und Reliquien an einen Ort, wo eine Kirche gebaut wird: Mon. Germ. hist. 2, 288 (Gesta abbat. Fontanellens.)

Schläge (Grimm, Myth.[4] S. 201). Wie der Jesusknabe in Bulgarien Bälle emporwirft, aus denen die Himmelslichter entstehen, so werden in Skandinavien Thiassis Augen von Odin, Örvandils Fußzehe von Thor an den Himmel geworfen, und es entstehen ebenfalls Gestirne daraus (Grimm, ebd. S. 311. 441. 603 u. Nachtr.). Bei dem Wunder des rasch emporschießenden Getreides (S. 61 ff.) könnte nach Grimm (Myth.[4] S. 146 u. Nachtr. 3, 65) an den Segen einer Ackergottheit[1]) gedacht werden. Inwieweit in den Sagen von Jesu Kindheit außer dem apokryphischen Ursprung auch Einfluß heidnischer Mythen von Götter- und Riesenkindheit (Grimm, ebd. S. 267. 323) vorliegt, wird sich kaum entscheiden lassen. Heidnischer Kultus der Waldbäume, Verehrung der Blumen und Kräuter, Vögel und Käfer, vierfüßiger Tiere, besonders des Bären, schimmert allenthalben durch die christliche Hülle. Eine systematische Vergleichung des heutigen sowie des historisch bezeugten Aberglaubens der Völker würde gewiß noch mancherlei Dunkel erhellen. Ich komme im Schlußbande dieses Werkes darauf zurück.

Unter den Sagengestalten, die neben Jesus hervortreten, sind zwei von besonderer Bedeutung: Maria und Petrus. Maria ist teils nach Art der Apokryphen dargestellt, teils heidnisch, wie wenn sie statt Donars erscheint (S. 44) oder als Spinnerin an die Stelle der Freia gesetzt ist. Möglicherweise geschah dies unter Einfluß der apokryphen Erzählung, daß sie königlichen Purpur gesponnen habe (Protev. Jac. cap. 10). Und wenn sie bei jüdischen und heidnischen Spöttern geringschätzig 'die arme Spinnerin' genannt wurde (Origenes gegen Celsus 1, 2; vgl. Hennecke, Neutest. Apokr. S. 50), so konnte gerade dieser Spott leicht in das Gegenteil verwandelt und die Sage von der himmlischen Spinnerin zur Erhöhung ihres Ansehens benutzt werden.

Das meiste Interesse — mehr als Jesus und Maria — beansprucht Petrus. Als Bonifacius die heilige Donarseiche bei Geismar gefällt hatte, errichtete er statt ihrer eine Peterskapelle. Dieses historische Zeugnis ist die beste Beglaubigung der aus unseren Sagen klar hervortretenden Tatsache, daß Petrus in der Bekehrungszeit den germanischen Donar ersetzte. Es ist keine scherzhafte Spielerei, wenn wir noch heute beim Gewitter sagen: Petrus schiebt Kegel, sondern der letzte Rest aus der Zeit, wo das Walten des Gewittergottes auf den Apostel übertragen wurde. Auf dieselbe Zeit weist der Brauch, daß man am Peterstage das Ungeziefer mit dem Werkzeuge Donars, dem Hammer, aus dem Hause klopft. Fischsagen, die sich scheinbar aus Petrus' Fischerberufe erklären lassen, beruhen gleichwohl auf der Tatsache, daß Fische und Gewitter in Zusammenhang gebracht wurden. Schon in der germanischen Mythologie

1) Im Finnischen segnet Ukko, der Donnergott, das Korn. Mit der Verehrung Wodans, dem die Erntenden huldigten (ebd. S. 128—130), berührt sich die des Donar, dem Adam von Bremen ausdrücklich die Herrschaft über Wetter und Früchte beilegt. Der hl. Sezny wirft an der Küste von Bretagne seinen [Donars!] Hammer auf ein ödes Feld, und um diesen wächst Getreide in einer Nacht zu vollen, reifen Ähren.

spielte das eine Rolle. Fische erscheinen während des Gewitters, versetzen Schläge und künden Verderben. Das sind freilich mythische Tiere, einäugig, von ungeheurer Größe. Dagegen findet sich bei dem alten Colerus (um 1650) folgendes interessante Zeugnis von den Forellen: Sie erschrecken so sehr vor dem Donner und seinem Wetter, daß sie erstarren und unbeweglich im Wasser liegen bleiben, so daß man sie leichtlich mit den Händen ergreifen kann. Also fürchtet sich auch der Karpfen gewaltig vor dem Schall und Lärm des Donners.[1]) Der Gewittergott Donar (Thor) konnte also leichtlich Loki fangen, als dieser sich in einen Lachs verwandelte, und die Sage von Petrus, der den Schellfisch greift, beruht auf jenen mythologischen Vorstellungen. Um diesen Rollentausch zwischen Donar und Petrus zu verstehen, möge man sich des altsächsischen Heliand erinnern. An keiner Stelle verweilt der Dichter mit so anschaulicher Breite, an keiner Stelle erhebt sich seine Kraft zu so dröhnendem Klange wie in jener lebendigen Schilderung, wo Petrus dem Knecht Malchus das Ohr abschlägt. Als ein Feuergeist, rasch zufahrend in ungestümer Kraft, als der beste der Degen, so sollte Petrus die Herzen der trotzigen Sachsen gewinnen. Und in eben dieser Kraft glich er dem Donar. Wenn also die Kirche darauf aus war, die heidnischen Sagen nicht einfach zu zerstören — es wäre ihr nie gelungen! —, sondern sie in christliche umzuwandeln, so konnte sie nichts Klügeres tun, als Donar mit Petrus vertauschen.

Diese Gleichsetzung des Gottes mit Petrus hat die volkstümliche Charakteristik des Apostels nicht unbeeinflußt gelassen. Es ist schon von Jak. Grimm nachgewiesen, daß der Feind und Verfolger der Riesen, der selbst etwas Plumpes und Riesisches hat und den Christen leicht gar als Tölpel erschien, vielfach mit dem Teufel vertauscht wurde (Myth. cap. XXXIII, vgl. cap. VIII, S. 157). Ja er erhielt die Rolle des dummen Teufels, der anfangs natürlich nur statt des dummen Riesen einzutreten hatte.

Von hier aus vollzog sich eine höchst sonderbare Sagenentwicklung. Da Petrus gleich Donar und Donar gleich dem Teufel ist, so folgt, daß Petrus auch dem Teufel und selbst dem dummen Teufel gleich ist. In der Tat, Petrus macht oftmals dieselbe possenhafte Figur wie dieser und ist der Lächerlichkeit unbarmherzig preisgegeben. Das hat schon der erste Band der Natursagen gezeigt (vgl. Register unter dem Wort Petrus); im folgenden häufen sich die Belege.

Es bleibt nur die Frage zu beantworten, wie denn diese merkwürdige Gleichstellung möglich war. Ist auch hier an die Bibel angeknüpft worden? Hat Petrus Charakterzüge, die so einseitig aufgefaßt werden konnten, daß sie sich in Teufelssagen zwängen ließen? Die Beantwortung

[1]) Vgl. E. Lemke, Nationalzeitung 1899, Nr. 424 (Morgenausg. vom 8. Juli).

hat von solchen Sagen auszugehen, in denen Petrus eine Mahnung des Herrn in den Wind schlägt und dann von diesem belehrt wird, also z. B. der Sage von Petrus als Spielmann (S. 172 ff.). Wenn er da seinem eigenen Kopfe folgt, so verdankt er den Mißerfolg seinem allzublinden Selbstvertrauen, also einer Charakterschwäche, die im Widerspruch zu seiner apostolischen Würde steht und eben dadurch leicht lächerlich wirkt. Dadurch wird der volkstümliche Petrus zwar recht wenig biblisch, doch steht er gleichwohl nicht ganz außer Zusammenhang mit der biblischen Überlieferung. Dort finden sich zwei Geschichten, die das Volk hier als Vorbilder benutzen konnte. Die eine (Matth. 14, 25—32) erzählt von dem Gang über das Meer. Als die Jünger den Herrn über die Wogen wandeln sehen, sind sie voll Furcht, nur Petrus ist getrost. „Herr, bist du es," ruft er aus, „so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser." Danach schreitet er auf Jesus zu, aber plötzlich erschrickt er über einen starken Wind, und mit dem Aufschrei: „Herr, hilf mir!" will er versinken. Mit Recht schilt ihn Jesus, indem er ihn ergreift: „O du Kleingläubiger, warum zweifelst du?" Das anfängliche Vertrauen des Apostels, der rasche Mißerfolg und der Tadel des Herrn erinnern durchaus an die allerdings derberen Volkssagen. Die andere Geschichte (Matth. 26, 33 ff. 69 ff.) ist auf denselben Motiven aufgebaut. Petrus beteuert Jesus: „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern." Und wiewohl ihm Jesus voraussagt: „In dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen", so versichert Petrus mit gesteigerter Zuversicht: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen." Aber wie schwach ist er trotzdem, als er kurz darauf anhebt „sich zu verfluchen und zu schwören: ich kenne den Menschen nicht!" Und in wie bitterer Selbsterkenntnis beweint er seine Schuld, als der Hahn kräht; diese Reue des Weinenden bildet ein ergreifendes Gegenbild zu der stolzen Zuversicht seiner Versprechungen.

Beide Geschichten haben, je menschlicher sie Petrus darstellen, um so nachhaltiger auf die Volkssagen gewirkt, und da es nun Teufelssagen gab, in denen gleichfalls die verkehrte Handlungsweise der Hauptperson, insbesondere das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können den Kerninhalt bildete (vgl. Bd. 1), so machte man Petrus kurzerhand zum Träger solcher Handlungen. Diese Verquickung biblischer und unbiblischer Stoffe war freilich gewagt, und Petrus mußte nun Dinge tun, die mit dem Wesen eines Jüngers schlechterdings unvereinbar sind. — aber die Sage ist kühn und schrankenlos, und am wenigsten kümmert sie treue Charakteristik. Gleichwohl wäre die Frivolität mancher Sagen kaum erklärlich, wüßten wir nicht, daß gerade jene Teufelssagen zum großen Teil auf iranisch-gnostischen Einflüssen beruhen und daß bei der ost-westlichen Wanderung dieser Sagen Sekten mitgewirkt haben, denen der Repräsentant

der streng judäischen Richtung — im Gegensatz zu Paulus — verhaßt war (vgl. Bd. 1, 205). Petrus galt ihnen geradezu als falscher Apostel, auf den sie ebensoviel Gehässigkeit häuften wie die Germanen auf Donar, so daß man beide mit dem Teufel vertauschte.

Auch auf germanischem Boden gab es Einflüsse, die zu dieser volkstümlichen Charakteristik mit beitrugen. Petrus ist nämlich auch dem Loki gleichgestellt worden. Wie dieser sich den wandernden Göttern Odin und Hoenir gesellt, so zieht Petrus mit Christus und Paulus oder auch mit Christus allein, wie Loki mit Thor. Beide sind auch als Koch und Bratendieb zu vergleichen (Grimm, Myth.[4] S. XXXII und unten S. 111). Diese Ähnlichkeit hatte zur Folge, daß in der Zeit, da Loki in dem Wesen des Teufels aufging (Grimm, Myth. cap. XII), alte Lokisagen nicht nur auf den Teufel, sondern auch auf Petrus übertragen wurden. Auf die so entstandenen Petrussagen mögen dann andere von derselben oder von ähnlicher Beschaffenheit gefolgt sein.

Wie die germanischen Götter unter christlichem Namen weitergelebt haben, so begegnen uns auch Jupiter und Merkur, die bei Philemon und Baucis einkehren, in christlichem Gewande. Freilich gehen einheimische Überlieferungen von göttlichen Wanderern nebenher, und durch eine Art innerer Notwendigkeit fließt das verwandte antike Märchen mit ihnen zusammen. Auch äsopische Fabeln hat die geschäftige Volksphantasie nutzbar gemacht, hat sie mit Mariensagen vereinigt und eine so wohlgelungene Mischung erzeugt, daß deren Bestandteile erst durch einschneidende Kritik voneinander zu lösen sind.

Überblicken wir nun die einzelnen Strömungen, die von so verschiedenen Seiten in gemeinsamer Richtung streben und sich zuletzt in der breiten Masse biblischer Natursagen zusammenfinden, so ergibt sich, daß ein großer, beherrschender Gedanke die gesamte Geschichte dieser Überlieferungen lenkt und bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen eine bewundernswerte Einheit des Ganzen schafft: das Bedürfnis der menschlichen Einbildungskraft, sich das Wirken mythischer oder biblischer Gestalten durch Naturmerkmale anschaulich zu machen, die als sichtbare, alle Zeiten überdauernde Zeugnisse ihres Wirkens gelten sollen. Auf diese Weise steigen Götter und Heilige aus unfaßbarer Erhabenheit in das Gebiet des Möglichen und Menschlichen herab. Und während das Herz bereit war, an das göttliche Walten zu glauben, befriedigt es den Geist, es zu erkennen.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III
Zur Einführung IV

1. Kapitel. **Mariä Verkündigung und Heimsuchung.**

I. Der halbgegessene Fisch 1
II. Einzelne Sagen 6
III. Der Besuch bei Elisabeth 7

2. Kapitel. **Christi Geburt.**

I. Die Dattelpalme 9
II. Ochs und Esel im Stall 12
III. Andere Tiere 16
IV. Pflanzen 18
V. Die Steine und das Wasser . . 20
VI. Die Menschen in der Herberge . 20
VII. Ein Beispiel mittelalterlicher Predigtweise 21

3. Kapitel. **Fluchtsagen.**

I. Das Reittier 23
II. Der göttliche Duft 25
III. Huldigende Bäume 30
IV. Schutzspendende Bäume 40
V. Das Versteck im Baumstamm . 46
VI. Freundliches und feindliches Verhalten der Tiere 51
VII. Freundliches und feindliches Verhalten der Pflanzen 58
VIII. Rasches Wachstum des Getreides 61
IX. Das Spinngewebe vor der Höhle 66
X. Einzelnes 68

4. Kapitel. **Jesu Kindheit.**

I. Die Tonvögel 71
II. Bestrafungen 76
III. Blumenlegenden 80

5. Kapitel. **Begebenheiten aus dem späteren Leben Jesu.**

I. Die Austreibung der Teufel . . . 81
II. Verschiedenes 82

6. Kapitel. **Die Sage von Jesu Flußübergang.**

I. Pferd und Rind 88
II. Pferd und Esel 94
III. Der Hirsch 95

Seite

7. Kapitel. **Strafen für Übermut.**

A. Strafen für trotzige Antworten.
I. Die Verwandlung des Saatfelds 95
II. Verschiedenes 97
B. Verwandlungen mutwilliger Menschen.
I. Der Bär 99
II. Der Affe 101
III. Der Hund 101
IV. Der Kuckuck 101
V. Der Storch 102
VI. Das Schwein 102

8. Kapitel. **Die schöpferische Kraft des Speichels.**

I. Entstehung der Schnecke 107
II. Entstehung der Seidenraupe . . . 107
III. Entstehung der Pilze 107

9. Kapitel. **Bestrafung der Trägheit.**

A. Bestrafung des faulen Weibes . . 111
B. Der Faule im Grase 115
C. Der Faule, der mit dem Fuße den Weg weist 115
D. Übertragung auf die Jünger Jesu . 116
E. Der faule Rinderhirt 117
F. Erweiterung 118
G. Herkunft der Erweiterung 121

10. Kapitel. **Bestrafung der Ungastlichkeit.**

A. Verwandlungen.
I. Verwandlung in eine Eule . . 123
II. Verwandlung in einen Specht 123
III. Verwandlung in einen Kiebitz 126
IV. Verwandlung des Brotes in eine Schwalbe 126
V. Verwandlung in einen Kuckuck 127
VI. Verwandlung in eine Schildkröte 128
B. Entstehung der Biene 129
C. Vereinzelte Sagen 131
D. Philemon und Baucis im christlichen Gewande 133
I. Die einbrechende Flut 134
II. Die Unaufhörlichkeit des ersten Tagewerkes 140
III. Das Märchen von den drei Wünschen 153

Seite

11. Kapitel. **Das Jungschmieden und die Entstehung der Affen.**

A. Umschmelzen in einem Ofen . . 155
B. Umschmieden 155
I. Abwendung schlimmer Folgen des Nachahmungsversuches 155
II. Schlimme Folgen des Nachahmungsversuches 162
III. Das Jungschmieden mit seltsamer Hufbeschlagung verbunden . . . 168
IV. Zur Geschichte der Sage 170

12. Kapitel. **Petrus als Spielmann.**

I. Ursprung von Petrus' Glatze . . 172
II. Entstehung der Knorren im Holze 174
III. Ursache schlechten Marschwetters 176
IV. Überlieferung ohne naturdeutenden Schluß 178

13. Kapitel. **Petrus als Fischer.**

I. Der Fisch mit dem Zinsgroschen 180
II. Der Schellfisch 181
III. Das Ungeziefer 183
IV. Petrus auf dem galiläischen Meere 183
V. Der Freitag als Fasttag 183

14. Kapitel. **Schöpfungsschwänke. Sankt Peter mit der Geiß.**

I. Schöpfungsschwänke 184
II. Sankt Peter mit der Geiß 188

15. Kapitel. **Verschiedene Sagen von Petrus, Paulus und Johannes.**

I. Die Schlüsselblume 190
II. Vom Ursprung der bösen Weiber 191
III. Rumänische Sagen von Insekten 192
IV. Der Kuckuck 193
V. Sankt Peters Windhunde. . . . 193
VI. Maltesische Sagen von Paulus . 193
VII. Sagen von Johannes 195

16. Kapitel. **Jesu Leiden und Sterben.**

I. Der Einzug in Jerusalem. . . 195
II. Die Leidensnacht 198
III. Begebenheiten während der Verhöre 199

Seite

IV. Der Gang nach Golgatha . . 200
V. Die Geißelung und Krönung . 201
VI. Der Essigtrank 205
VII. Das Kreuzesholz 207
VIII. Jüdische Kreuzesholzsage und ihr Verhältnis zur Edda . . . 209
IX. Die Nägel am Kreuze 214
X. Die Vögel am Kreuze 218
XI. Insekten, Kornwurm, Frösche, Fische 225
XII. Die Marterwerkzeuge als Denkzeichen 227
XIII. Die Himmelsröte 228
XIV. Blutgefärbte Pflanzen 228
XV. Mitgefühl der Bäume und Pflanzen 230
XVI. Gefühlslosigkeit der Bäume und Pflanzen 232
XVII. Christus und der Teufel . . . 232
XVIII. Verwandelte Juden 233
XIX. Die Grablegung 233
XX. Jesu Himmelfahrt 234

17. Kapitel. **Sagen von Judas Ischarioth.**

I. Judas' Kindheit 235
II. Eindruck des Verrates 236
III. Judas' Tod 236
IV. Judas als Mann im Mond 242

18. Kapitel. **Mariensagen.**

I. Eine äsopische Fabel in christlichem Gewande 242
II. Verwandlung der Diebin 250
III. Bestrafte Fische 252
IV. Maria als Spinnerin 253
V. Pflanzensagen 255
VI. Einzelne Sagen 261

19. Kapitel. **Sagen von Joseph.**

I. Der grünende Stab 265
II. Die Entzündung der Milchgänge . 268

Nachträge. 269
Quellenverzeichnis 303
Sachregister 311

1. Kapitel.

Mariä Verkündigung und Heimsuchung.

Unter den biblischen Gestalten, die dem christlichen Glauben heilig sind, ist nächst dem Erlöser keine dem Volke so vertraut wie Maria. Indem sie die zwei wesentlichsten Seiten der weiblichen Natur, Jungfräulichkeit und Mutterschaft, vereinigt, erscheint sie als die Vollkommenste ihres Geschlechts, über alles irdische Maß emporgehoben; und eben dies macht sie zur Heiligsten der Heiligen. Es ist daher ganz natürlich, daß es zahlreiche Marienlegenden gibt, die weit verbreitet sind; darunter finden sich bisweilen auch Natursagen. Schon die erste Erzählung des Neuen Testamentes, die Geschichte von Mariä Verkündigung und Heimsuchung, ist mit naturdeutendem Zusatz ausgeschmückt worden.

I. Der halbgegessene Fisch.

Das Evangelium S. Lucä 1, 26 ff. berichtet, der Engel Gabriel sei der „Holdseligen" und „Gebenedeieten unter den Weibern" in Nazareth erschienen und habe ihr verkündigt, daß sie Jesum gebären werde. Maria zweifelt: Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß? Aber der Engel überzeugt sie, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Diese Begebenheit verlegt die apokryphe Erzählung an einen Quell außerhalb Nazareths, indem es heißt:

Cum semel [Maria] egressa esset de castello Nazareth et ipsa societas virginum sequeretur et venissent ad fontem, ex quo oves de castello solebant haurire aquam, Maria se modicum ab aliis sequestravit. Et cum esset in ovatione, apparuit ei angelus etc.

Schade, Narrationes p. 10.

In dem Liber infantiae Mariae et Christi Salvatoris ed. Schade p. 22 (vgl. Pseudo-Matthaeus cap. 9 in Tischendorfs ev. apocr.[2] S. 70 f.) ist von zwei Erscheinungen die Rede. In der ersten[1]) findet sich wiederum der Quell:

Maria dum staret iuxta fontem et urceum impleret, apparuit angelus et dixit ei: Beata es, Maria etc.

1) Vgl. Konrad von Fußesbr. 69, 45; Wernher 176, 32; Philipp, Marienleben 1544 f. u. Walther Reinaviensis 47, 48 Protevang. Jacobi cap. 11.

Unwesentlich für uns ist die zweite[1]): Die tertio dum operaretur purpuram, ingressus est iuvenis ad eam, cuius pulchritudo non potuit enarrari. (Folgt Verkündigung.)

Die Situation am Wasser und Marias Zweifel zeigt auch eine Sage aus dem russischen Gouvernement Cherson (nördl. des Schwarzen Meeres), die Afanasieff in folgender knappen Form mitteilt:

Als der Erzengel Gabriel der heiligen Jungfrau verkündete, daß sie den Heiland gebären würde, sagte sie, sie sei bereit, seinen Worten zu glauben, wenn der Fisch, dessen eine Seite bereits verzehrt war, wieder Leben gewänne. In demselben Augenblick wurde er lebendig und wurde ins Wasser gelassen. Es ist dies die einseitige Scholle (Seezunge).

Afanasieff, nar. russk. legendy 1859, S. IX = Ralston, Russian Folktales S. 330.

Etwas wesentlich Neues ist hier, daß die von Lukas berichteten Zweifel der Maria aufs höchste gesteigert sind und der Glaube geradezu an die Bedingung eines Belebungswunders geknüpft ist. Dadurch erhält aber die ganze Geschichte ein verändertes Aussehen und erinnert kaum noch an die biblische Erzählung. Hinter dem Wunder tritt das eigentlich Echte und Gute fast ganz zurück. Woher mag es stammen?

Wenn wir uns nach Varianten dieses Themas umsehen, so ergibt sich zunächst die auffällige Tatsache, daß die Verkündigungsszene nicht notwendig zu dem Stoff gehört. Wir finden nämlich noch eine andere Begebenheit, in der ebenfalls Marias Ungläubigkeit durch das Fischwunder bekehrt wird.

Im Gouvernement Jekaterinoslav heißt es:

Die Mutter Gottes aß gerade, als ihr die Auferstehung ihres Sohnes gemeldet wurde, eine Scholle. „Wenn das wahr ist, so wird auch der Fisch lebendig", sprach sie, „und dann werde ich daran glauben." Die eine Hälfte des Fisches hatte sie bereits verzehrt. Er wurde wieder lebendig.

Nach Sbornik Charkovskago istoriko-filologičeskago obščestva 6 (1894) S. 185 mitget. von Polívka, Arch. f. slaw. Philol. 19, 263.

Ähnlich in einer Sage aus dem asiatischen Rußland (Kreis Kansk):

Als der Erzengel am Sonnabend der Mutter Gottes erschien und ihr ankündigte: „Dein Sohn wird von den Toten auferstehen", da hatte sie gerade ein Fischlein gegessen, und bloß die Gräten hatte sie übriggelassen. Da schlug sie ein Kreuz und sagte: „Dann wird mein Sohn auferstehn, wenn dies Fischlein lebendig wird." Auf einmal wurde der Fisch wieder lebendig. Ich habe, fügte der Erzähler hinzu, mit eigenen Augen im Dnjestr jenes Fischchen gesehen: auf der einen Seite ganz wie ein lebendiger Fisch, auf der anderen aber sieht man bloß die Gräten, wie wenn sie benagt wären, und so schlenkerte es im Wasser.

Cubinskij, Trudy 1, 67.

Damit stimmt eine Smolensker Sage in der Hauptsache überein. Sie erzählt:

1) Konrad 69, 58; Wernher 177, 33; Philipp 1618; Walther Reinav. 50, 42; Passional 14, 16; Protev. Jacobi cap. 11; Hrotsvit; Otfrid.

Christus war auferstanden und saß bei der Mutter Gottes und den Aposteln und plauderte. Aber die Mutter Gottes erkannte ihren Sohn nicht. „Der Meinige war klein, und der ist groß." Und sie biß die Hälfte eines Fisches ab und rief: „So wenig dieser Fisch wieder lebendig wird, so wenig kann Christus auferstehen." Doch siehe da! — der Fisch wurde lebendig, und die Mutter Gottes freute sich und warf ihn ins Meer. Seitdem lebt er dort; ein Auge ist ihm ausgegessen, an der Seite ist er nur halb. [Die Sage geht dann mit Wiederholung des Motivs weiter: Vor dem Fenster stand ein dürrer Eichbaum. „O du barmherziger Gott!" rief die Mutter Gottes. „Wenn die Eiche wieder grün wird und Blätter treibt, dann mag Christus auferstehen." Da wurde die Eiche grün und hatte breite Blätter. Die Apostel zeigten das der Mutter Gottes, und sie wurde froh, sehr froh und lobte Gott um ihres Sohnes willen.]

Dobrovolskij, Smolenskij Sbornik 1, 244, Nr. 27.

Eine mingrelische Variante scheint ebenfalls von den Aposteln und Maria erzählt zu haben; genannt sind sie indes nicht:

Eine Scholle briet am Spieß. Es war gerade in der Zeit, als zum ersten Mal die Gerüchte von der Auferstehung Christi umgingen. Da sprach einer zum andern: „Wenn die Auferstehung ein wahrhaftiges Geschehnis ist, so möge dieser Fisch aufleben!" Die eine Seite des Fisches war aber vollständig gebraten, und trotzdem begann er sich zu regen. Sogleich nahm man ihn vom Spieß und ließ ihn ins Meer. Auf diese Weise erklärt man sich den Umstand, daß die Scholle ihre Augen nur an der einen Seite hat.

Sborn. materialov dlja opisanija mĕstnostej i plemen kavkaza 32, 3, 117.

In einem Liede der Setukesen[1]) in Estland ist unser Stoff in folgender Weise frei ausgestaltet:

Die Welt ist in Nebel ertrunken, die Erde im Tau verloren. Die Herren wollen die Welt ordnen und schmücken, aber es gelingt ihnen nicht. Es gibt keine Sonne oberhalb der Welt, keine Abend- und Morgenröte unterhalb der Welt, keinen Mond in der Höhe, keine Sterne am Himmel. Warum? Darum: Man martert Jesum, den frommen Gott. Er ist rücklings in den Flammen, die beiden Füße sind gefesselt, die fünf Finger ausgespannt. Jesus spricht: „Wer bringt von meiner Marterung der Maria Kunde?" Ein Fisch ist da auf der Pfanne, der schwimmt ins Meer und bringt die Kunde der Maria, sie auffordernd, auf die Erde herabzukommen. Die Maria glaubt der Nachricht nicht. [Darauf werden noch zwei Boten abgesandt, ein halbgekochter Hahn kräht von der Stange aus die Botschaft der Maria, ein halbgekochter Ochse brüllt sie ihr vom Berge aus. Sie bleibt ungläubig. Endlich berichtet ihr die schöne Weltallstochter, in welchem Zustande die Welt ist, und was auf der Erde geschieht. Da fährt Maria zur Erde herab und stellt die Ordnung wieder her.]

Monumenta Estoniae antiquae 1, 1, Abt. C (Ausführliche Inhaltsangabe der Lieder in deutscher Sprache): S. 31.

Man darf wohl annehmen, daß ein Sagenstoff, der in solcher Weise an zwei verschiedene Vorgänge geknüpft ist, ursprünglich noch einfacher aus-

1) D. h. der griechisch-orthodoxen Esten im Gouvernement Pleskau (Pskow); sie bilden den östlichsten Ausläufer des werro-estnischen Stammes und grenzen an den werroschen Kreis Livlands.

sah und weder mit der einen noch mit der andern Verkündigung zusammenhing, sondern für sich allein bestand. Er hätte dann etwa einen Inhalt gehabt wie die folgende Sage aus dem Uschitzer Kreise:

Die Scholle hatte ehedem die gewöhnliche Gestalt eines Fisches und zwei Augen. Die jetzige flache Gestalt und die Einäugigkeit bekam sie davon, daß sie von der Mutter Gottes verflucht wurde. Diese aß einmal eine Scholle, und als sie ihr die Gabel ins Auge stieß, warf sich jene vom Teller auf den Boden. Die Mutter Gottes hob sie nicht auf, sondern verfluchte sie. Und dieser Fluch lastet noch heute auf der Scholle. Sie lebt auf dem Meeresboden und sieht niemals die Sonne.

Čubinskij, Trudy 1, 67.

Auch eine Lesart aus Småland (Schweden) deutet auf eine solche einfache Urform der Sage.

Während ihrer Schwangerschaft ging die Jungfrau Maria einmal spazieren und wurde unterwegs sehr hungrig. Da ergriff sie, als sie am Meeresufer entlang ging, eine Flunder, konnte aber nur die eine Hälfte essen, die andere Hälfte warf sie wieder in die See, und seit der Zeit hat keine Flunder Fleisch an beiden Seiten gehabt.

F. L. Grundtvig, Svenske Minder fra Tjust (1882) S. 36.

Ebenso ist in Finnland keine bestimmte Szene des Neuen Testaments angegeben:

a) Da die Heilige Jungfrau mit dem Kinde ging, aß sie von der einen Seite der Flunder und warf das übrige in die See, daher das besondere Aussehen des Fisches.

Nyland IV (Helsingfors 1889), S. 100.

b) Der Marienfisch (= Flunder) hat seinen Namen davon erhalten, daß Maria die eine Hälfte davon gegessen hatte und das übrige wieder ins Meer warf. Da wurde der Fisch wieder lebendig, obgleich an der andern Hälfte kein Fleisch war.

Frdl. Mitteilung von Prof. K. Krohn in Helsingfors.

In dieser einfachen Form drang der Stoff auch in die spätheidnischen Überlieferungen der Litauer und Samogiten ein. Sie erzählen,

daß die Scholle mit ihrem einen Auge und ihrem ganzen Äußern deshalb einer abgetrennten Fischhälfte gleiche, weil die Königin der Ostsee, Jurata, deren eine Seite abgenagt und die andere ins Meer geworfen habe.

Afanasieff, nar. russk. leg. S. IX.

Wesentlich ist in den bisher angeführten Varianten der Umstand, daß eine weibliche Trägerin der Handlung das Naturwunder herbeiführt. Dagegen fehlt in den letzten das Motiv der Ungläubigkeit. Es fehlt auch in einer dritten (weißrussischen) Form, die auch im übrigen abweicht, da sie mit einem neuen Träger einer neuen Handlung ihre eigenen Wege geht.

Der Herr Jesus aß gerade Fisch, als die Juden kamen, um ihn zur Marter abzuholen, und Judas ging auf ihn zu und gab ihm den Verräterkuß. So konnte der Herr nicht mehr zu Ende essen. Er hatte aber bereits die eine Seite des Fisches entgrätet und ein Auge herausgenommen. Da segnete er den Fisch, und dieser lebte wieder auf, und der Herr befahl den Aposteln, das Tier ins Meer zu

werfen. Er selbst begab sich zur Folterstätte. Seitdem gibt es bis zum heutigen Tage einseitige und einäugige Fische im Meere.

Federowski, Lud białorusski 1, Nr. 580.

Die Frage, wie das Motiv der Ungläubigkeit in die einfache Urform hineinkam, führt auf die Möglichkeit des Einflusses verwandter apokrypher Geschichten.

So berichten die Petrusakten (um 200 n. Chr. in Kleinasien entstanden) von Petrus und dem Thunfisch das Folgende:

„Petrus aber wandte sich um, sah einen geräucherten Thunfisch an einem Fenster hängen, ergriff ihn und sagte zu dem Volk: 'Wenn ihr jetzt diesen im Wasser schwimmen seht wie einen Fisch, — werdet ihr glauben an den, den ich verkünde?' Jene aber sagten einstimmig: 'In Wahrheit werden wir dir glauben.' Da ging er zu dem in der Nähe befindlichen Schwimmteiche und sagte: 'In deinem Namen, o Jesus Christus, dem bis jetzt noch nicht geglaubt wird, — Thunfisch, — vor allen diesen — lebe und schwimme wie ein Fisch.' Und er warf den Thunfisch in den Teich, und er wurde lebendig und fing an zu schwimmen. ... Da folgten dem Petrus sehr viele, nachdem sie das gesehen, und glaubten an den Herrn."

Hennecke, Neutestamentl. Apokryphen S. 404.

Wie man sieht, wird auch hier der Glaube von einem Belebungswunder abhängig gemacht, und auch hier knüpft sich das Wunder an einen Fisch. Eine andere apokryphe Überlieferung, die den halbgegessenen Fisch betrifft, enthält — wahrscheinlich nach jüdischen Quellen — die Kosmographie des Arabers Kazwini in einem Kapitel von wunderbaren Geschöpfen des Mittelländischen Meeres:

Abû Ḥâmid der Spanier sagt: ich habe einen Fisch in der Nähe der Stadt Ceuta gesehn, und das war der Sprößling des gebratenen Fisches, dessen eine Hälfte Moses und Josua gegessen und dessen andere Hälfte Gott wieder belebt; und diese hat dann zur Verwunderung ihren Weg ins Meer genommen. Dieser Fisch hat noch heutigen Tages Nachkommen an dieser Stelle, und zwar ist das ein Fisch, dessen Länge mehr als eine Elle und dessen Breite eine Spanne beträgt. Seine beiden Seiten bestehen aus Gräten und Knochen, und seine Eingeweide umgibt eine zarte Haut. Er hat nur ein einziges Auge, und sein Kopf ist nur die Hälfte eines Kopfes. Wer ihn von dieser Seite sieht, hält ihn für schmutzig und denkt, er sei schon gegessen und tot, während die andere Hälfte rein ist.

Kazwini, Kosmographie S. 258.

Während die genannten Überlieferungen mehr oder weniger eng zusammengehören, gibt es noch eine weitentfernte Sage, die zwar in ihrem Kern — der Auffassung eines Fisches als eines halbgegessenen — völlig mit jenen übereinstimmt, im übrigen aber durchaus abweicht. Es ist eine melanesische Sage (aus Lepers Island), die folgendes berichtet:

Man erzählt sich, daß Tagaro der Kleine sein Boot ins Wasser zog und auf

die Fischsuche hinausfuhr. Er sah einen großen Felsen im Meer und ließ sich langsam dahin treiben, ohne zu rudern, um zu sehen, ob er dort Fische finden würde.

Und er sah viele Fische, die unter seinem Boot an die Oberfläche kamen, und er fütterte sie mit der Speise, die er in der Hand hatte, und er bemerkte, daß diese Fische die Nahrung des Landes essen konnten. Da sagte er zu ihnen: „Ich gehe jetzt fort, aber übermorgen werde ich etwas 'Loko' für euch schaben, und ich werde Kokosnußsauce darüber gießen und es euch bringen." Damit verließ er sie, und es heißt, er blieb einen Tag zu Hause. Am zweiten Tage nahm er das „Loko" mit Kokosnußsauce, stieg in sein Boot und ruderte nach dem Ort, wo die Fische waren. Er rief sie mit Gesang: „Ihr Fische, wer ihr auch seid, hübsche kleine Fische, hier ist eure Speise mit Kokosnußsauce." — Es gab aber einen Menschen mit Namen Merambuto, der stand am Ufer und hörte Tagaro die Fische mit diesem Liede rufen, und Merambuto machte des Nachts Speise zurecht und ruderte am frühen Morgen in Tagaros Boot hinaus, bis er an den Ort kam, zu dem auch Tagaro getrieben war. Dort sang er dasselbe Lied. Aber die Fische merkten, daß seine Stimme laut war, und erkannten daran, daß es jemand anderes sei, und kamen nicht in die Höhe. Als Merambuto sah, daß sie nicht heraufkamen, änderte er seine Stimme, daß sie wie Tagaros klang. Und er sang ganz leise: „Ihr Fische, wer ihr auch seid . . ." Als die Fische nun die leise Stimme hörten, kamen sie an die Oberfläche, und er fing sie alle mit einem Angelhaken. Dann ruderte er schnell ans Ufer, ging ins Dorf, zündete ein Feuer an und tat die Fische in den Ofen. Als es heller Tag war und Tagaro ausging, waren sie alle fort, und Tagaro merkte, daß der Dieb Merambuto sie gefangen hatte, ruderte schnell ans Land und folgte den Fußspuren Merambutos. Sie führten ihn zu dessen Hause, er ging hinein und setzte sich freundschaftlich zu ihm hin. „Was hast du im Ofen, ich bin hungrig", sagte er zu Merambuto. Dieser sagte: „Es ist meine Nahrung, aber sie ist schlecht, du kannst nicht davon essen." Da sagte Tagaro: „So? Ist deine Nahrung so sehr schlecht? Dies hier sind aber meine Fische, die du gefangen hast." Er schlug ihn und tötete ihn und legte Feuer an sein Haus an, und es wurde verbrannt und zerstört. Tagaro nahm die Fische aus dem Ofen und tat sie in einen kleinen Teich mit Salzwasser. Da wurden die Fische wieder lebendig, eine Seite von ihnen war fort, aber die andere blieb. Jetzt heißen sie: Tagaros Halbe Fische.

Codrington, The Melanesians 371.

Diese Geschichte ist ein wertvolles Beispiel für die Frage, inwieweit sich die schaffende Phantasie der Völker an einem gleichen Gegenstande übereinstimmend betätigt. Die Gemeinsamkeit menschlicher Vorstellungen zeigt sich darin, daß die Natur in derselben Weise angeschaut und aufgefaßt ist. Die Einzelheiten der Ausdeutung unterliegen dem Wechsel, den in diesem Falle die kulturelle Verschiedenheit bedingt hat.

II. Einzelne Sagen.

1. Bei Grohmann, Aberglauben und Gebräuche Nr. 476 (= Folklore Record 2, 59) findet sich folgende böhmische Sage: -

Als alle Vögel Mariä Verkündigung feierten und nicht zu Neste trugen, soll bloß das Kuckucksweibchen ins Nest getragen haben. Deshalb wurde sie verwünscht und des Männchens beraubt. Daher hat

sie auch kein eigenes Nest, sondern legt ihre Eier in das Nest eines Hänflings oder einer Grasmücke und fliegt davon. Der Hänfling brütet das Ei anstatt des seinen aus. Wenn aber der junge Kuckuck herangewachsen ist, daß er ausfliegen kann, frißt er zum Danke den Hänfling selber auf.

Vgl. Krolmus 1, 42. (Aus der Gegend von Braunau und Pilsen.)

Auch in der Zeitschrift Živaja Starina 13, 407 wird die Sage kurz erwähnt. Nach Afanasjeff, nar. russk. leg. XIII kennt der Sperling allein das Fest Mariä Verkündigung nicht und baut an ihm sein Nest.

Parallelen zum Nestbau wird man im dritten Bande der Natursagen finden.

2. Eine Legende bei Pieper, Volksbotanik S. 343 führt die Entstehung der Marienblume auf die Freudentränen der heiligen Jungfrau zurück, die sie über den Gruß des Engels Gabriel vergoß.

III. Der Besuch bei Elisabeth.

Das Evangelium von Mariä Heimsuchung (Luk. 1, 39—56) ist von der Poesie reiner Weiblichkeit erfüllt. Maria geht über das Gebirge zu der Stadt Judas, kommt in das Haus Zacharias und grüßt Elisabeth, ihre Verwandte. Eine Heilige steht vor einer Heiligen, beide von Gott zur Mutterschaft auserkoren, beide der Quell unendlichen Segens. Und Elisabeth wird des heiligen Geistes voll: als erste unter den Menschen preist sie selig die Gebenedeiete des Herrn. Marias Seele aber erhebt die Barmherzigkeit des Höchsten, der Großes an ihr getan hat. Drei Monate verweilt sie zu Besuch, darnach kehrt sie nach Nazareth zurück.

Die Poesie jener Begegnung war für die Volkssage kein verwendbarer Stoff. Die Sage will an Handlungen anknüpfen, die sie ausschmücken, weiterbilden und schließlich auch durch neuen Inhalt ersetzen kann. Hier aber fehlte die Handlung, und so ließ sich nichts daraus machen. Zu brauchen war nur der Gang über das Gebirge. Unter den Tritten der Heiligen sprossen Blumen hervor, wie die Rose von Jericho (Meier, Sagen aus Schwaben 1, 241, Parallelen s. unten), das Marienblümchen (= Gänseblümchen) und der Liebfrauenschuh (Sepp, Symbolik 5, 8). Aber auch die Tierwelt nimmt an dieser Reise Anteil. Die Schwalben geben ihr freundlich zwitschernd das Geleite, weshalb sie noch heute der Mutter Gottes heilig sind und unter ihrem Schutze stehen. Die Nattern aber, welche sie züngelnd verfolgen und mit ihrem Basiliskenblicke durchschießen, werden geblendet und heißen nun Blindschleichen, damit sie den Menschen fürder nicht schaden (Sepp, ebd. Vgl. Menghin, Aus dem deutschen Südtirol S. 109). Daß sich die böhmische und italienische Lokalsage diesen Stoff zu eigen machten, ist freilich eine geographische Ungeheuerlichkeit, sie sind aber willkommene Zeugnisse für die sorglose Art, wie mit Überlieferungen umgegangen wird.

Zwischen dem Hausberge bei Graslitz und dem Holzhaue ist die Räumer, ein Tal, das mit großen Granitblöcken besät ist. Dort liegt auch ein Stein, auf wel-

chem der Abdruck eines Fußes sichtbar ist. Als die heilige Jungfrau übers Gebirge zu ihrer Base Elisabeth ging, soll sie hier (!) gestrauchelt sein und den Fuß in den Stein eingetreten haben. Die Fußtapfe hat deshalb auch die merkwürdige Eigenschaft, daß jeder Fuß in dieselbe paßt.

Grohmann, Sagen aus Böhmen S. 306.

Am Castell buon Ladrone sieht man noch die Stelle, wo die heilige Jungfrau auf diesem ihrem Gange über das Gebirge geruht haben soll und der gute Räuber ihr manchen Dienst erwies, während die andern sie ausrauben wollten.

Sepp, Symbolik 5, 8. Begegnung mit Räubern, jedoch während der Reise nach Ägypten, siehe Ev. inf. arab. cap. 13 u. 23, bei Tischendorf² S. 186 u. 192.

2. Kapitel.

Christi Geburt.

„Die selige Weihnachtszeit mit ihren heiligen Mythen ist eine Blume mitten im Winter des Jahres. Oder weiß einer von Euch Frommen und Profanen im Himmel und auf Erden Schöneres zu denken als eine junge, keusche Mutter mit ihrem Kinde? Als ein Kind, das mit dem fleischgewordenen Worte: 'Tue Gutes denen, die dich hassen; liebe deinen Nächsten wie dich selbst' die Welt erlösen will?" So hat Rosegger einmal gesagt.

Diese heilige Schönheit der Weihnachtserzählung hat in der ganzen Sagenpoesie der Welt nirgends ihresgleichen. Die Natursagen, die sich an das Evangelium anknüpfen, bleiben weit hinter ihr zurück. Sie geben nicht viel mehr als matte Erweiterungen nebensächlicher Vorgänge, aber sie sind immerhin wertvolle Zeugnisse für die Geschichte des Glaubens. Sie zeigen, wie nachdenklich das Volk mit Herz und Geist bei dem Wunder der Christnacht verweilte, wie es die Heiligkeit der Personen und Vorgänge sich näher zu bringen und in die leichter faßliche Menschlichkeit herabzuziehen suchte, und wie es befriedigt ward durch die Vorstellung, daß die Natur in so manchen Gedenkzeichen die Erinnerung an Christi Geburt bis heut und in Ewigkeit bewahre.

Schon die an sich bedeutungslose Reise um der Schätzung willen beschäftigte die Volksphantasie. In apokryphen Darstellungen der Jugendgeschichte Jesu (z. B. bei Schade, Narrationes cap. XII, S. 11) wird erzählt, daß Joseph, als er von Nazareth nach Bethlehem kam, einen Ochsen und einen Esel mit sich führte. Auf dem Esel saß die heilige Jungfrau; den Ochsen wollte er gegebenenfalls verkaufen, um Mittel zum Unterhalt zu gewinnen.[1]) (Vgl. auch Jakobus-Evangelium cap. 17, Tischendorf² S. 32,

1) Vgl. Jacobus a Voragine († 1298), legenda aurea ed. Graesse S. 45: Proficiscens Joseph in Bethlehem cum Maria praegnante duxit secum bovem, forte ut ipsum venderet

Hennecke, neutestamentliche Apokryphen S. 60: Reise nach Bethlehem auf einem Esel. Weiteres siehe unter „Fluchtsagen".)

Die sizilianische Volkslegende knüpft daran an, erweitert den Stoff und erzählt: Die Mauleselin ist verflucht worden [unfruchtbar zu bleiben]. Denn als Maria, um sich nach dem Gebote des Kaisers Augustus zählen zu lassen, eine solche bestiegen hatte, warf diese sie zu Boden. Maria bestieg danach einen Esel.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 435.

Aber im Mittelpunkt der Sagendichtung stand natürlich die Geburtsgeschichte.

I. Die Dattelpalme.

Selbst für die Araber hat die Geburt dessen, den sie geringschätzig einen Vorläufer-Propheten Mahomets nannten, etwas Rührendes gehabt.

Im Koran, Sure 19, 23 ff. wird erzählt:

Einst befielen Maria die Wehen der Geburt an dem Stamme eines Palmbaumes, da sagte sie: „O wäre ich doch längst gestorben und ganz vergessen!" Da rief eine Stimme unter ihr: „Sei nicht betrübt, schon hat dein Herr zu deinen Füßen ein Bächlein fließen lassen, und schüttele nur an dem Stamme des Palmbaumes: es werden reife Datteln genug auf dich herabfallen. Iß und trinke und erheitere dein Auge."

Vgl. Tabarî 1, 541 (auch Hammer, Rosenöl S. 259 f.):

Maria begab sich, als die Stunde der Geburt herannahte, aus Schamgefühl vor die Stadt. Als die Wehen sie befielen, bemerkte sie von ferne einen Baum. Es war eine verdorrte Palme, deren Blätter abgefallen und deren Zweige gebrochen waren. Maria wandte sich zu diesem Baum, ihre Schmerzen erlaubten ihr nicht, weiter zu gehen. Sie setzte sich unter den Baum, wie im Koran geschrieben steht: die Geburtsschmerzen überfielen sie unter einem Palmbaume. Als sie niedergekommen war und Jesus das Leben geschenkt hatte, ließen die Schmerzen und die Scham sie in diese Worte ausbrechen: „Wollte Gott, ich wäre vordem gestorben und völlig vergessen!" . . . Als Jesus unter diesem Baumstamme das Licht erblickt hatte, gab es dort weder Quell noch Bach. Gott ließ an jenem Orte eine Quelle sprudeln, und das Wasser floß über den Boden, damit Maria sich damit waschen könne, sie und ihr Kind. Darauf sprach die Stimme zu ihr: „Schüttle den Palmstamm, die reifen Datteln werden auf dich herunterfallen." Maria schüttelte den Baum, und augenblicklich wuchsen Datteln, reiften und fielen ab. Sie aß davon, und ihr Körper gewann wieder Kraft. Seitdem gibt man Wöchnerinnen Datteln.

Der Araber Kessaeus (vgl. Henr. Sike in den Noten zum Evang. inf. p. 19) erzählt: [Maria ging an einen einsamen Ort außerhalb Jerusalems.] Und sie sah in einer stürmischen Nacht eine verdorrte Palme, und als sich Maria an deren

et censum pro se et pro virgine solveret et de residuo viveret, et unum asinum, forte ut virgo super eum veheretur. Ferner Vita Beate Virg. Marie . . rhythmica ed. Vögtlin — es ist dies ein Werk, das zahlreiche Nachahmungen und Bearbeitungen in allen Ländern Europas erfuhr — v. 1724 f. Ipse (sc. Ioseph) secum asinum bovemque ducebat, virgo nam in asino gravida sedebat. Vendere disposuit aliud iumentum ad habendum in expensas et eius alimentum.

Wurzel niedergelassen hatte, ward diese plötzlich wieder grün und mit Blättern und Laub bekleidet und senkte ihre Frucht zu ihr herab durch die Kraft Gottes des Herrn. Und unter ihr hervor sandte Gott einen sprudelnden Quell, und als die Geburtswehen sie quälten, umschlang sie die Palme fest mit ihrer Hand.

Sike erinnert hierbei an die Sage der Latona, die nach Homeri hymnus in Apoll. und Callimachus, hymn. in Delum eine Palme umschlingt.

Diese literarischen Darstellungen gaben den Anlaß zu der folgenden mit Naturdeutung ausgeschmückten Sage:

Die Jungfrau Maria zog sich in der Wüste unter eine Dattelpalme zurück; von den Geburtsschmerzen überrascht, weinte sie, als der Engel des Herrn zu ihr sprach: „Bekümmere dich nicht, Maria, schüttle den Baum, iß die Frucht, trink und wasch deine Augen.“ In ihrer Angst rief sie aus: „O könnte ich nur eine Dattel haben!“ Alsbald grub sich der Ausruf ihres jungfräulichen Mundes in die Frucht ein, und alle tragen seitdem ein kreisrundes Zeichen ähnlich dem Buchstaben O.

Revue des trad. pop. 4, 409 aus Jaksonet, l'Univ. pitt. Maroc. p. 294 f.

Auch zu den Portugiesen und nach Malta ist diese Sage gewandert, jedoch mit der Änderung, daß Maria auf der Flucht nach Ägypten beim Anblick der Datteln ausgerufen habe: „O welch schöne Frucht!“ (Über die Dattelpalme in Fluchtsagen s. unten Kap. 3.)

Buddhistische Parallelen, denen die arabische Geschichte vermutlich nachgebildet ist:

1. Königin Mâya, die Buddhas Mutter werden soll, ist schwanger und geht in den Garten.

Nun war in diesem Garten ein besonderer Baum, Palasa genannt, der war von oben bis unten ganz gerade, und seine Zweige standen vollkommen regelmäßig, seine Blätter schillerten wie das Gefieder des Pfaues, weich wie „Kalinda“-Tuch, der Geruch seiner Blüten war wunderbar. Entzückt über diesen Anblick blieb Mâya dort eine Zeitlang stehen, um ihn zu bewundern, und näherte sich allmählich seinem Schatten, da neigte dieser Baum seine Zweige durch Buddhas Wunderkraft, und die Königin ergriff einen Zweig mit ihrer rechten Hand ... So gebiert sie Buddha.

Aus einem chinesischen 'Leben Buddhas' vom Ende des 6. Jahrh. n. Chr.
Beal, Sâkya Buddha 43.

2. Nun befindet sich dort ... ein herrlicher Sālawald ... Als nun die Fürstin (die zukünftige Mutter des Bodhisatta) diesen Sālawald sah, bekam sie Lust, sich darin zu ergehen. Die Diener nahmen die Königin und betraten den Sālawald. Sie ging dann an den Fuß eines herrlichen Sālabaumes und begehrte einen Sālazweig zu erfassen. Der Sālazweig bog sich herab wie die Spitze eines dampfdurchnäßten Rohres und kam ihrer Hand nahe. Und sie streckte die Hand aus und erfaßte den Zweig. Und nun begannen die Wehen. Viele Leute kamen herbei und verfertigten ein Zelt um sie. Und während sie so den Sālazweig haltend dastand, gebar sie ihr Kind.

Dutoit, Leben des Buddha S. 9 f.

3. Indische Erzählungen von Bäumen, die sich neigen, s. auch unter Fluchtsagen, unten Kap. 3.

Zur Anteilnahme der Natur während der Stunde der Geburt vgl. noch das Protevangelium des jüngern Jakobus Kap. 18, Tischendorf² S. 34 (Nach der Übersetzung von R. Clemens S. 42 und Eysinga S. 66):

Da aber Joseph hinging [eine Wehemutter zu suchen], sah er zum Himmel hinauf und sah den Pol des Himmels stehen und die Vögel des Himmels zittern. Und er blickte zur Erde nieder und sah eine Schüssel daliegen und Arbeiter dabei sitzen, die ihre Hände in der Schüssel hatten. Und diejenigen, welche kauten, kauten nicht; welche etwas herausholten, holten nichts heraus; welche Speise in den Mund führten, führten sie nicht in den Mund, sondern ihrer aller Angesicht war nach oben gewandt. Weitergetriebene Schafe standen still; und der Hirte erhob die Hand, sie mit dem Stabe zu schlagen, aber die Hand desselben blieb in der Luft stehen. Und Joseph blickte nach dem Strome und sah Böcke, die mit ihrem Munde das Wasser berührten und nicht tranken. Und alles stand in seinem Laufe still.

Wie die evangelische Sage den Tod des Messias dadurch verherrlichte, daß sie dabei die ganze Natur in Aufregung geraten läßt (Matth. 27, 25), so lag es nahe, auch an der Geburt des göttlichen Kindes die ganze Schöpfung Anteil nehmen zu lassen. Dort trauert, hier staunt die Natur. Vgl. auch Eysinga, Indische Einflüsse S. 66, wo auf eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem Lalita-Vistara (6. Jahrh. n. Chr.), aus dem Tibetanischen übers. von Foucaux, Kap. 7, S. 73f. hingewiesen wird:

La lune, le soleil, les chars célestes, les planètes, la foule des étoiles restaient sans mouvement.

Toutes les fleurs, entr'ouvrant leurs calices, ne s'épanouissaient pas. Dans les étangs, les lotus . . . . entr'ouvrant leurs boutons, ne fleurissaient pas. De jeunes arbres . . . . . entr'ouvant leurs boutons, ne fleurissaient pas . . . Tous les vents apaisés ne soufflaient pas. Toutes les rivières et les ruisseaux arrêtés ne coulaient pas . . . Tous les travaux des hommes étaient interrompus.

„Das 18. Kap. des Protev. Jacobi", sagt Eysinga, „versetzt uns in eine orientalische Märchenwelt, wo ein lebendiges Naturschauspiel, plötzlich bezaubert, in dem darauf eintretenden Ruhestand noch eine Welt der Bewegung ahnen läßt. Diese Darstellung scheint mir indischen Ursprungs zu sein."

Vgl. noch folgende buddhistische Parallelen:

1) In dem Augenblicke, da der Bodhisatta im Leibe seiner Mutter seine Wiedergeburt nahm, erzitterten und erbebten wie mit einem Schlage alle 10000 Welten. Es neigten sich die 32 Vorzeichen: In den 10000 Welten entstand eine unermeßliche Helle; die Blinden, die diesen Glanz zu schauen verlangten, erhielten ihre Augen wieder, die Tauben hörten, die Stummen redeten, die Buckeligen wurden gerade, die Lahmen konnten wieder gehen, alle, die in Banden waren, wurden von Ketten, Banden u. dergl. befreit. In allen Höllen erlosch das Feuer, bei den Petas hörte Hunger und Durst auf, die Tiere verloren ihre Furcht, bei allen Wesen verschwand die Krankheit, alle Wesen redeten lieb, mit lieblichem Laute wieherten die Pferde, brüllten die Elefanten; alle Instrumente ertönten, wiewohl nicht berührt, von selbst, Armbänder und andere Schmucksachen an den Körpern der Menschen klingelten. Alle Himmelsgegenden wurden heiter, ein den Geschöpfen wohltuender milder,

kühler Wind wehte, eine Wolke ließ Regen herabströmen, obwohl es nicht Regenzeit war; auch aus der Erde sprang Wasser hervor und floß dahin. Die Vögel hörten auf, in der Luft zu fliegen, die Flüsse hemmten ihren Lauf, in dem großen Weltenmeere war süßes Wasser, überall war seine Oberfläche mit fünffarbigen Lotosblumen bedeckt. Alle Land- und Wasserblumen blühten, an den Stämmen der Bäume blühten Stammlotosblumen, an den Ästen Astlotosblumen, an den Zweigen Zweiglotosblumen. Aus dem Boden kamen Baumlotosblumen, die die Felsen durchbrachen, je sieben übereinander hervor, vom Himmel hingen Schlinglotosblumen herab, überall regnete es Blumen. Im Äther ertönten himmliche Instrumente, und das ganze System der 10000 Welten drehte sich und war wie ein Ball ausgestreuter Blumen zusammengedrückt, wie ein Bündel zusammengebundener Kränze; es war wie ein mit Kränzen geschmückter Sitz, wie aus einem einzigen Kranz bestehend, wie ein Yak-Wedel funkelnd, mit dem Wohlgeruch von Blumen und Weihrauch parfümiert zu äußerster Herrlichkeit gelangt.

Dutoit, Leben des Buddha S. 7 f.

2) Nachdem Buddha geboren war, erbebte die Erde, Sonne und Mond verfinsterten sich, alles blüht, der Himmel ist heiter, aber es donnert, ein leiser fruchtbarer Regen fällt, ein sanft kühlender Wind weht.

Aus einem chinesischen Leben Buddhas.
Beal, Sâkya Buddha 45 f.

An die Hauptgedanken des arabischen Berichtes, die Erquickung unterm Dattelbaum und am Quell, erinnert folgende jüdische Geschichte:

Rabbi Nachaman war sehr reich und gelehrt und weise. Dennoch bat er seinen Freund, Rabbi Isaac, daß er ihm seinen Segen gebe.

„Du erinnerst mich da," sprach dieser, „an einen Mann, der beinahe den ganzen Tag in einer Wüste herumgewandelt und nun hungrig, durstig und müde war. Dennoch trieb ihn die Notwendigkeit, weiter zu gehen, bis er endlich an den bezauberndsten Ort kam, wo ein feiner Dattelbaum wuchs und ein kleiner Bach rieselte. Der ermüdete Fremdling setzte sich unter den Baum und pflückte einige köstliche Früchte desselben und erquickte sich. Dankbar aber für die unerwartete Erfrischung, wendete er sich an seinen Wohltäter: „Baum, Baum, welchen Segen kann ich dir geben? Soll ich dir große Zweige, schöne Blätter, kühlenden Schatten wünschen? Du hast sie bereits. Ausgesuchte Früchte im Überfluß? Du bist mit ihnen bereits gesegnet. Einen belebenden Bach, der deine Wurzeln befruchtet? Auch er mangelt dir nicht. Nichts kann ich dir wünschen, als daß jeder deiner Sprößlinge, wohin er gepflanzt werde, blühen mag, gleich dir. — Und dir, mein Freund, welchen Segen kann ich dir geben? Gelehrt und weise bist du bereits. Reichtum hast du in Überfluß. Deiner Kinder sind viele. So kann ich nur wünschen, daß alle deine Nachkommen gesegnet seien, gleich dir selbst."

Heimann Hurwitz, Sagen der Hebräer. Aus den Schriften der alten hebräischen Weisen 1826, S. 68.

II. Ochs und Esel im Stall.

Der Prophet Jesaias schreibt im 1. Kap. v. 3: [Der Herr redet:] Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht. Der Text der Vulgata läßt indes auch eine andere Übersetzung zu, die den Sinn freilich

verdreht: der Ochse erkennt den Herrn an und der Esel die Krippe des Herrn. Ein ähnliches Mißverständnis bei Habakuk 1, 3 nach dem Texte der Septuaginta (in der alexandrinischen Version: ἐν μέσῳ δύο ζώων γνωσθήσῃ). Diese Auslegung führte zu der Sage, daß der Ochs und der Esel in der Geburtsnacht das Jesuskindlein angebetet hätten. Die Sage reicht bis ins hohe Altertum, und bei den bildlichen Darstellungen der Geburt Christi wird man selten diese beiden Tiere vermissen (vgl. Rud. Hofmann, Das Leben Jesu 1851, S. 119, welcher verweist auf Münter, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen 2, 77 und Benedict. XIV. Comment. de festis Jesu Christi III, p. 253).

In dem liber de infantia Mariae et nativitate Christi (ed Schade S. 27), Pseudo-Matthaei Evangelium cap. 14 (ed. Tischendorf² S. 80) wird demgemäß folgendes erzählt:

Am dritten Tage aber nach der Geburt des Herrn ging Maria aus der Höhle [in der sie nach der Sage das Kind geboren hat: literar. Nachweise siehe bei van den Bergh van Eysinga S. 65] und ging in einen Stall und legte den Knaben in eine Krippe, und Ochs und Esel beugten die Knie und beteten ihn an. Da ist erfüllt worden, was durch den Propheten Jesaias gesagt ist, welcher spricht: Es erkannte der Ochs seinen Herrn an und der Esel die Krippe seines Herrn. Die Tiere selbst aber, die denselbigen in ihrer Mitte hatten, beteten ihn unaufhörlich an. Da wurde augenscheinlich erfüllt, was durch den Propheten Habakuk gesagt wird: Inmitten zweier Tiere wirst du erkannt werden. (Vgl. auch Vögtlin, Vita Beatae Virg. Mar. rhythmica v. 1820—1829; aus mhd. Litt. Wernher 198, 2—14, Cuonrad 80, 15, Philipp 2096 ff., Walther Reinav. 59, 39 ff., Passion. 19, 58—80.)

Bei Schade, Narrationes cap. 14, S. 12 (vgl. cap. 12, S. 11) heißt es ebenfalls, daß Maria das Kind zwischen Ochs und Esel in die Krippe legte und daß diese ihre Knie vor ihm beugten. Dann wird aber noch hinzugefügt: und sie wollten nicht weiter essen.

Die Volksüberlieferung faßt diese Enthaltsamkeit als einen Zug liebevoller Rücksicht auf und weiß ihn zweifach zu steigern; sie führt ein gegensätzliches Tier ein, das nur ans Essen denkt, und sie gibt dem aufhörenden die Rolle des Fürsorgers, der das Kind mit Stroh zudeckt oder mit seinem Atem erwärmt. In mehreren Varianten spielt die herodianische Verfolgung mit herein:

1. Legende der Südslaven.

Als Jesus Christus in einer Hirtenhütte geboren ward, da hat ihn die allerheiligste Mutter Gottes in Windel gebunden und auf Stroh in die Krippe getan. Dann legte sie sich selbst auf die Streu neben der Krippe, damit sie über ihn wache. Als mit Sonnenuntergang die Hirten mit dem lieben Vieh von der Trift heimkamen, gingen wie gewöhnlich Ochs, Kuh und Pferd in den Stall hinein

zur Krippe. Die Mutter Gottes war besorgt um das Christuskindlein, erhob sich, las das Stroh aus der Krippe zusammen und häufte es in einem Winkel auf, damit die drei Tiere davon fressen möchten. Als diese es aufgezehrt hatten, legten sich Ochs und Kuh nieder zum Wiederkäuen, aber das Pferd ging zur Krippe hin, weil es da noch ein bißchen Stroh sah. Auf dem Stroh lag das Christuskindlein. Fing das Pferd an, das Stroh wegzufressen. Sogleich trieb es die Mutter Gottes zuerst mit den Händen, dann mit dem Kleid davon, doch umsonst. Gerade zum Trotz griff das Pferd noch mehr zu.

Wie das die Gottesmutter sah, stand sie auf, nahm das Kindlein, legte es neben sich und sprach: „Du Ochs und Kuh, ihr und eure Nachkommenschaft sollt gesegnet sein, doch du, Pferd, sollst samt deiner Sippschaft — Gott mag's geben! — nimmer in deinem Leben satt werden, und die Menschen sollen euch immer schwer beladen."

Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven 2, 121f.

2. Aus dem Gouvernement Charkow.

Als nach Christi Geburt die Verfolgungen des Herodes begannen, legte die Gottesmutter das göttliche Kind in die Krippe und bedeckte es mit Heu. Das gefräßige Pferd fraß die ganze Nacht das Futter und legte beständig das Versteck des Heilandes bloß; aber der Stier hörte nicht nur auf zu fressen, sondern sammelte auch das auseinandergeworfene Heu mit den Hörnern und schüttete es auf das Kind. Gott verdammte das Pferd für seine Gier und segnete den Stier; deshalb frißt das Pferd beständig, ohne satt zu werden, und deshalb wird der Stier von Menschen gegessen, das Pferd nicht.

Afanasjeff, nar. russk. legendy, London 1859, S. X.

3. Aus dem podolischen Gouvernement.

Als der Heiland in der Krippe lag, rührte der Ochse nicht ein Spelzchen an, sondern hauchte immerzu und erwärmte ihn. Das Pferd aber stand auf der andern Seite und zog sich alles Heu heraus, soviel es immer gab. Da sprach die Mutter Gottes: „Du wirst, guter Ochse, immer in Gott satt sein, du aber, Pferd, wirst immer hungrig sein, und ob du auch bis zum Platzen äßest." Und so hat sich's erfüllt. Das Pferd frißt und frißt und bleibt hungrig, der Ochse, wenn er auch hungrig ist, hat immer wiederzukauen.

Dragomanov, malorussk. predanya S. 109, Nr. 16.

4. Kleinrussische Varianten.

Als der Heiland in der Krippe lag, wurde er vom Ochsen und vom Esel vor den Verfolgern versteckt, indem sie ihn stets mit Stroh zudeckten und mit ihrem Atem wärmten, weshalb sie auch jetzt noch gesegnet sind. Die Pferde aber sind von Gott verflucht, weil sie beständig das Stroh fraßen, womit der Heiland bedeckt war.

Čubinskij, Trudy 1, 52.

b) Die Ochsen und Esel sind von Gott erschaffen, und man hält sie für gesegnet, weil sie den neugeborenen Heiland mit Stroh bedeckten und erwärmten.

Ebd. S. 48.

c) Die Pferde sind verflucht. Denn als Christus geboren wurde, legte ihn die Mutter Gottes in eine Krippe; Herodes suchte ihn, um ihn zu töten; die Pferde aber warfen alles Heu aus der Krippe, damit Herodes Jesum Christum fände; die Weisen aber bedeckten ihn.

Ebd. S. 49.

Neben dieser slavischen Gruppe, die mit ihrer Mißachtung des Pferdes an entsprechende Sagen des Alten Testamentes erinnern (vgl. Bd. I, Register u. d. W. Pferd), steht eine zweite, in der das Maultier die Rolle des Pferdes erhalten hat (vgl. Bd. I, 292, wo es durch Unfruchtbarkeit gestraft wird).

5. Aus Frankreich (Albret).

Als die Jungfrau das Jesuskind zwischen einem Maultier und einer Kuh niederlegte, zog jenes ihr alles Heu weg, während die Kuh es sammelte, den Neugeborenen damit bedeckte und ihn mit ihrem Atem erwärmte. Die Jungfrau sagte zu ihr: „Dir soll die Ehre zuteil werden, neun Monate lang zu tragen wie die Frauen; mag es Sommer oder Winter sein, stets wirst du zur Erinnerung an deine Gutherzigkeit eine feuchte Nase (Zeichen der Gesundheit) und einen warmen Atem haben." Das Maultier verdammte sie zur Unfruchtbarkeit.

Sébillot, Folklore 3, 73 nach Léop. Dardy, Anthologie de l'Albret 2, 9—11; vgl. auch Revue des Trad. pop. 5, 244.

6. In Portugal sagt das Volk, daß die Mauleselin verflucht ist, weil sie das Stroh fraß, auf dem das Jesuskind in der Krippe zu Bethlehem schlief.

Leite da Vasconcellos, trad. pop. No. 321.

7. In Asturien erzählt man, daß, als die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde im Stalle von Bethlehem war, das Rind sich bemühte, ihm Wärme mitzuteilen. Aber das Maultier blies ihm Kälte ein und fraß das Stroh des Stalles auf. Als unsere liebe Frau das sah, verfluchte sie das Maultier, und seitdem ist es unfruchtbar.

Revue des trad. pop. 2, 492 = Biblioteca del Folk-lore 8, 250.

8. Aus Bulgarien.

Als die Mutter Gottes den kleinen Jesus geboren hatte, verbarg sie ihn in der Krippe unter dem Stroh. Daselbst war auch eine Kuh und ein Maultier. Die Kuh deckte den kleinen Heiland mit ihrem Maule zu, das Maultier aber deckte ihn auf. Die Mutter Gottes verfluchte das Maultier, auf daß es niemals Nachkommenschaft habe; die Kuh aber segnete sie, daß sie jedes Jahr ein Kalb gebäre, bisweilen sogar Zwillingskälber.

Strauß, Bulgaren 70 = Sbornik 2, 162 = Schischmanoff Nr. 47.

9. Der Esel allein, ohne ein gegensätzliches Tier, erscheint in der nordamerikanischen (aus Europa übernommenen) Sage, daß dem Esel von jener Geburtsnacht her, da er an der Krippe gestanden habe, ein Kreuz auf dem Rücken verliehen worden sei, das immer dunkler gefärbt ist als der übrige Rücken (Bergen, Animal and Plant Lore).

10. Auch in einer maltesischen Legende ist nur vom Esel die Rede:

Als der kleine Jesus in der Krippe lag, kam die Eselin, um ihn mit ihrem warmen Atem anzuhauchen, da es sehr kalt war. Und da diese Eselin eine der reinen war, sagte der kleine Jesus: „Du sollst von nun an ein Kreuz auf deinem Rücken abgebildet haben, damit ich deine Nachkommen an diesem Mal erkenne und sie mich bedienen. Fluch über den, der eine so gezeichnete Eselin mißhandelt oder zur Arbeit treibt!" Als er später in Jerusalem einritt, trug ihn eine der reinen Eselinnen, welche von jener abstammte, die das Neugeborene angehaucht hatte. Seither sind manche der Eselinnen so gezeichnet, und das Kreuz bleibt be-

sonders sichtbar, solange sie rein sind. Gott hat nächst dem Menschen gleich der Eselin Reinheit geboten, und sie ist das Sinnbild der unschuldigen Güte.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitteil. von Frl. B. Ilg in Valletta.

11. Merkwürdig, daß der Esel in Sizilien auch die entgegengesetzte Rolle spielt und verflucht wird:

In dem Stalle, in dem Jesus geboren wurde, war ein freches Eselchen, das durch heftiges Bewegen und Wedeln seiner langen Ohren die Windeln des Kindleins abkühlte. Da verfluchte der Herr den Esel und die ganze Rasse.

Andere erzählen, daß die Verfluchung von Gott erfolgte, weil der Esel, sobald er die Geburt des Jesuskindleins sah, einen schrecklichen Schrei ausgestoßen hätte.

Die Christen essen weder Pferde- noch Eselfleisch, weil Pferd wie Esel von Gott verflucht worden seien.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 422, 5. Leg.

12. In freier Ausgestaltung eines sonst zu Fluchtgeschichten verwendeten Motivs (siehe Kap. 3) erzählt die maltesische Sage auch noch die Verfluchung der Ziege.

Als der kleine Jesus geboren wurde, kamen nicht nur die Hirten, sondern auch etliche Tiere herbei: also der Esel, der Ochse und das Schaf. Diese hauchten ihn an, den Neugeborenen, um ihn warm zu halten. Es war nämlich sehr kalt. Und dabei hielten sie sich recht schön still, um das Kindchen nicht zu wecken. Die Ziege aber kümmerte sich darum nicht, sondern machte sich über diese Heimlichtuerei lustig und lief hinaus, um den übrigen Tieren davon zu erzählen. So hopste sie über die Felder und lief auf den Mauern derselben umher, dabei spöttisch meckernd und höhnisch lachend. Von ihrem Atem aber gab sie nichts ab, da sie „ohnehin zu wenig habe". Darum sprach Gott: „Du sollst verflucht sein unter den Nutztieren! Bist du ein wenig fett, sollst du dürr aussehen, hast du Atem nötig, soll es dir daran gebrechen! Deine Milch aber soll nur zur Hälfte Käse geben, der andere Teil sei fader Molken!" — Seit der Zeit ist die Ziegenmilch wenig ausgiebig für die Käsebereiter, während die Schafmilch gerinnt, ohne Wasser abzusondern. Die Ziege aber ist verflucht bis auf den heutigen Tag. Sie ist neidisch, schadenfroh und das neugierigste Tier.

Mitteil. von Frl. B. Ilg.

III. Andere Tiere (Vögel, Frösche, Insekten).

1. Aus Malta.

Einst geschah es, daß die Mutter Gottes ihr Kindchen nicht in den Schlaf singen konnte, da sie heiser war und müde vom Spinnen. Aber der kleine Jesus wollte nicht schlafen, da er an den Gesang seiner Mutter gewöhnt war. So versuchte sie es ihm zu Liebe noch einmal, aber es wollte nicht gehen, sie hatte so argen Schnupfen. Da ließ sich plötzlich ein Vöglein vernehmen, das der Mutter Gottes heimlich die schönen Lieder abgelauscht hatte und sie nun wundervoll rein und klar wiedergab, so daß der kleine Jesus glaubte, seine Mutter sänge sie ihm wie gewöhnlich. Als er eingeschlafen war, sprach sie zum Vogel: „Du sollst von nun meine Stimme in dir tragen, damit du den Menschen von Leid und Freud erzählst und von der Sehnsucht nach dem Frieden. Deinen Namen aber wird man mit dem meinen verbinden." Seit der Zeit singt die Nachtigall mit der Stimme der

Gottesmutter, und ihre Namen vereint man, weil es heißt: Maria, du Nachtigall des Himmels.

Frdl. Mitteilung von Frl. Ilg.

Diese oder eine ähnliche Legende ist gewiß auch anderswo bekannt. So erzählt Rosegger irgendwo, daß die Nachtigall in Steiermark für heilig gelte, weil sie das Christkindlein in Schlaf gesungen habe.

2. Aus Frankreich.

Der Zaunkönig gehört zu den Tieren, die „des lieben Gottes Tiere" heißen; mehr als jedes andere verdient er diesen Namen, weil er, wie man versichert, bei der Geburt des Jesuskindes alles Moos und allen Flaum aus seinem Neste herbeibrachte, um dem Kinde ein Lager zu bereiten.

Laisnel de la Salle, Le Berry 2, 303.

Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 185, wo auch aus Perigord berichtet wird, daß der Z. „bei der Geburt des Kindes zugegen war".

3. Aus Vorarlberg.

Als das Jesuskind noch in der Krippe lag, spann ihm eine Spinne ihr Netz gerade vors Gesicht. Erschrocken wischte es die Mutter Gottes ab, denn sie fürchtete, das Gespinst könne dem Kinde noch gar in die Augen kommen. Aber die Spinne fing von neuem an und hatte bald wieder ein Gewebe fertig. Da flog der Zaunkönig herbei und verschlang sie. Zum Lohn hat er den Namen Zaunkönig erhalten.

Vonbun, Beiträge 3, 111.

4. Aus Rumänien.

Vor Christi Geburt gab es einen sehr schönen, mit herrlicher Stimme begabten Vogel, den auch die Mutter Maria gern hatte. Als nun Christus geboren war und einmal weinte, da glaubte der Vogel, das Kind wolle seinen Gesang verspotten — wie ja überhaupt die Vögel deshalb keine kleinen Kinder lieben. Darum begann der Vogel den kleinen Christus, so oft er ihn sah, zu verspotten, indem er Gesichter schnitt und winselte „gri, gri, gri". Zur Strafe verfluchte ihn Maria: er solle ein häßliches Insekt werden und beständig „gri, gri" schreien. Das wurde die Grille (Gryllus campestris L.).

Marianu, Insectele S. 528.

5. Aus Frankreich.

Die Frösche — so schwatzhaft sie sonst sind — weigerten sich, in der Stunde der Geburt Christi zu singen; daher verloren sie die Schwänze, die sie bis dahin besessen hatten.

Sébillot, Folklore de France 3, 256.

(Wohl von der Todesstunde — siehe das Kap. von Christi Leiden und Sterben — auf die Geburtsstunde übertragen.)

6. Aus England (Cornwall).

Spinnweben werden oft nicht zerstört, weil es heißt, Spinnen hätten ihr Netz über Christus in der Krippe gesponnen, um ihn vor Herodes zu verbergen.

Folklore Journal 5, 89 = Revue d. trad. pop. 4, 577; Henderson, Folkl. of the North. Counties 312.

Eine Parallele zu dem freundlichen Verhalten der Tiere gibt es im Slavischen.

Das leuchtende Johanniskäferchen genießt bei den Slaven besondere Liebe, weil es durch das Haus der Eltern Johannis des Täufers geflogen ist und die Wiege des heiligen Kindes beschienen hat.

Afanasiev, narr. russk. legendy, London 1859, S. IX.

Auch die Tierstimmendeutung hat sich der Weihnachtsgeschichte bemächtigt. Alle Tiere freuten sich ja, als der Heiland zur Welt kam, und verkündeten einander die Geburt. Der Hahn schrie um Mitternacht plötzlich: „Christus ist geboren!“ Der Hund fragte: „Wo, wo, wo, wo?“ Die Ziege antwortete: „Zu Bethlehem! Zu Bethlehem!“ Die Henne aber sagte: „Gehts nur gleich hin! Gehts nur gleich hin!“ So in Steiermark (Zföst. Vk. 1, 244). Besonders hübsch wirkt in portugiesischer Sprache der Jubelruf des Hahnes, den er bis zum heutigen Tage behalten hat: Christo e na-a-a-do (Leite da Vasconcellos, Tradições ! Als Andenken an diese gegenseitige Verkündigung, heißt es in Steiermark (ebd.), sollen die Tiere noch heute die Fähigkeit haben, in der Christnacht zu sprechen. Dieser weitverbreitete Aberglaube hat einen ganzen Sagenkreis um sich gebildet, der uns hier aber nichts angeht. Ein anderer Aberglaube findet sich in Kujawien:

Unter den Vögeln soll der Rabe der erste gewesen sein, welcher von der Geburt Jesu wußte. Er trieb sich eben auf dem Felde herum, als die Engel den Hirten erschienen. Seit der Zeit legt er im Winter sein Ei, ein einziges, und zwar zu Weihnachten um 12 Uhr in der Nacht. Da er es aber nicht gleich ausbrüten kann, verklebt er es in Harz und verwahrt es in den Ästen des Tannenbaumes. Wer das Ei findet, dem ist unermeßlicher Reichtum beschert. Der Winter aber verläßt das Land nicht eher, als bis der Rabe sein verborgenes Ei aufsucht und sich zum Brüten anschickt. Erst dann hält der Frühling seinen Einzug.

Knoop, Volkst. a. d. Tierwelt S. 38 (1905).

Ein Beispiel, wie auch die Sitte an die Legende anknüpft, findet sich in Portugal:

Wenn man die Samenkörner in die Erde streut, nähert man dem Maule des Ochsen den Korb, der sie enthält, damit dieser sie anhauche und so den Samen hervorrufe, weil der Ochse Christus in der Krippe angehaucht hat.

Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 323 C.

IV. Pflanzen.

A. Unser Frauen Bettstroh (Labkraut, Galium verum).

1. Aus Lincolnshire.

In der Nacht, da der Herr geboren wurde, war der Stall bestreut mit Farnkraut und dem, was man jetzt das gelbe Frauen-Bettstroh (lady's bedstraw) nennt. Vor dieser Zeit hatten beide im Sommer unbedeutende weiße kleine Blumen hervorgebracht, aber jetzt war es Winter, und sie hatten keine Blüten. Als der erste Schrei des göttlichen Kindes gehört wurde, trieb das Bettstroh Blüten zur Ehre der Geburt des Heilandes, aber das Farnkraut zeigte keine Verehrung, so daß es seitdem überhaupt keine Blüten mehr hervorbringen kann, während das Bettstroh lange Zweige voll goldener Blümchen bekommen hat.

Notes and Queries 8. Ser. 12, 407.

2. Der Name Ladies Bedstraw findet sich schon bei John Gerarde, The Herball Historie of Plantes 1633 S. 1126.

3. Bauhinus, de plantis p. 70—72 bringt für lat. Galium = S. Mariae stramen und Serpillum = S. Mariae stramen lecti aus einer großen Anzahl Quellen die Namen: Unser Frauen Bettstroh, Unser lieben Frauen Bettstroh oder „wälstro", „Walstro", Unser lieben Frauen Weg-, Wald- (so!) oder Bettstroh.

Auch Hypericum heißt außer Sankt Johanneskraut und Harthaw: Unser Frauen Bettstroh. (Dreifach bezeugt bei Bauhinus p. 72.)

4. Catalogus p. 22: Gallium album White Ladies Bedstraw, Gallium luteum Yellow Ladies Bedstraw. Vgl. Phytologia Britannica 1650, p. 45.

5. Tabernaemontanus S. 433 nennt das Megerkraut (Gallium luteum, Gallium palustre album, Gallium album minus — „die Sachsen und Meißner nennen es **Labkraut** und Raynritzen") Walstrow, Unser Frauen Bettstrowe, Unser Frauen Wegstrow und Liebkraut. „Englisch heisset dieses Kraut Meydes here [Ladies Bedstraw — Zusatz von Bauhinus], Flemisch und Brabändisch Walstrov." — Beim Johanneskraut (S. 1249 f.) führt Tabernaemontanus den Namen Unser Frauen Bettstroh nicht an.

6. In der Eifel heißt die Pflanze Muttergottes- oder Marienbettstroh; ein Bündel davon lag, wie man sagt, während der Geburt in dem Bett der Jungfrau.
Söhns, Unsere Pflanzen[4] 37.

7. Auch die Kunst hat sich der Pflanze bemächtigt; unter den Gemälden, auf denen sie sich findet, ragt besonders die Madonna della casa in Petersburg hervor.
Söhns, ebenda.

Söhns bemerkt hierzu, daß Maria an die Stelle der germanischen Freia getreten ist. Ihr, der blütenreichen Mutter der Erde, der Göttin der Natur und Fruchtbarkeit, zugleich Göttin der Liebe, der Schützerin von Ehe und Geburt, an deren Tage — dem Freitage — man sich am liebsten verheiratete, war dieses Kraut besonders heilig, und ein Strohbündel davon wurde schwangeren Frauen in das Bett gelegt, um die Geburt zu erleichtern.

Sehr unsicher ist die Vermutung, daß im Indiculus superstitionum et paganiarum Kap. 19 statt: de petendo, quod boni vocant sanctae Mariae zu lesen sei: de petenstro. (Vgl. darüber H. A. Saupe, Der Indiculus superstitionum, Progr. des Realgymn. zu Leipzig 1891, S. 25.)

B. Das Johanneskraut.

1. Aus dem Erzgebirge.

„Einer Sage dankt der Name Mariae Bettstroh sein Dasein, mit dem man hier das Johanneskraut (Hypericum) belegt, und bis zum heutigen Tage lassen sich den Knospen dieses Krautes die blutigen Tränen entpressen, mit denen die hl. Jungfrau ihr Lager netzte."

Zeitschrift Glückauf 11, Nr. 6, S. 48.

C. Der Feldthymian (Karwendel; Herba Serpylli).

1. Der Schlesier und der Märker bezeichnen die Pflanze „Unserer lieben Frau Bettstroh", was sich schon in Brunfels' Herbarium findet. In Mecklenburg und Holstein heißt sie Marienbettstroh.

Söhns, Unsere Pflanzen[4] 54.

2. Sie gilt als kräftigend. Nach einer Tiroler Sage soll sich Maria bei ihrem mühevollen Gange über das Gebirge ermattet auf dem Kräutlein niedergelassen und es so vor allen anderen bevorzugt haben; auch einen Kranz davon pflegte sie zu tragen.

Söhns, ebenda.

Offenbar liegt wieder eine altgermanische Sage von Freia zugrunde. Söhns denkt an Freya die Wandernde, die — eine germanische Demeter — den Menschen überallhin Kultur und Gesittung zu bringen berufen war und von der es etwa hieß, daß sie sich einst ermüdet von ihren Wanderungen auf dem zarten, weichen und von da an ihr heiligen Kraute niedergelassen habe.

3. Eine besondere Stellung nimmt eine vlämische Legende ein.

Maria war das Kind armer Eltern und mußte, als sie klein war, auf einem sehr harten Lager schlafen. Ihre Mutter, die hl. Anna, hätte sie gern auf weiche Daunen gebettet, aber sie hatte kein Geld dazu. Da fiel ihr ein, zarte Kräuter für ihr Kind zu suchen. Sie ging auf die Heide und pflückte wilden Thymian. Der war just, was sie brauchte. Von nun an hatte Maria eine bequeme Ruhestätte.

Mont en Cock Vlaamsche Vertelsels S. 117.

D. Das Erbsenstroh.

In fast allen Familien des Ermlandes ist es Sitte, am 1. Weihnachtsfeiertage bei der Hauptmahlzeit weiße Erbsen zu essen. Als Grund wird von den Leuten angeführt, daß Christus gleich nach seiner Geburt in die Krippe aufs Erbsenstroh gelegt sei. Diese Sage hat jeder von seinen Eltern und Großeltern gehört.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, N. F. VI, 3. Heft, S. 165 (= A. Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, bes. für Westpreußen VI).

V. Die Steine und das Wasser.

1. Aus Preußen.

Es gab eine Zeit, da waren alle Steine auf Erden noch ganz klein, aber sie wuchsen größer und größer, bis der Heiland der Welt geboren wurde. Nun standen die Steine in ihrem Wachstum still, und wir sehen sie in der Größe, die sie am Tage der Geburt Christi hatten.

H. Frischbier, Zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885), S. 334. Lemke, Volkstüml. in Ostpreußen 2 (1887), S. 17. Vgl. Veckenstedt, Myth. Sag. u. Leg. der Zamaiten, S. 208 — hiernach wuchsen sie noch drei Tage nach Christi Geburt, dann blieben sie im Wuchse stehen.

2. Aus Ungarn.

Der Plattensee in Ungarn quoll in der Stunde von Jesu Geburt plötzlich aus der Erde.

Sepp, Symbolik 5, 10.

VI. Die Menschen in der Herberge.

1. Aus Rumänien.

Da die Tiere im Stalle hungrig waren, bat Maria den Herbergswirt um Heu. Der aber wies sie ab: er habe nicht genug, denn er sei zu faul gewesen, mehr

Gras zu mähen. Da verfluchte ihn Maria: er solle sein Leben lang Gras mähen, ohne irgendeinen Erfolg zu erzielen. Alsbald verwandelte er sich in ein Heupferd.

Marianu, Insectele 522.

2. Aus Frankreich.

a) Als die Weisen und die Schäfer dem Jesuskinde schöne Geschenke machten, war auch ein armer kleiner Hirtenjunge da, der gar nichts hatte. Und weil er nicht mit leeren Händen kommen wollte, pflückte er eine ganz weiße Gänseblume und näherte sie den Lippen des Kindes. Dieses küßte das Blümchen, und an den Blatträndern, wo seine Lippen sich aufgedrückt hatten, wurde es rosafarben.

Aus der Côte d'Or. Sébillot, Folklore 3, 446.

b) Das Jesuskind war im Stall zwischen Ochs und Esel auf Heu gebettet. Maria wachte bei der Krippe. Joseph hatte die Hände gefaltet und betete das Kind an. Der Ochs brüllte: „Muh, Muh, welch großer Tag!" und der Esel: „Wie schön das Kind ist, Ih ah!"

Die Nacht kam. Draußen stürmte es, schneite und fror. Drinnen war alles voll Glanz. Die drei Könige von Saba kamen herein, mit Samt und Seide bekleidet, mit Edelsteinen geschmückt, Balthasar brachte Gold, Melchior Myrrhen und Kaspar Weihrauch.

Von der andern Seite kamen die Hirten. Pellion brachte Pfeifen, Ysambert einen Holzkalender, nach dem man die Tage und Monate wissen konnte. Aloris brachte eine Kinderklapper, die machte klipp, klapp, die sollte das Kind beruhigen, wenn es weinte.

Hinter den Hirten stand furchtsam, neugierig und entzückt auf den Zehenspitzen ein Mädchen mit blauen Augen, die kleine Hirtin Magdalene. Wie liebte sie das Jesuskind, wie gerne hätte sie es geherzt und welch große Geschenke ihm bringen mögen! Aber sie hatte ja nichts, die Arme. Ihre rissigen Hände sind leer. Untröstlich über ihre Armut fängt sie an zu weinen.

Als der Engel Gabriel sie so voll Schmerz sieht, steigt er vom Himmel herunter zu ihr.

„Kleine Hirtin, was willst du?"

„Ach, ich weiß nicht."

„Warum weinst du denn so?"

„Ich möchte dem Jesuskind etwas geben, aber ich habe nichts."

„Was möchtest du ihm denn geben?"

„Ach, die Hirten und die Könige haben ihm schon alles gebracht."

„Haben sie denn nichts vergessen? Denke einmal nach!"

„Ja, wenn ich ihm Rosen geben könnte! Der liebe Kleine hat nicht eine einzige Blume bekommen. Aber es friert, und der Frühling ist noch weit."

Da nahm der Engel Gabriel Magdalene bei der Hand. Sie gingen hinaus, und Helligkeit schien um sie her. Der Engel schlug die Erde mit seinem Stab, und die Erde bedeckte sich mit niedlichen kleinen Blumen, zarten und köstlichen wilden Rosen. Die kleine Hirtin Magdalene konnte nun das Jesuskind umarmen. Weihnachten hatte nun seine Rosen. So ist uns die Geschichte der Weihnachtsrosen überliefert.

La Tradition 2, 355 und 6, 345.

VII. Ein Beispiel mittelalterlicher Predigtweise.

Das Weihnachtsevangelium, das durch den legendarischen Aufputz eine sehr plastische Anschaulichkeit erhielt, mußte dem naiven Empfinden des

Volkes wie ein Stück eigenen Lebens erscheinen, insofern die fernen Wundereignisse in die nächste Nähe gerückt und wie mit Händen zu greifen waren. Wie sehr solche Legenden dem Herzensbedürfnis des Volkes entsprachen, beweist schon ihre Mannigfaltigkeit. Auch die Predigten des Mittelalters haben die dankbare Kunst legendarischer Ausschmückung verwendet, um ihren Eindruck zu steigern. Ein Zeugnis, wie die Weihnachtspredigt eines ungelehrten Dompfaffen aussah, gibt Jakob Frey, Gartengesellschaft Kap. 117 (Bolte S. 133). Darin heißt es:

Maria, die müter gots, ... ist am kalten gelegen in eim stall, hat grob rindtfleisch in rüben gekocht gessen. Und hat Joseph das kindlin in kein wiegen, sundern in ein kripff gelegt, mitt hew und stro zügedeckt, das ihm der frost nit geschadt, in allte hosen ingewicklet und gebunden unnd darnach ihme ein güten dicken schwäbischen haberbrey gekocht; damit hatt er das kind ufferzogen bitz in sein alter, davon es auch gewachsen unnd ein starcker man worden. (Dies empfiehlt der Prediger seinen Hörern: „gebet [den Kindern] gute beppe, mit der besten milch gekocht, zů essen.“)

3. Kapitel.

Fluchtsagen.

In dem Leid, das der Heiland nach der hl. Schrift zu erdulden hatte, spielen bekanntlich Verfolgung und Flucht eine Hauptrolle, insbesondere an folgenden Stellen:

Matth. 2, 14. Und er [Joseph] stand auf und nahm das Kindlein und seine Mutter zu sich bei der Nacht und entwich in Ägyptenland. — Während dieses Aufenthaltes vollzieht sich Herodes' blutiger Kindermord, erst nach seinem Tode kehrt die hl. Familie zurück.

Matth. 14, 13 heißt es, nachdem Johannes' Enthauptung erzählt ist: Da das Jesus hörte, wich er von dannen auf einem Schiff in eine Wüste allein.

Marc. 3, 6—7. Und die Pharisäer gingen hinaus und hielten alsobald einen Rat mit Herodis Dienern über ihn, wie sie ihn umbrächten. Aber Jesus entwich mit seinen Jüngern ...

Luc. 9, 7 ff. Es kam aber vor Herodes, den Vierfürsten, alles, was durch ihn geschah; und er besorgte sich, dieweil von etlichen gesagt ward: „Johannes ist von den Toten auferstanden“; von etlichen aber: „Elias ist erschienen“; von etlichen aber: „es ist der alten Propheten einer auferstanden“. Und Herodes sprach: „Johannem, den habe ich enthauptet; wer ist aber dieser, von dem ich solches höre?“ Und begehrete ihn zu sehen. Und die Apostel kamen wieder ... Und er [Jesus] nahm sie zu sich und entwich besonders in eine Wüste bei der Stadt, die da heißt Bethsaida.

Joh. 7, 1. Darnach zog Jesus umher in Galiläa; denn er wollte nicht in Judäa umherziehen, darum, daß ihm die Juden nach dem Leben stellten (vgl. 5, 16). —

Zu solchen und ähnlichen Stellen kommt schließlich noch die Erzählung von der Leidensnacht in Gethsemane hinzu. Die apokryphe Tradition stattet diese Vorgänge mit dem üblichen Beiwerk wundergläubiger Erweiterung aus, wobei es ihr zuweilen widerfährt, daß sie die ganz verschiedenen Begebenheiten der Flucht des Kindes und des Mannes nicht auseinander hält und die gleiche Sage zur Ausschmückung beider verwendet. Auch sonst arbeitet sie mit wohlfeilen Wiederholungen. So wird man gleich in der folgenden Erzählung an eine schon früher behandelte Sage erinnert (vgl. S. 12 f.). — Sofern die Fluchtgeschichten von Verstecken handeln, die Christus aufsucht, knüpfen sie an eine jüdische Tradition an, die zwar nur wenig von den Evangelien abweicht, aber schon in dieser geringen Differenz einen tiefgewurzelten Haß gegen das Christentum bekundet. Schon um 180 erwähnt sie der Epikuräer Celsus, indem er berichtet: Jesus habe sich nach seiner Verurteilung als Übeltäter zu verbergen gesucht und sei von einem Ort zum andern geflohen, aber doch schließlich ergriffen worden; die Jünger, deren Liebe er sich nicht zu erwerben gewußt, hätten ihn verraten (Neue Kirchl. Zeitschr. 12, 171 f.).

I. Das Reittier.

In der Geburtsgeschichte hieß es, daß Ochs und Esel an der Krippe standen. Dieselben Tiere begleiten das Jesuskind nach Ägypten; auf dem Esel reiten Maria und das Kind.

Vgl. Protevangelium Jacobi cap. 17 (Hennecke, Neutestamentl. Apokr. S. 60), sowie Schade, narrationes cap. 22: Cum autem Joseph duceret matrem et puerum in Egyptum, dicit Josephus, quod puer unius anni fuit. Et habuit duos asinos: in uno sedebat mater cum puero, in alio victualia necessaria vehebantur. Habuit etiam duos boves, unam ancillam et tres servos.

Vögtlin, Vita B. V. Mariae et Salvatoris rhythmica v. 2144 ff.

Hic non credat aliquis, quod ierint in via
Soli portantes puerum Joseph cum Maria,
Quia Joseph duos boves et totidem ducebat
Asinos; in uno mater cum puero sedebat,
Alter necessarios victus deportabat
Per desertum, in quo nemo tunc inhabitabat.

Bei Schade, liber infantiae Mariae S. 38 (vgl. Pseudo-Matth. cap. 19. bei Tischendorf, ev. apocr.² S. 86) wird das Thema erweitert. Nachdem von

der Verehrung die Rede war, die dem Christuskinde von den Löwen und anderen Tieren[1]) in der Wüste erwiesen worden ist, heißt es weiter:

Ambulabant ergo simul leones et asini et boves et sagmarii, qui eis portabant necessaria et simul ubi mansio facta esset ad pabulum accedebant . . . Erant enim duo boves in itinere eorum sagmarii, quos dirigebant leones per desertum in itinere domini nostri Jesu Christi, cuius necessaria portabant et obsequebantur.[2])

Die Volksüberlieferung, die an die Geschichte von der hl. Familie und den Tieren anknüpft, schmückt sie durch den Zusatz aus, daß der Esel, weil er die Flüchtigen nach Ägypten trug, ein Kreuz auf dem Rücken erhalten habe. Sébillot, Folklore de France 3, 73 (Aus Eure-et-Loir, ebd. S. 89: Der Blitz soll ihn seitdem nicht treffen können; ebenfalls aus Eure-et-Loir). Ons Volksleven 12, 99 (aus Knocke), Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 57 (aus Denderleeuw). Doch sucht sie auch neue Eindrücke zu schaffen und erfindet eine besondere Geschichte, in der sie zur Abwechslung das Maultier oder das Pferd einsetzt.

Joseph hatte das Maultier gewählt, um die hl. Familie nach Ägypten zu bringen, aber als er es satteln wollte, ließ es seine Ungezogenheiten an ihm aus und verletzte ihn. Da verwünschte er das Maultier. Seitdem ist es zur Fortpflanzung untüchtig und darf weder Ahnen noch Sprößlinge haben und ist nun ganz ohne Familie. Darum ist es immer so voll Zorn gegen alle Welt; von jedem ausgestoßen, liebt es auch niemanden.

Rolland, Faune populaire 4, 273. Vgl. oben S. 9: Übertragung auf die Reise nach Bethlehem.

Aus Lüttich (Wallonisch).

Als die Jungfrau Maria und der hl. Joseph das Pferd gebeten hatten, sie auf seinem Rücken zu tragen, indem sie sagten, daß sie dann vor den Mördern des Herodes sogleich geschützt sein würden, drehte das Pferd, das gerade seinen Hafer aß, mürrisch den Kopf um, ohne zu antworten, und wandte sich wieder zur Krippe. Das Kind ließ eine Klage hören, und sogleich wurde das Pferd von einem solchen Heißhunger ergriffen, daß es sich seitdem niemals gesättigt hat; wenn es mit Hafer und Heu vollgestopft ist, sieht man es noch gierig die Blätter des Baumes rupfen und das Gras, das zwischen dem Pflaster wächst.

Maria und Josef gingen darauf zum Esel, der sofort mit Freuden ihre Bitte erfüllte. Er ließ gleich seine schmale Kost im Stich, deren er doch sehr bedurfte.

Und der Esel ist fortan mäßig geblieben, eine Distel behagt ihm ebensosehr wie reiner Hafer, die verachteten Gräser haben großen Wohlgeschmack für ihn.

Weil aber dies bescheidene Tier das Christuskind getragen hat, trägt es allen sichtbar zur Erinnerung das Kreuzeszeichen auf dem Rücken.

Wallonia 1, 53. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 74.

1) Vgl. Vögtlin, v. 2222 ff.

Concurrerunt bubalae cervaeque praebentes
Ad mulgendum ubera, lac suum offerentes,
Ut ex illo sanctus ille conventus nutriretur
Lacte puer etiam Jesus foveretur.

2) Schade vergleicht hierzu: Hrotsvit fol. e 3 r; Cuonrad 83, 29—66; Passionale 29, 20—71; Philipp 2908—2929; Walther 72, 47 — 73, 26.

Aus Malta.

a) Als die hl. Familie flüchten mußte, geschah es, daß sich in der Wüste nichts fand, was dem Esel zur Nahrung hätte dienen können. Und das arme Tier war schier am Verhungern. Da kam von ungefähr ein Maultier daher, welches wohlgenährt und noch dazu mit Futter reichlich beladen war. Da bat die Mutter Gottes das Tier um etwas Futter für den armen Esel; aber es antwortete: „Wenn der Esel mit wenigem zufrieden wäre, so litte er jetzt keinen Mangel; für mich aber habe ich selber nicht viel mitgebracht!“ Und dabei ging das Tier seiner Wege. Da rief die Mutter Gottes: „Von nun an sollst du nie satt werden und stets nach Futter Verlangen tragen. Der Esel aber soll satt werden mit wenigen mageren Bissen.“

b) Als die Mutter Gottes auf der Flucht war, fürchtete sie, daß die Eselin — ein reines, unberührtes Tier — der allzu großen Last am Ende nicht gewachsen sein und vorzeitig ermüden könnte. Also saß sie ab und ging eine Strecke zu Fuß. Aber bald konnte sie nicht mehr weiter, und da sie sich vor den Verfolgern fürchtete, bekümmerte sie sich sehr. Dann aber hatte sie einen guten Einfall: sie drückte die Milch ihrer Brust in Kreuzesform auf den Rücken der Eselin und rieb sie gut ein. Dadurch wurde die Eselin so gestärkt, daß sie die Mutter Gottes ohne Beschwerden weiter tragen konnte. Noch heute tragen die Eselinnen das helle Kreuz.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg in Valletta.

II. Der göttliche Duft.

A. Der Balsam.

Im arabischen Kindheitsevangelium, Kap. 24 (vgl. hist. Jos. c. 8), wird berichtet: Von hier kamen sie [auf der Flucht nach Ägypten] zu jenem Feigenbaum, dem heutigen Mataréa. Und es brachte Jesus in Mataréa eine Quelle hervor, in welcher Maria seine Windeln wusch. Aus dem Schweiße Jesu aber, den jene daselbst auswusch, kam Balsam hervor in jener Gegend.

Vgl. Rud. Hofmann, Leben Jesu S. 179. Daraus auch das Folgende.

2. Jansenius, comment. in conc. ev. cap. 11, erzählt: Von dem Schweiße des Kindes, der sich mit dem Wasser vermischte, ging ein solcher Segen aus, daß in der davon bewässerten Gegend der bei weitem beste Balsam in der Welt wächst.

3. Xaverius, historia Christi p. 102, sagt, daß die Einwohner jenes Landes einst viele Balsamstauden angepflanzt hätten, die aber durchaus keine Frucht gaben. Da seien sie auf den Einfall gekommen, daß, wenn sie sie mit dem Wasser, worin die **Windeln** (involucra) Christi gewaschen worden wären, bewässerten, sie vielleicht Frucht geben würden. Daher hätten sie den Abfluß des Quells durch die ganze Anpflanzung geleitet, und so sei es denn gekommen, daß jene ganze Gegend, die von dem Quell Christi bewässert wurde, Balsam hervorbrachte. Diesem Balsam wurden

noch außerdem besondere Wunderkräfte beigelegt[1]), und wegen seiner Kostbarkeit ward er hauptsächlich für den Gebrauch des türkischen Sultans bestimmt.

Vgl. Henricus Sike, Evang. Infantiae, Notae p. 36f.

4. Bei Kazwini, Kosmographia S. 412 heißt es:

Elma ṭarijja ist eins von den Dörfern Ägyptens. Neben demselben liegt der Ort, an dem der Balsamstrauch wächst. Dieser wird bewässert aus diesem Brunnen und aus der eigentümlichen Kraft, die in demselben liegt. Man sagt, der Messias habe sich in diesem Brunnen gewaschen . . . Das Wasser dieses Brunnens ist süßes Wasser, in dem sich eine feine ölige Substanz findet . . . Und es gibt in der ganzen Welt keinen Ort weiter, an dem der Balsamstrauch wächst, und sein Öl kommt auch nur in Ägypten hervor an diesem Orte, wenn er mit dem Wasser dieses Brunnens bewässert wird.

In der heutigen Volksüberlieferung ist diese alte Erzählung meines Wissens noch nicht aufgefunden worden.

B. Die Windeln.

Den Windeln des göttlichen Kindes wohnt eine wunderbare Kraft inne.

Das arabische Kindheitsevangelium, das im 11. Kapitel von der Heilung eines besessenen Priestersohnes handelt, berichtet darüber wie folgt:

Da nun Maria die Windeln Christi gewaschen und sie auf einer Stange aufgehängt hatte, zog jener besessene Knabe eine von diesen Windeln herab und legte sie auf sein Haupt. Und sogleich fingen die bösen Geister an, aus seinem Munde herauszugehen und in Gestalt von Raben und Schlangen zu fliehen.

Ebendort heißt es im 8. Kapitel, daß Maria den Weisen aus dem Morgenlande eine Windel schenkte, die jene nach ihrer Heimkehr als unverbrennbar erkannten.

Im Evangelium Pseudo-Matthaei cap. 13 wird erzählt: Salome [deren Hand zur Strafe für ihren Unglauben verdorrt war] ging zum Kinde, betete es an, berührte die Franzen der Tücher, in welche das Kind gewickelt war, und sprach: „Wahrlich, ein großer König ist Israel geboren.“ Und alsbald wurde ihre Hand geheilt.

Daß die Heilung durch nichts anderes als durch den göttlichen Duft bewirkt wird, der an den Windeln haftet, beweist eine Stelle aus dem 30. Kapitel des arabischen Kindheitsevangeliums, wo die Heilung eines kranken Knaben beschrieben wird. Nachdem die Mutter des Knaben ihn

1) Sepp, Symbolik zum Leben Christi V, S. 28: „Ein Tröpflein davon, auf die Hand geträufelt, sickert auf der andern Seite durch und erquickt den ganzen Körper. Eine Leiche, damit eingerieben, verwest nie. Er ist zugleich von der Art und Beschaffenheit, daß er das Alter kräftigt und alle Krankheiten heilt.“

in das Bett des Christkindleins gelegt hatte, „da wurden, sobald der Geruch der Kleider Christi den Knaben berührte, seine Augen geöffnet, und er rief mit lauter Stimme seine Mutter . . .“

Vgl. noch Hammer, Rosenöl S. 76: Dem Jakob führt der Südwind von Zeit zu Zeit Gerüche von Jusufs Hemde zu, deren Duft des alten Patriarchen Hoffnung belebt.

Nun beschäftigt sich aber die apokryphe Tradition nicht nur mit dem Waschen der Windeln und der Entstehung des Balsams, sondern auch mit dem Trocknen.

Borchardus, descript. terrae sanctae qu. 2, cap. 4 und Tostatus quaest. 60, Matth. 2 berichten — wie ich aus Rud. Hofmanns Leben Jesu entnehme —, daß Maria die Wäsche ihres Kindes, nachdem sie sie in jener Quelle gewaschen hatte, alsdann auf Steinen trocknete. Zum Aufhängen fehlt es der Flüchtigen an allem: sie kann weiter nichts benutzen als eine von Natur dargebotene Unterlage, auf der sie die Windeln ausbreitet.

Diese Situation, verbunden mit der Vorstellung des wunderbar wirkenden Duftes, ist in der Volkssage noch heute lebendig erhalten.

1. Aus Malta.

a) Als Maria mit dem Jesuskinde unterwegs war, geschah es, daß sie umsonst nach einer schönen, reinen Stelle ausblickte, um die durchnäßten Windeln zu trocknen. Zuletzt gewahrte sie einen dürren Dornbusch, der nur Stacheln trug, aber keine Blätter. Eilig hängte sie die Windeln daran auf und ließ sie trocknen. Nachdem sie eine Zeitlang dort gehangen hatten, bemerkte sie, daß die Tüchlein sich hoben und senkten. Da nahm sie sie ab und gewahrte, daß der Dornbusch mit Rosen bedeckt war. Sie standen aber nicht einzeln am Stengel, sondern in Büscheln, und waren von verschiedenen Farben, weil überall da, wo die benäßten Stellen der Windeln an die Dornstaude gerührt, rote Rosen hervorsprießten, die trockenen Stellen aber weiße wachsen ließen. — Seit der Zeit gehören diese in Büscheln wachsenden Rosen der Muttergottes, und niemand soll daran riechen.

Mitteilung von Frl. B. Ilg. Dazu noch folgende Bemerkung: Um den für die Muttergottes oder überhaupt für den Heiligenkultus bestimmten Blumen ihren vollen Wert zu erhalten, hüten sich die Malteser strengstens davor, an ihnen zu riechen. Auch verbrennen sie die Blumen, die vor Heiligenbildern gestanden haben, weil es als Frevel gilt, sie wegzuwerfen oder verderben zu lassen.

b) Auf der Flucht geschah es, daß die Mutter des Kindes die nasse Wäsche an einem dürren blumenlosen Strauch zum Trocknen aufhängte. Sogleich begann der Strauch anzuschwellen, begann Knospen, Blätter und Blüten zu treiben, rosaviolette Blümchen, die köstlichen Wohlgeruch verbreiteten. Mit der Zeit wurde der Strauch, um niemals mehr anderer Wäsche dienen zu müssen, zur kurzstieligen Pflanze und ist es heute noch. Er ist bekannt unter dem Namen erba Maria (Salvia verbeneca) und hat die Kraft, den hartnäckigsten Husten zu heilen. Der allgütige Gott läßt ihn einzig und allein auf Malta gedeihen.

Mitteilung von Frl. B. Ilg.

Daß diese Sage aus arabischer Tradition stammt, ist bei der arabischen Kultur Maltas an sich sehr wahrscheinlich. Da wir nun noch eine zweite

maltesische Erzählung haben, die ganz sicher nur aus jener Quelle und nirgend anderswoher abgeleitet ist, so ist wohl der Schluß gerechtfertigt, daß der gleiche Ursprung auch für die obige Sage in Betracht kommt. Jene zweite Erzählung lautet wie folgt:

Auf der Reise nach Ägypten geschah es, daß die heilige Familie bei der Frau eines Räubers um Unterkunft bat. Diese aber erwiderte: „Macht euch von hinnen, mein Mann raubt euch sonst nicht nur aus, sondern schlachtet euch, da er gerne Menschenfleisch verzehrt!“ Aber die Mutter des kleinen Jesus bat weiter, und so ließ die Frau sie in die Kammer treten, wo sie eben ihren kleinen Sohn, der am Aussatz litt, badete. Die Muttergottes war voll von Mitleid mit dem armen Kinde und sagte der betrübten Mutter: „Schaffst du mir reines Badewasser für meinen Kleinen, erweise ich dir einen Gefallen!“ So erhielt sie das Wasser und badete den kleinen Jesus. Dann sagte sie: „Lege nun dein Kleines in mein Badewasser und trockne es mit meinen Haaren, so wird es heil und gesund!“ Die Mutter folgte diesen Worten, trotzdem sie wenig Vertrauen hegte, und siehe, der aussätzige Körper wurde weiß und rein wie ein abgeschältes Rübchen. Da ward sie voller Dankbarkeit. Und die Muttergottes sprach: „Von nun an soll das Badewasser des Kleinen viele der bösen Krankheiten heilen, und wer an der häßlichen Sucht leidet, wird gesunden, sobald er den Körper eines reinen Mädchens berührt und sich an ihren Haaren trocknet!“ Bald darauf kam der Räuber zu Hause und rief schon vor der Tür: „Ich rieche Menschenfleisch! Jungfräuliches Fleisch ist mir das liebste!“ Und so stürmte er in die Kammer. Aber da hielt ihm seine Frau den geheilten Knaben hin, und er ward ruhig und demütig. Am nächsten Morgen aber gab er ihnen ein gut Stück Wegs das Geleite und wies ihnen den rechten Pfad. — Aus dem kleinen Aussätzigen, dem so wunderbar Geheilten, wurde ein Räuber. Als Jesus am Kreuze hing, erkannte er ihn: es war der gute jener beiden Schächer. Da dieser überzeugt war, daß Jesus unschuldig litt und daß dessen Mutter ihn vom Aussatze geheilt hatte, bereute er sein schlechtes Leben und seine vielen Sünden, worauf Jesus ihm das Paradies versprach.

Mitteilung von Frl. B. Ilg.

Hierzu vgl. das arabische Kindheitsevangelium, Kap. 23 (Tischendorf² S. 192).

Daß Jesu Waschwasser heilt, siehe ebd. Kap. 17 (Tischendorf² 188), Blätter f. Pomm. Volksk. 2, 37, 2 und De Nino, Usi e Cost. Abruzzesi 4, 46.

Die übrigen Sagen von Blumen, auf welche die Windeln einwirkten, sind — vom Orient angefangen — die folgenden:

2. Aus Palästina.

Auf der Flucht nach Ägypten breitete die hl. Jungfrau die Windeln des Jesuskindes auf dem Boden aus, der mit Jerichorosen (Anastatica Hierochuntica) bedeckt war. Als sie sie wieder aufhob, berührte ihre Hand die Blumen. Da sagte Gott: „Die Blume, die Maria berührt hat, darf nicht vergehen, sie soll unsterblich sein.“ Und so geschah es.

Rolland 2, 89 = Annales de philosophie chrétienne 1877, 350.

3. Aus Andalusien.

Es heißt, der Rosmarin blühe am Passionstag, weil die hl. Jungfrau auf ihm die Wäsche und Kleidung des Jesuskindes ausgebreitet hatte.

Gubernatis, Myth. d. Plantes 2, 317 (nach Caballero).

4. Aus Frankreich (Pas-de-Calais).

Der Geruch des Hagedorns ist leicht urinös, weil die Jungfrau die Windeln des Kindes zum Trocknen auf seine Zweige gehängt hat.

Sébillot, Folklore de France 3, 368.

5. Aus Belgien.

Es heißt, daß die Weißdorn- oder Hagedornblüten darum wohlriechend sind, weil die Jungfrau Maria die Wäsche Jesu zum Trocknen darauf gelegt habe.

Monseur, Folklore Wallon S. 20.

6. Aus Deutschland.

a) Als Joseph und Maria mit dem kleinen Jesuskinde nach Ägypten flohen, mußten sie auch durch die wasserleere Wüste ziehen, wo sie große Not litten. Da hat Maria die nassen Windeln des Christuskindleins, die sie nicht einmal waschen konnte, an einem wilden Rosenstrauch zum Trocknen aufgehängt. Den Geruch dieser Windeln nahm der Strauch in sich auf, und alle wilden Rosenhecken haben seitdem einen angenehmen weinigen Geruch. Sie werden zum Andenken auch Marienrosen genannt.

Wolfs Zeitschr. f. dt. Myth. 2, 156. Vgl. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1 (1861) S. 381. Friedrich S. 227. Bernh. Baader, neugesammelte Volkssagen aus d. Lande Baden, S. 96. (Name: Muttergottesröslein.)

b) Die Jungfrau hat die Windeln ihres Kindes an dem Hollunder getrocknet.

Meyer, Badisches Volksleben 382.

c) Die wilde Heckenrose riecht deshalb so gut, weil die Mutter Gottes einst ihren Schleier auf einem solchen Rosenstrauch getrocknet hat.

E. Meier, Sagen aus Schwaben 1, 248. Ebenso in Nordthüringen: Zeitschr. f. Volksk. 9, 229.

7. Aus Mähren.

Viele Hagebuttensträucher riechen, weil die Jungfrau Maria die Windeln Jesu auf einen solchen Strauch gehängt hat.

Časopis Matice Moravské 16 (Brünn 1892), 195.

8. Aus Nordböhmen.

Auf der „kleinen Hagebutte“ soll die Muttergottes ihre Windeln getrocknet haben. [Sie wächst nicht über Kniehöhe und ist sehr wohlriechend.]

Mitteilungen des Nordböhm. Exkursionsklubs. 27. Jahrg., H. 3, S. 281. Ebendort gibt eine Stelle aus Grässe, Preußisches Sagenbuch 2, 1051, den Hinweis auf **heidnische** Vorstellungen, mit denen sich die christliche Legende verband: Die Hagebutte (Juupbuum) scheint zu alten Zeiten in Nordfriesland eine religiöse Bedeutung gehabt zu haben. Auf allen Höhenzügen, auch an den Wegen und auf Grabhügeln finden sich uralte Gesträuche dieser Art. Die Alten sahen es nicht gern, daß die Kinder diesen Strauch berührten oder die Hagebutten abpflückten. Wenn von „Wiedergängern“ die Rede war, also von Personen, die nach ihrem Tode „umgehen“, so wurde der „Juupbuum“ gewöhnlich in Verbindung gebracht, indem es bald hieß, bei dem „Juupbuum“ sei das Gespenst erschienen, bald aber, es sei unter dem J. verschwunden. — In der Zschr. Das Riesengebirge 9, 129 (1889) findet sich eine Sage, in der ein Wassermann „Wäschestücke, als: Jäckchen, Häubchen, Lappen usw. zum Trocknen in den Weiden aufhängt.“

9. Die Sonne am Freitag oder Sonnabend. [Maria = Freia; vgl. Grimms Mythologie[4] 250.]

Die ersten weißen Rosen des Hagebusches entstanden dadurch, daß die heilige Maria die Windeln des Christkindes zum Trocknen über den Strauch breitete. **Das geschah an einem Freitag,** an dem sie stets die Wäsche wusch, und deshalb muß auch **an jedem Freitag die Sonne scheinen,** selbst wenn es nur für einige Augenblicke wäre.

Perger, Pflanzensagen S. 239, vgl. Strantz, Die Blumen in Sage u. Gesch. S. 33. Wolf's Zschr. II, 108 (aus Duderstadt: **„am Sonnabend regnet es nie den ganzen Tag, sondern die Sonne kommt immer auf Augenblicke durch die Wolken,** weil die Mutter Gottes an diesem Tage ihren Schleier für den Sonntag bleichen und trocknen muß"). — E. Meier, Sagen ... aus Schwaben: „In Oberschwaben sagt man, wenn's am Samstag regne, so müßte es noch am Samstag Abend wieder gutes Wetter werden, auf daß die Mutter Gottes für den Sonntag ihre Windeln trocknen könne." R. Reichhardt, Zeitschr. f. Volksk. 9, 229: An jedem Sonnabend muß einmal am Tage, und sei es nur einen Augenblick, die Sonne scheinen. Man sagt dann: die Mutter Maria trocknet Windeln. — In Grimms Märchen von den Stadtmusikanten: „Da hab' ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil Unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindelein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will." Gemeint ist der Sonnabend. — Reiser, Sagen des Allgäus, S. 362: Am Samstag hat die Mutter Gottes ihre Wäsche getrocknet. Seitdem vergeht kein Samstag im Jahre, wo nicht wenigstens auf einige Augenblicke die Sonne scheint. Nur drei Samstage, die dunklen Samstage, bilden eine Ausnahme; an diesen hat die Mutter Gottes den ganzen Tag gebetet. — E. T. Kristensen, Sagn fra Iylland Nr. 443: In Harbøre wird erzählt, daß die Sonne einige Zeit jeden Sonnabend durchdringt. Eine Frau in Uloborg sagt so: Ein Sonnabend ist nie so böse, wir bekommen doch die Sonne zu sehen. Da wäscht Jungfrau Maria das Hemd des kleinen Jesuskindes, und da gilt es, daß es trocknen kann, so daß das Kind am Sonntag Morgen ein reines Hemd bekommen kann. Darauf habe ich auch geachtet, aber es stimmt nicht immer. — Im Kreise Middelsom kennt man auch die Sage von der Sonnabend-Sonne und sagt, daß es immer stimmt. — Aus Denterleeuw: Toen O. L. Vrouw op de wereld leefde, was ze doodarm, zoo arm zelfs, dat ze maar éen hemd bezat. Elken zater dag waschte zij haar hemd en liet det daarna onmiddellijk drogen, om het's zondags weer te kunnen aandoen. O. L. Heer had medelijden met het arme schaap, en liet daarom alle zaterdagen het zonneken schijnen. En zoo was tegen den volgenden dag haar hemd altijd droog. Vandaar nog onze Vlaamsche spreuk: Er is nooit een zaterdag, zoo boos of zoo kwaad, of het zonneken schijnt er vroeg of laat. Mont en Cock S. 359.

Auf Malta gibt es laut Mitteilung von Frl. B. Ilg folgende Sage:

Nachdem alles erschaffen war, sollte Gott sich etwas wählen, das ihm als Fahne dienen konnte. Das Schönste und hierfür Geeignetste war aber die Sonne, da sie von allen Erdbewohnern gesehen werden kann. Die Sonne ist also Gottes Fahne geworden, und deswegen kann sie von niemand bewohnt werden, während es möglich ist, daß Mond und Sterne lebende Wesen hervorbringen. Und da sie Gottes Fahne ist, befahl er ihr, jeden Sonnabend zu scheinen, wenn auch für etliche Minuten, und zwar der Mutter Maria zu Ehren, da er ihr keine eigene Sonne anweisen konnte. Und so scheint die Sonne jeden Sonnabend.

III. Huldigende Bäume.

Eine indische Erzählung berichtet von dem verbannten Vessantara, der mit Frau und Kindern in brennender Sonnenhitze durch den Wald irrte. Da sahen die durstigen Kleinen Bäume, mit Früchten beladene Bäume, und weinten voll Verlangen nach Labung. Beim Anblick der

weinenden Kinder neigten sich die hohen Waldriesen von selbst zu den Kindern herab. (Cariyâ Piṭaka I, 9 bei Oldenberg, Buddha S. 348.)

Auch sonst begegnen wir in der indischen Literatur wiederholt Erzählungen von Bäumen, die sich niederbeugen. Aus Furcht vor den Maruts, den Gesellen Indras, beugen sich die Wälder: Ṛg-Veda 5, 60, 2. Mâyâ stand bei ihrer Niederkunft neben einem hohen Baum und streckte ihre Hand aus, um einen der Äste zu ergreifen; sofort neigten alle Bäume ihre Äste und boten ihre Dienste an. (P. Bigandet, The life or legend of Gaudama[3] (Lond. 1880) I, S. 35. Alabaster, The Wheel of the Law, Lond. 1871, S. 101.) Auch die Berge neigen sich, wenn dies nötig ist; indem sich Buddha dann auf den Gipfel derselben stellt, erreicht er schnell den Himmel, wo er seiner Mutter das Gesetz predigt. (Bigandet S. 219.) Als Buddha die Erleuchtung zuteil geworden ist, neigen nicht nur Bäume, sondern auch Berge ihre Gipfel nach der Richtung von Bodhimaṇḍa (dem Ort der Erleuchtung). (Lalita-Vistara, ch. XIX, Foucaux S. 235.) Als einst der Teufel mittels seiner schwarzen Kunst die Ufer eines Weihers, in welchem Buddha sich badete, außerordentlich erhöht hatte, so daß dieser nicht mehr herauskommen konnte, rettete er sich dadurch aus der schwierigen Lage, daß er der Göttin eines am Ufer stehenden Baumes zurief: „Laß einen Ast dieses Baumes sich herabneigen.“ Das geschah, und mit Hilfe desselben kam Buddha aus dem Wasser. (Lalita-Vistara cap. 18, Foucaux S. 229.)

In allen diesen Beispielen wirkt die übernatürliche Kraft, die von Buddha ausgeht, mit oder ohne seinen Machtspruch diese Wunder.

Die christliche apokryphe Tradition kennt ebenfalls solche Ehrenbezeigungen.[1]) Auch das Motiv der Labung, wie es die Geschichte von der Flucht des Vessantara aufweist, verbunden mit dem des göttlichen Machtspruches findet sich, ohne daß man die Abhängigkeit von indischen Vorbildern anzunehmen braucht. Denn die Vorstellung, daß die schmachtenden Flüchtlinge durch ein Ereignis solcher Art belebt wurden, liegt in der ganzen Situation begründet.

In dem liber de infantia Mariae et Christi Servatoris, herausg. von Oskar Schade, S. 38 f. (vgl. Pseudo-Matth. cap. 20 f., herausg. von Tischendorf, S. 87 ff.) wird erzählt:

Es begab sich am dritten Tage ihrer Reise, daß Maria von der allzu großen Sonnenglut matt wurde in der Wüste. Und da sie einen Palmbaum von wunderbarer Schönheit und Größe sah und unter seinem Schatten ein wenig ruhen wollte, führte Josef sie eilends zu dieser Palme und ließ

1) Über Ehrenbezeigung der Götterbilder (Pseudo-Matthaeus cap. 23, Lalita-Vistara cap. 8) und der Fahnen des Pilatus (Ev. Nicodemi cap. 1) siehe van den Bergh van Eysinga S. 68—70. Ebd. die obigen Beisp. aus Indien.

sie herabsteigen von ihrem Tiere. Als Maria sich niedergesetzt hatte, blickte sie auf die Krone der Palme und sah sie voller Früchte und sprach: „O wäre es doch möglich, daß ich von diesen Früchten da pflückte!“ Und Josef sprach zu ihr: „Ich wundere mich, daß du dies sagest, da du doch die große Höhe dieser Palme siehest. Aber während du an die Palmfrüchte denkst, so denke ich an das Wasser, das uns schon ausgegangen ist in den Schläuchen, und wir haben nicht, wovon wir uns oder die Tiere erquicken können.“ Da rief das Jesusknäblein, das auf dem Schoße seiner jungfräulichen Mutter saß und jene Rede hörte und verstand, zur Palme hinauf und sprach: „Neige dich, Baum, und erquicke mit deinen Früchten meine Mutter.“ Alsbald neigte auf sein Wort hin die Palme ihren Wipfel bis zu den Wangen der Maria, und alle wurden erquickt, indem sie deren Früchte pflückten. Nachdem aber alle Früchte gepflückt waren, blieb der Baum geneigt und wartete auf ein Geheiß, gleichwie er auf Geheiß sich geneigt hatte. Da blickte Jesus auf ihn und sprach: „Richte dich auf, Palme, und werde stark und gehöre zu jenen Bäumen, die im Paradiese meines Vaters sind. Öffne aber an deinen Wurzeln die verborgenen Quellen und laß Wasser zur Sättigung herausfließen!“ Und sogleich richtete sich die Palme auf, und durch ihre Wurzeln begann herauszuströmen klares, frisches und süßes Quellwasser. Da sie aber das Wasser fließen sahen, freuten sie sich sehr und tranken mitsamt ihrem Vieh und ihren Begleitern und dankten Gott. Am andern Tage reisten sie weiter. Zu der Stunde aber, da sie den Weg antraten, wandte sich Jesus zur Palme und sagte: „Dies Vorrecht gebe ich dir, Palme, daß einer deiner Zweige von meinen Engeln in das Paradies verpflanzt werde. Diese Segnung aber lege ich auf dich, daß es von jedem, der in irgendwelchem Kampfe gesiegt haben wird, heißen soll: Du bist zur Palme [des Sieges] gelangt.“ [Ein Engel erscheint darauf und trägt einen Zweig hinweg.]

Hierzu vgl. die völlig übereinstimmende altenglische Überlieferung bei Carl Horstmann, altengl. Legenden (Paderborn 1875) S. 3—61, v. 89—208; Horstmann, Sammlung altengl. Legenden (Heilbronn 1878) S. 111—123, v. 65—108; Cursor mundi — Anf. 14. Jahrh. — ed. by Rich. Morris (Published for the Early English Text Society Vol. 1—5), v. 11658—11730).

In einem weit kürzeren Bericht fehlt die Erzählung, daß die Palme zum Paradiesesbaum und zum Symbol des Sieges erhoben wird. Bei Schade, Narrationes S. 16 Kap. 24 heißt es:

Die hl. Familie kommt — und zwar nicht am dritten Tage, sondern „die quadam“, zur Palme. Der Jesusknabe ruft eine Quelle hervor, indem er mit dem Finger in die Erde bohrt.[1]) (Puer autem Jesus parum digito fodit terram et uberrimus fons erupit, quo omnes fuerunt cum gaudio recreati homines et iumenta).

1) Parallele: Kazwini, Kosmographie S. 409 erzählt, daß in der Wüste unter Isma'îls Ferse ein Quell hervorgesprudelt sei. Vgl. dazu: Grünbaum, Neue Beiträge S. 106 f.

Dem Baum befiehlt er, sich zu neigen und seiner Mutter Früchte zu geben. Recepit ergo virgo fructus, et omnes cum gaudio consederunt et pro via partem, quae superfuit, servaverunt.

Vgl. ferner Vie de Jesuchrist avec sa mort et passion (Brunet, les évangiles apocryphes p. 214):

Et quant ils eurent fort cheminé, la Vierge Marie fut lasse et auoit grand chault pour le soleil et en passant par ung grand desert, nostre dame veit un arbre de palme beau et grant dessoulz lequel se voulut reposer en l'ombre et, quant ils y furent, Joseph la descendit de dessus l'asne; quant elle fut descendue, elle regarda en haut et veit l'arbre tout plein de pommes et dist: Joseph, ie vouldroye bien avoir du fruict de cet arbre car ien mangeroye volontiers, et Joseph lui dist: Marie, ie mesmerveille comment vous auez desir de manger de cet fruict.

Adonc Jesuchrist que se sevit au giron de sa mère, dist à l'arbre de palme qu'il s'inclinast et qu'il laissast manger à sa mère de son fruict à son plaisir. Et tout incontinent que Jesuchrist eust ce dist, le palme s'inclina vers la Vierge Marie, et elle prit des pommes ce qu'il lui pleut et demoura cette palme encore inclinée vers elle et quant Jesuchrist veit qu'il ne se dressait pas, il dist: dresse toi, palme, et l'arbre se dressa.

Auf deutschem Boden wurde die Sage behandelt von Hrotsvit e 3 r Mitte bis e 4 r Anf., Cuonrad v. Fußesbr. 83, 67—84, 74, Auct. Passionalis 29, 72—30, 89, Bruder Philipp 2786—2865, Walther 73, 27—74, 20.

Bisweilen nennt die Sage auch den Ort der Begebenheit.

Sozomenos, hist. eccl. 5, 21 erzählt als ägyptische Tradition, daß, als Jesus auf seiner Flucht nach Hermopolis gekommen sei, ein hoher Pfirsichbaum sich vor ihm zur Erde gebeugt und ihn so angebetet habe. Ebenso bei Schade, narrationes cap. 30.

Danach Legenda aurea I, 58.[1])

Entsprechend heißt es in der Vita B. Virg. Mar. et Salv. rhythmica ed. Vögtlin, v. 2322—2340.

Sed ad quandam civitatem Egypti cum venissent,
Hermopolis que dicitur, atque transivissent,
Prope quandam arborem, que est appellata
Persicus et fuerat cunctis dedicata
Demonibus ab incolis illius regionis
Et erat eis maxime venerationis,
Ad hanc autem arborem Jesus cum veniret
Ipsamque cum comitatu suo pertransiret,
Arbor hec ab alto suos ramos inclinavit,
Transeuntem creatorem suum adoravit.
Cum ramis suis arbor hec ad terram incurvatur.
Atque Jesum transeuntem prona veneratur.

1) „In Hermopolis in der Thebais gibt es einen Baum, welcher Persidis heißt und viele Krankheiten heilt. Als die hl. Jungfrau sich mit ihrem Sohne nach Ägypten flüchtete, neigte sich der Baum bis zur Erde und betete Jesus an.“ Vgl. Revue des trad. pop. 4, 412.

Virtutem tantam arbor hec ab illo mox concepit
Tempore, quod omnibus esse iam incepit
Mortis salutifera, cunctis quoque malis
Ac infirmitatibus tunc medicinalis
Arbor hec que prius erat superstitiosa
De demonum ovaculis et prestigiosa
Ex Jesu Christi transitu nunc sanctificatur,
Et cultura demonum ab hac eliminatur.

Vanslebius bei Paulus, Samml. merkw. Reisen III, S. 79 f. berichtet uns nach einer alten Handschrift aus Abessinien, daß daselbst der 8. Juni als Gedächtnistag des Wunders gefeiert wird, daß bei der Maria großem Durst durch Christi Allmacht eine Quelle entsprungen sei, von welcher alle Kranken, die aus ihr getrunken, gesund wurden.

Bei Matarea, wohin die Familie nach dem schon oben erwähnten Kap. 24 des arabischen Kindheitsevangeliums gelangte — zwei Stunden von Kairo —, wird ein sehr alter Maulbeer-Feigenbaum gezeigt, unter dem Maria mit dem Kinde geruht haben soll.

Winer, Bibl. Realwörterbuch 1 (1847), S. 556, wo zitiert wird: Prosp. Alpin. rer. aeg. 1, 5, p. 24. Paulus, Samml. III, S. 256 ff. Robinson, Palaestina I, 41. Tischendorf, Reisen I, 41 f. Hartmann, Erdbeschr. von Afrika I, 878 f.

Vgl. Gubernatis, Myth. des plantes 2, 356:

Die ägyptische Sykomore wird noch verehrt wegen des Schutzes, den sie der Madonna und dem Jesuskinde in Ägypten gewährt hat. Wenn man außerhalb Kairos zwischen einem Kanale und einem von Nilwässern übriggebliebenen kleinen See auf sehr schöner, von gewaltigen Bäumen beschatteter Straße wandert, trifft man in einer Entfernung von 7 Meilen auf ein Landhaus, das sie Matarea[1]) nennen. Dort findet sich auch ein Haus, in dem die Madonna bei dem ersten Eintritt in Ägypten einige Jahre wohnte ... Ferner sieht man dort ein Wasser, in dem, wie die Sage geht, Maria die Windeln des Jesuskindleins zu waschen pflegte, und nahe dabei zeigt man in einem Garten — in dem man einstmals den Balsam sah, der jetzt nicht mehr ist — einen großen Baum, einen sogen. Pharaofeigenbaum (Sykomore). Von dem wollen sie, daß er aus jenen Zeiten stamme, und die Türken, die den Ort aus Liebe zu Jesus in hoher Verehrung halten (denn Jesus gilt bei ihnen als großer Prophet), erzählen davon ein apokryphes Wunder. Es ist indes nicht von Bedeutung, weil aus der antiken Sage des Wunders entstanden, das Nikephoros und Sozomenos von den Bäumen zu Hermopolis in Ägypten erzählen, daß sie bei der Ankunft unseres Herrn alle sich bewegt und, wenn auch groß und stark, doch bis zur Erde sich geneigt hätten, wie um ihn anzubeten.

1) Nach Bädeker S. 109 f. befindet sich in „Matarîje“ (Heliopolis) der berühmte Marienbaum (1672 gepflanzt) und der süße Quell, den das Jesuskind selbst hervorsprudeln ließ.

Sepp, Symbolik zum Leben Christi erzählt folgende drei parallel entwickelte Sagen:

a) Bd. 5, S. 28:

Als sie nun endlich in die Gegend von Matarea kamen, ließen sie, von der Wanderschaft erschöpft, sich unter einem Palmbaum nieder, um welchen viel Gras war, so daß Ochs und Esel genug zu fressen hatten. Da nun Maria wegen großen Durstes einen Trunk Wasser begehrte, nahm sie den Sohn Jesus auf ihren Schoß, stach mit dem Finger in die Erde, und es entsprang auf den Befehl ihres göttlichen Knaben am Fuße des Baumes ein frisches, kühles Marienbrünnlein. [Nach dem Zeugnisse älterer arabischer Schriftsteller zeigte man in Ägypten noch lange den Lebaktbaum, unter welchem Maria ihren Säugling an die Brust gelegt. Diese Pflanze gewährt Kühlung, hat eine Art Mandeln zur Frucht und gilt für ein Sinnbild des Trostes, ist aber jetzt dort zu Lande ausgegangen.]

b) Bd. 5, S. 27:

So erreichten sie nun die Götzenstadt Hermopolis in der Thebais, die sich bei ihrer Annäherung in einen Sandhaufen verwandelte. Vor dem Stadttore stand ein übergroßer Baum: der erhob sich dabei von der Wurzel aus und beugte sich mit seinem Gipfel bis zur Erde, grünte aber dann in neuer Kraft und Gesundheit wieder auf, wie noch dort zu sehen ist.

c) Bd. 5, S. 20:

Unfern dem Grabe Rachels sieht man noch den Feigenbaum, unter dessen Schatten die hl. Familie — im Begriffe, die Flucht anzutreten — gesessen hatte. Als nun das göttliche Kind tändelnd in seiner Unschuld nach den Feigen emporlangte, sieh! da bog sich der Baum mit seinen Früchten nieder und bot sie zum Pflücken dar. Diese Legende hat Correggio in seinem berühmten Gemälde Madonna colla scutella behandelt. (Auf ähnliche 'Riposo'-Bilder einzugehen, ist hier nicht der Ort.)

Aus einer nach dem Kindheitsevangelium estnisch bearbeiteten Jugendgeschichte Jesu, die handschriftlich in mehreren Kirchspielen der Wiek verbreitet und wahrscheinlich gleichen Inhalts ist mit „Jesu Christi Barndoms-Bok" (Oerebro 1827; vgl. Bäckström II, 159) ist besonders folgendes bekannt, was hierher gehört:

Auf der Flucht nach Ägypten öffnete das Kind Jesus mit dem Finger eine verborgene Quelle, und ein hoher Baum neigte sich herab, um seine Früchte anzubieten.

Rußwurm, Eibofolke S. 184.

Teils als Ausläufer dieser apokryphen Geschichte teils als unabhängige Neubildungen, die in einer ähnlichen Vorstellungswelt wurzeln[1]), sind folgende Sagen anzusehen:

1) Vgl. Tabarîs Erzählung, daß vier Bäume die Scham Adams und Evas, des Pfaus und der Schlange bemitleideten, ihre Zweige niederbeugten und jedem ein Blatt gaben. Bekannt ist die apokryphe Erzählung, daß die Fähnlein von Pilatus' Fahnenträgern sich vor Jesu neigten und ihn anbeteten (Ev. des Nicodemus, nach e. arab. Hdschr. übers. v. Güldenstubbe [1880], S. 5 ff.; Gesta I, 5, 6; Vögtlin, Vita ... rhythm. 5848—67).

1. Bolognesische Legende.

Man erzählt den Kindern, daß die Madonna auf der Flucht nach Ägypten mit Joseph und dem Christuskind sich unter einer Palme ausruhte und daß diese ihre grünen Zweige demütig neigte, um Christus vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Und es geschah dann, daß die Madonna gerne von den Früchten essen wollte, um sich nach dem Durst und der Ermüdung der langen, beschwerlichen Reise zu erfrischen. Da neigte sich die Palme und machte es Maria leicht, sie zu pflücken. Das rührte Christus, und er segnete die Palme, sie solle seit der Zeit das Sinnbild des ewigen Heils sein, und er würde mit ihr in Jerusalem einziehen, wie es dann geschah.

Carol. Coron. Berti, Appunti di Botanica Bolognese (Firenze 1875) p. 6.

Vgl. die poetische Legende aus Palermo:

Sutta un pedi di parma s' assittaru
Maria ddi belli frutti risguardava
E guardannu ddu locu umili e caru .
Quattru di ddi frutti addisiava.
Ascuta e senti stu mrâculu raru:
La stissa parma li rami calava;
Li grattuli a Maria cci apprisantau,
Maria li cogghi e la parma s' arzau.
. . . . . .
Cristu a la parma cci para e cci dici:
— Jo, parma, ti dugnu a binidizioni,
Comu onurasti li me' cari amici,
Sarai cumpagna a la mè passioni.
Ancora cu li toi rami filici
Portami ogn' arma a la sarvazioni;
E ancora cu li toi pampini santi
Trasemu a Gerusalemmi triunfanti.

Pitrè, Appunti di Bot. Sic. (= Rivista Europea 1875) p. 4 = Canti popolari siciliani vol. 2, n. 955 = Usi e costumi 3, 237.

2. Aus Malta.

Eine Überlieferung, die wir oben S. 9 kennen gelernt haben, vermengt sich auf Malta mit der Fluchtgeschichte, und man erzählt:

Als Maria mit dem kleinen Jesus fliehen mußte, geschah es, daß sie unterwegs Hunger litten und nichts Eßbares fanden. So gingen sie, hungrig und müde, weiter. Plötzlich rief der kleine Jesus: „Bieg mir den Ast herunter!“ was die Mutter Gottes eiligst tat. Es war aber eine Palme, deren Äste voller Datteln waren. Da rief Maria: „O che bel frutto!“ Seit dieser Zeit trägt jeder Dattelkern ein o eingeprägt.

(Diese kleine Legende ist in Malta allgemein bekannt. Seltsamerweise wird der Ausruf stets auf Italienisch wiedergegeben, wie auch von den Maltesern oft behauptet wird, die Mutter Gottes habe italienisch und maltesisch gesprochen. Darum lassen sich die beiden Sprachen auf Malta nicht ausrotten.)

Mitteilung von Frl. B. Ilg.

3. Die gleiche Naturdeutung findet sich auch in Marokko und Portugal, vgl. oben S. 10.

4. Aus Ungarn.

a) Als die heilige Jungfrau unter dem Weidenbaum saß, da neigten sich seine Zweige vor ihr: er beugte sich nieder und ist seitdem so geblieben.

Kálmány, Vil. al. ny. S. 40.

(Vermengung mit Fluchtgeschichten der späteren Lebenszeit:)

b) Als die Juden unsern Herrn Christus verfolgten, war er sehr müde und setzte sich unter dem Weidenbaum nieder; denn der Weidenbaum ist der schmiegsamste Baum; nirgends hat er stachlige Äste. Als unser Herr Christus niedersaß, da hat sich der Weidenbaum über ihn geneigt und hat sich nicht wieder aufgerichtet: er ist so geblieben.

Kálmány, Szeged Népe 2, 139 = Revue des trad. pop. 7, 485.

5. Aus Frankreich(?).

Villard, Les fleurs à travers les âges, S. 178 erzählt ohne Angabe der Heimat dieser Sage, daß, als die hl. Jungfrau auf der Flucht nach Ägypten einen Augenblick ausruhen wollte, die mitleidige Salbei ihre Blätter ausbreitete und dem göttlichen Kinde einen köstlichen Teppich darbot. Zur Belohnung erhielt sie die Kraft, Krankheiten zu heilen. Vgl. die Sage von der schutzbietenden Salbei unten S. 42.

Erweiterung: Die Ehrfurcht huldigender Bäume wird durch den Hochmut eines grußweigernden Baumes heller beleuchtet:

1. Aus Polen.

Als der Herr Jesus des Weges ging, traf er zwei Bäumchen, die am Teiche wuchsen; als das eine der sich nähernden Heiland von ferne wahrnahm, fing es an, sich vor Freude zu neigen und den Herrn mit seinen Ästen zu begrüßen. Und zwar war dies die Birke. Die Pappel dagegen rührte sich nicht einmal, trotzdem der Herr Jesus ganz dicht an ihr vorbeiging. Darum gewährte er der Birke, daß sie stets luftige Zweige habe und sie bei jedem Windhauche zur Erde senke, als wenn sie grüßen wollte. Die Pappel dagegen steht wie festgemauert und erhebt ihre Wipfel hochmütig zu den Wolken.

Zbiór wiad. 7, 117 Nr. 37.

2. Aus Sizilien.

Wenn man die Frucht der Pinie schält und sie senkrecht durchschneidet, sieht man etwas wie eine Hand. Man deutet sie als die segnende Hand des Christuskindes und erzählt darüber wie folgt:

Auf der Flucht nach Ägypten wußte die hl. Familie nicht, wo sie ausruhen konnte, stieß zufällig auf eine Lupine und näherte sich ihr, um sich's darunter bequem zu machen. Damals war aber die Lupine — wie einst die Tamariske (vgl. weiter unten) — ein großer Baum mit auserlesenen Früchten. Sie weigerte sich aber, die armen Flüchtlinge unter sich aufzunehmen, machte sich klein und zog ihre großen Zweige ein, so wie sie seitdem geblieben ist. Der hl. Joseph, Maria und das Kindlein mußten also unbeschirmt bleiben und trotz Müdigkeit und Furcht ihren Weg fortsetzen. Etwas weiter sahen sie eine Pinie, unter die sie sich flüchteten. Und die Pinie breitete ihre schönen Äste aus und nahm das Jesuskind liebevoll auf.

Seit jenem Tage hat sie die Gunst, das Christushändchen in sich zu tragen,

und gedeiht immer. Aber die Lupine ist verflucht, sie darf sich nicht höher als eine Spanne vom Boden erheben, und ihre Frucht ist bitter.

Pitrè, Appunti p. 7 = Usi e cost. Sic. 3, 239; auch bei Gubernatis, mythologie des plantes 2, 291 nach Mitteilung von Pitrè.

3. Aus Ösel; deutsch und estnisch.

Einst ging die Jungfrau Maria mit ihrem Kinde durch einen Wald, und sämtliche Bäume neigten ehrfurchtsvoll ihre Häupter, sie zu begrüßen. Nur die Espe stand gleichgültig da, ihre Blätter und Zweige starr in die Höhe gerichtet. Da sprach die Jungfrau die Strafe über sie aus, daß ihre Blätter sich bei dem geringsten Winde hin und her bewegen und zittern sollten.

Später wurde nach Christi Verurteilung das Kreuz für ihn aus Espenholz zugehauen.

C. Rußwurm, Sagen aus Hapsal S. 189, Nr. 199 B mit dem Zusatz: Auch in Estland scheint früher die Espe göttliche Verehrung genossen zu haben. Ganz in der Nähe des Dorfes Röiks auf Dagö stand eine große heilige Espe, die man in keiner Weise beschädigen durfte. Noch vor 10 Jahren (1850) war es ganz allgemein, bei Krankheiten des Viehs oder ähnlichen Unglücksfällen dieselbe mit bunten Bändern, Bandschleifen und kleinen Kreuzen zu behängen, welche Opfer die Gunst des Baumgeistes erwerben soliten.

Die Verehrung der Espenhaine, die in Schweden allgemein gewesen zu sein scheint, läßt sich auch für unsere Gegenden aus dem Namen der Stadt Hapsal (von haab und sallo, Hain) vermuten; auch der Asplûnd (Espenhain) zu Worms mag früher heilig gewesen sein. Über die Espenhaine s. Eibofolke § 355. Runa, Swenska forsamlingar utg. af R. Dybeck 1848, S. 16.

Vgl. hierzu Grimm, Myth. 2, 614: Einzelnen Gottheiten, vielleicht allen, waren Haine, in dem Hain vermutlich besondere Bäume geweiht. Ein solcher Hain durfte nicht von Profanen betreten, ein solcher Baum nicht seines Laubes, seiner Zweige beraubt und nie umgehauen werden. Auch einzelnen Dämonen, Elben, Wald- und Hausgeistern sind Bäume geheiligt.

4. Der heidnische Hintergrund dieser Sage zeigt sich klar in der estnischen Variante unten S. 45 und folgendem Liede der Setukesen in Estland.

Eine Jungfrau, namens Marie, sucht sich einen Mann, der ihr gefiele und entspräche. Auf dem Markt glaubt sie einen solchen gefunden zu haben. Die Heirat wird vollzogen, aber die Hoffnung der jungen Frau wird nicht erfüllt. Der Mann gefällt ihr nicht, sie will sich seiner entledigen. Sie setzt des Abends scharfe Werkzeuge ins Bett, durch die der Mann zu Tode verwundet wird. Am Morgen steht die Marie auf und treibt das Vieh auf die Weide. Die Weiber des Dorfes fragen sie: „Warum ist dein Stiefel blutig, dein Strumpf blutbesprengt?“ Sie erwidert: „Ich habe ein Schaf geschlachtet, daher das Blut.“ Die Weiber glauben dem nicht und erklären, sie habe ihren Mann umgebracht. Nun flieht die junge Frau und sucht Schutz resp. Rettung an verschiedenen Orten: beim Brunnen, beim Hanf, bei der Birke, Kiefer, Tanne, beim Wacholder. Alle entschuldigen sich und begründen es, warum sie die Fliehende nicht schützen können. Zuletzt kommt sie zur Espe und Erle, die nehmen sie auf, die Espe unter ihre Blätter, die Erle unter ihre Rinde. Dort lebt die Gattenmörderin weiter; darum zittern die Blätter der Espe beständig, darum ist die Rinde (der Splint) der Erle rot.

Monumenta Eistoniae antiquae 1, 1, Abt. C, S. 35.

In Varianten spricht die junge Frau einen Fluch über die Espe aus, die der Flüchtigen ebenfalls ihren Schutz versagt: die Blätter der Espe

sollen zittern, wie der Leib der Fliehenden zitterte, das Herz der Espe soll faulen, weil sie sich nicht erbarmte des bebenden Herzens der Marie.

5. Aus Deutschland.

a) Mit de ful Esch is dat so kamen: uns Herr Christus is ens in'n Holt kamen; dor neigen sik alle Böm, bloß de Esch is so grotbertansch un will sik nich dal geben; öwer as de annern Böm sik nu all wedder uprichten, dor verfiert se sik doch un fangt an to zittern. Un as nu Christus bi ehr vörbi kümmt, segt he: „Wil du so ful west büst, sasst du ewig ful Esch heten un sasst bewern Nacht un Dag, wenn ok gor ken Wind weiht."

Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg 1. Heft, Nr. 63.

b) Als Christus einst über Berg und Tal reiste und die Kranken heilte, kam er durch einen Wald. Da erkannten ihn die Bäume und neigten sich vor ihm zu Boden. Nur die Espe blieb aufrecht stehen. Da sprach Christus: „Du sollst dich von nun an ewig mit allen deinen Zweigen bewegen, und auch im lindesten Winde sollen deine Blätter nicht ruhig bleiben."

Seitdem hat der Baum nicht Ruhe, und seine Blätter flüstern und zittern bis zum jüngsten Tag.

Nork, Mythologie der Volkssagen S. 951. Vgl. Frischbier, Z. volkst. Naturkunde. Beiträge aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885), S. 320. Haas, Rügensche Sagen S. 153.

6. Aus Island.

Eines Tages ging Jesus durch die heiligen Wälder der alten Germanen.[1]) Alle Bäume neigten sich vor ihm, um seiner Gottheit zu huldigen; nur die Pappel blieb in ihrem trotzigen Hochmut aufrecht stehen, und Jesus sagte zu ihr: „Da du dich nicht vor mir beugen wolltest, sollst du dich immerdar beugen im Morgen- und Abendwinde."

Douhet, Dictionnaire des légendes S. 1274 aus M. Marmier, Lettres sur l'Islande p. 106. Auch Revue des trad. pop. 4, 471.

7. Aus Steiermark.

Weil die Esche (so heißt an der Traun die Zitterpappel) einst, als der Heiland vorüber ging, ihr Haupt stolz erhoben hielt und ihm nicht neigte, schlug sie der Herr mit ewigem Zittern.

Baumgarten I, S. 131.

8. Endlich wird noch eine maltesische Sage hierher zu stellen sein, die freilich nur in ihrem ersten Teil an die Palmbaumsage erinnert und gleich jener die Erschöpfung Marias und ihr Verlangen nach der lockenden Frucht

1) Zu der Erweiterung, daß alle Bäume sich neigen, vgl. Vögtlin, Vita B. Virg. Mar. et Salv. rhythmica S. 80. v. 2226 ff.

Cum per silvas transiverunt, (näml. auf der Flucht nach Ägypten)
ramos universae
Inclinabant arbores ad puerum conversae.
Arbores cacumina flexerunt adorantes,
Transeunte creatore ramos inclinantes.
Herbaeque similiter fecerunt hoc camporum,
Floresque convallium et gramina pratorum
Se cuncta Jesu puero flectebant inclinando
Venientem dominum suum adorando.

erzählt, im zweiten dagegen, und gerade im wesentlichen, durch eine völlig neue Erfindung überrascht.

Auf der Flucht nach dem sichern Lande kam die Jungfrau Maria mit dem Kinde auch nach Alexandrien. Es war ein sehr heißer, staubiger Tag, und ganz erschöpft sank die Arme nieder; sie hatte Hunger und Durst, und das Kindchen wimmerte leise. Da erblickte sie in der Nähe einen riesig großen, fruchtbehangenen Birnbaum, und auf der gegenüberliegenden Gartenmauer hingen die Äste eines reichtragenden Apfelbaumes. So ging sie hin, erblickte den Besitzer des Birnbaumes und bat um eine Frucht. Dieser aber schrie: „Ich habe keine Birnen; was ich habe, das sind Steine!“ Die Jungfrau Maria rief aber drohend: „Von heute an sollst du am eigenen Baume Steine finden und Grieß, der an steinernen Sand gemahnt, in den Birnen der Nachbarn!“ Sofort wurde der Baum zu Stein, behielt aber die Formen, die der Blätter, der Früchte, des Stammes, und heute noch ist der Baum eine der Sehenswürdigkeiten Alexandriens. Der Besitzer des Apfelbaumes hingegen war freigebig, stellte ihr die gesamten Früchte zur Verfügung, und so wurden die Äpfel Alexandriens, die von dorther zu uns kommen, gesegnet und tragen reichlicher als in andern Ländern.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

9. Übertragung auf den hl. Pardroux findet sich in Forez.

Die Espe hat sich allein von allen Bäumen geweigert, sich vor dem hl. Pardroux zu neigen; zur Strafe für diesen Hochmut muß sie ewig zittern.

Sébillot, Folklore de France 3, 369 = Noëlas, trad. foréziennes 195.

IV. Schutzspendende Bäume.

A. Bäume, die vor Verfolgung schützen.

Wie es Bäume geben soll, die sich huldigend neigten, so erzählt man auch von schützenden Bäumen, die ihre Zweige niederbreiteten und gleichsam in ihren Armen eine Zufluchtsstätte darboten. Die nahe Verwandtschaft mit den vorigen Sagen geht besonders aus den zunächst angeführten Sagen hervor:

1. Aus den Niederlanden.

a) Sankt Josef und Unsere Liebe Frau waren mit dem Jesuskindlein auf der Flucht. Sie waren just an einem großen Walde angelangt, als sie nicht weit davon Herodes' Soldaten hörten. Was nun? Sie standen am Fuße eines schönen Palmbaumes, fielen auf die Knie nieder und flehten zu dem allmächtigen Vater: „O Gott, errette das Kind aus den Händen seiner Feinde!“ Kaum war das Gebet ausgesprochen, da erhob sich oben im Wipfel ein leises Rauschen: die langen blätterreichen Zweige des Baumes senkten sich, kamen bis auf den Erdboden herab und umschlossen so die heilige Familie wie mit einer Ringmauer. Die Soldaten fluchten und wetterten, weil sie überall vergebens laufen müßten, und gingen ahnungslos an der Palme vorbei. Als sie ein Stück entfernt waren, begann es wieder zu rauschen: die Zweige bewegten sich aufwärts und kamen auf ihren alten Platz zurück. Sankt Josef und Maria dankten Gott und zogen dann eilends nach Ägypten weiter.

Joos, Vertelsels 1, S. 67, Nr. 35.

b) In Westflandern wird von der Trauerweide erzählt, sie habe ihre Zweige über die hl. Familie herabgesenkt und sie vor Herodes' Soldaten verborgen.

Vgl. die ausführlich und hübsch erzählte Legende bei Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 124.

2. Aus Italien.

a) Die Trauerweide läßt ihre Zweige zur Erde hängen, seit sie Maria und dem Jesuskind auf der Flucht nach Ägypten als Versteck gedient hat.

Gubernatis, Mythologie des plantes 2, 31.

b) Joseph mußte wandern, blieb aber fast immer hinter den Seinen zurück. Einmal sahen sie Pharisäer heranreiten. Maria sagte: „Lauf, Joseph, lauf!" Sie waren gerade inmitten von Wacholdergebüsch, und Maria bat einen Strauch, das Kind zu verbergen. Der Strauch öffnete sich, nahm das Kind zu sich und schloß sich dann wieder. Als dann die Pharisäer kamen, sahen sie nur eine Frau und einen Greis. Nach einer Weile kam ein zweiter Trupp Pharisäer. Und da sie auf einem Felsen waren, so war nichts als eine Stechpalme in der Nähe. Und sie breitete ihre Zweige aus, und Maria und Joseph und das Kind gingen hinein. Die Pharisäer gingen wieder fort.

Maria segnete dann die Stechpalme und sagte ihr: „Du wirst immer grünen." [Die Segnung des Wacholders fehlt.]

de Nino, Sacre leggende S. 44.

c) Der Wacholderbusch öffnete gastlich seine Zweige und schloß sie dann wieder, so daß er Maria mit dem Kinde verbarg. Maria segnete darauf den Wacholderbusch. Darum hängt man ihn in den Städten Italiens am Weihnachtstage auf.

Gubernatis, Mythologie des plantes 2, 153.

d) Auf der Flucht nach Ägypten verbarg sich Maria unter einer Esche, und um sie dafür zu belohnen, daß sie sie verborgen hatte, sagte sie:

„Esche, schöne Esche, du sollst grün besser brennen, als die andern trocken."

Rivista delle tradizioni 1, 270.

3. Aus Andalusien.

In Andalusien heißt es, daß der Rosmarin der Jungfrau Maria auf der Flucht nach Ägypten Schutz geboten habe. (Näheres fehlt.)

Gubernatis, Mythologie des plantes 2, 317 nach Caballero.

4. Aus dem Archipel.

Als Jesus von den Juden verfolgt wurde, verbarg er sich unter einem Wacholderstrauch. Da die Zweige des schützenden Strauches sehr dicht waren, konnten die Juden Jesus nicht entdecken. Da segnete Jesus den Wacholderstrauch, und seitdem verbreitet er einen würzigen Wohlgeruch.

La Tradition 10, 72.

5. Aus Malta.

Auf der Flucht wollte die Mutter Gottes ihr Kindchen verstecken, da die Häscher nahe waren. Sie legte es in die Zweige eines Mandelbaumes, doch dieser senkte sich nicht demütig, sondern war stolz auf die kleine Bürde und löste das Gewirr der Zweige auf. Also hätte er das Kind verraten. Da nahm die Mutter Gottes den kleinen Jesus und legte ihn in den Strauch einer Mimose.

Diese Pflanze war über die Maßen dankbar und glücklich, bog ein Blättchen übers andere und legte einen Zweig auf den andern, bis sie ein Dächlein fertig hatte. Aber ängstlich war sie doch und begann zu zittern, als die Häscher näher traten. Doch diese sagten: „Sieh nur, wie das stachelige Bäumchen zittert!“ und gingen ihrer Wege. Da sprach die Mutter Gottes: „Du, o Mandelbaum, hättest mein Kind verraten! Da du aber nicht aus böswilliger Absicht, sondern aus Überhebung gehandelt hast, so soll der Kern deiner Frucht süß und nur die Schale bitter sein!“ Zur Mimose aber sagte sie: „Du hättest mein Kind beinahe verraten durch übergroße Furcht! Zur Strafe dafür sollst du stets zittern müssen! Da du aber auch deinen guten Willen gezeigt hast, sollst du hinfort imstande sein, dein Inneres zu bedecken, wie du an meinem Kinde getan hast.“ Seit der Zeit vermag sich die Mimose zu schließen, sobald sie berührt wird.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitteilung von Frl. B. Ilg in Valletta.

6. Aus Litauen.

Die Mutter Gottes ruhte einst unter einer Espe, als sie mit ihrem Sohn vor Herodes nach Ägyptenland floh, und diese zitterte vor Angst. Seit der Zeit begannen die Blätter aller Espen zu zittern.

Živaja Starina 4, 253 f.

7. Aus der Ukraine.

Die Zitterpappel rauscht deshalb mit den Blättern, weil, als Joseph und die hl. Jungfrau Maria nach Ägypten zogen, sie sich beim Herannahen der Krieger unter einer solchen versteckten. Alle Bäume waren still, bloß die Pappel hörte nicht auf zu rauschen.

Čubinskij, Trudy 5, 76 f.

8. Aus Ungarn.

Als die Juden Christus verfolgten, kletterte er auf eine Espe und verbarg sich dort; aber die Juden fanden ihn, zogen ihn von der Espe herab und marterten ihn.

„Nun, du Espe,“ sprach Christus, „ich verfluche dich; im Winter und im Sommer sollst du stets vor Frost klappern.“

Der Fluch erfüllte sich auch an der Espe, denn seitdem zittert sie immer und rauscht so traurig, daß man unter ihr nichts hören kann.

Ein andermal erklomm Christus eine Tanne; da fanden ihn die Juden nicht. Als er hinabstieg, segnete er sie:

„Nun, du Tanne, im Winter und im Sommer sollst du grün sein und immer kreuzweis wachsen!“

Darum grünt der Tannenbaum immer, und darum wachsen seine Zweige kreuzweis.

Arany-Gyulai Magy. Népkölt. Gyüjt. 3, 412. (Vgl. oben: Birke und Pappel, S. 37, unten: Espe und Haselstaude, S. 43.)

9. Legende der Kosaken im Terekgebiet.

König Herodes hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Als er alle kleinen Kinder männlichen Geschlechts töten ließ, befahl er auch seinen eigenen Sohn umzubringen. Die Tochter erfuhr von der Weisung des Vaters und erzählte dem Bruder, welches Schicksal seiner harre. [Die Kinder beschließen zu fliehen, werden verfolgt und holen die Mutter Gottes auf deren Flucht ein. Diese suchte ein sicheres Versteck] und wandte sich an die Blumen des Feldes mit der Bitte, sie und die Kinder zu retten ... Aber nicht eine der Blumen gab ihr einen Zufluchtsort; da wandte sie sich zur Salbei, und die versteckte sie und die Kinder

unter ihren Blättern. Herodes' Krieger gingen vorbei, ohne etwas zu bemerken, und als sie verschwunden waren, kam die Mutter Gottes hervor und sprach zur Salbei: „Von nun an bis in Ewigkeit wirst du eine Lieblingsblume der Menschen sein. Ich gebe dir die Kraft, die Menschen zu heilen von jeder Krankheit. Errette sie vom Tode, wie du es auch an mir getan hast!" (Aufguß der Salbei heilt Erkältung.)

Sborn. materialov dlja opisanja městnostej i plemen kavkaza 34, 2, 4f.

B. Sagen von der Haselstaude.

1. Aus Polen.

Als die hl. Mutter Maria mit dem kleinen Jesuskind vor dem König Herodes flüchtete, suchte sie Schutz unter einer Espe; doch wollte dieser Baum ihr keine Zuflucht gewähren, indem er sich damit entschuldigte, daß er Furcht habe, vom König Herodes umgehauen zu werden. Die Mutter Gottes mußte also mit ihrem Kindlein unter der Espe heraustreten, und da sie nicht wußte, wo sich gleich zu verstecken, lief sie unter die Haselnuß, die unweit von der Espe wuchs. Die Haselnuß nahm die hl. Familie gern auf und umhüllte sie, so gut sie konnte, mit ihren winzigen Zweigen, so daß König Herodes unverrichteter Dinge heimkehren mußte. Zur Erinnerung daran bestimmte der Herr Jesus, daß die Espe fortan mit dem Laube zittern solle, gleichsam aus Angst, auch wenn klares Wetter am Himmel ist. Aber unter die Haselnuß darf man sich getrost beim Gewitter flüchten, der Blitz wird einen dort nicht erreichen.

Zbiór wiad. 7, 117, Nr. 38 mit folgender Anmerkung: In Cedzyń geht die Sage, daß Methusalem deshalb am längsten von allen Menschen lebte, weil er sich unter einer Haselnußstaude eine Hütte baute und bis an sein Ende darin wohnte.

2. Aus Oberschlesien.

Man erzählt, die hl. Familie habe auf der Flucht nach Ägypten einen Espenbaum vergeblich um Bergung und Schutz gebeten, weil dieser sich vor des Herodes Leuten fürchtete. Da sprach die hl. Maria: „So zittere du und bebe in Furcht bis ans Ende der Welt." Die hl. Familie barg sich dann unter dem Schutze von Haselnußbäumen, daher seien diese vor dem Blitze sicher und tragen liebliche Frucht.

Mitt. d. Schles. Ver. f. Volksk. Heft 4, S. 75.

Die Legende von der Flucht unter die Haselstaude ist hier willkürlich in die Zeit der Flucht nach Ägypten verlegt worden. Sie wird sonst in folgender Weise erzählt:

3. Aus Sizilien.

Sie gilt als ein heilges Bäumchen, in dessen Schatten man ohne Furcht schlafen kann, weil dort das Jesuskindlein in Schlaf gewiegt wurde.

Pitrè, trad. Sicil. 3, 241.

4. Aus Tirol.

a) Vom Haselnußstrauch heißt es allgemein in Tirol, daß einst, als die Mutter Gottes einen Gang ins Gebirge machte und von einem wilden Wetter überfallen wurde, sie unter einem großen Haselbaum Schutz fand und demselben viele Wunderkräfte gab. Die Weißkünstler haben sich stets der Wünschelruten [die im Neumond von einem Haselstrauch geschnitten werden müssen] als Werkzeuge bedient, deren Gebrauch Gott zuläßt und die niemals bösen und schädlichen Zauber üben.

Alpenburg, Myth. u. Sagen Tirols S. 393.

b) Am Oberinn heißt es, daß Maria dem Haselzweig die blitzabwehrende Kraft deshalb gab, weil Maria einst über einen Bergrücken gegangen und unter einem Haselstrauche gerastet habe.

Heyl, Volkssagen aus Tyrol S. 793.

5. Aus Steiermark.

Unter der Hasel ist unsere liebe Frau untergestanden während eines Gewitters, und darum schlägt es in eine Hasel nie ein.

Baumgarten, Aus der Heimat 1, 135.

6. Vom Lechrain.

Als die Mutter Gottes über das Gebirge ging, wurde sie unterwegs von einem argen Wetter überfallen und flüchtete sich unter eine großmächtige Haselstaude. Der Schutz, den sie damals der hl. Jungfrau gewährte, verlieh ihr für alle Zeiten die Kraft, Blitze abzuwehren.

Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 98.

Wie Karl Weinhold, Über die Bedeutung des Haselstrauches usw. (Ztschr. d. V. f. Vk. 1901, S. 6; vgl. ebd. Bd. 8, 396) bemerkt, vertritt Maria hier nur einen Heidengott, den germanischen Donar, der nicht rastete und. Zuflucht suchte, sondern der seiner geweihten Staude auch im Donnerwetter Friede hält.

Aus dem slavischen Europa kann ich nur einen Beleg bei Federowski 1,561 anführen:

Als der Herr Jesus auf Erden wandelte, mußte er sich zuweilen mit Haselnüssen ernähren. Daher verkriecht sich der Teufel nie unter einen Haselstrauch, und nie trifft diesen der Blitz. (Weißrussisch.)

Zur Heiligkeit der Hasel vgl. noch — außer abergläubischen Meinungen — zwei Sagen.

Bei Vonbun, Volkssagen aus Vorarlberg, 1847, S. 7, heißt es, daß ein Haselstrauch die hl. Maria gegen eine aufspringende Schlange schützte, als sie im Walde Erdbeeren für das Jesuskind pflückte. Zum Dank habe die Jungfrau dem Strauche die Kraft verliehen, alles Volk gegen Ottern und anderes kriechendes Gewürm zu behüten.

Ähnlich wird — nach Hans Müller, Aus Davos, S. 54 (= Vonbun, Beiträge S. 127, Sagen S. 54, Vernaleken S. 299) — in einer bündnerischen Legende erzählt, daß die Mutter Gottes, als sie einstmals mit dem hl. Knäblein Erdbeeren sammelte, von einer Schlange verfolgt wurde und in der Angst ihres Herzens das giftige Tier mit einer Haselgerte schlug und vertrieb, indem sie sagte:

Wia dia Studa hüt min Schutz iß gsi,
Söll sie 's o de Lüt in Zuekunft si.

[Eine Schlange kann, wie es in Graubünden heißt, nur mit einer Haselrute getötet werden.]

C. Bäume, die vor Unwetter schützen.

Das Motiv der Flucht fehlt in einigen engverwandten Sagen, indem an der Stelle der Gefahr, aus der der mitleidige Baum den Heiland errettet, ein ganz harmloses Ereignis erscheint ist: Jesus sucht Schutz vor Regen, und der Baum beschirmt ihn.

1. Aus Nuckö: schwedisch und estnisch.

Bei einem argen Unwetter ging der Herr Jesus durch einen dichten Wald und suchte unter den Bäumen Schutz vor dem Regen. Alle Bäume aber bogen ihre Zweige zurück oder schüttelten sich, so daß die Tropfen auf den Herrn fielen und er ganz durchnäßt wurde. Nur die Tanne breitete schützend und liebend die Arme aus, und er fand Sicherheit unter ihren Zweigen. Dankend verließ er den Zufluchtsort und sprach über die Tanne den Segen aus, daß sie Sommer und Winter grün sein solle.

C. Rußwurm, Sagen aus Hapsal, S. 190, Nr. 199 C. Siehe auch Inland 1857, Nr. 17.

2. Aus Kronstadt; estnisch.

Es war einmal eine alte Frau und ein alter Mann, die hatten einen Sohn, der in seiner rechten Hand so ungewöhnliche Kraft besaß, daß er die dickste Eisenstange wie einen Strohhalm zerbrach. Altvater wußte lange nicht, was für ein Amt er ihm geben sollte, und machte ihn zum Waldkönig.

Als der Waldkönig einmal zu Altvater ging, um über seine Angelegenheiten Bericht zu erstatten, wurde er von einem starken Regen überrascht und suchte Schutz unter einer Erle. Die Erle aber rief: „Komm nicht zu mir, mein Laub ist noch zu klein, gestern erst sind die Blätter ausgeschlagen!“ Ebenso versagten ihm die Birke und die Weide ihren Schutz, bis eine Tanne ihn freundlich aufnahm. Der König erzürnte über die Laubbäume und sagte, daß das Laub sie nur das halbe Jahr schmücken dürfe, die ganze andere Hälfte müßten sie kahl stehen, während die Nadelbäume das Jahr über grünen könnten.

Als es aufgehört hatte zu regnen, ging der König weiter und kam an einen reißenden Fluß. Eine Herde Ochsen und Pferde weidete am Ufer. Der König bat das Pferd, ihn hinüberzutragen, aber das Pferd sagte unfreundlich, es habe die ganze Zeit gearbeitet und sei erst eben freigekommen und wolle nun fressen. Der Ochse trug ihn bereitwilligst hinüber. Zum Lohn sollten die Ochsen eine kurze Arbeitszeit, aber eine lange Pause zum Fressen haben, während die Pferde kurze Zeit fressen und lange arbeiten müßten. — Bei Altvater angelangt, fragte ihn dieser, woher das komme, daß die Laubbäume im Winter kahl stünden und daß die Ochsen eine lange, die Pferde aber eine kurze Ruhe- und Freßpause hätten. Und weil der Waldkönig eigenwillig und ohne Altvaters Beistimmung so eigenmächtig gehandelt hatte, entäußerte ihn Altvater seiner Königswürde und machte ihn zu seinem Stallknecht.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

Vergleichen wir diese sehr altertümlich aussehende Sage mit denen vom Haselstrauch, so dürfen wir annehmen, daß der Schutz vor Unwetter den ursprünglichen Sageninhalt darstellt und daß dieser dann in christlicher Zeit umgestaltet worden ist. Vgl. Grimm, Mythol. 3, 4. Ausg., S. 64: Weil die Eiche dem Thor heilig war, erschlägt er die darunter flüchtenden Riesen: aber unter der Buche hat er keine Macht über sie. Ebenda 3, 188: Götter zwischen Baum und Rinde wohnend (vgl. S. 38, Nr. 4).

Im sächsischen Vogtland hat diese Sage eine neue Wendung erhalten:

Als Christus mit seinen Jüngern auf Erden wandelte, kam er auch ins Vogtland. Es regnete, und alle wurden arg durchnäßt. Da gewahrte ein Jünger eine sehr große Tanne und rief: „O, komm doch, Herr, unter diesen breiten Baum!“

Allein der Herr entgegnete: „Wer den Regen schickte, wird auch Sonnenschein senden!“ und blieb an seiner Stelle.

Da wollte der Jünger doch etwas Klügeres tun, als von der Hoffnung leben, und begab sich unter den Baum. Der aber schlug mit seinen Ästen wie der Haushahn mit den Flügeln und machte ihn naß bis auf die Haut. Auf das Feld jedoch schien die Sonne.

Zur Erinnerung an diesen Vorfall läßt die Tanne ihre Äste bis heute niederhängen.

Perger, Deutsche Pflanzensagen, S. 337 f. = Grässe, S. 432.

3. Parallele aus Japan.

Bei C. Pfoundes, The popular literature of Old Japan (= Trans. Roy. soc. of Literature Vol. 12. part. 3, 1881) S. 19 findet sich folgende Übersetzung eines japanischen Volksliedes:

Shin no Shiko
A hawking did go,
The clouds they lowered
Down the rain poured,
Ho, the Emperor must not get wet.

The old pine tree
Good shelter would be,
Beneath its shade did he go,
The branches bent and the leaves folded so
Through the leaves the rain did not get.

'Twas the Emperors whim,
That the pine tree be given,
Of honours a deluge, in name,
This is just how it came
To be called "wait while the rain pours"
e'en yet.

V. Das Versteck im Baumstamm.

Vier Stunden vor Altkairo gelangt man zu einem Feigenbaum, dessen Stamm sich einst öffnete, als die hl. Familie, von Räubern verfolgt, sich hinter ihn flüchtete, dann aber sich schloß und sie so drei Tage und drei Nächte in seinem Innern beherbergte. Als nun die Räuber, an Ort und Stelle angelangt, Maria mit dem Kinde nicht fanden, nahmen sie den Esel mit sich nach Heliopolis. Am dritten Tage aber kam der Esel wieder zurück, und jetzt öffnete sich der Baum, worin die Gottesmutter die Zeit über ihrem Sohn die Brust gereicht hatte, endlich wieder, nachdem die Verfolger vorüber waren. Die Höhlung aber ist noch heutzutage offen.

Sepp, Symbolik 5, 27 und Rud. Hofmann, Leben Jesu S. 138, welcher verweist auf Thevenot, Itin. Oriental. 11, 8:

„Noch heutigen Tags [vgl. Paulus, Samml. der merkw. Reisen in dem Orient etc. III, p. 256. Robinson, Palästina I, p. 41. Tischendorf, Reise I,

p. 141 f.] zeigt man in jener Gegend bei Mataréa einen Feigenbaum, der, als Maria mit dem Jesuskinde von Räubern verfolgt wurde, sich ihr öffnete, sie aufnahm und sich dann wieder schloß, bis die Verfolger vorüber waren; von der Zeit an blieb er geöffnet bis zum Jahre 1656, wo ein großes Stück vom Stamme abbrach."

In den Abruzzen findet sich folgende Parallele:

Es gab so viele Scharen von Pharisäern, daß man auf jedem Schritt welche traf. Maria sah sie kommen; eine war schon sehr nahe. Es blieb also nichts anderes übrig, als sich zu beeilen. Da weder ein Haus, noch eine Hütte, noch eine Grotte in der Nähe war, trat sie in einen Olivenhain ein. Die Pharisäer schrien schon: „Halt! Halt!" Da bat die Madonna einen Olivenbaum: „Sei so barmherzig und verbirg uns!" Da öffnete sich die Olive wie eine Hütte, und Maria ging mit Joseph und dem Kinde hinein, darauf schloß sie sich wieder. Und sie hatten auch Licht darinnen, da es an Öl nicht mangelte. Die Pharisäer, die doch einen Augenblick vorher die Madonna gesehen hatten und denen sie plötzlich entschwunden war, konnten es gar nicht verstehen. Sie durchsuchten den ganzen Olivenhain und ließen auch nicht ein Fleckchen undurchsucht. Sie suchten und suchten auch noch die ganze Nacht hindurch.

Als es Tag wurde, kehrten sie ärgerlich wieder um. Da öffnete sich der Olivenbaum, und Maria, Joseph und das Jesuskind kamen wieder heraus. Da sagte Maria zum Olivenbaum: „Mögen deine Früchte heilig sein!" Darum sagt man: das heilige Öl, und darum salben wir die Wunden, Geschwülste und Brandstellen mit Öl und sagen: „Olivenöl, du hast unserm Herrn Jesus Christus geleuchtet, nimm weg von diesem Getauften jeden bösen Schmerz!"

De Nino, Usi e Cost. Abruzzesi 4, 42.

Diese Sage geht sicher auf die Tradition von Mataréa zurück. Diese andererseits ist echt orientalisch. Sie findet sich mit anderem Ausgang und in Beziehung auf andere Heilige auch sonst im Morgenlande.

Rud. Hofmann S. 138 bemerkt dazu: Eine ähnliche Rettung wird nach den Rabbinern auch dem Jesaias zuteil, der, als er vom Könige verfolgt ward, von einer Zeder, die sich ihm auf sein Gebet öffnete, aufgenommen wurde; der König ließ aber darauf die Zeder umsägen, und so sei auch Jesaias zugleich mit zersägt worden. Eine ähnliche Fabel von Manasse erzählen Eutychius und Suidas.

Vgl. noch Chronique de Tabarî 1, p. 551:

Zacharias verbarg sich auf der Flucht vor den Juden am Stadttor von Jerusalem in einem hohlen Baum, und als die Verfolger dort anlangten, bemerkten sie ihn nicht. Da erschien ihnen Eblis und sprach: „Zacharias ist in diesem Baume; sägt ihn durch; dann werdet ihr sehen, ob er darin ist und ihn mitsamt dem Baume durchsägen. Ist er jedoch nicht darin, so werdet ihr keinen großen Schaden haben." Sie gaben ihm Recht, brachten eine Säge herbei und sägten sowohl den Baum als auch Zacharias entzwei. Einige erzählen, daß Gott dem Baum befohlen habe, sich zu

öffnen, Zacharias einzulassen und sich sodann zu schließen. Aber Eblis habe den Verfolgern das Versteck verraten.

Diese Sage ist mit ätiologischer Ausschmückung in der Gegend zwischen Gardaïa und Laguat bei den Eingeborenen wieder aufgefunden worden. Die Vegetation besteht dort zu einem bedeutenden Teil aus Tamarinden. Und da der Tamarindenbaum eine charakteristische rötliche Färbung zeigt, so hat man die Zachariassage zu deren Erklärung benutzt, indem man erzählt:

Zacharias, von den Juden verfolgt, verbarg sich in dem Stamm eines dicken Tamarindenbaumes, dessen durch Alter geöffnete Seiten ihm sicheren Unterschlupf versprachen. Er wurde indes vom Feinde aufgespürt und zum Verlassen des Schlupfwinkels aufgefordert. Zacharias gehorchte aber nicht der Aufforderung. Da kamen die Juden auf den Einfall, den Baum, der den Flüchtling barg, durchzusägen, und als sie die Pflanze durchschnitten, verwundeten sie das Fleisch des Propheten, dessen Blut reichlich floß. Zum Gedächtnis dieses Ereignisses blieb der Tamarindenbaum rot.

Revue des traditions populaires 16, 265.

Eine andere mohammedanische Sage aus Kleinasien erweitert die Handlung durch das Motiv des verräterischen Vogels, das uns weiter unten beschäftigen wird. Sie lautet:

Hassan-Housséin, der Sohn Alis, der vierte Khalif nach Muhammet — sei er gesegnet — wurde von den Ungläubigen verfolgt. Nach einem langen Wege fand Hassan-Housséin einen alten, hohlen Pappelbaum. „Gelobt sei Gott!“ rief der Sohn Alis aus. Er zwängte sich in die Höhlung hinein und wartete darauf, daß seine Feinde sich entfernen würden. Einige Tage vergingen so und Hassan-Housséin dankte schon dem Allmächtigen, daß er ihn von den Ungläubigen errettet habe, als diese von neuem an dem Orte vorbeikamen, wo der Sohn Alis sich versteckt hielt. Ganz in der Nähe rief ein Rebhuhn nach seiner Gewohnheit: „Cac-cabac! Cac-covac!“ Nun heißt aber „cabac“ oder „cavac“ im Türkischen und Arabischen „Pappel“ und „covac“ heißt „Baumhöhle“, so daß die Ungläubigen hörten: „Die Pappelhöhlung, die Pappelhöhlung!“ — „Was bedeutet das?“ fragten sich die Kundschafter. „Sicherlich hat sich jemand in der Pappelhöhlung verborgen, vielleicht ist es Hassan-Housséin — möge Gott ihn am jüngsten Tage verfluchen!“ Und sie liefen zur Pappel hin und fanden den Feind, den sie seit der großen Schlacht verfolgt hatten. Hassan-Housséin wurde auf der Stelle getötet, und die Ungläubigen zogen davon und ließen den Leichnam liegen. Als die Kundschafter sich entfernt hatten, flog das Rebhuhn an den Ort, wo der Sohn von Muhammets Schwiegersohn erwürgt worden war. Und das Rebhuhn benetzte seine Füße und seinen Schnabel mit dem Blute des Gottesdieners. Seit diesem Tage ist das Rebhuhn verflucht, und zu seiner ewigen Schande sind Füße und Schnabel rot geblieben vom Blute Hassan-Housséins. Es ist darum verboten, das Rebhuhn, dessen Füße und Schnabel vom Blute des Unschuldigen gerötet sind, im Hause zu füttern, und die Jagd auf rote Rebhühner ist eine Gott und den Menschen wohlgefällige Handlung. Dagegen soll man das graue Rebhuhn nicht verfolgen. Dieser freundliche Vogel schmähte nach dem Morde Hassan-Housséins die ungläubigen Verfolger und rief ihnen zu: „Givit, Givit!“

Dieser Ruf, der Ruf des grauen Rebhuhns, wird „djifit, djifit!“ ausgesprochen, und dieses Wort heißt auf Türkisch und Arabisch: Israelit. Das ist aber die größte Beleidigung für ein Geschöpf Gottes.

Aus Carnoy et Nicolaides, Traditions populaires de l'Asie Mineure (Littératures pop. d. toutes les nations XXVIII) S. 234.

Übertragungen.

1. Legende aus der Gegend von Dol (Ille-et-Vilaine).

Als Saint Magloire von den Heiden verfolgt wurde, kauerte er sich im Grunde eines alten hohlen Apfelbaumes nieder, der nicht mehr als einen einzigen Apfel hatte, und dieser hing, der Hand des Heiligen zunächst, an der Spitze eines Zweiges. S. Magloire pflückte ihn, da ihn heißer Durst quälte, und siehe! — anstatt bitter zu sein, lieferte ihm der Apfel einen honigsüßen Saft. Das ist der Ursprung der pommes de Doux Auvêque.

Zum Alter der Legende vgl. eine lat. Vita des Heiligen (11. oder 12. Jahrh.), in der die Mönche, welche die Leiche des hl. Magloire trugen, den Sarg auf zwei gekreuzte Zweige eines Apfelbaumes setzten, welcher nur bittere Früchte hatte. Seit der Berührung mit dem Heiligen gaben die Äpfel einen wohlschmeckenden Saft.

Sébillot, Folklore 3, 369 = E. Herpin, La côte d'Emeraude p. 233 (nach diesem heißt die Frucht „pomme Doux évêque“ zur Erinnerung an dieses Ereignis). Vgl. A. de la Borderie, Les miracles de Saint M., Rennes 1891, p. 20, 93.

2. Aus Malta.

Einst ging der heilige Konrad über Land. Einige boshafte Bauern verspotteten ihn und sagten: „So zeig uns doch ein Wunder! Wir möchten so gerne deine Gewalt sehen, die du als Heiliger hast!“ Der arme Mann konnte sich nicht vor ihnen retten, und so versteckte er sich in einem Lorbeerbaum, der aber ganz kahl war. Darum befahl er ihm: „Baum, sprosse und grüne, bedecke mich!“ Da begann der Baum zu grünen. Aber die Verfolger hatten den Aufenthaltsort doch entdeckt und kamen näher. Unterdes hatte sich der Heilige aus einem Ast des Baumes einen Stecken geschnitten, ein kahles Stöckchen. Wie nun die Bösen ein Wunder verlangten, sagte er zum Stecken: „Treibe du Blätter und tue es jährlich an diesem Tage! Du aber, o Baum, wirf deine Blätter nimmermehr ab, sondern grüne ohne Unterlaß!“ Die Bauern erkannten nun in ihm den heiligen Mann und hoben den über und über mit kleinen Blättchen bedeckten Stecken ehrfurchtsvoll auf und verwahrten ihn in der Kirche, wo er alljährlich am selben Tage Blätter trieb. Seit der Zeit grünt und blüht der Lorbeerbaum ohne Aufhören.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitt. von Frl. Bertha Ilg in Valletta.

3. Aus Deutschland.

St. Morand, der Apostel des Sundgaus (11. Jahrh.), ging eines Tages mit bloßem Haupt, wie er gewohnt war, von Altkirch nach Wahlheim, um dort die heilige Messe zu lesen. Bei der Rückkehr überraschte ihn ein Gewitter und nötigte ihn, sich unter einen über den Weg hinausragenden Felsen zu flüchten, um wenigstens sein Haupt zu schützen. Und wie weiches Wachs gab der harte Stein seinem Haupt nach, um eine Vertiefung zu bilden, die sichern Schirm gegen das ungestüme Wetter darbot. Bedeutender lautet die Legende vom h. Lebuinus, dem angelsächsischen Apostel Westfalens. Sein Eifer für die Verbreitung der Lehre Jesu

hatte ihm unter den Heiden wilde Feinde zugezogen. Eines Tags umringten sie ihn, um ihn zu töten, aber sie fanden ihn nicht, denn eine Buche hatte sich aufgetan und ihn in ihren Schoß aufgenommen. Da blieb er verborgen, bis die Feinde verwirrt und beschämt von der Verfolgung abließen. Die Stätte war seitdem den Christen heilig, und noch jetzt ist da der Hof der heiligen Buche.

Seb. Brant gedenkt zweier Entrückungen heiliger Jungfrauen in einen Felsen. Als S. Barbara von ihrem Vater verfolgt wurde, 'ruft sie got mit ernst an, der kam ir bald ze hilf und spielt sich der steinfels von einander und empfieng die heilige junckfrawe in sich und verbarg sie vor irem zornigen vatter.' Ein anderesmal erzählt er, eine christliche Jungfrau habe der Heiden Opferfleisch nicht essen wollen, 'do furt man sie zu einer marter für einen stein, der clob sich mitten uff und zuckt die junckfraw in sich, recht als sie zu im geflohen wer und schlosz sich do wider zu'. Dasselbe wie von S. Barbara wird auch von der h. Odilia erzählt. Auch sie floh vor ihrem Vater und kam zu einem Felsstück, vor dem sie kraftlos niedersank, sie flehte mit ausgebreiteten Armen den Himmel um Erbarmen an, da öffnete sich die Felswand, nahm sie auf und schloß sich wieder. Von dem Wunder ergriffen, rief der Vater ihren Namen und gelobte ihr ferner nichts entgegen zu tun, da tat sich der Fels auf, und die Heilige trat heraus. Die Höhle blieb aber offen, und aus ihr sprang eine heilkräftige Quelle, über der sich eine ihr geweihte Wallfahrtskapelle erhebt (Stöber 172).

Meistens werden solche Jungfrauen von Unzüchtigen verfolgt, so die h. Gudula, die an eine Säule gelehnt und kämpfend gegen einen Edelmann Gott um Bewahrung ihrer Unschuld anflehte; da öffnete sich die Säule und schloß sie ein. Bei Rappoltsweiler im Elsaß liegt das Dorf Thannenkirch. Da stand früher nur ein Kirchlein mitten im Wald. In dasselbe flüchtete sich einst eine schöne Jungfrau vor der Zudringlichkeit eines Ritters. Als der Wüstling auch da eindringen wollte, rief sie den Himmel um Hülfe an, und die Mauern des Kirchleins wurden enger und enger und verwandelten sich zuletzt in eine ungeheure Tanne, welche das Mädchen in ihrem Stamm verschloß, bis der Verfolger gewichen war. Später wurde wieder ein Kirchlein an die Stelle gebaut (Stöber 118). Das ist schwerlich echt und rein, denn Lebloses, was sich in Lebendes, Steine, die sich in Pflanzen verwandeln, sind unerhört. Die Jungfrau floh ganz einfach zu einer Tanne, welche sie aufnahm. Bedeutender ist Herrleins Sage vom Madstein. Eine fälschlich des Diebstahls angeklagte Jungfrau trug ihn trotz seiner Größe und Schwere mehrere hundert Schritte weit als Zeichen ihrer Unschuld, darum ist er nach ihr genannt. Als die Schweden ins Land kamen, verfolgten eines Tages ihrer mehrere eine Jungfrau, sie floh zu dem Madstein, flehte zu Marien, und der Stein umschloß sie, bis die Kriegsleute sich entfernt hatten. Auf dem Stein pflegte der Richter die Mordacht auszurufen, die Stelle ist also eine altheilige, an der Gericht gehalten wurde. Noch wichtiger tritt aber die Sage von der steinernen Agnes bei Reichenhall hervor, die F. v. Kobell (bei Schöppner I, 56) erzählt und die sich auch an einen schon im Namen bedeutenden Ort knüpft, den Dreisesselberg. Der Teufel verfolgte eine schöne Sennerin, Agnes genannt, auf allerlei Weise, bald als Kräutersucher, der schön die Geige spielte, bald als grüner Jägersmann. Eines Tags trieb er ihr eine weiße Kuh fort, Agnes sucht und findet sie auf dem Almgarten; da tritt er ihr plötzlich entgegen und droht ihr, sie auf der Stelle zu zerreißen, wenn sie nicht mit ihm gehe. Marien um Hülfe flehend, flieht sie einer Felswand zu, die sich öffnet, und ihr Durchlaß auf die andere Seite gewährt. Als sie dort den Teufel noch hört, wie er ihr durch die Schlucht nachkeucht, betet sie heißer zum lieben

Gott, und der sendet ihr zwei weiße Engel, die sie in den Himmel tragen. Als der Teufel kommt, findet er an ihrer Stelle eine steinerne Sennerin. Alle Jahre um Johanni, wenn die Sonne gerade durch den Felsenspalt scheint, der das Teufelsloch heißt, hört man sie juchezen, denn das ist die Zeit, wo der liebe Gott und die h. Jungfrau sie vor dem Teufel gerettet haben.

J. W. Wolf, Beiträge zur deutsch. Myth. 2, 32—34.

VI. Freundliches und feindliches Verhalten der Tiere.

A. Der verräterische Zuruf und Ähnliches.

1. Aus Ungarn.

a) Als sie Jesum Christum fangen wollten, auf daß sie ihn ans Kreuz schlügen, da verbarg er sich vor seinen Verfolgern in einem Walde. Wie ihn die Verfolger suchten, wollte die kleine Lerche sie auf eine andere Fährte weisen, daß sie Jesum Christum nicht fänden. Aber die Wachtel begann zu schreien: „Hier läuft er, hier läuft er, hier läuft er!“[1]) Und darauf der Kiebitz: „Birgt sich, birgt sich, birgt sich!“[2]) Und schließlich die Taube: „Im Buschwerk da, im Buschwerk da, im Buschwerk da!“[3]) So griffen die Verfolger Jesum.

Da verfluchte Jesus die drei Vögel. Die Wachtel, weil sie gerufen hatte „hier läuft er“, verfluchte er dazu, daß sie nicht hoch fliegen könne, nur immer zwischen der Saat umherlaufe; den Kiebitz, weil er ihn mit seinem „birgt sich“ verraten, verfluchte er dazu, daß er immer auf der Wiese unter Riedgras, unter Binsen sich berge; die Taube, weil sie den Verfolgern zugerufen hatte „im Buschwerk da“, verfluchte er dazu, daß sie niemals auf einem Baum nisten, sich nur im Buschwerk aufhalten solle. Aber die kleine Lerche segnete er, weil sie die Verfolger auf eine andere Fährte weisen wollte, daß sie am höchsten fliegen und nur sie allein im Fluge singen könne.

Sklarek, Ung. Volksm. S. 284 = Arany-Gyulai, Magyar Népköltési Gyüjtemény 1, 508.

b) Als Christus sich unter Gethsemanes Olivenbäumen verbarg, während die römischen Soldaten ihn suchten, flog ein Regenpfeifer (charadrius) in die Höhe und rief: „Er birgt sich, er birgt sich!“ (búvik, búvik!) und verriet ihn so. Darum ist der Regenpfeifer seitdem unbeliebt.

Folklore Journal 1, 358.

c) Der Rabe war früher weiß und lebte von reinlicher Speise. Als Jesus vor seinen Verfolgern floh und der Rabe sah, daß man ihn nicht erwischen konnte, rief er: „Schade!“ (kár). Jesus fluchte ihm, daß er schwarz werden und sich von Aas nähren sollte.

Ethnographia 10, 331.

2. Aus Rußland (Gouv. Charkow).

Als die Juden Christus im Garten suchten, versuchten alle Vögel, außer dem Sperling, sie von seinem Versteck abzulenken. Der Sperling aber lenkte sie durch schrilles Zirpen dahin, worauf der Herr ihn verfluchte und den Menschen verbot, von seinem Fleisch zu essen.

Afanasjev, narodn. russk. legendy, London 1859, S. XIII.

Übereinstimmend mit der vor. Sage: Wallonia 2, 208, auch Sébillot, Folklore de France 3, 161.

1) Ungarisch: itt szalad. 2) búvik. 3) a bukorba.

3. Aus Frankreich.

a) Aus Saintonge:

Jesus setzte sich einst im Walde auf den Rasen, um sich von einem langen Weg im Schatten auszuruhen; den Weg hatte er gemacht, um den Juden zu entrinnen, die ihn töten wollten. Da kamen die Elstern, die in dem Walde waren, in Menge und stachen Dornen in die unbekleideten Füße und das entblößte Haupt des Heilandes. Die mitleidige Schwalbe aber machte sich daran, die Dornen zu entfernen. Da sprach der Herr: „Du, Elster, wirst dein Nest in die höchsten Gipfel der Bäume bauen und wirst von allen verachtet werden, aber du, freundliche Schwalbe, wirst deine Brut sicher vor Gefahren aufziehen, und die Menschen werden dich lieben."

Rolland, Faune pop. 2, 320 = Bull. de la Soc. hist. de St.-Jean-d'Angély 1865 Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 170.

b) Aus Ille-et-Villaine:

Als der Heiland erfahren hatte, daß sein Tod von den Juden beschlossen war, ging er in ein Krautfeld zum Beten. Die Feinde suchten ihn. Da schrie eine Elster, die auf einem Baume saß, aus Leibeskräften: „Im Kraut ist er!" Ein Rabe aber schrie entrüstet: „'s ist nicht wahr!" Als Jesus sein Gebet beendet hatte, wandte er sich zu seinen Henkern und ließ sich fesseln. Zum Lohn verhieß er dem Raben, daß sein Nest immer vor Regen geschützt sein solle; das Nest der Elster aber sollte das allerschlechteste sein.

Ad. Orain, Folklore de l'Ille-et-Villaine 2, 68. 70; Sébillot, Folklore de France 3, 160. 170 (= Dardy, Anthologie de l'Albret 2, 11).

c) Aus Albret:

Die Waldschnepfe vertilgte die Spuren, die die hl. Familie während der Flucht nach Ägypten hinterließ; zur Belohnung bestimmte die Jungfrau, daß sie ein bevorzugter Vogel sein solle, und daß man niemals ihr Nest werde auffinden können.

Sébillot, Folklore 3, 171 = Dardy, Anthologie de l'Albret 2, 11.

d) Volkstümliches Lied aus Limousin von Häher und Schwalbe.

La Legenda del Jai e de l'Iroundela.

La Vierja.
Bounjourn, bounjourn, bouier Bounherme;
Lou bel blat que vous samenatz.
Lou Bouier.
Bounjourn, Bounjourn, Maria Vergena!
Lou bel efan que vous pourtatz!
La Vierja.
Fasetz me vist' una grand 'reja
Per que puesche lei me sousterrar.
Lou blat poussa e madura viste,
Ben leu coupat e enjavelat.[1]) (Eroda arrieba)
Eroda.
N'avetz pas vist passar 'na Dama,
Un bel efan entre sous bratz?

1) Grabe mir schnell eine tiefe Furche, daß ich mich dort verbergen kann. Das Korn treibt und reift schnell. Bald ist es geschnitten und in Schwaden gelegt.

Lou Bouier.
Sai be, vraiment, fier capitani,
Lou tems qu'ieu samenava moun blat.
Eroda.
Tu n'as mentit, bouier Bounherme,
I a tres mes qu'as samenat toun blat.
Se ieu l'agnessa rescountrada,
Leu n'auria be coupat sous dous bratz
E mais sas doas mamelas blanchas
Que n'aurian pus pourtat de lach.[1])

Lou Jaian, que n'es sus la brancha,
Creda, creda: „Jous lou javelat"
Mas l'Iroundela pu'es sus l'autra
Doussamen dis: Jaian n'as mentit![2])
L'Iroundela.
Se l'augnessa pas descialada,
Las plumas d'aur tu n'aurias pourtat:
Mas de Sen-Jan can vendra l'auba,
Tu tombaras e redoularas.
Merces per ieu, Maria Vergena,
L'ome amarai e rejauvirai.[3])

La Tradition 1904, p. 308.

In Tulle spielt die Legende am Gründonnerstag im Ölgarten, als Judas den Herrn sucht, der unter Schwaden verborgen ist. Der (Nuß-)Häher verrät ihn: „Jous lou javelat!" Der Zaunkönig ruft: „Tais-toi, tros de couqui (= espèce de coquin)!" Christus verflucht den Häher „qui dès lors tombera, en punition, du mal caduc, la Saint-Jean venue."

La Tradition 1904, p. 309.

4. Aus Dänemark.

Da der Heiland auf der Erde umherwandelte, kam ein Kiebitz an ihm vorüber geflogen und schrie: „Tyvit, tyvit!" (tyv = Dieb). Da sprach er: „Verflucht seist du, Kiebitz, nicht aber deine Eier!" Daher ist der Kiebitz von den Menschen verabscheut, seine Eier aber nicht, sie werden zu Menschennahrung benutzt.

Kristensen, Sagn 2, 265, 65.

Variante:

Daher darf der Kiebitz nimmer auf den Zweigen eines Baumes ruhen.

Kristensen, Sagn 2, 265, 64.

5. Aus den Niederlanden.

Die Schwalbe war die stete Begleiterin der hl. Jungfrau, wenn sie fliehen mußte. Darum gilt sie als der Vogel der Maria und bringt Glück.

Joos, Vertelsels, 38, Nr. 21.

1) Wäre ich ihr begegnet, hätte ich ihr die beiden Arme abgeschnitten. Ebenso ihre beiden weißen Brüste, die dann keine Milch tragen würden.

2) Der Häher, der auf dem Aste saß, rief: „Unter den Schwaden!" Aber die Schwalbe, die auf dem andern Aste saß, sagte sanft: „Häher, du hast gelogen!"

3) Hättest du sie nicht verraten, du würdest Goldgefieder tragen, aber wenn der Sankt Johannestag anbricht, wirst du herabfallen und herumrollen (?„rouleras"); mit deiner Gnade, Jungfrau Maria, werde ich die Menschen lieben und sie erfreuen.

Übertragung auf andere Begebenheiten des Neuen Testaments:

6. Als der Heiland am Morgen des Grünen Donnerstages nach Jerusalem ging, war eine Krähe, die „Hurra!“ rief, der erste Vogel, der ihm begegnete. Sie war Zeuge gewesen vom Verrat Judas' und hatte den Vertrag betreffend die 30 Silbermünzen gehört.

Kristensen, Sagn 2, 266.

7. Es heißt, der Grünfink habe das Grab Christi entdecken helfen, und sein Schrei wird gedeutet: „Dizo, dizo sis' pîr“ = „unter, unter diesem Stein.“

Sébillot, Folklore 3, 161 = Monseur, Folklore Wallon, S. 17.

8. Parallele Sage zum Alten Testament.

Zur Belohnung dafür, daß die Hunde in Ägypten beim Auszug der Israeliten sich ruhig verhielten, soll das Fleisch des zerrissenen Viehes den Hunden gegeben werden.

Grünbaum, Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. 31, 192.

Parallele Sagen.

1. Aus Rumänien.

a) Sage slavischen Ursprungs.

[Der gewaltige Held Sisin erhielt im Traume den Befehl des Herrn, seine Schwester Melintie vom Teufel zu befreien, der ihre fünf Kinder geraubt habe und auch das sechste holen wolle. Der Heilige machte sich auf und kam zur Schwester, die sich mit ihrem Kinde eingeschlossen hatte. Er bat um Einlaß, doch als er eintrat, drang auch der Teufel heimlich mit ein unter der Gestalt eines Hirsekornes unter dem Hufe des Pferdes unseres Heiligen und raubte das Kind. Sogleich jagte ihm der Heilige nach und kam zu einer Weide] und sprach: „Baum Gottes, Weide! sahst du den Teufel mit einem Kinde fliehen?“ Und die Weide hatte ihn gesehen und sprach: „Ich habe ihn nicht gesehen.“ Da sprach der hl. Sisin: „Du sollst Blüten tragen, aber keine Früchte.“ Und er eilte weiter und sah einen Brombeerstrauch und sagte: „Holz Gottes, Brombeerstrauch! sahst du den Teufel mit einem Kinde fliehen?“ Der Brombeerstrauch aber hatte ihn gesehen und sprach: „Ich habe ihn nicht gesehen.“ Und er sprach zu ihm: „Verflucht seist du! Wo Wurzel ist, dort soll deine Krone sein. Wer an dir vorbeikommt, den sollst du aufhalten, und er soll dich verfluchen.“ Und er ging weiter und kam zu einem Ölbaum am Ufer des Meeres und sprach: „Baum Gottes! Sahst du den Teufel fliehen mit einem Kinde?“ Er antwortete: „Ich sah ihn, wie er sich ins Meer stürzte.“ „Gesegnet seist du und geheiligt, Ölbaum! In allen Kirchen sollst du zur Erleuchtung dienen und den Menschen zur Erlösung!“ Und so geschah es.

[Der Heilige wirft dann seine Angel aus und fängt den Teufel, der das Kind ausspeien muß.]

M. Gaster, Chrestomathie Roumaine I, 6, Leipzig 1891.

b) Rumänisches Lied (Colinda).

Ein junger Gott liegt unter einem Baume und träumt; die Schwalben kommen und belästigen ihn; zur Strafe bestimmt er, daß sie hinfort auf den Böden nisten sollen, wo sie dem Rauche ausgesetzt sind.

Marianu, Ornitologia 112 = Marianescu, poesia populară. Pesta 1859.

2. Aus Galizien.

Elstern gibt es in einigen Ländern deshalb nicht, weil, als der hl. Adalbert auf der Flucht vor seinen Verfolgern sich im Reisig versteckte, die Elstern durch ihr Geschrei sein Versteck verrieten. Der hl. Adalbert wurde ermordet, aber verfluchte vor seinem Tode die Elstern, daß sie in das Land, wo er verfolgt und erschlagen wurde, nicht kommen sollten.

J. Swiętek, Lud nadrabski S. 589, Nr. 18.

3. Aus Frankreich (Morbihan).

Als sich Saint Gildas auf dem Steine niederlegte und sich mit Baumzweigen zudeckte, sammelten sich die Elstern um ihn und schrieen: „gib acht, gib acht!“ und entrissen sie ihm. Schließlich verfluchte sie der Heilige, daß sie immerdar ihr Nest zudecken müßten und doch den Regen nie hindern könnten, ihre Eier einzuweichen.

Sébillot, Folklore de France 3, 170 = Revue des trad. pop. 14, 251.

4. Aus Ungarn.

Als Johannes der Täufer verfolgt wurde, leuchtete ihm das Johanniswürmchen.

Ethnographia 12, 221.

5. Aus Ostindien.

Badrakáli (Gemahlin des Schiwen) machte sich auf, als sie nach Verlauf von sechs Tagen ihren Mann nicht wiederkommen sah, ihn zu suchen, und erhielt von neun verschiedenen Dingen, die sie nach ihm fragte, verschiedene Erwiderung. Zuerst antwortete ihr eine Taube, die ihr entgegengeflogen kam, sie hätte ihn sehen hinwärts gehen, aber nicht zurückkommen, und zeigte ihr zugleich den Weg, den er genommen hatte. Zur Vergeltung ihres guten Bescheides verlieh ihr Badrakáli, daß es ihr in dem heißesten Monat der trockenen Jahreszeit nicht an Wasser fehlen sollte, und zugleich schenkte sie ihr ein Stück ihres goldenen Halsbandes zu einem Ring um den Hals, wie ihn die Turteltauben seitdem haben. Die Göttin verfolgte den Weg, den die Taube ihr gezeigt hatte, und als ihr ein Vogel entgegen kam, dessen Hals mit einem Ringlein geziert war, fragte sie ihn abermals nach ihrem Manne und erhielt dieselbe Antwort, wie vorhin von der Taube. Aus Dankbarkeit setzte sie dem Vogel eine Rose auf den Kopf. Einen Mangobaum dagegen, welcher auf ihre Frage keine Antwort gab, verfluchte sie und sagte, von nun ab solle kein Leichnam mit anderem Holze als dem dieses Baumes verbrannt werden; die von seinem Stamme gemachten Fahrzeuge aber sollten in der See verfaulen, am Strande von den Würmern gefressen werden. Gleichergestalt verfluchte sie eine Kuh, einen Krieger, die Tochter eines Kriegers und einen Mann von geringem Geschlecht, einen Jaketbaum aber und einen Paria, die ihr freundlich begegneten, segnete sie.

Majer, Mytholog. Lexikon 1, 183 = Baldaeus, Beschr. d. ostind. Küsten 454 ff.

Übertragung auf einen andern Stoff:

6. Aus Rußland (Smolensk).

Der Herr schickt den hl. Nikolaus und den hl. Petrus in die Ukraine, Pferde für die weißrussischen Bauern zu kaufen. Das mitgegebene Geld wird vertrunken, die beiden Heiligen eignen sich aber zwei herrenlose Tabune (Herden von Pferden) an, was außer der Krähe, der Elster und dem Kuckuck niemand bemerkt. — Von Gott gefragt, behaupten die beiden Heiligen, die Pferde gekauft zu haben, Krähe

und Elster aber strafen sie Lügen, der Kuckuck dagegen ruft: „ku-ku-pili, ku-ku-pili" (d. h. „sie haben sie gekauft"). Dafür wird er von den beiden belohnt und braucht im Sommer nur bis zum Peter-Paulstag (29. Juni) zu rufen, Krähe und Elster aber finden keine Ruhe und müssen das ganze Jahr lang krächzen.

Dobrovolskij, 2, 290 f., Nr. 61 (vgl. Natursagen 1, 262).

7. Aus Rumänien.

Ursprünglich waren die Juden nicht so begütert wie heutzutage; sie hatten auch noch nicht die ganze Habe der Christen in ihren Händen, sondern waren Taugenichtse, Lumpen und von Läusen bedeckt, so daß kein Christ ihnen nahe kommen konnte. Der Zaunkönig wußte das und schrie deshalb, sobald sich ein Christ dem Juden näherte: „Nehmt euch vor den Läusen in acht, denn die Juden sind voller Läuse, die auf deren Rücken ein Festgelage abhalten." Daher konnten die Juden den Zaunkönig nicht leiden und verfolgten ihn. Aber Gott nahm ihn in Schutz und ließ ihn sich verstecken, und wenn ihn heute jemand fangen will, springt ihm der Zaunkönig ins Gesicht. Noch heute schreit er: „Nehmt euch vor Läusen in acht!" (pitpăduchĭ!)

Marianu, Ornitologia 316.

B. Das Versteck unter dem Schafsschwanz.

1. Aus Naxos.

Als Christus geboren war, ging der Stern des Königs von jenem versunkenen Lande unter. Da ließ er alle kleinen Kinder umbringen, die in seinem Reiche geboren waren, um auch Christus mit ihnen abzutun. Obwohl die Henker soundsoviele Kinder umgebracht hatten, wußten sie doch nicht, ob Christus darunter war. Und um jeden Verdacht auszulöschen, kehrten sie wieder um und gingen dahin, wo die Baracke und der Stall waren, und suchten ihn. Sie sehen durch eine Spalte hinein, sehen ein Kind drinnen und sagen sich: das muß Christus sein. Sie machen die Holztür auf und gehen hinein, können aber nichts finden. Ein Blitz, und fort war es. „Potz Tausend! Wo mag es nur sein?" sagen sie. Aber wie sollten sie es auch sehen, die Verblendeten, daß in jenem Augenblick, wo sie die Tür öffneten, alle Lämmer herauskamen, und wie sollten sie merken, was geschehen war? Erst später wurde es ihnen klar, daß Christus sich unter dem Schwanz eines Lammes versteckt hatte und so entkommen war. Der Henker wußte nicht, daß dort ein Stall war, und hätten nicht die Esel geschrieen, als er draußen vorbeikam, hätte er es nicht gemerkt. Und gut, daß auch Lämmer da waren, die das Christkind beschützten, sonst hätten sie es erwischt. Denn als die Ziegen, die im Stalle waren, den Lärm von draußen hörten, stoben sie auseinander wie die Raben im Winde, und es gab drinnen ein wirres Durcheinander. Das Christkind verbarg sich bei dem Lärm unter dem Schwanz einer kleinen Ziege, da es wußte, daß die Ziegen besser laufen; die aber hob nur den Schwanz hoch und lief davon. Da wandte sich das Lamm um und sprach zu Christus: „Komm nur her, ich will dich verstecken." Und so geschah es. Das Lamm rettete das Christkind und brachte es in ein anderes Reich. Wie nun Christus gerettet war, verfluchte er die Esel und sprach: „Geht, ihr unseligen Tiere, ihr alle sollt schreien — denn die Esel schrieen nicht von jeher —, Prügel sollt ihr haben und euer Fleisch soll niemand essen." Und zu den Ziegen sprach er: „Gehet hin, ihr sollt euer Leben lang dürre Zweige auf kahlen Felsen fressen, und euer Schweif soll sich emporheben." Darum ist es noch jetzt so, und alle Könige bekämpfen sie wegen des

Betragens, das sie Christus gegenüber gezeigt hatten, und ließen ein Gebot ergehen und sagten: „Die Ziegen soll man töten, wenn man sie in den Besitzungen der Menschen antrifft, aber den Lämmern soll man nichts zu leide tun, denn sie sind gesegnet."

Μαρκόπολις, Ἑστία 1891, 2, 394 ff. (Variante aus Siphnos bei Politis, *μελέται* Nr. 191.)

2. Aus Malta.

a) Als der kleine Jesus auf freiem Felde spielte, geschah es, daß rohe Gesellen ihm ein Leid antun wollten. In seiner Weisheit sah er aber ihre schlechte Absicht voraus und versuchte es, sich unter einer schönen, fetten Ziege zu verstecken. Aber die Ziege war bösen Sinns und streckte den Schwanz aufwärts, um ihn zu verraten. So suchte er sich unter einem Schafe zu verbergen, und es glückte ihm auch, da dieses sanfte Tier den Schwanz fest niederdrückte. Da sagte der kleine Jesus: „Dein Schwanz, o Ziege, stehe von nun an aufwärts und sehe kümmerlich aus, den Menschen zum Greuel, dein Schwanz aber, o Schaf, gedeihe an Fett und Wolle, den Menschen ein Leckerbissen! Auch bedecke er deine Blöße!" Und darum ist das Schaf ein anständiges Tier, während die Ziege der schamlose Schreier auf den Gassen ist.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg in Valletta.

b) Einmal spielte der kleine Jesus mit seinen Kameraden Versteckens und verbarg sich in einer Scheune. Dort war aber eine Ziege angebunden, die fing gleich laut an zu meckern. Er befahl ihr, stille zu sein, und drohte ihr zuletzt. Sie aber versetzte höhnisch: „Vor wem soll ich mich fürchten? Eine Ziege schlägt man nicht!" Da legte ihr Jesus die Strafe auf, daß sie naschhaft und wählerisch sein und mit ihrem Speichel wie mit ihren Zähnen großen Schaden anrichten solle. Seitdem wächst an Stellen, die die Ziege benagt hat, wo sie gegrast hat, nichts mehr nach; und da sie wirklich arg wählerisch ist und schadenfroh zugleich, so sind ihr häufige Schläge gewiß.

Mitt. von Frl. B. Ilg.

3. Von der vor der westirischen Grafschaft Mayo gelegenen Insel Achill.

Einstmals, da der Heiland von den gottlosen Juden verfolgt wurde und sie ihn von Ort zu Ort hetzten, weil sie ihm ans Leben wollten, begegnete er einer Ziege und hätte sich gern unter ihr versteckt. Allein das garstige Tier schlug den Schwanz hinauf und ließ den Heiland seinen Verfolgern sehen. Er sprang also hurtig weiter, und da er ein Schaf in der Nähe sah, so kroch er auf Händen und Füßen zu ihm hin und versteckte sich unter ihm, und das gute Geschöpf ließ seinen Schwanz geschwind hängen und duckte sich fest und sorglich zusammen, so daß es ihn vor aller Augen verbarg.

Von dem Tage an kehrt sich der Schwanz der Ziege aufwärts, während der des Schafes niederhängt.

Erin 6 = Sagen u. Märchen von K. Killinger 2, 1849, S. 401.

4. Aromunisch.

a) Als die Juden Christus fangen wollten, flüchtete dieser sich in einen Hof, wo er sich unter ein Schaf versteckte. Sogleich wurde der Schafschwanz viel dicker und wolliger, und deshalb blieb Christus wohlverborgen. Er segnete zum Danke den Schafschwanz, daß er fett und dickwollig werde.

Papahagi, lit. pop. a. Aromînilor. Buc. 1900, 765.

b) Bevor Christus unter dem Schaf Deckung suchte, wollte er sich hinter dem Schwanz der Ziege verstecken. Die aber streckte den Schwanz in die Höhe und sprang davon. Deshalb verfluchte sie Christus: sie solle fortan allein weiden und den Schwanz in die Höhe halten.

Ebda 766.

Eine freie Nachbildung, in der man Sagen des 2. Kapitels (S. 13ff.) wiedererkennt, liegt in folgenden Sagen vor:

5. Als Christus vor den Juden floh, versteckte er sich im Stroh in der Krippe des Maulesels. Dieser aber versuchte auszuschlagen und von Christus das Stroh wegzuziehen. Deshalb belegte ihn die Mutter Maria mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit.

Papahagi, din lit. pop. a Aromînilor. S. 795.

6. Aus Rußland.

[Als die Juden den Herrn verfolgten, um ihn zu töten, fand er bei den Tieren Zuflucht. Das Schwein warf eine Grube aus und bedeckte sie mit ihrem Körper; die Schafe rülpsten beim Wiederkäuen und erschreckten damit die Juden; auch die Wölfe verbargen ihn.]

Schließlich versteckte er sich bei Pferden in der Krippe und blieb dort die ganze Nacht. Bis zum Morgen hatten die Pferde alles Stroh aufgefressen und so den Zufluchtsort Christi offenbar gemacht. Die Juden kamen, ergriffen ihn und quälten ihn zu Tode.

Dafür verfluchte Christus die Pferde: „Ihr sollt fressen und nie satt werden!"

Etnografičeskoje Obozrěnije 13, 4, 7.

7. Das Schaf kommt als widerspenstiges Tier nur einmal vor, in Portugal:

Als die Jungfrau nach Ägypten zog, begann das Schaf auf dem Berge zu blöken: Bethlehem! Bethlehem (port. Belem)! Die Jungfrau wünschte nicht, daß es blöke, damit man nicht wissen sollte, daß sie dort ging; doch das Schaf fuhr immer fort zu rufen. Darum verfluchte es die Jungfrau und verdammte es zum Blöken.

Leite da Vasconcellos, trad. pop. p. 198.

VII. Freundliches und feindliches Verhalten der Pflanzen.

A. Der Ginster und andere Pflanzen.

1. Aus Frankreich.

Als Jesus vor seinen Verfolgern floh, hatte er sich hinter dem Stechginster (ulex europaeus) verborgen. Zur Belohnung hat er ihm gewährt, das ganze Jahr zu blühen.

Rolland, flore populaire 4, 89 aus Lencloître (Vienne); auch Sébillot, Folklore 3, 370.

2. Aus Sizilien.

Christus verfluchte den Ginster, als er von den Juden verfolgt wurde und diese in den Garten Gethsemane gingen, um ihn festzunehmen. Er verbarg sich inmitten eines Ginstergesträuchs, das so stark zu rascheln begann, daß die Juden ihn ent-

deckten. Seitdem wurde der Ginster verurteilt, stark zu knistern, wenn man ihn zum Heizen des Ofens nimmt.

Pitrè, Fiabe e leggende pop. Sic. 1, 147 und Usi e costumi . . . del pop Sic. 3, 293. Vgl. Pitrè, Appunti . . . Lett. seconda p. 3 = Rivista Europea 1876; Gubernatis, Myth. d. plantes 2, 151.

3. Aus Toskana.

Als die Madonna mit dem Jesuskinde floh und Herodes' Soldaten sie verfolgten, machten der Ginster und die Kichererbse unterwegs ein Geräusch, um jene zu verraten. Während nun der Flachs sich sträubte [sie zu verbergen], nahm der Wacholderbusch sie in seine geöffneten Zweige auf (vgl. oben). Da verfluchte die Jungfrau Maria den Ginster und die Kichererbse, daß sie seit jenem Tage immerfort klappern; dem Flachs verzieh sie seine Schwachheit. Den Wacholder segnete sie.

Gubernatis, Mythologie des plantes 2, 153. — Die Kichererbse in anderer Verbindung mit Jesu Leben bei Rolland 4, p. 186: Als Christus am Palmsonntag nach Jerusalem kam, ging er durch ein Kichererbsenfeld. Daher hat sich der Brauch erhalten, zum Gedächtnis jenes Tages Kichererbsen zu essen. (Aus Montpellier.) Ebd. p. 185: Am Palmsonntag pflegt man Kichererbsen zu essen, um das ganze Jahr vor Blutgeschwüren bewahrt zu sein.

4. Aus Sizilien.

Eines Tages suchte sich Christus unter dem Judasbaum (Cervis siliquastrum) zu verbergen, weil die Juden ihm nach dem Leben trachteten. Als sie fragten: „Wo ist er?“ antwortete der Baum: „Gib acht (ital. talía), da ist er!“ und enthüllte so sein Versteck. Christus verfluchte darum diesen Baum. Wenn man seine Zweige verbrennt, sagen sie immerwährend: Tà' tà' tà'! d. h. talía (gib acht), das Wort, das von diesem Baume ausging, als er zum ersten Male sprechen wollte.

Pitrè, Usi e costumi Sic. 3, 295.

5. Aus Portugal.

Als die Jungfrau nach Bethlehem ging, verfluchte sie die Kiefernzapfen, weil sie, eben im Begriff, sich infolge der Hitze zu öffnen, Lärm machten und das Vorbeigehen der Jungfrau verrieten.

Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 231c.

B. Die Lupine (Wolfsbohne) und andere Pflanzen.

1. Aus Portugal.

Als unsere liebe Frau auf der Flucht mit ihrem Knäblein durch ein Feld mit Wolfsbohnen kam und diese zu zanken begannen, sagte sie ihnen, daß sie verflucht sein und niemand nähren sollten. Und so geschah es. — Die Zirbelnüsse wurden ebenfalls verflucht, weil sie das Vorübergehen unserer lieben Frau mit ihrem Gezänke verraten hatten. Ebenso das Farnkraut, es blieb mit den Händen auf dem Kopf (die Blätter nach oben gekehrt).

Freundliche Mitteilung von Consiglieri-Pedroso, vgl. Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 231b.

2. Aus Bologna und Sorrent.

Es heißt, daß die Wolfsbohne von der Madonna verflucht wurde wegen des Geräusches, das ihre trocknen Früchte machten, als sie vorbeiging. Die Madonna wurde über das Geräusch ungeduldig und verfluchte die Pflanze. Seitdem sind ihre Früchte bitter.

Carol. Coron. Berti, Appunti di Botanica Bolognese Lett. al Prof. Pitrè (Firenze 1875) p. 6. Amalfi, Cred. ed. Usi nella penisola Sorrentina p. 80. Vgl. Rivista 1, 270:

Als das Lasttier über Wolfsbohnen ging, machten diese Lärm. Da sagte Maria zu ihnen:

Mi an ve banadiss nè av maladiss,
Ma chi av magna el sara ben trist.

3. Aus Palermo.

Es geschah einst, als Maria und Joseph auf der Flucht nach Ägypten waren und das Kind verborgen trugen, damit die Juden es nicht fänden, daß die Soldaten ihnen schon ganz nahe auf dem Fuße folgten. Da liefen sie schnell zum Stamm einer Lupine (denn damals waren diese sehr groß) und kauerten dort nieder. Es erhob sich aber ein Wind, daß der Stamm der Lupine zu knacken begann und die Soldaten beinah wie ein Mann stehen blieben. Da verfluchte Maria die Lupinen: „Möget ihr von nun an bitter werden!"

Pitrè, Fiabe e Leggende 1, 145.

4. Aus den Abruzzen.

Jesus Christus floh eines Tages vor der Wut der Juden und verbarg sich in einem Lupinenfeld, aber die Lupinen machten ein Geräusch und verrieten so den Aufenthaltsort des Erlösers. Da verfluchte er sie: „Möge keiner, der von euch ißt, davon satt werden!" Und so ist es geworden.

Savini, La Grammatica e il Lessico del Dial. teram., p. 161, Nepine. Vgl. Busk, Folklore of Rome 173.

Erweiterungen.

a) Maria suchte ihren Sohn und kam an einem Feld voll trockner Wolfsbohnen, Kichererbsen und Mais vorbei. Sie ärgerte sich über das Geräusch, das ihre Schritte auf den Schoten mit dem trocknen Samen machten, und wünschte, die Wolfsbohnen sollten bitter werden, die Kichererbsen scharf und der Mais stets verflucht sein. Darum sind nun die Wolfsbohnen bitter, die Kichererbsen scharf und der Mais verflucht.

Rivista delle trad. pop. 1, 207.

b) Als die Madonna nach Ägypten floh, glitt sie aus in den Erdbeeren und sagte: „Seid verflucht, daß niemand, der euch ißt, an euch satt wird, und daß ihr nicht wie die übrigen Bäume (denn in jenen Zeiten wuchsen die Erdbeeren so hoch wie die Nuß- und Kirschbäume) nützlich seid, euch zu notwendigen Dingen im Leben zu verarbeiten." Von dort trat sie ein in ein Wolfsbohnenfeld, und da diese beim Zubodentreten Geräusch verursachten, wurden sie verflucht, und zu der gewohnten Strafe fügte sie noch hinzu, daß, wer sie äße, von ihnen nicht satt werden solle. Auf einem andern Felde wurde auch das Korn verflucht, weil es mit den langen Grannen ihrem Auge schadete. Sie durchschritt von da ein Flachsfeld und verwickelte sich darin. Da sie von den Soldaten des Königs Herodes verfolgt wurde und Eile hatte zu entkommen, so fehlte nicht das geringste, daß sie nicht auch noch diese Pflanze verfluchte. Aber plötzlich bedachte sie, daß der Flachs ihr nützlich sein könne; sie versteckte sich darin und blieb verborgen, so daß sie, ohne Gefahr gelaufen zu sein, wieder heil und gesund daraus hervorging. Und ihre Freude wuchs um so mehr, als sie sehr weit weg von dem Flachs sah, wie die Schergen, die sie zusammen mit ihrem Söhnchen suchten, sich dermaßen darin verwickelten, daß sie keinen Schritt taten, ohne das Gesicht auf den Boden zu richten. Da segnete die Madonna den Flachs und sprach: „Gott gebe es, daß man aus dieser Pflanze hunderttausend Künste machen kann!" Und so wurde es.

Archivio 9, 528.

c) ... So gingen sie durch ein Wolfsbohnenfeld. Die Wolfsbohnen waren trocken und stachelig, daher raschelten sie und verletzten die Füße der hl. Jungfrau. Da verfluchte sie die Pflanze: „Mögest du niemals jemanden satt machen, auch nicht, wenn deine Hülsen dem Menschen, der dich ißt, bis ans Knie reichen!“

Sie gingen ein Stück weiter und kamen zu einem Felde, wo Saubohnen gesteckt wurden. Die hl. Jungfrau segnete das Feld und ging weiter. Die Pharisäer kamen an die Grenzen dieses Feldes und fragten die Bauern: „Ist hier eine Frau mit einem Kinde und einem Alten vorbeigekommen?“ Sie antworteten: „Ja, ihr Herren.“ „Wann denn?“ „Als wir diese Bohnen steckten.“ Da die Pharisäer aber sahen, daß die Bohnen schon blühten, kehrten sie wieder um.

Darauf kamen Maria und Joseph zu einem Flachsfeld. Die Pharisäer waren ihnen schon ganz nahe, da sagte Maria zum Flachs: „Flachs, o Flachs, verbirg mir dies Kind!“ Der Flachs verbarg es, er begann hin und her zu wogen, und die glänzenden Wellenlinien blendeten die Pharisäer, so daß sie nichts sahen. Als die Gefahr vorüber war, sagte Maria: „Gesegnet sei der Flachs!“ und es gibt stets so viel, daß die Frauen müde werden, ihn zu spinnen.

De Nino, Usi, Cost. Abr. IV, 36.

d) Joseph, im Traume aufmerksam gemacht, nach Ägypten zu entweichen, weil Herodes das Jesuskindlein zu töten trachtete, ließ den Esel umgekehrt beschlagen, damit niemand an den Spuren des Tieres erkennen könnte, welchen Weg er gehen würde: und so begab er sich mit der hl. Familie auf die Reise. Bei Tagesanbruch befanden sich die Reisenden nahe einem Lupinenfelde und suchten dort ein Ruheplätzchen; aber die Schoten der schon reifen Lupine verursachten Geräusch, so daß sie gezwungen waren, umzukehren und ihre Reise fortzusetzen.

Sie gehen weiter und weiter, kommen schließlich an ein Roggenfeld und denken dort sich zu verbergen und zu ruhen. Aber auch hier mußten sie den Wunsch fahren lassen, weil die Ähren bei ihrem Durchschreiten sich krümmten, ohne sich wieder aufzurichten, so daß sie ganz und gar unbedeckt waren.

Endlich fanden sie ein sicheres Versteck in einem Curcillafeld (Korn, dessen Ähren ohne Grannen sind).

Der Herr verfluchte alsdann die Wolfsbohne und das echte Korn und segnete von ganzem Herzen das Curcillakorn. Daher kommt es, daß die Wolfsbohne und das Brot von echtem Korne nicht sättigen, um so mehr aber das Brot aus Curcilla.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, p. 294.

VIII. Rasches Wachstum des Getreides.

1. Aus Malta.

a) Als die hl. Familie flüchten mußte, geschah es, daß sie an ein Feld kamen, wo ein Bauer Weizen säte. Die Mutter Gottes sagte zu ihm: „Mann, was machst du da?“ „Ich säe Weizen,“ versetzte der Bauer. „Und was erhoffst du davon?“ fragte sie wieder. „Ich erhoffe reiche Saat.“ „Gut, so komme morgen und ernte den Weizen ein.“ Da lächelte der Mann ungläubig und versetzte: „Heute säe ich den Samen, und morgen soll ich den reifen Weizen schneiden? Wie ist das möglich?“ Und die Mutter Gottes antwortete: „Weil ich es will, ist es möglich. Bis morgen reift deine Saat. Kommen aber hinter uns Männer, die dich fragen: Ist hier eine Frau vorübergekommen auf einer Eselin? so antworte: Ja, aber das war damals, als ich die Saatkörner streute, deren Ernte ich heute einheimse.“ Da verstand der Bauer, daß diese Frau etwas Großes sein müsse, und dankte ihr, worauf

sie weiterzogen. Wirklich kamen am nächsten Tage die Häscher, und auf ihre Frage antwortete der Mann: „Ja, damals, als ich diesen Weizen säte, sah ich die Frau vorübergehen; aber heute ernte ich, soviel Zeit ist verflossen."

b) Wie die Mutter Gottes mit dem kleinen Kinde fliehen mußte, hörte sie auf einmal, daß die Häscher Herodes' hinter ihnen herkamen. Eiligst verbargen sich die drei bei einer Hütte, die einem Weinbauer gehörte. Dieser aber fürchtete sich. Da sagte die Mutter Gottes: „Was tust du da?" „Ich pflanze Stecklinge der Weinreben." „Gut! Wir gehen nun weiter. Kommen aber Männer, die dich fragen, ob ein Weib mit einem Kinde bei dir vorübergekommen, so sage: ja, doch war es am selben Tage, als ich die Stecklinge des Weines pflanzte, den ihr hier trinkt!" Da staunte der Mann und fragte: „Kommen denn diese Männer erst in einem Jahre? Denn es müßte schon ein Wunder sein, wenn er bis dahin gekeltert würde!" Aber die Mutter Gottes versetzte: „Sobald die Sonne am höchsten steht, wende die Trauben ihr zu, beginnt sie sich zu neigen, pflücke sie und keltere den Wein, da in etlichen Stunden die Männer kommen werden!" Der Mann gehorchte, und die Männer kamen. Er setzte ihnen den Wein vor, und sie tranken. Dann fragten sie nach den Flüchtlingen, und der Bauer gab ihnen Bescheid, wie die Mutter Gottes es ihm befohlen hatte. Da sagten sie: „Sind die Leute schon so weit voraus, hilft uns Eile nichts. Laßt uns trinken!" So tranken sie und berauschten sich sehr stark, da war an ein baldiges Weiterkommen nicht mehr zu denken, und die Flüchtlinge erhielten auf diese Weise Vorsprung. Weil aber die Männer dann, als sie aus dem Rausche erwachten, sich ihrer Nachlässigkeit wohl bewußt waren, fluchten sie dem Bauer, dem Weine und den Reben, welche sie ausrissen und vernichteten. Darum gibt es keine Weintrauben mehr, die an einem Tage wachsen.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitteil. von Frl Bertha Ilg.

2. Aus Portugal.

Auf der Flucht kam die Jungfrau an ein Feld, wo ein paar Bauern sich anschickten, Weizen zu säen. Sie fragte: „Was sät ihr da?" — „Weizen." — „Weizen erwachse euch! In drei Tagen kommt, ihn zu schneiden." — Tatsächlich kamen drei Tage darauf die Juden und fragten die Bauern: „Habt ihr hier ein Weib vorbeiziehen sehen mit einem Kinde, auf einer Eselin reitend?" Antworteten die Bauern: „Ja, wir schickten uns eben an, diesen Weizen zu säen." — „Ach!" erwiderten sie: „Das war dann schon vor langer Zeit. Da können wir weiter gehen." So entkam die Jungfrau.

Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 231 d.

3. Catalanische Sage.

Herodes der Große, König von Judäa, hatte beschlossen, alle Kinder zu töten, um das Jesuskind sicher umzubringen. Voll Schrecken floh Maria über die Felder und drückte das Kind an sich, das der Welt das Licht bringen sollte. Auf einem Acker bemerkte Maria einen Bauern, der mit vollen Händen die Saat ausstreute.

„Bauer, lieber Bauer," sagte sie zu ihm, „geh' und hole deine Angehörigen, damit ihr das Korn mähen und Garben binden könnt."

Der Bauer unterdrückte ein spöttisches Lächeln und zuckte mit den Achseln: „Ihr spottet," erwiderte er, „seht ihr nicht, daß ich mein Korn aussäe?"

„Trotzdem geht," erwiderte Maria, „gehorcht und beeilt euch."

Diese Worte wurden in so überzeugendem Tone gesprochen, daß der gute Bauer lief, um seine Familie zu holen. Als er wieder kam, war ein Wunder geschehen: das Korn war reif. Da fing er schnell an zu mähen und zu binden,

Maria aber verbarg sich mit dem Kind unter den Garben und befahl ihm zu schweigen und sie nicht zu verraten. Die Kornähren aber waren nicht ganz lang genug, man sah noch einen Zipfel von ihrem Mantel. Da neigten sich von selbst Basilienkrautzweige, die in der Nähe waren, schlangen sich ineinander und bildeten ein Gebüsch, das Maria deckte und beschützte. Einige Schritte weiter aber befand sich ein Büschel Minze. Plötzlich hörte man die Hufschläge von Pferden, — Herodes kam mit seinen finsteren Kriegern. Er fragte den Bauern, ob er nicht eine junge Frau mit einem Kinde in den Armen gesehen habe; „Herr," sagte der Bauer, „ich habe wohl eine Frau gesehen, doch war es, als ich säete."

„Wenn dem so ist," sprach Herodes voll Wut, „so muß sie schon sehr weit fort sein, denn deine Ernte ist schon beendet. Ich will sie eiligst weiter verfolgen."

In diesem Augenblick hätte Herodes ein Murmeln hören können, das von einem benachbarten Busch her erklang:

„Unter der Garbe, unter der Garbe," rief die Minze, und ein Häher, der in der Nähe flog, wiederholte:

„Unter der Garbe, unter der Garbe!"

Zum Glück verhallten diese verräterischen Rufe ungehört, und Maria war gerettet.

Aber die arme Mutter Gottes fluchte der Pflanze und dem Vogel hart, die sie hatten verraten wollen.

„Du wirst blühen, aber keine Frucht tragen," sagte sie zur Minze. Und auch den Häher verwünschte sie.

„So viel du auch essen wirst, du wirst niemals satt werden." Dann wandte sie sich an das Basilienkraut und bezeigte ihm ihre Dankbarkeit.

„Gott segne dich," sagte sie, „du wirst blühen und Früchte tragen." Seitdem ist das Basilienkraut eine Lieblingspflanze der Mädchen, die sich gern Sträuße davon ans Mieder stecken.

H. Chauvet, Folklore Catalan. Légendes du Roussillon p. 95.

4. Aus der Provence.

Während der Flucht nach Ägypten versteckten Schnitter die hl. Jungfrau und das Jesuskind, die von den Leuten des Herodes verfolgt wurden, unter einem Garbenhaufen. Kaum waren die heiligen Pilger auf allen Seiten den Blicken entzogen, da kamen die Abgesandten des grausamen Fürsten und suchten nach Jesus

Da sagte ihnen die Minze, die nahe bei einem Schober wuchs (und seitdem ist sie verflucht):

Bei dem ersten Garbenbündel
Ist die Pilgerin,
Bei dem zweiten Garbenbündel
Ist der kleine Pilger.

Aber „la Sange" (?) der Minze benachbart, hemmte die Nachforschungen der Inquisitoren, indem sie zu ihnen sprach: „Hört nicht auf die Minze!"

Archivio 3, 455.

5. Aus Italien.

a) Maria wäscht den Jesusknaben auf der Flucht und schüttet das Wasser aus. Wo das Wasser hinkommt, wächst ein Lorbeerbaum. Als die Pharisäer fragen: Wann kam hier eine Frau mit einem kleinen Kinde vorbei? wird ihnen geantwortet: „Als dieser Lorbeer entstand."

De Nino, Usi Cost. Abbruzzesi 4, 41.

b) Christus und die Apostel erscheinen einem Bauern. Letztere sagen ihm dann, zum Zeichen, daß er seinen Augen trauen könne, solle folgendes geschehen: „Morgen wirst du die Ähren des Hafers dort in goldener Reife sehen, morgen wirst du von jenem Felde reichliche Früchte deines heutigen Schweißes ernten."

Rivista delle trad. pop. 2, 261.

6. Aus Frankreich.

a) Ein Weihnachtslied aus Velay spricht von dem Getreide, welches trieb, als die Soldaten des Herodes die hl. Familie verfolgten.

Sébillot, Folklore de France 3, 530.

b) Maria entfloh auf einem verkehrt beschlagenen Maultier vor Gargantua, der ihr nachsetzte. Weil aber ihr Tier nicht mehr konnte, so hielt sie bei einem Felde an, wo Bauern Hafer säten, und bat sie, jedem, der da komme, zu sagen, daß sie hier an dem Tage vorbeigegangen wäre, an dem sie ihr Getreide gesät hätten. Am anderen Tage fanden die Arbeitsleute ihre Ernte reif, und als Gargantua herzukam, verrieten sie die Jungfrau nicht.

Sébillot, Folklore 3, 530 = Léo Desaivre, Gargantua en Poitou p. 2.

c) Der hl. Cornelius kam auf der Flucht vor den Soldaten zu Bauern, die ein Feld bestellten, und da er keine andere Zuflucht fand, barg er sich im Ohr (!) eines Ochsen. Ein paar Stunden später fragten die Soldaten die Bauern, ob sie den Mann gesehen hätten, den sie suchten. „Ja," antworteten sie; „als wir unser Getreide säten, ist er vorübergegangen." Die Soldaten dachten, daß man sich über sie lustig machte, und gaben die Verfolgung auf.

Sébillot, Folklore 3, 531 = D. Fouquet, Légendes du Morbihan 98 f.

d) Die hl. Radegonde begegnete auf der Flucht vor Chlotar einem Bauern, welcher Hafer säte, und bat ihn, denen, die ihn fragen würden, ob er die Königin gesehen habe, zu antworten, daß niemand vorübergekommen sei, seitdem er das Feld besät habe. Als er versprochen hatte, zu gehorchen, wuchs der Hafer zu der Höhe empor, die er zur Zeit der Ernte hat, und die Heilige konnte sich leicht darin verbergen.

Sébillot, Folklore de France 3, 531 = Th. de Bussière, Histoire de Sainte Radegonde 1850, introduction.

e) In Lussac-les-Châteaux (Vienne) ist es der Teufel, welcher zwei kleine Kinder verfolgt; diese bitten einen Sämann, am nächsten Tage wiederzukommen und den Hafer zu schneiden. Am nächsten Tage ist der Hafer reif. Frage des Teufels und Antwort des Sämanns wie gewöhnlich.

Sébillot, Folklore 3, 531 = Léon Pineau, Contes du Poitou, p. 140.

7. Aus den Niederlanden.

Einem Bauern, der sein Korn sät, heißt Maria die Sense holen, um es zu schneiden. Als er zurückkommt, steht das Korn schon hoch. Herodes' Soldaten kommen. Frage und Antwort wie gewöhnlich.

Joos, Vertelsels 1, Nr. 36.

Das Motiv des verräterischen Tieres in Verbindung mit der emporschießenden Saat findet sich in folgenden Varianten:

8. Aus Irland.

a) Nach dem Kindermord zu Bethlehem begegnet die heilige Familie in Ägypten einigen Säern und bittet sie um Hilfe, die ihnen auch gewährt wird. Zur Be-

lohnung wird das Korn plötzlich reif. Als nun Herodes' Sendlinge dahin kommen, befragen sie sogleich die Säer, die jetzt Schnitter geworden sind, nach den Flüchtigen. Um nicht zu lügen, antworten diese, sie hätten niemand gesehen, seit sie das Korn gesät hätten. Die Sendlinge wollen gerade abziehen, als ein böses Insekt, das unter einem Stein verborgen war und alles gesehen und gehört hatte — der Käfer Staphylinus —, hervortritt und alles erzählt.

Bis dahin war es von wunderbar schöner karmoisinroter Farbe gewesen, doch durch Gottes Willen wurde es darauf mit teuflischem Schwarz bekleidet. Es wird von aller Welt verachtet, und wer es mit dem Daumen der rechten Hand tötet, wird als Wohltäter der Menschheit angesehen, und sind ihm die sieben Todsünden vergeben.

Rolland, Faune populaire 3, 326 = Transact. of Phil. Soc. 1859, 94.

[Dieselbe Sage, doch ohne ätiologischen Schluß, haben die Wenden und Rutenen, bei diesen trägt Maria einen Falken.

Ralston, Songs of the Russian people S. 194.]

b) Als Christus vor seinen Verfolgern floh, sagte der dara dael oder dar-daval (forficula oleus) den Säern, bei denen er vorbeikam, sie sollten, wenn nach ihm gefragt würde, sagen, daß er vorbeigekommen wäre, als sie säten. Sie säten einen Tag und ernteten am nächsten. Der dar-daval saß am Graben und sagte: „A naé, a naé!“ (gestern, gestern), um sie darauf hinzuweisen, daß der Heiland gestern vorbeigekommen wäre. Da nahm der Herr dem dar-daval seine Flügel, und bis heute ist er ohne Flügel geblieben.

Notes and Queries, 4th. Ser. 12, 469. Vgl. die im wesentl. gleichen irischen Var.: ebd. 4th. Ser. 1, 262 (= Transact. of the Ossianic Soc. vol. 5, 25, Anm.) u. 10, 183, wo vom creophilus marillosus die Rede ist; ferner Hardwicke's Science Gossip 12, 69 („Dara Dhael“ oder „Dhaw dheel“).

9. Aus England (Sutherlandshire).

Maria, Joseph und Jesus fliehen. Maria sagt den Säern, sie sollen antworten, sie wären beim Säen vorbeigekommen. Das Korn reift sofort. Nur ein schwarzer Käfer ruft: „Gestern, gestern erst kam Gottes Sohn des Weges.“

Folklore Journal 6, 118.

10. Ein Gegenstück zu diesen Sagen findet sich in Rumänien. Dort droht den Verfolgten Unheil durch den Schnitter selbst, nicht durch ein Tier; der Schnitter wird in ein Insekt verwandelt:

Christus und der hl. Joseph versteckten sich vor den Heiden im tiefen Gras einer Wiese. Bald kam ein Mäher und begann trotz aller Bitten Christi das Gras abzuhauen. Gott wollte ihn davon abbringen und sandte eine gewaltige Hitze; der Mäher aber ließ nicht ab. Dann schickte Gott ein Unwetter, aber mit demselben Mißerfolg. Da verfluchte Christus den Mäher: er solle, solange die Erde steht, unaufhörlich mähen, ohne einen Erfolg zu haben, und vor den Sensen der Mäher fliehen. Alsbald verwandelte sich der Mann in ein kleines grünes Insekt mit langen Füßen, in ein Heupferd (Locusta viridissima L.).

Marianu, Insectele S. 521.

Zu dem Wunder, daß der eben gesäte Weizen durch Gottes Macht sofort wächst, vgl. ein Volkslied bei Hauffen, Gottschee S. 213, Nr. 20.

Der hl. Gregor unterbricht seine Feldarbeit, läßt Ochsen und Kühe, Egge und und Pflug auf dem Acker zurück und geht mit vorüberziehenden Wallfahrern auf

den Georgsberg, um einer neuen Messe (Primiz) beizuwohnen. Danach kehrt er wieder aufs Feld zurück, um seine Arbeit fortzusetzen. Da sieht er, wie die Engel bereits für ihn pflügen, wie Gott der Herr Weizen sät und Maria die hinter dem Säemann alsbald aufschießenden Weizenhalme schneidet.

IX. Das Spinngewebe vor der Höhle.

Tabarî I, ٥٥٩ erzählt:

Als David auf der Flucht vor Saul sich in einer Höhle verborgen hatte, wob die Spinne auf Gottes Geheiß ihr Gespinst am Eingang derselben. Als nun Saul an die Höhle kam und das Gespinst sah, sagte er: „Wenn er da hineingegangen wäre, so hätte er das Spinnengewebe zerrissen.“ Und so ging er weiter.

Diese Sage ist nach Grünbaum, Neue Beiträge, S. 195, jüdischen Ursprungs, wenigstens stehe sie, wie aus Levys chald. WB I, 48 zu ersehen sei, in der Paraphrase des Targum zu Ps. 57, 3.

Die bekannte Übertragung auf Mohammed findet sich nach Levy und Grünbaum bei Zamaḫšarî I, ٥٢٢ und Baiḍâwî I, ٣٨٧ zu Sur. 9, 40, auch im Eingange zu Ferîd ed-Dîn's Manṭiḳ Uṭ-Ṭair ed. Garcin de Tassy.

Ob es literarische Überlieferungen gibt, in denen dieselbe Geschichte auch in das Leben Jesu versetzt wird, habe ich nicht feststellen können. Im Volksmunde gibt es folgende Geschichten:

1. Aus Malta (arabische Überlieferung).

a) Auf der Flucht nach Ägypten geschah es, daß das Christkind um ein Haar in die Hände der Verfolger geraten wäre. Aber eiligst machte sich der heilige Joseph ans Werk, eine Grotte, die vor langer Zeit eingestürzt war, vom Erdreich zu befreien, und verbarg die Mutter mit dem Kinde. Unterdes löste er einen riesigen Felsblock und befestigte ihn so, daß er anscheinend frei in der Luft hing und aussah, als müßte er jeden Augenblick niederfallen. Dann rief er eine Spinne, und diese begann, ein großes dickes Netz darum zu schlingen. Darauf streute der hl. Joseph Erdreich und zog sich in die Höhle zurück. Bald kamen die Verfolger und beratschlagten, ob die Flüchtlinge sich wohl darin verborgen hätten. Aber zuletzt überzeugte sie der gefährlich schwebende Felsblock, mehr noch die schmutzigen, altersgrauen Spinnweben, daß niemand die Grotte betreten habe. So zogen sie ab, und die hl. Familie war gerettet. Seit der Zeit hängt der Block noch immer frei vor der gesegneten Grotte, die Spinne aber trägt ein Kreuz auf dem Rücken, da Gott sie mit seiner Gnade bedachte.

b) Als der kleine Jesus noch ein Kind war, befand er sich einst auf freiem Felde, wo er für sich allein spielte. Plötzlich hörte er, wie eine Menge frecher Judenbuben daherkam, um ihn zu plagen. Eilig begab er sich in eine nahe Grotte, formte eine große Spinne aus Lehm, hauchte sie an und befahl ihr, während seine Fingerchen mit Speichel ein Kreuz auf ihrem Rücken zeichneten, sie solle ein Gitter weben, um ihn zu verbergen. Die Spinne machte sich rasch an die Arbeit und schlug die Fäden stets über Kreuz, so daß das Gitter undurchsichtig wurde und die bösen Judenbuben den kleinen Jesus nicht fanden. Seither trägt diese Spinne ein Kreuz auf dem Rücken, welches sie in ihren Arbeiten nachzumachen bestrebt ist.

Mitteilung von Frl. B. Ilg.

2. Aus Bulgarien.

Als die hl. Jungfrau mit dem kleinen Jesuskinde vor den Juden floh, verbarg sie sich in einer Höhle. Da kam eine Spinne, spann ihr Netz vor deren Eingang und bedeckte ihn wie mit einem Vorhang. Kurz darauf kam eine Taube und legte in dem Spinnennetz ein Ei. Als die Juden an den Eingang der Höhle kamen, wollten sie zuerst eindringen, um sie auch zu durchsuchen; als sie aber das Spinngewebe und das Ei darin sahen, sprachen sie: „Hier ist niemand hineingegangen; da ist ja ein Spinnennetz und ein Taubenei darauf: Gott weiß, wie lange schon dieses Gewebe da ist!“ Und sie gingen vorüber.

Da segnete die Mutter Gottes die Spinne und erlaubte ihr, ihr Netz an einem Tage zu spinnen und in den menschlichen Wohnungen zu hausen; dann segnete sie die Taube und gab ihr die Fähigkeit, alle Monate Eier zu legen und zu brüten.

Schischmanoff Nr. 49.

3. Eine neue Wendung hat diese Sage in Cornwall erhalten, wo es heißt, eine Spinne habe ihren Schleier über das Christuskind gesponnen, als es noch in der Krippe lag. Siehe oben S. 17.

Zu der Haupthandlung, daß die hl. Familie in einer Höhle Schutz vor Herodes findet, vgl. eine ähnliche, nur noch wunderbarere Geschichte im Protev. Jacobi cap. 22—24 und Hist. de nat. Mar. cap. 17:

[Als der bethlehemische Kindermord begann,] da nahm Elisabeth den Johannes und ging hinauf in das Gebirge und sah sich um, wo sie ihn verbergen könne; aber es war kein Ort zum Versteck da. Da seufzte sie und sprach: „Berg, o Berg, nimm eine Mutter auf mit ihrem Kinde“; denn sie konnte nicht weiter gehen. Und alsobald spaltete sich der Berg und nahm sie auf. Und es erschien ihnen ein Licht im Gebirge, nämlich ein Engel des Herrn geleitete sie.

Rud. Hofmann, Leben Jesu, S. 134.

Vgl. ferner die Sagen oben S. 50.

Parallelen.

In der Nähe von Vöslau ist eine große, in die Tiefe reichende Erdhöhle. Dort suchten im Jahre der großen Türkennot 1683 Flüchtlinge Schutz und wurden nicht entdeckt, weil eine Kreuzspinne den Eingang mit einem dichten Gespinst bedeckt hatte. In Österreich gilt der Glaube: Katzen und Kreuzspinnen soll man nicht töten, denn sie bedeuten Glück.

Zschr. f. Volksk. 3, 102.

Die Kreuzspinne heißt in Tirol Muttergottestierlein; sie bringt Glück.

J. v. Zingerle, Sitten, Gebräuche u. Meinungen des Tiroler Volkes, S. 89.

Im Altenburgischen wird die Kreuzspinne als glückbringendes Tier betrachtet.

Zschr. f. Volksk. 2, 358.

Die Spinne wird deshalb so geachtet, weil sie einem Menschen das Leben gerettet hat. Es war mal jemand, dem es so oder so recht schlecht ging, und nun traf es sich noch, daß er verraten werden sollte. In seiner Herzensangst kroch er in einen Ofen und blieb da versteckt. Und wie er so krumm lag und auf jedes Geräusch horchte, kam ein Spinnchen herbei und webte vor das Ofenloch ein langes Gewebe. Während der Zeit untersuchten die Verfolger jedes Winkelchen und durchstöberten auch das Zimmer. Zuletzt machte einer von ihnen die Ofentür

auf, um in den Ofen zu sehen, aber schlug die Tür gleich wieder zu und sagte: „Hier ist er gewiß nicht hineingekrochen, denn hier hängt alles voll Spinnweben, und die hätte er doch zerreißen müssen.“ So wurde der Verfolgte gerettet, denn seine Feinde gingen nun einen andern Weg.

Lemke, Volkstüml. in Ostpreuß. 2, 22, Nr. 41.

X. Einzelnes.

A. Der Schiffbruch.

Aus der Bretagne.

Als das Schiff, das die hl. Familie nach Ägypten trug, den Hafen verlassen hatte, flatterten ringsum Tausende von Vögeln; einige kamen sogar in die Kabine, wo sich die hl. Reisenden befanden, und warnten sie, daß ein Sturm losbrechen würde. Der hl. Joseph verstand sie und verlangte ein Fahrzeug, ihn an Land zu bringen. Während der Überfahrt sangen sie um ihn herum. Sie hatten die hl. Familie gerettet, denn fast sofort erhob sich ein Sturm, und das Schiff ging unter. Diese Vögel waren kleine Ibisse, und um sie zu belohnen, hat ihnen Jesus gewährt, daß ihre Nester niemals in die grausamen Hände der Kinder fallen.

Sébillot, Folklore de France 3, 170 f. = Revue des trad. pop. 14, 697 Nr. 24. — Vgl. das Verschen aus der Bucht der Somme:

Corlu [= courli], corlu va où tu voudras,
Jamais ton nid on ne trouvera. (Sébillot, ebenda.)

B. Die warmen Quellen.

1. Aus Palästina.

Bei dem sogen. Turm der vierzig Märtyrer zu Ramla in der Nähe der Stadt Emmaus gibt es heiße Quellen. Der Volksglaube legte diesen wunderbare Heilkraft bei und schrieb dies der Ursache zu, weil der Knabe Jesus in seiner Jugend hier seine Füße gebadet — Grund genug, daß Kaiser Julian sie später mit Kot verstopfen ließ.

Sepp, Symbolik 5, 21.

2. Parallele aus Bulgarien.

Als die Mutter Gottes vor den Juden fliehen mußte, hatte sie nichts, um das Wasser zu wärmen, worin das Jesuskind gebadet werden sollte. Sie badete es daher überall, wo sie eine Quelle fand, und segnete an all diesen Stellen die Quelle, damit sie warm würde. Seitdem gibt es die warmen Quellen.

Schischmanoff, Nr. 48.

3. Parallele aus einem altchinesischen Leben Buddhas.

Als Buddha geboren war, suchten die Umstehenden überall nach Wasser, eilig liefen sie nach jeder Richtung, aber sie fanden keins, als siehe da! gerade vor der Mutter auf einmal zwei schöne Wasserbecken erschienen, eins mit kaltem und eins mit heißem Wasser, das mischte sie, wie es ihr am angenehmsten war, und verwendete es. Und wieder erschienen mitten aus dem Raum zwei Wasserbäche, kalt und heiß, damit wurde Buddhas Körper gewaschen.

Beal, Sâkya Buddha S. 45. Weitere Belege bei Windisch, Buddhas Geburt S. 129.

C. Die Milch der Mutter Gottes.

1. Aus Palästina.

Als Joseph mit der hl. Familie auf göttliches Geheiß nach Ägypten fliehen mußte, rettete er Maria und das Jesuskind zunächst in die Milchgrotte (eine Kreide-

steinhöhle) bei Bethlehem, um selbst die nötigen Vorbereitungen zur Reise treffen zu können. In dieser Grotte stillte Maria das himmlische Kind. Da fiel ein Tropfen Milch auf die Erde, und seit jener Zeit ist dort eine milchartig erscheinende (mergelartige) Stelle.

O. Schell, Am Urquell 6, 68. Vgl. Sepp, Symbolik 5, 19.

2. Aus Malta.

Als die hl. Familie auf der Flucht war, mußte sie eines Tages in der Wüste übernachten. Es war schon fast dunkel, und das Kindchen weinte vor Hunger, weil die Mutter es nicht stillen konnte, da die Brust keine Milch mehr hergeben wollte. Und sie wußte sich nicht zu helfen. Plötzlich gewahrte sie in der nächsten Nähe ein buschiges Kraut, welches sehr frisch und einladend aussah. Sogleich pflückte sie ein Büschel davon und aß es auf. Während dem Essen aber fühlte sie, wie die Milch der Brust zulief, und zwar in solcher Menge, daß diese zu bersten schien. Eilig legte sie das Kindchen an, das sich nun satt trinken konnte. Dann drückte sie aus Dankbarkeit etliche Tropfen Milch auf die Staude und sagte: „Zur Erinnerung!“ Im selben Augenblick bildete die Staude Knollen, die der Mutterbrust ähnelten, und kaum hatte der kleine Jesus sie erblickt, als er ausrief: „Mammazeiza!“ (Mutterbrust — so in kindlicher Sprechweise statt iz-zeiza tal mamma). Seit der Zeit heißt die Pflanze Mammazeiza (Bilsenkraut), und ihre Stengel enthalten noch heute Milch von der Mutter Maria.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

D. Der Liebfrauenschuh.

Aus Malta.

Auf der Flucht geschah es, daß die Mutter Gottes keinen Zucker für ihr Kind hatte. Traurig wanderte sie weiter, und zuletzt sah sie einen verendeten Löwen liegen, in dessen Rachen ein Bienenschwarm hauste. Die Bienen kamen eilfertig herangeflogen und boten ihren Honig an; so konnte die Mutter Gottes dem Kinde geben. Aus Dankbarkeit sprach sie zu den mitleidigen Tieren: „Ich will euch eine Blume schaffen, die dem Maule des Löwen gleicht, und darin sollt ihr stets reichlich Honig finden.“ So tat sie. Da sie aber mit ihrem Pantoffel das Erdreich formte, so wurde aus der Blume ein kleiner Pantoffel, der Liebfrauenschuh heißt (papocci tal Madonna).

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg. Der Name Liebfrauenschuh ist wie in Malta so auch in Deutschland an die Stelle eines heidnischen Namens getreten. Vgl. Grimm, Myth.[4] 1, 180 [199]: Niardr vöttr = Niörds Handschuh, später Marienhand u. dgl. Andere Übertragungen ebenda 251, 545, 999 („Frauenschühli“); Söhns, Unsere Pflanzen[4] 38.

E. Das Farnkraut.

Aus Polen.

Als die allerheiligste Mutter Gottes mit dem hl. Joseph und dem Jesuskind vor dem König Herodes floh, rissen sie, weil sie dem hungrigen Gotteskind nichts zu geben hatten, im Wald einen Farn mit der Wurzel heraus und nährten den Gottessohn damit. Daher hat Herr Jesus zum Andenken daran bestimmt, daß von jener Zeit an die Wurzeln des Farnkrauts die ursprüngliche Bitterkeit verlieren sollen, und so können sie seit jener Zeit hungrigen Menschen zur Nahrung dienen.

Zbiór 7, S. 118, Nr. 42.

Vgl. dazu außer Grimms Mythologie[4] 1012 folgenden polnischen Aberglauben:

„Die mysteriöse Blume des Farn, die um Mitternacht des St. Johannestages erblüht, gestattet ihrem Besitzer, in einem magnetischen Schlafe alle verborgenen Schätze unter der Erde zu sehen und die Geheimnisse der Zukunft zu entdecken."

Globus 35, S. 270 aus Kopernicki, desidées médicales des conceptions naturelles et des croyances populaires en Pologne concernent les animaux et les plantes.

F. Verletzung des Jesuskindes.

1. Aus der Gegend von Brüssel.

Als die hl. Familie auf der Flucht nach Ägypten in einem Graben rastete, ritzte die scharfe Spitze einer Binse das Auge des kleinen Jesus, welcher schlief; er erwachte und fing an zu weinen. Die Jungfrau verfluchte die unheilvolle Pflanze, und seitdem ist die Spitze ihrer Ähre geschwärzt und verbrannt.

Sébillot, Folklore de France 3, 450 = Petit Bleu de Bruxelles 9. Mai 1903; Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 123.

2. Aus Sizilien.

Man nennt die Schwalbe den Vogel der Madonna. Sie sind gesegnete Tiere, die man ehrt, und man wünscht, daß sie ihr Nest an das väterliche Haus bauen.

Tötet man eine Schwalbe, so begeht man eine Sünde, weil die Schwalbe in ihrem Blute einen Tropfen vom Blute des Herrn hat, noch seit der Zeit der Flucht nach Ägypten, als ein Dorn das Jesusknäblein in den Finger stach und sie den Blutstropfen, der davon ausging, aufnahm.

Pitrè, Usi e costumi 3, 158 f.

G. Huhn und Schwein.

Aus Italien.

Es heißt, als Maria auf der Flucht war, suchte sie ein Versteck, um ihr Kind vor der Verfolgung zu schützen. Sie sah einen Haufen Stroh und verbarg das Jesuskind darunter. Aber gleich darauf kam ein Huhn und begann mit den Füßen im Stroh herumzuscharren, so daß man das Kind sehen konnte. Da nahm Maria ihr Kind und verbarg es in einem Düngerhaufen. Eine Sau war in der Nähe und half mit ihrem Rüssel dabei. Da sagte Maria: „Möge das Huhn mehr Zeit brauchen, ein Ei zu legen, als die Sau, um sieben Schweine zu werfen." „Und seitdem," sagen unsere Bauern, „haben die Hennen soviel Not, ein Ei zu legen, während die Säue in kurzer Zeit und mühelos viel Ferkel werfen."

Rivista delle trad. pop. 2, 42. Offenbar Nachbildung nach den Sagen oben S. 58 und 13 ff.

H. Entstehung der Affen.

Südslavisch.

Als der schreckliche Herodes alle Knäblein unter zwei Jahren in Bethlehem und in der Umgegend zu töten befahl, weil er hoffte, daß dabei auch das Jesuskind umkommen werde, wurden Joseph und Maria flüchtig und zogen mit dem Kind nach Ägypten. Von den andern jüdischen Müttern aber versteckten einige in ihrer Angst ihre Kinder unter Mulden. Als die Henkersknechte abgezogen waren, hoben die Mütter die Mulden auf. Da lagen lauter junge Affen drin.

So ist das Affengeschlecht aus dem Menschengeschlecht entstanden.

Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven 2, 65, verkürzt.

4. Kapitel.

Jesu Kindheit.

„Ursprünglich ist die naive Freude des Volkes daran, es sich auszumalen, wie mitten in seinem Alltagsleben, mit seinen vielen Hindernissen und Mühseligkeiten auch für Kinder, sich ein Wunderknabe ausnehmen müßte, der alles das spielend überwindet. So denken Kinder oft, und die Alten setzen solche Kinderträume gerne fort. Auch das deutsche Märchen erzählt mit großem Behagen von dem Jungen, der sich an der Milch eines Riesen stark getrunken hat, wie er den Eltern unheimlich wird, wie er schwere Arbeiten im Umsehen verrichtet, ungeheure Mengen Speise vertilgt und seinen Amtmann mit einem Schlage in die Luft befördert. Mit solcher Lust des Fabulierens verbindet sich dann die Poesie der Naturbetrachtung. . . . Daher werden Geschichten wie die von Christi oder Buddhas Kindheit an verschiedenen Orten entstanden oder hin- und hergewandert sein und mancherlei wechselnde Gestalt angenommen haben: wo sich ein Gott und Halbgott oder ein Heiliger auf Erden findet, hängen sie sich an ihn, oft unbekümmert darum, ob sie zu dessen ursprünglichem Charakter passen. Da entstehen dann Mißverhältnisse, die aber von den Erzählern nicht gespürt werden; daneben aber werden sie eben auch recht absichtsvoll verwertet und ausgedeutet . . . Der Wunderknabe in der Kindheitsgeschichte von Thomas dem Israeliten wird zum Gnostiker, der die jüdische Religion gründlich verachtet. Denn für die Gnostiker bestand der Wert solcher Kindheitswunder in dem Nachweis, der sich daraus führen ließ: daß Christus nicht zu dieser Welt gehöre, daß er schon als Kind menschlicher Entwicklung und Bedingtheit enthoben war und jeden menschlichen Lehrer belehren konnte. Trotzdem wundert man sich, daß diese Leute, die übergeistig in subtilen Spekulationen zu schwelgen lieben, an solch kindischen Geschichten ihre Freude gehabt, ja sie wohl gar erfunden haben sollen. Man möchte annehmen, daß sie Geschichten, die eine unheilige Geschwätzigkeit zur Lust für große und kleine Christenkinder harmlos erfunden, schon vorgefunden und ausgebeutet hätten.“ Hennecke, Neutest. Apokr. S. 64. Ebendort S. 65 wird die Herkunft des Stoffes dieser Kindheitsgeschichte aus Indien wahrscheinlich gemacht. Die Gnostiker, die Fühlung mit allerlei volkstümlichem, namentlich orientalischem Glauben und Aberglauben hatten, haben sich dieses Stoffes bemächtigt und ihn in ihrer Weise benutzt und fortgebildet.

I. Die Tonvögel.

A. Literarische Überlieferung.

Wie in der Schöpfungsgeschichte des Alten Testamentes Gott Vater „allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel“ aus

Erde formt, so erscheint in der Sage auch der wesensgleiche Sohn als der Schöpfer, der in seiner Kindheit Lehmtiere bildet und sie zum Leben ruft.

In der Kindheitserzählung (Paidika) des israelitischen Philosophen Thomas (Mitte des 2. Jahrh.), die in den Kreisen der griechischen, syrischen, arabischen und lateinischen Kirche in mannigfacher Gestalt verbreitet und gern gelesen wurde[1]), findet sich im 2. Kap. folgende Begebenheit:

Als dieses Knäblein Jesus fünfjährig geworden war, spielte es, als es einst geregnet hatte, an der Furt eines Wasserlaufs und sammelte das vorüberlaufende Wasser in Gräben und machte es alsbald rein und tauglich, und mit dem bloßen Worte gebot er ihm. Und er machte einen feuchten Lehmbrei und bildete daraus zwölf Sperlinge. Und es war Sabbat, als er das tat. Es waren aber auch viele andere Kinder da und spielten mit ihm. Ein Jude aber sah, was Jesus tat, ging alsbald hin und zeigte seinem Vater Joseph an: „Siehe, dein Knäblein ist an dem Bach, hat Lehm genommen, zwölf Vögel gebildet und den Sabbat entweiht." Und als Joseph an den Ort gekommen war und es gesehen hatte, schrie er ihn an: „Warum tust du das am Sabbat, was man nicht tun darf?" Jesus aber klatschte in die Hände, rief den Sperlingen zu und sprach zu ihnen: „Fliegt fort!" Und die Vögel flogen schreiend auf und davon. Da das die Juden sahen, erschraken sie, gingen hin und verkündigten es ihren Obersten, was sie Jesum hatten tun sehen.

Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen S. 67; Griechisch *A* und *B* Cap. 2 (3): Tischendorf S. 140. 151. Lat. S. 167. Vgl. Pseudo-Matthaeus Kap. 27 (Tischend. S. 95 f.). Schade, Narrationes de vita et conversatione beatae Mariae virginis 1870 Kap. 41, S. 21. Vögtlin, Vita . . . rhythmica 2924—2963.

In der mittelhochdeutschen Literatur vgl. Cuonrad 101, 41—71 = Pass. 54, 41—94; Philipp 4110—4175; Walther Reinav. 100, 53—102, 7.

In der altenglischen Literatur vgl.: Carl Horstmann, Altengl. Legenden; Kindheit Jesu S. 3—61, v. 365—392; S. 111—123, v. 329—344 und Cursor mundi (The cursor o the werld). A Northumbrian Poem of the XIVth Century ed. by Rich. Morris. Publ. for the Early English Text Society Vol. 1, v. 11983—12014.

Im provenzalischen Kindheitsevangelium (herausg. von Bartsch, Bibl. des Lit. Vereins zu Stuttgart 39, 1856) siehe S. 299, 5—301, 18.

Jüdische Überlieferung findet sich ferner im Toldoth Jeschu (Leben Jesu) wie folgt:

a) Lesart einer Straßburger Handschrift:

[Als Jesus im oberen Galiläa weilt, sendet die Königin Helene, die über ganz Israel herrscht, Reiter nach ihm aus. Die Leute von Galiläa lassen seine Wegführung nicht zu und veranlassen Jesum, Proben seiner wunderbaren Macht zu geben.] „Die Leute von Galilaea machten Vögel aus Lehm, er sprach die Buchstaben des erklärten Namens[2]) aus, da flogen die Vögel auf."

Krauß, Leben Jesu S. 54.

1) „Das bezeugen die verschiedenen Bearbeitungen und Übersetzungen, die in Handschriften auf uns gekommen sind, und namentlich der Gebrauch, der in anderen Kindheitsgeschichten von der Thomasgeschichte gemacht ist; ist doch der ganze Stoff beinahe wörtlich dorthin übernommen worden." Hennecke, S. 63.

2) Vgl. hierzu die Stelle bei Krauß, Leben Jesu S. 53: Und es war im Heiligtum ein Grundstein — dessen Erklärung: „Es gründete ihn Gott, und das ist der Stein, auf welchen Jakob Öl gegossen — und es waren darauf geschrieben die Buchstaben des erklärten Gottesnamens, und jeder, der sie lernte, konnte tun, was

b) Lesart einer Wiener Handschrift.

[Dieselbe Situation in Obergaliläa. Jesus sagt:] „Wenn ihr nun nicht glaubet, daß ich Gottes Sohn bin, bringet mir tönerne (oder marmorne) Vögel.“ Das taten sie; er sprach über sie den erklärten Namen aus, sie lebten, standen auf den Füßen und flogen in die Luft.

Krauß, ebenda S. 98.

c) Lesart einer Handschrift aus Jemen.

[Situation wie oben.] Auch machten sie Vögel aus Ton, brachten sie vor ihn, und sie flogen.

Ebenda S. 124.

Auch der Koran kennt die Belebung der Tonvögel. In Sure 3, 48 heißt es:

[Der Engel sagt zu Maria bei der Verkündigung, ihr Sohn werde von Gott zu den Kindern Israels gesandt werden und sagen:]

Ich komme zu euch mit Zeichen von euerem Herrn. Ich will euch aus Ton die Gestalt eines Vogels machen und ihn anhauchen, und er soll mit dem Willen Gottes ein lebendiger Vogel werden.

Vgl. Sure 5 (Gott wird am jüngsten Tage zu Jesus sagen:)

Du schufst mit meinem Willen die Gestalt eines Vogels aus Ton; du hauchtest in ihn, und mit meinem Willen ward er ein wirklicher Vogel.

Vgl. überdies G. Weil, bibl. Legenden der Muselmänner S. 285.

Christus schuf nach Gottes Willen allerlei Vögel aus Ton, welche sein Hauch belebte, so daß sie wie natürliche Vögel aßen, tranken und umherflogen.

Ferner Hammer, Rosenöl 264:

Als Jesus nach Jerusalem zurückkam und seine Sendung zu predigen anfing, war er dreißig Jahre alt. Das Volk verlangte Zeichen der Göttlichkeit seiner Sendung. Jesus verfertigte Vögel aus Ton, nahm sie auf die Hand, blies darauf, indem er „Uf“ sagte, und die Vögel flogen beseelt davon. Es war der Hauch Gottes, aus dem er selbst entstanden, den er mitzuteilen Kraft hatte und wodurch er nicht nur den Ton beseelte, sondern auch Tote zum Leben erweckte.

Tabarî erzählt in seiner Chronik, daß Jesus einen Vogel aus Erde formte und ihn belebte. „Man berichtet“, fügt er hinzu, „daß dieser Vogel derselbe war, der bei Nacht umherfliegt und dem man den Namen Fledermaus gegeben hat“ (Tabarî 1, 42 ed. Zotenberg). Ebenso sagt der Kommentator Dschala-loddinus zu Sure 5, 109 und 110: „Er schuf aber eine Fledermaus, weil dies die vollkommenste Art der Vögel ist.“ Vgl. ferner Koran ed. Maracci S. 113. Auch Bochart, Hierozoicon II, 2, 32 (ed. Rosenmüller 3, 117): de vespertilione, kennt arabische Kommentare, die jenen Vogel für eine Fledermaus halten.

er nur wollte. Da aber die Weisen fürchteten, daß die israelitischen Jünger dieselben erlernen möchten und damit die Welt zerstörten, so trafen sie die Vorkehrung, daß man sie nicht erlernen könne ...“ [Jesus aber erlernte sie doch und tat als Messias Zeichen und Wunder.]

Daher mußte denn auch jeder Sarazene, wenn er zum christlichen Glauben übertrat, bevor er unter die Katechumenen aufgenommen wurde, unter anderem auch folgendes hersagen (bei Sylburg, Sarazeni p. 82): *ἀναθεματίζω τὴν τοῦ Μωάμεδ φλυαρίαν τὴν λέγουσαν, ὅτι ὁ κύριος καὶ θεὸς Ἰησοῦς ὁ Χριστὸς ἀπὸ Μαρίας τῆς ἀδελφῆς τοῦ Μωσέως καί Ἀαρὼν ἐγεννήθη ἄνευ σπορᾶς ἐκ τοῦ λόγου τοῦ θεοῦ καὶ τοῦ πνεύματος καὶ ἔτι νήπιος ὢν πετεινὰ ἐκ πηλοῦ ἐπλαστούργει καὶ ἐμφυσῶν ἐποίει αὐτὰ ζῶα.*

Eine erweiterte Erzählung steht im arabischen Kindheitsevangelium Kap. 36:

Als aber der Herr Jesus sein siebentes Lebensjahr zurückgelegt hatte, war er eines Tags mit anderen Knaben, die seine Genossen waren und spielten. Sie verfertigten aber aus Lehm allerlei Gestalten, Esel, Ochsen, Vögel und anderes dergleichen. Und einer derselben wagte sein Werk über die Gebilde der anderen prahlend zu erheben. Da sprach Jesus zu den Knaben: „Ich will den Figuren, die ich machte, befehlen, daß sie gehen sollen". Da aber die Knaben fragten: „Bist du etwa der Sohn des Schöpfers selbst?" befahl ihnen der Herr Jesus, daß sie gehen sollten. Und in demselben Augenblick sprangen sie auf, und wann er sie umkehren hieß, kehrten sie um. Er hatte aber Vögel und Sperlinge gebildet, welchen er zu fliegen gebot, und sie flogen; und wenn er sie stehen hieß, standen sie, und wenn er ihnen Speise und Trank reichte, aßen und tranken sie. Als nun die Knaben weggegangen waren und es ihren Eltern erzählten, sagten ihre Väter zu ihnen: „Hütet euch künftig, ihr Kinder, vor dem Verkehr mit ihm, weil er ein Zauberer ist! Bleibet von ihm und meidet ihn und spielt niemals mit demselben!"

Evangelium von der Kindheit des Heilandes, übers. von R. Clemens, Stuttgart 1858, S. 113. (Vgl. Tischendorf S. 200.)

B. Volkslegenden.

1. Aus dem Archipel (um Cäsarea?).

Im Anfang glaubten die Christen nicht an Jesus. „Wenn du ein Wunder tust, werden wir an dich glauben," sagten sie.

„Was für ein Wunder soll es denn sein?" fragte Jesus.

„Schaffe einen Vogel, der wie Leder aussieht, der keine Federn hat, der Junge bekommt wie die Vierfüßler und der seine Jungen säugt."

Jesus befeuchtete die Spitze des Daumens mit Speichel und schloß die Faust darüber. Nach einer Weile öffnete er die Hand — und o Wunder! man sah in Jesu Hand eine Fledermaus, die ihre beiden Jungen säugte. Da glaubten die Christen an Jesus.

La Tradition 10, 72

2. Aus Malta.

Als Jesus noch ein Kind war, vergnügte er sich oft damit, kleinen Lehmklümpchen die Form von Käfern, Würmern, Ameisen u. dgl. zu geben. Hauchte er sie dann an, so erhielten sie Leben. Als er nun eines Tages wieder etwas Zeit zum Spielen hatte, formte er eine Menge der kleinen Wesen und fragte dann seine Mutter: „Was soll ich weiter tun?" worauf seine Mutter versetzte: „ghamel sal fatra — fahr fort bis zum Essen!" Der kleine Jesus aber hatte verstanden:

„ghamela mfattra = drücke sie platt", und so drückte er sie mit einer kleinen Muschel nieder, hauchte sie dann an, und so wurden sie lebendig. Seit der Zeit haben wir die (Keller)asseln. Weil aber diese Tiere anfangs dazu bestimmt waren, runde Leiber zu haben, und erst nachträglich platt gedrückt wurden, so vermögen sie sich heute noch zusammenzurollen, sobald es ihnen nötig ist, und weil sie mit einer Muschel breitgequetscht wurden, ist ihr Rücken gerillt, auch suchen sie mit Vorliebe feuchte Plätze aus, wo sie sich einwühlen können. Darum heißen sie tmiezer l'art = Erdschweinchen.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg. in Malta. Zum Wortspiel vgl. Bd. 1, Register u. d. W.

3. Aus Spanien.

An einem Sabbat spielte das Jesuskind mit anderen Kindern auf dem Felde. Sie sammelten weißen Ton, gingen daran, Vögel mit ausgebreiteten Flügeln zu machen, und setzten sie zum Trocknen an die Sonne. Zufällig kam ein arglistiger Pharisäer vorüber, und als er sah, was sie machten, schalt er, daß sie sündigten: denn am Sabbat dürfe man nicht arbeiten. Schon wollte er mit seinem großen Fuß die Vögel zertreten, da klatschte Jesus in die Hände, und alle Vögel flogen davon. Es waren Schwalben. An dem Hause, wo Jesus und seine Eltern lebten, bauten sie ihre Nester aus demselben Ton, aus dem sie geformt waren, und seitdem haben es die Schwalben so beibehalten, ihre Nester an armen Hütten zu bauen und denen Glück zu bringen.

Caballero, Cuentos, orac., adivinas . . . Madrid 1877, S. 227.

4. Aus Island.

An einem Sabbat vergnügte sich das Christuskind mit anderen Kindern der Juden, Vögel aus Ton zu formen.

Nachdem die Kinder sich ein Weilchen daran erfreut hatten, kam zufällig ein Sadduzäer bei ihnen vorbei, der war sehr alt und sehr eifrig und schalt die Kinder, daß sie ihren Sabbat mit so profaner Beschäftigung zubrächten. Er blieb aber nicht einmal beim Schelten, sondern ging zu den Tonvögeln und zerbrach sie alle, zum größten Schmerz der Kinder.

Als Christus dies sah, schwenkte er seine Hand über alle Vögel, die er gemacht hatte, und sie wurden alsobald lebendig und flogen in die Lüfte. Und diese Vögel sind die Regenpfeifer (charadrius pluvialis), deren Ruf „dyrrin" oder „dyrrindi" ähnlich klingt wie das isländische „dyrdhin" = Gloria: denn diese Vögel lobsingen ihrem Herrn, daß er sie gnädig errettet hat von der grausamen Hand des Sadduzäers.

Swainson, British Birds p. 181 aus Harris Cooper, Apocryphal Gospels, Introduction p. XXXII. Vgl. Arnason þjódsygur 2, S. 1 = Arnason, Icelandic Legends. Transl. by Powell and Magnusson. 2. Ser. p. 10. — Bruder Philipps Marienleben, Vers 4110 bis 4175 ist nach K. Maurer, Zschr. d. Vereins f. Vk. 1, 42 Vorbild jener isländischen Erzählung.

5. Aus Polen.

a) Als Jesus noch ein Kind war, waren die jüdischen Kinder neugierig, ihn kennen zu lernen, denn sie hörten, daß er einst die Welt regieren würde. Wenn nun Jesus einmal vom Hause weg zum Spielen ging, höhnten sie ihn und sagten: „Wenn du Vögel machen kannst, so mach uns auch einen Vogel!" Anfangs erwiderte Jesus gar nichts darauf, einst aber sagte er, daß er das zustande bringen könne. Da setzten sich die Kinder auf die Erde und machten ein Vögelchen, dem sie einen Katzenkopf aufsetzten. Als Jesus sah, daß der Vogel plump aus Lehm

geformt sei und nicht aufstehe, machte er eine Nachtigall, die er zu den Rosen ließ. Als ihn die Jungen wegen eines anderen Vogels weiter belästigten, machte er eine Meise und befahl ihr im Busch zu singen. Als die Jungen Jesus baten, ihren eigenen Vogel zu verbessern, befahl Jesus diesem, sich auf einen Baum zu setzen und mit Katzenstimme zu schreien. Und aus diesem jüdischen wurde die Eule.

Zbiór wiadomości do antropologji 7, 113, No. 20.

b) Als unser Urvater Adam aus dem Paradiese ging und die Erde grub, da wollte der Herr Jesus sich überzeugen, wie es Adam ergehe. Er kam zu ihm und fragte: „Adam, wie geht's dir hier?" „Schlecht, Herr, ich habe niemand über mir." Der Herr Jesus hob eine Erdscholle auf, warf sie in die Höhe, und aus dieser Scholle entstand ein graues Vöglein, das regte die Flügel und fing an zu singen: die Lerche.

Die Lerche ist der Vogel des Herrn Jesus und der Mutter Gottes. Sie erwacht im Sommer um 4 Uhr morgens, wenn die Mönche zur Frühmette gehen.

Zbiór wiadomości do antropologji 7, 115, No. 26.

6. Aus Galizien (Rutenisch).

Als Christus noch ein kleiner Bursche war, da vergnügte er sich mit anderen Burschen an dem Holzklötzchenspiel; es fertigen die Jungen ein Klötzchen (ptāschka) an, legen es in ein Loch, schlagen darauf, das Klötzchen springt hoch, fällt dann herunter, sie fangen es auf und spielen dann weiter. Da machte Christus ein Klötzchen und schlug darauf, da flog es aber in die Höhe und kam nicht mehr zurück: es hatte sich in einen Vogel (ptāch) verwandelt. Da erkannten die Jungen, daß er doch Gott war.

Zbirnyk 12, S. 67, Nr. 69. Zum Wortspiel vgl. oben S. 75, 2.

7. Aus Estland (Schwedisch).

In Nazareth spielte Jesus mit anderen Knaben und bildete Vögelchen aus Ton. Ein alter Jude wollte sie zerstören, weil solche Arbeit an einem Sabbat sich nicht zieme; Jesus aber klatschte in die Hände, und die Vögel flogen davon.

Russwurm, Eibofolke S. 184.

II. Bestrafungen.

1. Raben und Krähen; Hühner.

Die Kindheitsgeschichte Jesu von Thomas dem Israeliten erzählt im Anschluß an die Zerstörung der Tonfiguren und das Auffliegen der Vögel noch folgendes:

Aber der Sohn Hannas' des Schriftgelehrten stand da bei Joseph und nahm einen Weidenzweig und ließ das Wasser laufen, das Jesus gesammelt hatte.

Da Jesus sah, was geschah, sprach er zu ihm: „Ungerechter, gottloser Dummkopf, was haben dir die Gruben und das Wasser getan? Siehe, jetzt sollst auch du wie ein Baum austrocknen und sollst nicht tragen Blätter oder Wurzel oder Frucht." Und alsbald verdorrte jener Knabe vollständig.

Hennecke, Neutestamentl. Apokr. 67.

Diese Erzählung kehrt in allen literarischen Darstellungen wieder, die hierauf beruhen, z. B. in arabischer, lateinischer und mittelhochdeutscher Sprache. Nachweise siehe bei Reinsch, Pseudoevangelien. Die Volksüberlieferung

kennt ebenfalls eine Trübung des Wassers und ein Strafwunder[1]): weiße Vögel werden in schwarze verwandelt; ein Zusammenhang mit dem apokryphen Bericht ist indes nicht nachweisbar. Wenn man nicht zu der entfernten Annahme greifen will, daß jene Vögel, die im apokryphen Evangelium am Wasser aufgeflogen sind, die Rolle des Trübenden übernommen haben, so erklärt sich die Ähnlichkeit aus der gleichen Vorstellung, daß Christus schon als Kind die Macht hatte, solche Strafwunder zu vollziehen. Jene Überlieferung, die sich in Tirol findet, lautet:

Die Raben und Krähen waren einst schneeweiß und gar schöne, stolze Vögel. Sie hielten sich gern an Bächlein auf und badeten darin. Da hatte einmal das göttliche Kind gar großen Durst und wollte von einem Bächlein trinken. Es saßen aber Raben im Wasser und trübten es in einem fort. Da sprach der Jesusknabe: „Weil ihr so undankbar und so stolz auf euer blendendweißes Gefieder seid, sollt ihr bis zum Weltuntergange schwarze Federn haben.“ Seit jener Zeit sind die Raben schwarz.

Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., 1871, S. 86.

Eine parallele Bestrafung unverschämter Vögel findet sich in Belluno (Oberitalien):

Die Hühner im Hause zu Nazareth, wo die Madonna wohnte, waren so frech, daß sie selbst von der Polenta aus den Händen des Jesusknäbleins pickten. Die Madonna trieb sie fort und und sprach: „Zur Strafe sollt ihr nie satt werden!“ Daher kommt es, daß die Hühner nie zufrieden sind mit dem, was sie gerade zu fressen haben, sondern ihr Schnabel ist den ganzen Tag bald hierhin, bald dorthin gerichtet.

Cibele, Zoologia pop. Veneta S. 72. Nachbildung nach den Sagen oben S. 13 ff., 58, 70.

2. Jesus wird zum Einkaufen ausgeschickt.

Die apokryphen Geschichten erzählen, daß Jesus seiner Mutter öfters Wasser aus einem Quell holte, woraus auch andere Kinder schöpften; und wenn diese ihre Gefäße zerbrachen, stellte er sie ihnen wieder her (Evang. Thomas' des Israeliten Kap. 11; Schade, narrationes cap. 33; im übrigen siehe Reinsch, Die Pseudoevangelien). Einmal trägt er Wasser im Gewand, da sein Krug zerbrochen ist; die zerbrochenen Krüge anderer macht er ganz (Schade, Kap. 40; ev. inf. arab. cap. 45). Auch holt er Kräuter in einem Korbe und macht sie wohlschmeckend (Schade, Kap. 39; Vögtlin 2660 ff.).

1) Auch im Evang. Matth. 21, 18 ff. vollzieht Jesus ein solches, indem er einen Feigenbaum verdorren läßt. Dagegen spricht er sich Luk. 9, 54 ff. gegen die Benutzung seiner Wunderkraft zu Strafzwecken aus. Im arabischen Kindheitsevangelium finden sich noch zwei Strafwunder:

Kap. 47: Ein Knabe rennt gegen Jesus an, daß dieser zu Boden fällt. Da spricht Jesus: „Wie du an mich gerannt bist, so sollst du fallen und nicht wieder aufstehen.“ Und alsobald stürzte der Knabe nieder und war tot. — Kap. 49: Die Hand eines Lehrers, der Jesus schlagen will, verdorrt. (Vgl. Thomas d. Israelit, Kap. 14, wo der Lehrer infolge der Verwünschung stirbt.)

Auch die Volkslegende kennt solche Dienstleistungen:

1. Aus Dänemark.

Da Jesus als Knabe zu Hause bei seinen Eltern war, wurde er eines Tages ausgeschickt, um Fische zu kaufen. Da er sie sah, ergriff er einen Flunder, sprechend:

„Favr est du, flynder fisk,
du skal ind på Marie disk."

„Schön bist du, Flunder Fisch, du sollst hinein auf Marias Tisch."

Der Flunder wollte aber nicht, krümmte sich, wollte nicht gegessen werden. Darum drehte er ihm den Kopf schief, und so ist er bis jetzt geblieben.

Kristensen, Sagn 2, 256, 26.

2. Aus Deutschland (Köln).

Die heilige Jungfrau Maria schickte das Jesuskind eines Abends mit einem Korb voll Äpfel heraus; die sollte es zu seinem Pflegevater Josef tragen. Auf dem Wege aber wurde dem Kind der Korb gar zu schwer, und da gerade ein Jude daher kam, so bat es den, er sollt' ihn ihm ein Stück Weges abnehmen. Der Jude aber war ein hartherziger Mensch und sagte zu dem Jesuskindchen: „Ich mal' dir was! Trag du deine Sache selber!" Danach sagte das Jesuskindchen: „Willst du mir dann tragen helfen?" Auch das wollte der Jude nicht tun. „Dann halt nur Wache bei meinem Korb. Unterdessen lauf ich zur Mutter, die soll mir helfen!" „Was?" rief der Jude, „ich soll dir deine Äpfel hüten? Viel lieber säße ich doch da oben im Mond!" Und von der Zeit an sitzt der Jude, der unserm Jesuskindchen nicht helfen wollte, im Mond.

Am Urquell 4, 68.

3. Jesus spielt Ball.

1. Aus Bulgarien.

Die Welt war noch nicht geschaffen, als Christus schon existierte. Da er noch ganz klein war, folgte er dem lieben Gott überall hin, indem er sich am Zipfel seiner Kleider festhielt. Überall, wo Gott hinging, folgte ihm Christus; aber das ärgerte den lieben Gott, daß er den Kleinen immer zwischen seinen Füßen hatte: „Es ist nun genug mit dem Nachlaufen, mein Kind," sprach er zu ihm, „setz dich ein wenig nieder und vergnüge dich womit, wie sich's für ein Kind paßt." Als Christus das hörte, sprang er von den Knien seines Vaters, wo er sich's bequem gemacht hatte, und setzte sich auf den Boden, um zu spielen. Sein erstes Spiel war, aus der Erde Lehm zu kneten und daraus eine große Menge Kugeln zu formen. Er legte sie dann auf Ziegelsteine, um sie trocknen zu lassen. Inzwischen ging der liebe Gott, nachdem er seine Angelegenheiten erledigt hatte, an dem Orte vorüber, wo sein Sohn saß, um sich zu überzeugen, was er machte. Wie er seinen Körper und seine Kleider ganz mit Ton beschmutzt sah, blieb er stehen und sprach: „Aber mein Kind, wo hast du dich so beschmutzt? was soll dieser Ton, den du da vor dir hast?" „Vater, ich mache mir Kugeln zum Spielen." „Das ist sehr schön, aber was willst du mit einer solchen Menge?" „Nun, ich will mich damit belustigen, sie in die Luft zu werfen." „Ah! dann willst du also damit spielen? Gut! wirf ein wenig diese große Kugel in die Luft, um zu sehen, wie weit du imstande bist, sie zu werfen."

Christus gehorchte freudig seinem Vater, nahm die größte Kugel und warf sie ziemlich hoch gen Himmel. Aber der liebe Gott segnete sie, und sie stieg sehr hoch empor, blieb an einer bestimmten Stelle stehen und wurde zur Sonne. Sie

verbreitete alsbald einen lebhaften Glanz (wie die Sonne bei ihrem Aufgang, wo sie die Menschen blendet). Da legte Christus seine Händchen auf die Augen, um nicht von ihr geblendet zu werden. „Siehst du, wie ich deine große Kugel habe leuchten lassen, mein Sohn? Wohlan, wirf einmal alle anderen, damit ich sie ebenso verwandle." „Ich möchte sie wohl werfen, lieber Vater, aber ich bitte dich, laß sie nicht so stark leuchten wie die große Kugel, die ich selbst nicht ansehen kann." „Schon gut, mein Sohn, wirf sie nur immer, ich weiß schon, was zu tun ist."

Christus nahm sogleich alle Kugeln in seine beiden Hände und warf eine nach rechts, eine andere nach links; eine nach oben, eine andere nach unten. Alle zerstreuten sich in dem weiten Himmelsraum, und jede blieb an ihrer Stelle stehen, wie Gott sie gesegnet hatte. Und Gott hatte diese Kugeln wohl gesegnet: eine sollte der Mond sein, andere die großen Sterne, andere die kleinen. Als Christus sah, daß alle seine Kugeln in der Luft stehen geblieben waren, und er nichts zum Spielen hatte, nahm er in seine beiden Hände Erde und warf sie auf die Sterne, um sie herunterzuholen; aber Gott hatte auch diese Erde gesegnet, und sie verwandelte sich in ganz kleine Sterne; das ist die Milchstraße. So sind die Gestirne entstanden.

Schischmanoff, Nr. 1. Vgl. Strauß, Die Bulgaren S. 32 = Sbornik umotvorenija ... 8, 181.

2. Aus Rumänien.

Ein rumänisches Lied, das Marianescu veröffentlicht hat, erzählt:

Das Jesuskind ist auf Marias Schoß und will nicht einschlafen; um es zu beruhigen, gibt ihm Maria zwei Äpfel; das Kind wirft einen in die Höhe, das wird der Mond, es wirft den andern, das wird die Sonne.

Gubernatis, Myth. d. plantes 2, 305.

4. Jesus belehrt seine Mutter.

Aus Malta.

Einst geschah es, daß der kleine Jesus — er wird wohl 14 bis 15 Jahre alt gewesen sein — sich mit seinem Vater auf Störarbeit befand und seiner Mutter sagen ließ, daß er sich — sagen wir morgen — für etliche Stunden bei ihr einfinden würde. Sie möge ihm Gutes kochen. Also kannst du dir denken, wie fleißig die Mutter Gottes das Häuschen für ihr Kind herrichtete. Sie wusch und fegte und scheuerte, bis alles blitzblank und nirgends ein Stäubchen zu erblicken war. Dann machte sie sich an den Glutofen und bereitete dem kleinen Jesus seine Lieblingsspeise, worauf sie sich an das Fenster setzte, um seine Ankunft abzuwarten. Aber siehe! Plötzlich begann es entsetzlich zu regnen, und die Straße wurde zum Wassertümpel. Gleich darauf näherte sich dem Häuschen ein kleiner, schmutziger Bettelknabe und begehrte Einlaß. Aber da erzürnte sich die sonst so liebenswürdige Mutter Gottes und sagte: „Wie könnte ich dich eintreten lassen, nachdem das Reinwaschen mir so viel Mühe gemacht hat? Du würdest mir nur schmutzige Fußtapfen hineintragen, während ich meinen Sohn erwarte! Nimm dieses Stück Brot und geh!" Der Kleine nahm das Brot, dankte und ging seiner Wege. Jesus aber erschien nicht, und die Mutter wartete vergebens. Erst nach einigen Tagen kam er ins Häuschen und sagte, als Antwort auf die Fragen seiner Mutter: „Ich war vor der Tür gestanden, im Kleid eines Betteljungen, aber du fürchtetest für deinen reinen Boden und wiesest mich ab mit einem Stück Brot! Daraus sehe ich,

daß selbst die beste Mutter ihr Kind allein liebt, und da mich dies schmerzte, so sei es von nun an, daß jede Mutter, die ihr Kind liebt, beim Anblick eines fremden sofort Liebe für dasselbe fühlt oder die Schwester der Liebe, Mitleid. So höre denn die Barmherzigkeit nicht mehr auf, solange es Mütter gibt!" Seit der Zeit denkt jede Mutter, die ein verwahrlostes Kind sieht, gleich daran, was sie wohl tun würde, wenn ihr Kind so arm vor ihr stünde, und kommt nicht dazu, ihr Herz zu „erhärten".

Bisher ungedruckt. Freundl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

III. Blumenlegenden.

1. Die Marienblume (Gänseblümchen, Maßlieb).

a) Als das Jesuskindlein drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter Maria einen Kranz zum Geburtstage schenken. Aber um die winterliche Weihnachtszeit war nirgend ein Blümchen zu finden, das sie zum freundlichen Kranze verwenden konnte; und gemachte Blumen gab es in dem kleinen Nazareth ebensowenig. Da entschloß sich die liebende Mutter, selbst einige anzufertigen. Mit stiller Sorgfalt saß sie über ihrer Arbeit und stickte und flocht allerlei Blümchen, groß und klein, wie ihr Sinn sie lehrte. Vor allen zeichnete sich eins aus durch seine Schönheit und Pracht. Sie hatte dazu ein Stückchen prächtiger, goldgelber Seide genommen, das noch von ihrem königlichen Stammvater David herrührte, und rund um dieses gar zierlich dicke Fäden weißer Seide gereiht. Bei der Befestigung der einzelnen Fädchen hatte sie sich mit der Nadel ein wenig verletzt, und feine Blutstrahlen waren auf die blendendweiße Seide gefallen, wodurch sie an einigen Stellen rötlich schimmerte. Als das Knäblein die Blume sah, wurde es wehmütig bewegt und erkor sie sich zu seiner Lieblingsblume. So lange der Winter dauerte, bewahrte es sie wie ein Heiligtum auf. Als aber der Lenz gezogen kam, nahm es sie und pflanzte sie ins Tal von Nazareth. In seliger Freude griff es alsdann zu seinem goldenen Becher, den ihm die Weisen aus dem Morgenlande geschenkt hatten, lief zu einer nahen Quelle, schöpfte daraus und tränkte das Blümchen mit dem frischen Wasser und hauchte es mit seinem göttlichen Munde an. Da wuchs es in stiller Pracht, es überzog alle Weltteile und schmückte Wiese und Feld.

Und von da an blüht es nun unaufhörlich fort vom ersten Frühlinge bis zum letzten Tage des kalten, stürmischen Herbstes. Jung und alt freuen sich seiner, und man nennt es Marienblümchen.

Warnke, Die Pflanzen in Sagen und Geschichte S. 153, daraus: Söhns, S. 35 f. = Colshorn, Märchen S. 356.

b) Eine andere Legende erzählt, Maria habe zur Winterszeit, als draußen kein Blumenspielwerk zu finden war, dem kleinen Jesusknaben zum Zeitvertreib Abschnitzel von dem weißen Linnen ihrer Näherei gegeben. Aus denen schnitt er Blümchen und streute sie über das Feld, damit sie dort Sommer und Winter fortblühen sollten. Es waren die Gänseblümchen, sie wurden die Lieblinge aller Welt.

v. Strantz, Die Blumen in Sage und Geschichte 1875, S. 226.

2. Die Aster.

Als das Jesuskindlein in Nazareth zwischen den übrigen Kindern aufwuchs, schickte ihm Gott einen Engel, der mit ihm spielen und ihm von dem himmlischen Vater erzählen sollte.

Nun war auch öfter der kleine Johannes, der von Gott gesandt war, daß er auf Jesus als den Messias hinwiese, bei den Eltern Jesu zu Besuch und hatte den Weltheiland zum Spielgefährten. In traulichem Geplauder erzählte ihm der Jesusknabe, was er von dem Engel gehört hatte. Er habe viele glänzende Blumen, die am Himmel prangten, die aber von den Menschen Sterne genannt würden. Und dann schenkte er ihm ein hellschimmerndes Samenkorn. Johannes eilte freudig zu seinem kleinen Gärtchen, pflanzte das Korn ein und erzählte hochbeglückt den anderen Kindern, er habe einen Stern in seinen Garten gesät. Als nun der Herbst nahte, sproßten an der Stelle wunderschöne Pflanzen, die Blumen wie Sterne trugen. Jubelnd nannten die Kinder sie Astern oder Sternblumen, und den Namen behielten sie bis auf den heutigen Tag.

Warnke, Die Pflanzen in Sage u. Gesch., S. 200.

3. Die Malve.

Aus Malta.

Als Jesus noch klein war, geschah es einst, daß seine Mutter ihm kein Brötchen geben konnte. Der Bäcker wollte nicht mehr borgen, da sie ihre kleine Schuld nicht zu begleichen wußte, denn sie waren sehr arm. Da sagte Jesus zu ihr: „Was für ein Kraut blüht dort vor unserer Hütte?“ Seine Mutter nannte ihm die Malve, und er riet ihr: „Brich einen der Stengel und bezahle damit den Bäcker. Er soll für jedes Brot ein goldenes Brötchen finden.“ Ohne Widerrede brach die Mutter Maria einen Malvenstengel und begab sich zum Bäcker. Der aber schrie erbost: „Solches und ähnliches Kraut wächst mir gerade genug. Was soll ich damit?“ Doch plötzlich gewahrte er, daß an dem dicht mit Blättern besetzten Stengel goldene Klümpchen hingen, die die Gestalt von zierlichen, kleinen Brötchen hatten. So dankte er demütig und schenkte der Mutter Maria noch obendrein etliche Brote. Seit dieser Zeit bringt das Kraut kleine Brötchen hervor, die den Hunger sehr gut stillen. Sie heißen hobbeiza, Blumenbrötchen.

Bisher ungedruckt. Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

5. Kapitel.

Begebenheiten aus dem späteren Leben Jesu.

I. Die Austreibung der Teufel.

Matth. 8, 28 ff. berichtet:

Und er kam jenseit des Meeres, in die Gegend der Gergesener. Da liefen ihm entgegen zween Besessene . . . Es war aber ferne von ihnen eine große Herde Säue an der Weide. Da baten ihn die Teufel und sprachen: „Willst du uns austreiben, so erlaube uns in die Herde Säue zu fahren.“ Und er sprach: „Fahret hin!“ Da fuhren sie aus und fuhren in die Herde Säue. Und siehe, die ganze Herde Säue stürzte sich mit einem Sturm ins Meer und ersoffen im Wasser.

Diesen Bericht stattet das Volk mit naturdeutendem Schmuck aus.

1. Aus Finnland.

Eine finnische Sage, die ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Professor Kaarle Krohn verdanke, lautet:

Als Jesus im Lande Gergesen wandelte und die zwei vom Teufel besessenen Männer ihm entgegenliefen, die aus den Gräbern kamen, baten sie ihn, als sie ihn

sahen, daß sie in eine Herde Schweine fahren dürften, die in der Nähe waren. Und Jesus erlaubte es ihnen. Da fuhren die Teufel in die Schweineherde, und die ganze Herde stürzte sich von einem steilen Felsen ins Meer. Dabei wurden die Rüssel der Schweine kürzer, als zuvor, und alle Schweine, die einen kurzen Rüssel haben, stammen von jenen ab, die damals ins Meer stürzten.

(Aus Rantasaemi.)

2. Aus Dänemark.

Bei E. T. Kristensen, Sagn fra Jylland S. 339, Nr. 436 heißt es:

Auf der inneren Seite der Vorderbeine der Schweine sind einige kleine Narben, die man die Zähne des Teufels nennt. Denn es wird erzählt, daß es die Spuren von den Bissen des Teufels sind, als er in die Schweine fuhr, wie in der Bibel berichtet wird.

Anders bei J. Kamp, Danske Folkeminder 225, Nr. 265:

Einst trieb Christus einen Teufel aus einem Menschen aus. Der Teufel mußte aber irgendwo wohnen, fuhr in ein Schwein einer nahen Herde. Darum essen die Juden keinen Speck.

II. Verschiedenes.

1. Armenische Sage.

Gegen eine Rattenplage erschafft Christus auf Bitten von Dörflern aus einem zusammengefalteten Tuch eine Katze. Darum darf diese nicht getötet werden.

Sbornik materialov dlja opisanija ... kavkaza 17, 2, 196. Vgl. Bd. 1, Reg.: „Katze".

2. Rumänische Sagen.

a) Jesus Christus und Petrus gingen im März einmal durch einen Wald. Der Krammetsvogel saß auf einem Baume und sang: „Heute will ich heiraten, morgen mein Bruder," d. h. also jetzt wird es Frühling. Petrus wünschte ihm einen „guten Morgen". Der Vogel aber, statt zu danken, sagte übermütig: „Ich habe keine Zeit, dir zu danken." Darauf gingen die beiden weiter. Aber Gott schickte nachmittags einen tüchtigen Regen und die Nacht über einen solchen Schneesturm, daß alles erstarrte und es wieder vollständig Winter wurde. Als nun Jesus und Petrus am andern Morgen zurückkamen, da saß der Krammetsvogel zusammengekauert auf seinem Baume. Petrus wünschte wieder einen guten Morgen, der Vogel dankte und antwortete, indem er sang: „Heute sterbe ich, und morgen mein Bruder." Seit der Zeit ist der Krammetsvogel bei Beginn des Frühlings sehr vorsichtig mit dem Gesang und ruft nur: „Morgen schneit es, ich brauche Kleider und Schuhe, um zu meiner Geliebten zu gehen."

Marianu, Ornitologia S. 273.

b) Gott und Petrus wollen in einem Wirtshaus ihren Hunger stillen. Kaum sind Speisen und Wein aufgetragen, so fallen Fliegen gierig darüber her und lassen kaum etwas übrig. Erzürnt verflucht Gott die Tiere: sie sollten nie satt werden, soviel sie auch äßen. Die Fliegen waren keine anderen als die Heuschrecken, die auch heute nie satt werden.

Marianu, Insectele S. 509.

c) In einem Dorfe Palästinas trat ein Mensch auf, der vorgab, größere Wunder zu tun als Christus. Die hl. Anna ging hin und forderte ihn auf, einen dürren Rosenstock wieder grün zu machen. Er aber faßte sie bei der Hand und warf sie

zur Tür hinaus. Da betete die Heilige zu Gott und bemerkte plötzlich, daß ihr Ring fehlte. Niemand konnte ihn gestohlen haben als der Mensch drinnen. Daher verfluchte sie ihn und bat Gott, ihn in einen ringförmigen Wurm (gastropacha neustria L.) zu verwandeln, der auch dann nur vom Diebstahl leben sollte. So geschah's. Aus dem Ringwurm entstand eine Menge Raupen, und aus jeder ein kleiner Schmetterling.

Marianu, Insectele S. 284.

d) Der Herr und St. Peter wanderten über die Erde hin, und wenn ihnen ein Tier begegnete, so fragten sie es, ob es sich über etwas zu beklagen hätte. Der Bär beklagte sich darüber, daß er immer nur im Walde leben müsse und dort keine geeignete Nahrung finde. Da sagte ihm der Herr, er solle doch Himbeeren und Brombeeren und andere süße Gewächse essen sowie auch Honig aus den hohlen Bäumen. Der törichte Bär aber war damit nicht zufrieden und brummte, das seien dumme Nahrungsmittel. Da führte ihn der Herr zu einem Baum voll Honig und hieß ihn den Kopf hineinstecken und kosten. Der Bär wollte nicht. Aber St. Peter nahm ihn bei den Ohren und zog ihn zum Honig hin. Leider riß er ihm dabei die Ohren ab. Der Bär fand nun, daß der Honig wirklich gut schmeckte, und wollte gar nicht mit Essen aufhören, als ihm der Herr befahl, die Himbeeren zu versuchen. Ärgerlich faßte St. Peter den Schwanz des Tieres und versuchte ihn vom Honig weg zu den Himbeeren zu ziehen. Der Bär aber tat nicht dergleichen, und so riß auch noch der Schwanz ab. Trotzdem fraß der Bär weiter. Da ließ der Herr die Bienen über ihn herfallen, die ihn jämmerlich zerstachen und in die Flucht trieben. So blieb der Bär ohne Ohren und Schwanz, und seit diesem Tage frißt er Honig, die Bienen aber verfolgen ihn.

Albină (Revista populară) 1, 737. 1897.

3. Aus Ungarn.

a) Als Christus und St. Petrus auf Erden wandelten, erblickte der Heilige eine Henne und fragte Jesus: „Was ist das?“ „Eine Henne,“ antwortete der Herr. „Sollen wir sie nicht mit in den Himmel nehmen?“ — „Nimm sie,“ versetzte Jesus. Und Petrus nahm die Henne mit sich in den Himmel und ließ sie brüten. Nun sieht man sie oft am Himmel mit ihren Küchlein scharren (das Siebengestirn).

Ethnol. Mitteil. a. Ungarn 2, 1890—92, S. 10 (Kálmány, Kosmog. Spuren in d. magyar. Volksüberl.) = Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren (1893), 59. Vgl. Grimm, Mythol.[4] 607, G. Meier, Sagen, Sitt. u. Gebr. aus Schwaben 1, 236.

b) Magyarische Sagen berichten, daß Jesus und Petrus auf der Milchstraße herumgefahren seien und Stroh aus dem Wagen haben fallen lassen; Petrus hatte ein blindes Roß und begegnete einem berauschten Manne; die beiden Wagen fuhren aneinander, und Petrus verlor das Stroh. In einer magyarischen Überlieferung soll dies dem Zigeuner (Stern Atair) geschehen sein.

Strauß, Bulgaren, S. 34 (= Kálmány, Csillagok 10), ebenda Parallelen. Willkürliche Übertragung auf Christus und Petrus. Hierzu vgl. später den Bd. „Sternsagen“.

c) Die zahlreichen Windungen der Theiß werden dem hl. Petrus zugeschrieben. Er soll mit einem blinden Pferd die Furche für das Theißbett gezogen haben. Nach einer Variante soll es ein Esel gewesen sein, der, nach Disteln suchend, den Pflug hin- und herzerrte.

Kálmány, Ethnol. Mitt. a. Ungarn 2, 1890—92, p. 8. Offenbar Petrus = Teufel (vgl. Bd. 1, Register: „Petrus“), dessen Tier der Esel ist (ebd. S. 129. 130. 164).

d) Als unser Herr Christus mit St. Peter auf der Theiß stromaufwärts fuhr, sprach St. Peter: „Ginge es nicht, daß die eine Seite aufwärts, die andere Seite abwärts flösse?“ Sprach unser Herr Christus: „Wenn die eine Seite aufwärts, die andere abwärts flösse, würden die Schiffer so hoffärtig werden, daß es mit ihnen nicht auszuhalten wäre.“ Doch St. Peter bat so lange, bis unser Herr Christus es so machte, daß die eine Seite aufwärts floß und die andere abwärts. — Als dann unser Herr Christus mit St. Peter die Theiß hinuntergekommen war, fuhren die Schiffer aufwärts und fluchten noch mehr als vordem; sie waren so hoffärtig geworden, weil sie jetzt ganz leicht stromaufwärts fahren konnten. Da bereute St. Peter, daß er unsern Herrn Christus gebeten hatte, daß die Theiß auf der einen Seite aufwärts, auf der andern abwärts fließen sollte, und er flehte ihn an: „Mein Herr und Schöpfer, laß es wieder so fließen, wie es vordem war.“ Unser Herr Christus drehte es wieder zurück; aber der Strudel blieb auf dem Wasser, damit die Schiffer noch mühsamer führen, als sie vordem gefahren waren. Der Strudel ist St. Peters Gewässer, denn die eine Seite geht aufwärts, die andere abwärts.

Kálmány, Világunk al. ny. S. 19. Vgl. Natursagen 1, 79.

5. Aus Niederösterreich.

Christus wurde einmal auf seiner Wanderung von einem schlangenähnlichen Tierchen verfolgt, das ihn in die Ferse zu stechen trachtete. Aber der Meister und Herr wich immer geschickt aus und entzog sich schnell der Verfolgung. Er flüchtete durch ein eisernes Tor, aber das Tier fand doch den Weg zu ihm. Er trat dann durch sieben solche Tore, bis er in den Tempel kam, doch umsonst. Auch hier wußte das Tierchen den Herrn zu finden. Da sagte er endlich: „Um die Menschen vor deiner gefährlichen Verfolgung zu bewahren, so will ich, daß du fortan blind seiest.“ (Die Blindschleiche gilt bekanntlich als blind.)

Branky, Veckenstedts Zschr. f. Vk. 3, 223.

6. Aus Rußland.

Einst kam Christus zu den Juden zu Gast. Es wurde auf den Tisch ein Hahn in Brühe aufgetragen. Die Juden wetteten miteinander, ob Christus es wohl machen könnte, daß dieser Hahn krähte. Christus sah ihre Zweifel, und plötzlich schlug der Hahn mit den Flügeln und krähte laut. Die Brühe wurde umhergespritzt, und deshalb sind die Juden so mißfarbig.

Werchratsky, Snadobi 1, 147.

7. Aus Galizien.

a) Als Christus auferstanden war, sah ihn ein Judenmädchen und sagte es seinem Vater. Aber der Alte glaubte es nicht und sagte: „Christus wird nicht auferstehen, ehe dieser gebratene Kapaun auffliegt und kräht.“ In dem Augenblick riß sich der Vogel vom Bratspieß los, flatterte auf und krähte: Kikeriki!

Afanasiev, Narodn. russk. legendy XIII. Weiteres bei Köhler, Kl. Schr. 2.

b) Einst durchschritt die Mutter Gottes mit Christus einen Fluß, und die Fische bissen sie. Aber die Mutter Gottes verfluchte jene Fische, und aus ihnen wurden Schildkröten.

Zbirnyk 13, 76, Nr. 87.

c) Die Mutter Gottes schritt mit Jesus Christus durchs Wasser. Sie sprachen davon, daß sie viele Fische dabei zerträten. Sie sagte: „Gott, Gott, vermindere die

Zahl der Fische!“ Da sprach Jesus Christus: „Es gibt schon die Hälfte der Fische nicht mehr, sie sind schon in einer Schale, sie sind schon verzaubert.“ Daher die Schildkröten.

Zbirnyk 13, S. 77, Nr. 88.

c) Es war damals, als Jesus Christus noch nicht alle Apostel hatte, sondern nur Petrus und Paulus und dann noch jemanden, wahrscheinlich Andreas. Wie sie so einst durch einen Ort gingen, gesellte sich ihnen unterwegs ein Wanderer bei, der sagte: „Nimm mich bei dir auf, Jesus, ich will dein Apostel sein.“ Jesus Christus wußte zwar, daß dieser Wanderer ein großer Sünder war, dennoch nahm er ihn auf. So waren es ihrer fünf. So gehen und gehen sie, da kommen sie an einen Ort, wo ein sehr kranker König war. Als Jesus Christus das hörte, sprach er zu den Jüngern: „Jener kranke König ist ein sehr guter Mensch, er hat viel für die armen und einfachen Leute gesorgt. Gehen wir, machen wir ihm die Freude, möge er gesund werden!“ So kamen sie zu jenem Schloß, wo der König lebte, und Jesus sagte, man möge ihn zu ihm hereinlassen, er werde ihn heilen. Da sagte man ihm, er sei schon gestorben. „Nun, das tut nichts, laßt mich herein, er wird schon lebendig werden.“ Die Königin ließ Jesus in jenes Zimmer herein, wo der tote König lag. Und Jesus ließ sich einen Kübel frisches Wasser bringen und ein großes, scharfes Messer, dann schloß er sich in dem Zimmer ein, die Jünger aber warteten in der Vorhalle. Sie waren aber sehr ermüdet und schliefen in der Vorhalle sofort im Sitzen ein; jener Wanderer aber wollte nicht schlafen, sondern begann durch die Türspalte zu sehen, was Jesus Christus tat. Jesus Christus aber nahm den toten König, zerschnitt ihn in vier Stücke, wusch sie im Wasserkübel, dann legte er den Körper wieder so zusammen, betete, bekreuzigte den Körper dreimal und blies dann auf ihn, und sofort wuchs alles zusammen, und der König wurde wieder lebend und stand sofort vom Bett auf und dankte Jesus sehr. Dann feierte der König ein großes Fest und lud dahin auch Jesum ein mit den Aposteln. Und auf jenem Feste gab der König dem Herrn Jesus fünf nur mit Käse gefüllte Kuchen und fünf mit Käse und Kartoffeln. Als sie nun den König verließen, gab Jesus die Kartoffelkuchen den Jüngern, für sich selbst nahm er die mit Käse. Sie kamen zum Walde und wollten dort nächtigen, und als sie schlafen gingen, aßen sie jene Kuchen als Abendbrot. Jeder Jünger aß einen, und da einer übrig blieb, gab Petrus ihn jenem Wanderer. Jesus Christus aber aß die seinen nicht, denn er war nicht hungrig. Dann gingen sie schlafen, nur jener Wanderer schlief nicht. Als er sah, daß alle schliefen, aß er dem Herrn Jesus Christus alle Kuchen weg, dann legte er sich schlafen. Als am andern Morgen früh alle aufstanden, da sagte jener Wanderer: „Wißt ihr was: diese Nacht waren zwei Wölfe neben uns, und sie aßen alle gefüllten Kuchen auf, ich habe sie mit Mühe weggejagt.“ Jesus Christus aber wußte sogleich, daß er log, und sagte zu ihm: „Jene Wölfe waren du und deine Unersättlichkeit. Es wäre noch gut, hättest du die Wahrheit gesagt; da du aber gelogen und es auf die Wölfe gewälzt hast, so schere dich weg von uns, du kannst nicht mehr bei uns bleiben.“ Und jener entfernte sich, ging und ging und kam an einen großen Ort, da hörte er, daß dort des Kaisers Tochter eben gestorben sei; er sprach, er werde sie wieder ins Leben zurückführen. Sofort, als es der Kaiser erfuhr, rief er ihn zu sich und sagte ihm: „Höre, Freund! Wenn du sie wieder ins Leben rufst, gebe ich sie dir zur Gattin, wenn aber nicht, ist es dein Tod!“ Jener ließ sich nun Wasser in einem Kübel in das Zimmer bringen, wo die Tote lag, nahm ein großes Messer, schloß sich ein, zerschnitt sie in vier Stücke, wusch das Fleisch im Wasser, dann legte er es zusammen und begann auf den Körper zu blasen,

vergaß aber ihn zu bekreuzigen, denn er war selber ein Jude und verstand nicht ein Kreuz zu schlagen. Nun blies er und blies, daß ihm der Kopf schwindelte, aber die Kaiserstochter stand gar nicht auf, so daß er gar niedergeschlagen ward. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und Jesus Christus kam herein und sprach: „Siehst du, Vöglein, nun bist du gefangen, du wärst doch verloren, wenn ich nicht hier wäre. Und du hast dich vor dem Kaiser gebrüstet, daß du an dem und dem Orte den toten König ins Leben zurückgerufen hättest. Du hast, Frevler, Gottes gerechte Tat verheimlicht und dich selbst gerühmt. Wisse denn, daß du solches nie tun könntest, was du vorhattest, denn du bist verdammt. Für diesen Frevel aber werde ich dir später sagen, was du tun sollst.“ Jesus machte sich nun selbst an die Kaiserstochter, und sie lebte auf, dann sprach er so zu jenem Wanderer: „So tritt nun auf die Mitte der Welt, da stelle dich hin, und du sollst blasen bis zum Weltgericht.“ Und sogleich ging er und stellte sich auf die Mitte der Welt und begann zu blasen, und sofort ging ein Wind über die Erde. Und noch heute steht er da, und auf welche Seite er bläst, gerade von der Seite haben wir den Wind. Und er wird ewig so stehen und blasen.

Rutenisch. Zbirnyk 13, S. 111, Nr. 127. Zum Stoff, der willkürlich auf Christus übertragen ist, siehe das Kap. vom Jungschmieden.

9. Aus Polen.

a) Zu Lebzeiten des Herrn Jesus starb ein Weib, das etliche Kinder hinterließ. Der hl. Petrus beklagte sich sehr beim Herrn Jesus über die Ungerechtigkeit, daß so viele Taugenichtse am Leben blieben, während diese den Kindern so nötige Mutter sterben mußte. Der Herr hörte die Beschwerden des hl. Petrus ruhig an und sprach dann zu ihm: „Peter, geh dort auf den hohen Berg; nimm eine Rute und schlage damit auf einen Stein, der auf dem Gipfel ragt.“ Der hl. Petrus gehorchte, und aus dem Stein kam eine Menge der verschiedensten Reptilien, Schlangen und Würmer hervor. Petrus wollte nun den Stein wieder zusammendrücken, aber er konnte es nicht, und darum schlich er zum Herrn Jesus zurück und sagte in großem Schrecken zu ihm: „O Herr, sieh, welche Menge Gewürm!“ Da antwortete Jesus: „Siehst du, Petrus! Ich weiß von den Würmern und denke an sie; so werde ich auch an die Kinder denken, die du so beklagtest, weil ich ihnen die Mutter nahm.“ Dies Gewürm zerstreute sich in Wäldern und Feldern und wohnt dort noch jetzt.

Zbiór wiad. 7, 116, Nr. 32.

b) Zu der Zeit, da der Herr und Sankt Petrus auf Erden gingen, lebte ein hübsches Weiblein, das hatte ein rosiges und rundliches Gesichtchen, recht wie eine Rose. Es tat ihr — die man allgemein Kalina (d. h. Hirschholunder) nannte — wehe, daß sie keine Kinder hatte. Sie bat also den Herrn, daß er ihr Nachkommen bescheren möge, damit ihr Name nicht untergehe, wenn sie einmal aus dieser Welt scheiden müsse. Den Herrn Jesus rührten ihre Bitten, und er schuf einen Strauch mit rosigen Beeren, ähnlich ihrem Gesichtchen, und nannte ihn Kalina für alle Ewigkeit.

Zbiór wiad. 7, 118, Nr. 41.

c) Am Anfang der Welt wuchsen die Steine wie das Gras. Aber seitdem der Herr Jesus sie verflucht hat, wachsen sie nicht mehr. Und das kam so:

Jesus ging einmal des Weges und war in Gedanken über dieses und jenes versunken. Da stolperte er über einen Stein. Der erboste Stein begehrte auf: „Bist

du blind, daß du mich mit dem Fuße stößt?“ Da verfluchte ihn der Herr, daß er und seine in der Welt verstreuten Brüder nicht mehr wachsen sollen.

Zbiór wiad. 7, 119, Nr. 45.

10. Aus Dänemark.

a) Vormals konnten die Kinder gehen, sobald sie geboren wurden. Einst als Jesus und St. Petrus auf der Erde wanderten, klopften sie irgendwo an. Die Hausfrau, mit einer Arbeit emsig beschäftigt, befahl einem neugeborenen Kindlein, das innen umherging, hinzugehen und ihnen die Tür aufzumachen, was es auch tat. Da aber der Heiland das Kindlein gewahr wurde, sprach er: „Müssen die Kindlein so früh dienstbar sein, damit die Älteren gemächlichere Tage haben mögen? Das ist Sünde, so darf es nicht mehr sein!“ Er hob das Kindlein auf, drückte mit zwei Fingern zwei kleine Löcher in die Lende des Kindleins. Seit der Zeit kann kein Kindlein gehen, bis die Löcher durch das Wachstum verschwunden sind.

Kristensen, Sagn 2, 255, 22.

b) . . . Die Frau lag im Kindbett, konnte sich nicht erheben, weder Mann noch Gesinde mochten aufmachen, es wurde dem neugeborenen Kindlein gesagt, die Tür aufzumachen, was es willig tat. Das alles war dem Heiland zuwider, er drückte mit zwei Fingern Löcher in den Rücken des Kindes . . .

Kristensen, Sagn 2, 255, 23.

c) Da Jesus als Kindlein mit anderen Kindern umherlief, wollte er einst in ein Haus hinein, war aber zu klein, um die Tür aufmachen zu können, er rief: „Mach auf!“ Die Leute waren aber zu faul, um aufzumachen, schickten ein Kindlein (Kristensen, Sagn 2, 256, 24 u. 25. Kristensen, Jyske Folkeminder 8, 371, 660, im Hause eines Webers . . .). Jesus legte seine Hand auf den Kopf des Kindleins, wodurch ein großes, nur mit Haut verschlossenes Loch sich bildete. Vor dem Zusammenwachsen des Loches, sprach der Herr, solle kein Kindlein allein gehen können.

Kristensen, Jyske Folkeminder 8, 371, 661.

6. Kapitel.

Die Sage von Jesu Flußübergang.

Dieselben Tiere, die bei Christi Geburt und — wie sich zeigen wird — auch bei seinem Einzug in Jerusalem eine hervorragende Rolle spielen, Ochs, Esel und Pferd, begegnen uns in einer Sage, in der der Heiland über ein Wasser getragen werden will. Und wieder ist, wie in jenen, der Willfährigkeit des einen Tieres die Widerspenstigkeit des anderen gegenübergestellt. Es scheint zweifellos, daß diese Sage slawisch ist. Wenigstens lassen sich die einzelnen Varianten leicht in der Weise ordnen, daß sich eine Wanderung von Osten her ergibt. Auch ist die sehr ähnliche Legende von den Tieren bei der Geburt gerade bei den Slawen zu finden (oben S. 13 f. Nr. 1—4). Endlich — und das ist entscheidend — hat sich der zugrunde liegende heidnische Mythus im Gebiete der slawischen Mythologie, nämlich in einer littauischen Sage, erhalten. Danach wandelte

Perkunos auf Erden, zur Zeit als die Tiere noch redeten: er traf zuerst auf das Pferd und erkundigte sich des Weges. „Ich habe keine Zeit, dir den Weg zu zeigen, ich muß fressen.“ In der Nähe weidete auch ein Rind, das des Wanderers Bitte vernommen hatte. „Komm, Fremdling“, rief es, „ich will dir den Weg nach dem Flusse weisen.“ Da sprach der Gott zum Pferde: „Weil du dir Fressens halber nicht Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erzeigen, sollst du zur Strafe nimmer satt werden!“ Zum Rinde aber: „Du gutmütiges Tier sollst gemächlich deinen Hunger stillen und der Ruhe pflegend wiederkauen, weil du mir zu dienen bereit warst!“ (Grimm, Mythol.[4] XXX Über das Pferd als „Perkels“ Geschöpf s. Bd. I, S. 155; vgl. 239 ff. 341 ff.)

I. Pferd und Rind.

1. Weißrussisch.

Als die hl. Jungfrau auf Erden ging, mußte sie einmal ein Wasser überschreiten. Zuerst bat sie das Pferd: „Trag mich hinüber!“ Das Pferd aber sagte: „Ich habe mich noch nicht satt gegessen.“ Dann sprach sie zum Ochsen: „Öchslein, trag du mich über das Wasser!“ Der Ochse sagte: „Ich trage dich sofort hinüber.“ Sie setzte sich auf ihn, und er trug sie ans andere Ufer.

Zum Lohn dafür darf sich der Ochse nach Herzenslust satt essen und ausruhen; das Pferd dagegen frißt Tag und Nacht und kann sich nicht sättigen.

Federowski, Lud białorusski 2, Nr. 332.

2. Rutenisch.

Als Christus auf Erden wandelte, kam er einmal an einen Fluß, dessen Wasser so hoch stand, daß er nicht hinüber konnte. Schon wollte er umkehren, da sah er, daß dort ein Pferd graste. „Trag mich auf die andere Seite,“ sagte er zu ihm. „Ich bin noch nicht satt,“ antwortete das Pferd. Der Herr erzürnte und verfluchte es: „Du sollst bis ans Ende der Welt fressen und niemals satt werden!“ Daher frißt das Pferd jetzt immerfort und kann sich nie satt fressen.

Zbirnyk 13, S. 75, Nr. 84.

3. Polnisch.

An einem breiten Bach weideten zur schwülen Mittagszeit das Pferd und der Ochse. Als Jesus über das Wasser setzen wollte, bat er das Pferd, ihn hinüberzutragen; denn es war kein Steg vorhanden. Aber das Pferd war unwillig, daß es im Fressen gestört wurde, und antwortete, daß es das nicht tun könne, weil es sich noch nicht satt gefressen habe. Da wandte sich Jesus mit seiner Bitte an den Ochsen, und dieser kniete vor ihm nieder, bot ihm seinen Rücken und trug ihn hinüber. Seit der Zeit, so bestimmte es Jesus, kann der Ochse Hunger und Durst aushalten, während das Pferd sich niemals satt fressen kann.

Zbiór wiad 7, S. 108, Nr. 3. Vgl. ebenda 2, S. 38, Nr. 1 und 15, S. 269, Nr. 22: Das Pferd wird verflucht, daß es sein lebelang nicht ruhig weiden solle, da die Fliege es quälen werde; der Ochse dagegen soll sich ausruhen können.

4. Böhmisch.

Das Pferd ist unersättlich, weil es Josef mit Maria und dem Jesuskindlein nicht über das Wasser tragen wollte.

Česky Líd 5, H. 1, S. 64.

5. Aus Oberschlesien.

Ein Pferd versagte dem Heiland den Dienst. Es sagte, es müsse sich zuerst satt fressen, worauf der Heiland geantwortet habe: „Du wirst dich nie satt fressen."

Nehring in den Mitt. des schles. Vereins f. Volksk. Heft 3, S. 8.

6. Aus Posen.

Einst weideten ein Pferd und eine Kuh am Ufer eines breiten Flusses im Grase. Da kam der Heiland des Weges und wollte über den Fluß. Er trat an das Pferd heran und bat dasselbe, ihn über das Wasser zu tragen. Das Pferd gab zur Antwort: „Ich kann nicht, da ich fressen muß." Da ging Jesus zu der Kuh, und diese trug ihn über das Wasser. Dem Pferde aber rief Christus zu: „So friß denn immerzu!" Seit dieser Zeit wird das Pferd nie satt, wenn es auch noch so viel frißt. (Gegend von Koschmin.)

O. Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt (1905), S. 37.

7. Aus Pommern.

a) Die Leute erzählen, jedes Pferd könne sich nur einmal im Jahre satt fressen, und zwar soll das folgende Bewandtnis haben:

Vor vielen Jahren weidete einst das Pferd an dem Ufer eines Flusses und stieg, als es sich satt gefressen, in den Strom hinein, um dort zu baden. Da kam der liebe Gott des Wegs daher und wollte über den Fluß gehen. Weil jedoch gerade hoher Wasserstand war und unserm Herrgott das Waten nicht anstand, so rief er dem Pferd zu, es möge zu ihm kommen und ihn hinübertragen. Mochte das pflichtvergessene Tier nun denken, sein Herr und Schöpfer könne auch ohne seine Beihilfe über das Wasser kommen, oder mochte es sonst etwas im Sinne haben, kurz, es tat, als habe es nichts gehört, schwamm auf die andere Seite des Flusses, stieg dort ans Land und ging dann unbekümmert seinen Weg weiter.

Da sprach der liebe Gott: „Du undankbares Tier! Weil du solches getan hast und mich nicht hast hinübertragen wollen, so sollst du von nun an zur Strafe nur einmal im Jahre dich satt essen können." Und wie unser Herrgott gesprochen, so ist es auch geschehen. Das Pferd mag, wenn es Ruhe hat, fressen so viel wie es will, satt wird es niemals.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, Nr. 571. Aus Reckow, Kr. Lauenburg.

b) Variante.

Anders erzählen die alten Leute im Kreise Randow. Darnach war es nicht der liebe Gott, sondern der Herr Christus, welcher das Pferd aufforderte, ihn über den Fluß zu tragen. Er tat dies, nicht weil er sonst den Strom nicht hätte überschreiten können, nein, er wollte nur sehen, ob auch die unvernünftige Kreatur sich ihrem Herrn und Heiland erkenntlich zeigen würde.

Als das Roß ihm den Liebesdienst verweigerte, verfluchte er es und strafte es damit, daß es sich sein lebelang nicht satt fressen könne. Dann schritt er auf das Rind zu, welches nicht weit von der Stelle entfernt auf der Wiese graste, und richtete an dasselbe die gleiche Forderung wie an das Pferd. Das sanftmütige Rind gehorchte sofort, nahm den Herrn Christ auf seinen breiten Rücken und durchschwamm dann den Fluß.

„Dein Gehorsam soll nicht unbelohnt bleiben," sagte der Heiland freundlich und stieg von dem Tiere; „von heute ab soll dir einmaliges Füttern mehr helfen als dem Pferde sein anhaltendes Fressen." Und so geschah es auch. Das Pferd

frißt den ganzen Tag, solange es nur an der Krippe gelassen wird, und wird doch nicht satt. Nur dann ruht es, wenn ihm die Kinnbacken vom Kauen wehe tun; das Rind dagegen ist völlig gesättigt, sobald es eine Stunde gefressen hat.

U. Jahn, ebenda Nr. 572. Aus Zabelsdorf, Kreis Randow. Vgl. auch Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen 2, 3—4. Max Jähns, Roß u. Reiter I (1872), S. 92. Haas, Rügensche Sagen u. Märchen S. 137 f.

8. Aus Mecklenburg.

Unser Herr Christus wollte mal über einen Bach und bat das Pferd, es solle ihn hinübertragen. Das aber sagte, es hätte nur eine kurze Mittagsstunde und wäre noch nicht satt. Da sprach der Herr Christus: „So sollst du den halben Tag fressen können und doch nicht dick werden.“ Darauf kam er zu einem Rinde, und das fraß auch. Als er nun dieses bat, ihn hinüberzutragen, da erwiderte es, es hätte wohl nur eine kurze Mittagsstunde, aber es wollte das doch gern tun. Und Christus sprach zu ihm: „So sollst du dich von nun an in einer Stunde dick fressen können.“

Darum kann man ein Pferd nicht in einem halben Tage dick füttern, aber ein Rind frißt sich in einer Stunde satt.

Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 1, 523.

9. Aus Ostpreußen und dem Samlande.

Als der liebe Gott mal auf der Erde rumging, beanspruchte er irgendeine Gefälligkeit vom Pferd, aber das Pferd blieb ruhig stehen, fraß weiter und sagte: „Ich hab' keine Zeit.“ — „Na,“ sagte der liebe Gott, „dann friß, daß du nimmermehr satt wirst!“ Und so ist es bis auf den heutigen Tag: das Pferd gnagt immerzu; und wenn's etwas bekommt, bleibt's in einem Fressen.

Lemke, Volkstüml. in Ostpreußen 2, 23, Nr. 44.

Vgl. Frischbier, Zur volkstümlichen Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen = Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885), S. 226. Reusch, Sagen des preuß. Samlandes, 2. Aufl., S. 35 f.

Verknüpfung des Stoffes mit anderen Motiven. Erweiterungen.

1. Aus Mecklenburg.

Der Herr Christus wollte einst durch ein Wasser. Da ein Pferd ihn nicht hinüberbringen konnte, mußte er sich eines Ochsen bedienen. Der Ochs trat im Wasser auf einen Krebs und trat ihm einen Fuß ab. Als nun der Krebs fortwährend jammerte, sagte ihm der Herr tröstend: „Sei nur stille, du sollst alle Jahre einen neuen Rock haben.“

Seitdem wechselt der Krebs alle Jahre.

Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg 2, 523.

2. Aus Rügen.

Unser Herr Christus wollte einst auf einem Pferde durch einen Fluß reiten. Damals aber hatten die Pferde ihre Augen noch an den Füßen. Deshalb sagte das Pferd zu dem Herrn: „Nun werden aber meine Augen naß werden.“ Da ordnete Christus an, daß fortan die Pferde ihre Augen im Kopfe tragen sollten. Und so geschah es auch. Die Stellen aber, wo die Augen früher gesessen haben, sind noch heutigentags sichtbar. Denn alle Pferde haben dort kleine hornartige Gewächse.

A. Haas, Rügensche Sagen und Märchen 1891, S. 136.

3. Lettische Variante.

Das Pferd will den Herrn nicht über den Fluß tragen und wird darum verdammt, von Fliegen auf der Weide geplagt zu werden; der Stier jedoch tut es und darf darum auch ruhig und ungestört weiden.

Živaja Starina 5, 438.

4. Aus Estland.

a) Von dem Pferde verlangte einst der Herr, da er noch auf Erden wandelte, es solle ihn über einen Fluß tragen, aber es erwiderte: „Ich habe nicht Zeit, ich muß fressen." Ebenso weigerte sich auch das Schaf, aber der geduldige Ochs trug ihn hinüber. Dafür kann nun der Ochs immer während der Zeit des Ruhens von der Arbeit sich satt essen, Pferd und Schaf aber müssen immer grasen, ohne sich sättigen zu können.

Wiedemann, Aus d. inn. u. äuß. Leben d. Esten. S. 451.

b) Jesus wollte über einen tiefen Fluß gelangen und befahl dem Schafe, das am Ufer weidete, ihn hinüberzutragen. Aber das Schaf antwortete: „Meine Beine sind noch zu dünn, ich vermag es nicht!" Jesus ging weiter. Ein Pferd graste am Flußufer. Jesus sagte, es solle ihn über den Fluß tragen. Das Pferd antwortete, es habe keine Zeit, es fresse Gras. Weitergehend kam Jesus zu einem Ochsen. Der Ochs war gleich bereit, Jesus hinüberzutragen. Beim Schwimmen war der Ochs mehr auf die eine Seite gesunken, und darum ist bei ihm die eine Weichenstelle tiefer als die andere. Zur Strafe dafür, daß das Pferd ruhig weiterfraß, statt Jesu Bitte zu erfüllen, muß es auch jetzt beständig fressen. Das Schaf, das sich mit seinen dünnen Beinen entschuldigte, hat diese Beine behalten, und sie sind ihm nicht dicker gewachsen bis auf den heutigen Tag.[1])

c) An einem Bache grasten Pferde und Ochsen. Ein alter grauer Mann kam und bat das Pferd, ihn über den Bach zu tragen. Das Pferd antwortete: „Ich habe keine Zeit, ich fresse!" Der Greis ging zum Ochsen. Der lud ihn freundlich auf den Rücken und trug ihn hinüber. Am jenseitigen Ufer angelangt, sagte der Mann zum Ochsen: „Du brauchst fortan niemand mehr auf dem Rücken zu tragen, und mit deinem Herrn gleichzeitig sollst du satt werden. Aber das Pferd soll niemals satt werden und muß sein lebelang andere auf dem Rücken tragen!"

[Das Folgende gehört nicht hierher. Da aber das Märchen bisher ungedruckt und sonst kaum zugänglich ist, setze ich die Fortsetzung mit hierher.]

Der Alte ging weiter und kam an die Pforte eines Reichen. Er bat um Nachtlager. Der Reiche wies ihn ab, er habe nicht Raum für jeden alten Wanderer, der so des Weges komme. Er kam zu einem Armen. Der nahm ihn freundlich auf. Da er keinen anderen Raum hatte, führte er ihn in den Dreschraum, wo das Korn des Dreschens wartete. Am Morgen will der Alte beim Dreschen helfen und fragt: „Was wünschst du mehr zu haben: Kaff oder Korn?" „Kaff wäre gut, aber Korn ist doch noch besser!" antwortet der Wirt. Der Alte steckt die Hand in den Darrraum, und das Getreide brennt, aber das Haus wird nicht versehrt: das Riegenzimmer ist voll gereinigten Kornes. Als der Reiche davon hörte, wollte er es nach-

1) Der Erzähler bemerkt, daß hier wohl Jesus genannt wird, die Erzählung selbst aber eher in die heidnische Zeit gehört und man wohl einen heidnischen Gott mit Jesus verwechselt haben wird. Vgl. oben den littauischen Mythus.

machen. Aber sein Feuer verzehrte sein ganzes Haus. Man glaubt, der Alte sei der Feuergott selbst gewesen und habe sein besonderes Feuer gehabt. Als des Reichen Gut niedergebrannt war, richtete sich sein ganzer Neid und Haß gegen den Armen. Er wollte ihn umbringen. Er nahm eine leere Tonne, stopfte den Armen hinein, lud ihn auf den Wagen und wollte ihn zum Fluß fahren, um ihn zu ertränken. Vor einem Kruge machte er Halt und ging hinein. Der Arme seufzte in der Tonne. Ein Knochenhauer kommt mit einer Herde Kühe, Ochsen und Schafe und hört das Seufzen. Er geht näher und fragt, warum er seufze und weshalb er in der Tonne sei. „Ach," sagt der Arme, „ich soll Bischof in Petersburg werden und habe keine Stimme und kann die Sprache nicht und weiß nicht, was beginnen!" Der Fleischer erwidert schnell: „Ich käme damit gut zurecht, wenn wir nur tauschen könnten! Ich habe eine Stimme wie ein Ochs und kenne zwölf Sprachen. Laß mich in die Tonne und ich gebe dir alle meine Tiere!" Sie taten es. Der Arme zog mit der Herde fröhlich heim, und der Reiche stieß den Fleischer mit der Tonne in den Fluß. Zu Hause angekommen, hörte der Reiche, daß der Arme mit einer großen Herde heimgekehrt sei, der ganze Hof wimmele von Vieh. Der Reiche schickte seinen Sohn hinüber, die Sache zu erforschen. Der Arme sagte, er habe sie aus dem Fluß getrieben, je länger die Peitsche, um so größer die Herde. Der Reiche und sein Sohn machten sich Peitschen und gingen zum Fluß. Der Vater sprang gleich mitten hinein und wurde vom Strom ergriffen, nur sein Haar stieg noch einmal auf das Wasser. Der Sohn rief: „Vater, gib acht, ein Bock, schwing die Peitsche!" und sprang ebenfalls hinein.

So fand dieses neidische Geschlecht sein Ende.

d) Lied der Setukesen in Estland.

Jesus und Maria fahren entlang eines Flusses und möchten hinübersetzen. Da begegnet ihnen eine Kirche, und Jesus bittet, sie möchte das Hinübersetzen bewerkstelligen. Die Kirche erwidert, sie könne das nicht tun. Morgen komme ein heiliger Tag, da ströme das Volk in die Kirche, Blauröcke und Gelbpelze, da sängen die Pfaffen viel und riefen die Schulkinder wie Kuckucke. Hierauf spricht Jesus: „Hier rufen nicht Schulkinder, singen nicht die Pfaffen viel, hier singen die Bremsen viel, lassen Sommervögel ihren Sang erschallen." Jesus und Maria fahren weiter, und ihnen begegnet ein Pferd. Jesus bittet nun dieses, sie über das Wasser zu setzen. Das Pferd erfüllt die Bitte nicht und entschuldigt sich in verschiedener Weise, in den meisten Varianten mit Ackerarbeiten (zweimal mit anstrengenden Hochzeitsfahrten, je einmal mit Fronleistungen auf dem herrschaftlichen Gute und mit eben vollendetem Kriegsdienst und bevorstehendem Pflügen). Die Entschuldigung wird nicht anerkannt, und Jesus spricht einen Fluch über das Pferd aus: Sein Lebensende soll elend und ehrlos sein; wenn es umgebracht wird, am Rande des Waldes oder Sumpfes, so sollen Krähen und Raben in Scharen zu dem Aas kommen. Jesus und Maria fahren wiederum weiter, und ihnen begegnet ein Ochs. Auch ihn bittet Jesus um Beförderung über das Wasser. Der Ochs antwortet, er könne das nicht leisten, der Nacken sei entkräftet, die Hörner gänzlich vermoost; Jesus möge Gold auf den Nacken setzen und Silber auf die Hörner. Jesus tut das, und der Ochs bringt Jesus und Maria über den Fluß. Ein Segen ist der Lohn dafür. Jesus verfügt: Wenn der Ochs geschlachtet wird, da soll gekocht und gelobt, gegessen und gedankt werden, da sollen die Kinder am Tische singen und das Gesinde sich freuen.

Monumenta Estoniae antiquae 1, 1, Abt. C, S. 26.

e) Parallele Legende von der Arbeit der Frauen.

Die alten Leute wissen zu erzählen, warum die Frau beständig zu arbeiten und zu schaffen hat und nie Zeit hat, während der Mann, der ebenfalls arbeitet, doch Zeit zu einer Nachmittagsruhepause findet und seine Arbeit selbst oft der Art ist, daß er sie ruhend verrichten kann. Als Jesus in Jerusalem einritt, waren die Tore der Stadt verschlossen, und Jesus sagte einer Frau, die in der Nähe war, sie möchte das Tor öffnen. Diese aber sagte, sie habe keine Zeit. „Niemals soll deine Arbeit stille stehen, du sollst niemals Muße haben," sagte Jesus. Ein Mann kam und öffnete das Tor. Und der Mann hat vollauf Zeit zum Arbeiten und zum Ausruhen.

b) bis e) entstammen dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

5. Aus Finnland.

Damals, als noch Sankt Peter auf Erden wandelte, kam er einst in ein Gehöft und bat um ein Pferd, daß er weiter fahren könnte. Doch der Bauer dachte: „Diesem wage ich nicht mein Pferd zu geben; wenn der so schlechte Kleider anhat, hat er gewiß auch kein Geld zum Fuhrlohn." Er sagte deshalb: „Mein Pferd ist auf der Weide dort auf jenem Felde; du sollst es haben, wenn es sich satt gefressen hat." Petrus fing an zu warten und wartete den ganzen Tag, aber das Pferd hörte nicht auf zu fressen. Es kam der zweite Tag, doch das Pferd fraß noch immer, denn der Bauer hatte es zur Nacht an eine Stelle gebracht, wo es nichts zu fressen fand. Da fragte Petrus: „Sollte es jetzt nicht aufgehört haben zu fressen?" Weil er doch anderthalben Tag gewartet hatte. Aber der Bauer meinte immer: „Noch frißt es immerzu." Da sagte Petrus: „Mag es drum fressen und sein Lebtag nicht satt werden." Seitdem fressen die Pferde immerzu, wenn sie nur was zu fressen finden.

6. Sage der Schweden in Estland.

Als unser Herr Jesus Christus noch auf Erden wandelte, kam er einst an einen Bach, den er überschreiten wollte. Eine Menge von Tieren weidete am Ufer. Der Herr wandte sich an das Pferd und forderte es auf, ihn hinüberzutragen. Das Pferd aber antwortete: „Ich habe keine Zeit, ich muß fressen." Desgleichen entschuldigten sich auch das Schaf und das Schwein mit dünnen und kurzen Beinen. Endlich rief er den Stier herbei und fragte, ob er ihn wohl durch das Wasser tragen könne. „Recht gern," sagte dieser, „ich werde dich schon gut hinüberbringen." Der Herr bestieg den Rücken des gefälligen Tieres und kam wohlbehalten an das andere Ufer. Da gab ihm der Herr den Segen, daß er und sein Geschlecht von allen Tieren am wenigsten Zeit zum Fressen nötig haben und so schnell satt werden sollen wie ein Mensch, während das Pferd beständig Hunger spüren werde. Das Schaf solle ebenfalls den schwankenden und unsicheren Gang und das Schwein die Schwerfälligkeit der Bewegung behalten. Daher braucht noch jetzt das Rind nicht mehr Zeit zum Essen als ein Mensch und kann nachher ruhen; das Pferd aber muß immerfort fressen.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal, S. 156, Nr. 166.

7. Aus Småland (Schweden).

a) Als der Heiland und Sankt Petrus miteinander gegangen kamen, baten sie das Pferd, ihnen über einen Bach zu helfen. Aber es erwiderte: „Ich habe keine Zeit, ich muß fressen." Da sprach der Heiland: „Fortan sollst du immer fressen und niemals satt werden." Ein Ochs war in der Nähe: den baten sie, und er war

gleich bereit, ihnen zu helfen. Da sprach der Herr: „Du sollst fressen, wenn du was kriegst, und kauen, wenn du fertig bist."

F. L. Grundtvig, Svenske Minder fra Tjast S. 57 (1882).

b) Da der Heiland auf der Erde umherwanderte, langte er an einem Bache an. Da sprach er zu dem Schafe: „Trage mich über den Bach!" „Nein," antwortete das Schaf, „ich habe keine Zeit, muß mich satt fressen." — „Jawohl," sagte der Heiland, „immer sollst du essen und nimmer satt werden."

Der Heiland wandte sich zunächst an das Pferd. „Trag mich über den Bach." „Ich habe keine Zeit, ehe ich heute abend mit meinem Fressen fertig bin." — „Jawohl, und du sollst fressen sowohl Nacht als Tag."

Da wandte sich der Heiland an den Ochsen. „Trag mich über den Bach!" Und der Ochs gehorchte ihm, verließ sein Fressen und trug ihn über den Bach. „Ja," sprach der Heiland, „du sollst satt werden wie der Bauer." Und so geschah es, das Schaf kann sich nimmer satt fressen, das Pferd frißt Tag und Nacht, der Ochs wird so geschwind satt wie der Bauer.

Cavallius, Wärend 2, XXXVIII.

8. Dieselbe Sage kennt man auch in Upland. Nach einer Erzählung aus Angermanland sollte das Schaf den Heiland begleiten, entdeckte aber im selbigen Augenblick ein grünes Blatt an einem Hügelchen und sprach: „Zuerst muß ich die Blätter auf dem Hügelchen haben." Seit der Zeit will das Schaf immer fressen und wird niemals satt.

Cavallius 2, XXXIX.

9. Aus Norwegen.

Einst langte die hl. Jungfrau an einem Flusse an und konnte nicht hinüber. Eine Kuh stand da und fraß. Maria bat sie, ihr über den Strom zu helfen. „Ich habe keine Zeit," erwiderte sie, „ich muß fressen." „Friß du nur, du wirst fressen und nimmer satt werden." Darum frißt die Kuh so viel, und wenn sie müde vom Fressen ist, kaut sie nochmals das Gefressene. Maria bat das Schaf, sie zu tragen. „Nein, ich bin zu schwach, vermag das nicht!" — „Nun wohl," sprach Maria, „du sollst immer schwach bleiben, daß du wirst niemand tragen können." Und sie fragte noch Pferd und Renntier, ob sie Zeit hätten, sie über den Fluß zu tragen. „Ja, sie hätten Zeit genug, könnten nachher fressen." Und Maria sagte dem Renntier: „Weil du mich tragen wolltest, sollst du wenig Futter bedürfen und wirst leben können, ob du nur alle Tage ein bißchen „renmose" [cladonia ranziferina] erhalten könnest." Und zu dem Pferde sprach sie: „Du trugst mich über den Fluß und warst um dein Fressen nicht besorgt. Geschwind wirst du satt werden, und stark sollst du werden, daß du jeden Mann, ohne besonders die Bürde zu merken, tragen kannst."

O. Nicolaissen, Sagn og eventyr fra Nordland 2 (1887), S. 17.

II. Pferd und Esel.

Aus Ungarn.

a) Christus verwünscht das Pferd, daß es nie satt werde, und segnet den Esel, der ihn durch den Bach getragen, daß er auch auf einem Misthaufen überwintern könne. Die Peitsche legte er über des Esels Rückgrat; seitdem hat der Esel das dunkle Kreuz auf dem Rücken. Der Esel hatte gerade ein Schilfblatt zwischen

den Zähnen, als Christus ihn rief; er ließ es stehen, und seitdem zeigt das Blatt die Spuren seiner Zähne.[1])

Kálmány, Szeged Népe 2, 140.

b) Christus verwünscht das Pferd, daß es nie satt werde. Es hatte gerade Weizen gefressen, und zur Reifezeit des Weizens sieht man noch jetzt an jedem Halm einen Riß, wo das Pferd hineingebissen hatte.

Kálmány, Világunk S. 37.

III. Der Hirsch.

Aus Steiermark.

Der Hirsch erlangt ein ungemein hohes Alter, oder vielmehr, er würde gar nicht sterben, wenn es nicht gewaltsam geschähe. Er kennt nämlich das Kräutlein wider den Tod. Als einst ein Hirsch Christum den Herrn auf seinem Geweih über ein Wasser trug, gab ihm dieser zum Lohne die Kenntnis dieses Kräutleins.

Baumgarten 1, 78.

7. Kapitel.

Strafen für Übermut.

A. Strafen für trotzige Antworten.

I. Die Verwandlung des Saatfelds.

Eine orientalische Erzählung von einem Bauer, dessen Acker von Jesus in ein Steinfeld verwandelt wird, ist vermutlich durch Kreuzfahrer nach Europa gebracht worden. Schon in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts (jetzt in der Pariser Nat.-Bibl.) finden wir folgende Legende:

Factum est autem iterum in una dierum tempore serendi, cum transiret Jhesus Christus per Asiam, vidit quendam agricolam quoddam genus leguminis, qui cicer dicitur, seminantem in campo, qui dicitur campus iuxta tumbam Rachel, inter Jerusalem et Bethleem, cui Jhesus Christus ait: Homo, quid seminas? At ille indignans deridensque, quod puer id aetatis habens eum super hoc interrogaret, ait: Lapides. Ait ei Jhesus Christus: Vere dicis; car lapides sunt. Et facta sunt gramina illa omnia ciceralia lapides durissimi omne scema ciceris colorem et etiam ocellos in capitibus usque hodie detinentia; et sic omnia gramina solo verbo Jhesu, tam sata quam serenda, sunt in lapides mutata; et usque hodie in agro illo a diligenter quaerentibus lapides illi inveniuntur.

O. Schade, Die Pseudoevangelien ..., S. 9 f. Vgl. Sepp, Symbolik 5, 21.

In der mündlichen Überlieferung kommt der Erbsenacker in mehreren Varianten vor:

1. Aus dem Orient ist eine kleinasiatische Fassung bekannt, die mit jener handschriftlichen Erzählung im wesentlichen übereinstimmt: La Tradition 2, 1888, S. 52.

1) Vgl. Arany-Gyulai, Magyar Népköltési Gyüjtemény 1, 507. (Christus segnet den Esel, verwünscht das Pferd. Deutsch: Sklarek, Volksmärchen S. 283. Französisch: Revue des traditions populaires 7, 482.)

2. Aus Portugal.

Auf dem Wege nach Bethlehem fragte die Jungfrau einige Landsleute, die sich anschickten, Weizen zu säen: „Was sät ihr da?“ „Wir säen Steine,“ antworteten sie. „So mögen euch Steine wachsen,“ erwiderte die Jungfrau. „In drei Tagen kommet, die Felsblöcke zu brechen.“

Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 231 d.

3. Aus Sizilien.

Petrus fragte einen Bauern, was er auf seinem Acker gesät hätte. Der Bauer wollte ihn zum besten haben und antwortete statt Getreide „Tausendgüldenkraut.“ Da wurde das Getreidefeld plötzlich in ein Tausendgüldenkrautfeld verwandelt. Christus hat aber später das Wunder bewirkt, daß sich das Kraut wieder in Korn verwandelte.

Pitrè, Usi e costumi 3, 261.

4. Aus Estland.

Als Jesus noch auf Erden war, sah er einst einen Mann säen. Er fragte, was für ein Getreide er säe. „Ich säe Steine!“ antwortete der Wirt. — „Wenn du Steine säst, sollst du auch Steine ernten,“ sprach Jesus. Als der Wirt im Herbst die Erbsen einerntete und sie kochte, wurden sie nicht weich, sondern blieben hart wie Steine, während sie früher immer sehr schön weich gekocht waren.

Und noch heute sagt man von den Erbsen: sie sind hart wie Steine.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

5. Aus Deutschland.

Man erzählt sich von einem Felde bei Geislingen, wo eine Menge so kleiner Steine gefunden wird, es sei hier einmal der Herr Jesus vorübergegangen und habe, da ein Bauer eben Erbsen säete, diesen gefragt, was er mache, auf die Lüge aber die Verwünschung folgen lassen.

Sepp, Symbolik 5, 21.

In Deutschland findet sich noch eine andere Fassung, in der die Handlung so verändert ist, daß man zweifeln muß, ob hier ein genetischer Zusammenhang oder eine zufällige Stoffähnlichkeit vorliegt:

In einer Zeit großer Teuerung trug sich's zu, daß ein reicher Bauer in der Mark, der noch mehrere Ernten liegen hatte, vermeinte, er werde Hungers sterben müssen. Denn solche Zagheit befällt oft die Geizigen, und weil das Korn sich nicht mehren und nicht wohlfeiler werden wollte, so besäte der Geizige seinen Acker mit Erbsen, aber ganz heimlich, und sprach dazu:

„Ich säe Erbeis (so im alten Deutsch = Erbsen),
Daß's weder Gott noch die Welt weiß.“

Aber ein Nachbar, welcher der Erbsen wirklich bedurfte und deren ebenfalls säte, hörte diese Worte und rief jenem auf seinen Acker hinüber:

„Lieber Nachbar! Ich säe auch Erbeis,
Aber daß Gott und die Welt darum weiß.“

Da geschah das Wunderbare, daß dieses Mannes Erbsensaat keimte und fröhlich aufgrünte, aber die Saat des Geizigen ist durch Gottes Schickung samt der Ackerkrume versteinert. Und die in Steine verwandelten Erbsen sind noch heutigestags vorhanden. Man kann darin Erbsen aus der versteinerten Ackerkrume

gleichsam wie aus einer Hülse lösen, und die Hülsen selbst lösen sich vom Gestein ab und sind steinern.

Solcher Erbsensteine und Erbsenäcker finden sich aber nicht allein in der Mark, sondern auch in Thüringen und in Westfalen.

Ludw. Bechstein, Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853, S. 318 f.

Dagegen weisen die folgenden Varianten, in denen Christus eine ungezogene Antwort durch eine ihr entsprechende Verwandlung straft, einige Stoffverwandtschaft mit der Legende vom Erbsensteinfeld auf; doch ist wohl weniger an die gleiche Herkunft, als an Verchristlichung heidnischer Mythen zu denken.

II. Verschiedenes.

1. Aus Malta.

a) Einst erblickte Jesus am Meeresgestade einen armen Mann, welcher sich an Austern gütlich tat. Jesus näherte sich ihm, und da der Mann keine Anstalt machte, etwas von seinem Vorrate anzubieten, fragte er ihn: „Was issest du, Freund?“ Der Mann aber, der ein rechter Murrkopf war und unhöflich obendrein, versetzte: „Ich eß einen Schleimbatzen (gaidra = Hustenauswurf)!“ worauf Jesus erwiderte: „Du hast es gesagt! Einen Schleimbatzen sollst du finden!“ Seitdem sind die Austern so schleimig.

b) Auf seiner Wanderschaft begegnete Christus einst einem geizigen und selbstsüchtigen Manne, der Knoblauch kaute. Christus wollte ihm nun eine Ermahnung geben und fragte: „Freund, was issest du?“ worauf der Mann mürrisch versetzte: „Nichts!“ Christus aber wollte sich ihm freundlich zeigen und fragte noch einmal: „Was zermalmen deine Zähne, Freund?“ Ärgerlich rief jener aus: „Gesehen hast du's ja, also möchtest du's wohl riechen?“ Und in spöttischer, verächtlicher Weise riß er seinen Mund weit auf. Da versetzte Christus: „Ich wußte es, daß sich in deinem Munde Knoblauch befand, aber deines unhöflichen Betragens wegen soll der Knoblauchesser von nun an von weitem kennbar sein, und die Zwiebel dieses Gewächses soll übel riechen und den Atem verpesten!“ Seit der Zeit ist der Knoblauch scharf riechend und brennt Zunge wie Gaumen, während er vordem süß war und Wohlgeruch ausströmte. Nur seine Blüte hat sich nicht verändert.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

2. Aus Deutschland und Tirol.

Einst ging ein neidischer, habgieriger Knabe in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und hatte schon ein hübsches Körbchen fast voll. Da begegnete ihm die Mutter Gottes und fragte in ihrer liebreichen Art: „Was hast du in deinem Körbchen?“ Das Kind sagte trotzig: „Nichts!“ Denn es fürchtete, sie wolle von den Beeren haben. „Ei!“ sprach die Mutter Gottes, „ist es nichts, so wird es dir auch nichts nützen!“ Und von da an wird keiner von Erdbeeren satt, er mag deren noch so viele essen.

Wolfs Zschr. f. dt. Mythol. 4, 414, Reiser, S. 361, E. Meier, Sagen aus Schwaben 1, 250, Birlinger, Volkst. aus Schwaben 1, 382.

3. Aus Rußland.

Es kommt einst der Herr zu einem Menschen, ihn um Almosen zu bitten. Der Mann reicht ihm Brot und sagt zu ihm:

„Ich hätte dir gern irgendeine Speise zu essen gegeben, aber ich habe nichts im Hause.“

Auf dem Regal stand bei ihm aber eine Schüssel mit Klößen. Da fragt der Herr:

„Was hast du da in der Schüssel?“

„I, gar nichts! Da hat meine Frau Mollusken in Wasser gelegt!“

„Es seien Mollusken!“ sprach der Herr und ging aus dem Hause.

Als jener nach der Schüssel sah, lagen dort im Wasser wirklich Mollusken.

A. Dragomanow, Malorusskija narodnija predanija S. 386.

4. Aus Estland.

Als Jesus auf Erden wandelte, begegnete ihm ein Weib mit einem Melkgefäß. Er fragte die Frau, was sie in dem Gefäß habe. „Wasser“, antwortete diese. Darauf sagte Jesus: „So möge nun wirklich Wasser in Deinem Melkgefäß sein.“ Die Frau erschrak, bereute ihre Lüge und gestand, es sei reine warme Milch gewesen. Jesus hatte Mitleid mit der Frau und sagte: „Die reine Milch kann ich Dir nicht zurückgeben, aber es sei halb Milch, halb Wasser.“ So geschah es, und seitdem enthält die Milch einen Teil Wasser und nur zum Teil noch reine Milch.

Handschriftlich im Nachlaß von Dr. J. Hurt.

5. Aus Schweden.

Eines Tages säeten Reiche-Pälle und Arme-Pälle Weizen, der Herr ging vorüber. „Was säest du?“ fragte er Reiche-Pälle. „Nasen!“ antwortete er, denn er meinte, die Frage wäre unverschämt. „So werde es!“ sprach der Herr. Dann richtete er dieselbe Frage an den Armen-Pälle. „Ich säe Weizen und wünsche nur, daß er gut gelinge!“ — „So werde er!“ — Bei der Ernte war Reiche-Pälles Acker voll Nasen, und er fluchte Tag und Nacht über sie. Der andere Acker war voll schönen Weizens.

Aug. Bondeson, Svenska Folksagor 1882, Nr. 12.

Parallele aus Norwegen.

Während der Zeit, da unser Herr und St. Peter miteinander auf der Erde umherwanderten, langten sie eines Tages an einem Bache an, wo eine Frau mit Waschen von Linnen beschäftigt war.

„Was tust du?“ — „Ich wasche die Lumpen der Jungen.“ — „Nennst du die schöne Leinwand Lumpen?“ — „Gewiß, es ist hoffnungslose Arbeit, die Lumpen für die unnützen Kinder zusammenzuhalten.“ — „Du hast vielleicht viele Kinder?“ — „So viele, daß die Hälfte mehr als genug wäre.“ — „Wie viele?“ — „Sechs.“ — Sie schämte sich zu sagen, daß sie deren zwölf hatte. Und der Herr sprach: „Die, welche du mir verborgen hast, sollen dir verborgen (huld) bleiben, und wie du es haben willst, wirst du es erhalten.“

Da sie in ihr Haus zurückkehrte, war ihre Wäsche lauter Lumpen, sechs von den Kindern verschwunden, die übrigen verkrochen sich lumpig in alle Winkel, sie redeten nicht, wollten keine Speise, sie war gezwungen, sie wie Steine und Stöcke umherzutragen.

Am Ende suchte sie den lieben Gott und bat ihn, daß sie alles wieder wie vorher erhalten dürfe.

Das geschah. Zurückgekehrt fand sie alles in der alten Ordnung, lustige, lärmende Kinder. Da es ihr wegen der lärmenden Unruhe nicht gelang, die Zahl

der Kinder zu erfahren, befahl sie ihnen, ihre silbernen Löffel auf den Tisch hinzulegen. Da sie zwölf fand, wußte sie, daß sie diese Zahl hatte.

Halv. A. Bergh, Nye Folkeeventyr og Sagn 3, 34.

Diese Geschichte enthält dieselbe Formel wie die Sage von den „Huldren", die von Evas verborgenen Kindern herstammen (Bd. 1, S. 247).

B. Verwandlungen mutwilliger Menschen, die Jesus (Gott) mißachten.

I. Der Bär.

1. Weißrussisch.

a) Der Bär ist ein verwandelter Mensch, der Gott erschrecken wollte, indem er unter eine Brücke kroch und brummte.

b) Er wollte Gott erschrecken, indem er sich den Pelz umgekehrt — das Fell nach außen — anzog und sich auf Hände und Füße stellte.

Federowski, Lud białorusski Nr. 742, 743.

2. Aus dem Gouvernement Charkow.

Der Bär, sagen die Bauern, war früher ein Mensch; er trinkt auch jetzt noch Wasser, ißt Brot, geht auf den Hinterpfoten, tanzt und hat keinen Schwanz.

In alten Zeiten wanderten der hl. Petrus und der hl. Paulus durchs Land. Es traf sich, daß sie in der Nähe einer Brücke durch ein Dorf mußten. Die böse Frau und der Mann kamen überein, die heiligen Wanderer zu erschrecken: sie zogen sich umgekehrte Pelze an, versteckten sich an einer einsamen Stelle, und als eben die Apostel die Brücke verlassen wollten, sprangen sie ihnen entgegen und stimmten ein Bärengebrüll an. Da sprachen der hl. Petrus und Paulus: „Von nun an sollt ihr brüllen in alle Ewigkeit!" In diesem Augenblick wurden sie zu Bären.

3. Aus dem Gouvernement Cherson.

Ein Bauer und seine Frau kamen auf den Gedanken, den Heiland zu erschrecken. Sie stellten sich unter einen Damm und schrien: der Bauer brüllte wie ein Bär, seine Frau schrie wie ein Kuckuck. Der Herr verfluchte sie, und seit der Zeit sind sie für immer in einen Bär und einen Kuckuck verwandelt.

Beide Varianten aus Afanasiev, Narodn. russk. legendy, London 1859, S. XI. Zu 2 vgl. Šejn, Materiali Nr. 187—189.

4. Aus Smolensk.

Dafür daß Gott die Menschen aus dem Paradies vertrieben hat, wollte einst ein Weib den Herrn erschrecken, damit er nicht mehr auf Erden umherwandle. Gott erschrak aber nicht vor dem Gebrüll des Weibes, sondern verfluchte es: „Mögest du für alle Ewigkeit eine Bärin bleiben!" Und so geschah es. Aber weil die Bärin von einer Frau stammt, hat sie die Zitzen an der Brust und nicht am Bauch wie die anderen Tiere.

Dobrovolskij, Smolenskij Etnogr. Sbornik 1, 288, Nr. 56. Unzugänglich ist mir Žitje i Slowo 1894, 2, 182.

5. Aus Galizien (Rutenisch).

Jesus und Petrus kamen als Bettler an eine Mühle. Der Müller sah sie: „Da kommen irgendwelche Alte! Wart', ich will sie erschrecken!" Sie traten ein, er aber machte hinter der Tür: „Hu!" Und der Herr sprach: „Geh in den Wald, du sollst ein Bär sein und sollst hu! machen bis ans Ende der Welt."

Etnografičnij Zbirnyk 12, Nr. 71.

6. Rumänisch.

Als Gott mit Petrus in eine Mühle kam, wollte ein darin befindlicher Russe sie erschrecken. Er drehte seinen Pelz um und begann hinter der Türe zu knurren. Gott aber sprach zu ihm: „In einen Bären hast du dich verkleidet, ein Bär sollst du sein.“ Und so blieb der Russe ein Bär.

Sezătoarea 1, 181.

7. Polnisch.

a) Als ein Müller den Herrn Jesum, der mit dem hl. Petrus als alter Bettler verkleidet ging, sich der Mühle nähern sah, wendete er das Fell seines Pelzrockes nach außen, schlüpfte hinein, warf sich Jesus zu Füßen und wälzte sich auf der Erde herum. Dafür verwandelte ihn Jesus in einen Bären. Zum Zeichen, daß der Bär vom Menschen abstammt, muß er die ganze Adventszeit die Pfoten saugen, da er die vier Wochen lang nichts frißt.

Zbiór wiad. do antrop. 7, 3. Abt., 107 f., Nr. 2. Vgl. Pleszczyński, Bojarzy międzyrzeccy. Warschau 1893, S. 155, Nr. 7.

b) Der Bär war ursprünglich ein Müller. Zu den Zeiten der hl. Apostel Peter und Paul wollte der Müller sich überzeugen, ob die Apostel wirklich Heilige wären. Er versteckte sich also unter einer Brücke. Als die Apostel angekommen waren, fing er zu brummen an. Da sagte der hl. Petrus, der Mensch da unter der Brücke solle sich in ein wildes Tier verwandeln. So geschah es auch, und da der Bär vom Menschen stammt, so erhielt sich in seinen Vorderpfoten die Gestalt der menschlichen Hand.

Zbiór wiadomości do Antropologii Krajowéj 5, Abt. 3, S. 149, Nr. 47.

8. Lettische Variante aus dem polnischen Livland.

Der Bär ist ein verwandelter Müller. Als der einmal badete, sah er einen Greis in grauem Barte daherkommen. Das war der liebe Gott, der damals noch auf Erden ging. „Den Alten muß ich erschrecken!“ dachte der Müller bei sich, nahm zwei Pelze, den einen zog er über die Arme, den andern über die Beine, mit dem Fell nach außen, sprang auf die Straße und fing zu brummen an. Da sagte Gott: „Sei du ein Bär, wenn du so gut brummen kannst.“ Zwar wollte man ihm die Pelze abreißen und schnitt mit dem Messer, aber das schmerzte furchtbar, und man mußte es aufgeben.

Zbiór 15, 265, Nr 4.

9. Litauisch.

Als der Heiland mit seinen Jüngern auf Erden wandelte, versteckte sich ein Mensch unter eine Brücke und brüllte, um sie zu schrecken; deswegen wurde er vom Herrn in einen Bären verwandelt.

Etnograf. Obozrěnije, H. 6, S. 139—148, Nr. 3. Vgl. Arch. f. slav. Phil. 19, 259.

10. Estnisch.

Als Jesus in Jerusalem einzog, hatte sich eine boshafte alte Jungfer in eine leere Tonne am Wege versteckt. Als sich Jesus näherte, fing sie in der Tonne heftig an zu lärmen und zu poltern, um Jesus und seine Eselin zu erschrecken. Jesus fragte, wer in der Tonne sei, und erhielt zur Antwort: „Ein alter Bär!“ „Möge es denn von nun an wirklich ein Bär sein!“ sagte Jesus. So wurde aus der alten Jungfer der erste Bär. Der weiße Brustfleck des Bären zeugt noch von seiner Herkunft.

Bisher ungedruckt. Aus der Hurtschen Manuskriptsammlung.

11. Französisch.

a) Als Gott vorüberging, brummte ein Mensch, und Gott verwandelte ihn in einen Bären, damit er weiter brummen könne.

Aus den Pyrenäen. Sébillot, Folklore de France 3, 6.

b) Jesus kommt zu einer Mauer, hinter der ein Bauer ist. „Wer ist da?“ fragte er. „Ein Bär!“ ist die spöttische Antwort. „Sei es so,“ erwiderte Jesus, „ein Bär sollst du sein.“

Aus Béarn. Sébillot 3, 6 = Revue des trad. pop. 4, 361.

12. Aus Lothringen (vom Ende des 18. Jahrhunderts).

Als Gott noch auf Erden lebte, wollte ein Grobian, der im Walde versteckt war, ihn erschrecken und rief: „Oche!“ Da sagte Gott: „Oche (Dialekt = Bär) sollst du sein,“ und daher stammen die Bären.

Sébillot, Folklore de France 3, 6.

II. Der Affe.

Aus Galizien (Rutenisch).

Als Christus auf der Erde ging, kletterte ein Mann auf eine Eiche und wollte ihn von dort aus erschrecken. Christus erblickte ihn aber und sagte: „Du wirst so auf den Bäumen herumklettern, solange die Welt und die Sonne besteht!“ Aus jenem Menschen wurde ein Affe, und seit der Zeit klettert er immer auf den Bäumen herum.

Zbirnyk 13, S. 76, Nr. 86.

III. Der Hund.

Aus Galizien (Rutenisch).

Als Christus mit Petrus auf Erden ging, kamen sie einst durch ein Dorf, die Kinder aber spielten auf der Straße Hasen und Hund. Derjenige aber, welcher den Hund vorstellte, begann hinter Christus herzulaufen und zu bellen. Christus wurde zornig und verfluchte jenen Jungen: „Du sollst bis ans Ende der Welt bellen!“ Und aus jenem Jungen wurde ein Hund.

Zbirnyk 13, S. 76, Nr. 85.

IV. Der Kuckuck.

1. Weißrussisch.

Ein Mädchen, das den lieben Gott erschrecken will, versteckt sich unter eine Brücke und ruft: „Kuckuck!“ Gott sagt: „So sollst du auch bis ans Ende der Welt Kuckuck rufen!“ und verwandelt sie.

Federowski, Lud białorusski 1, Nr. 631.

2. Aus dem Uschitzer Kreis.

Der Kuckuck und die Möwe sind aus Mädchen entstanden. Zwei Mädchen dachten den Heiland zu erschrecken, der Heiland aber sagte, die eine solle Kuckuck rufen, die andere aber wie die Möwe schreien bis ans Ende der Welt.

Čubinskij, Trudy 1, S. 60.

3. Aus Galizien (Rutenisch).

a) Es lebte ein Mädchen, wie es ihresgleichen nicht gab. Sie ging einmal in den Wald und kletterte auf einen Baum; da kam der liebe Gott durch den Wald.

Und als das Mädchen ihn erblickte, verbarg sie sich im Gebüsch und rief: „Guck! Guck!“ Und Gott sagte: „Du sollst Kuckuck schreien bis ans Ende der Welt!“

Zbirnyk 13, Nr. 305.

b) Ein junges Mädchen versteckte sich hinter den Rauchfang, lachte die Mutter aus und rief: „Guck! Guck! Mutter!“ Die Mutter wurde böse und verwünschte es mit den Worten: „Du sollst Kuckuck schreien bis ans Ende der Welt.“

Zbirnyk 13, Nr. 304 = Soria 1883, S. 200.

4. Polnisch.

a) Eines Tages traten Christus und Petrus in eine Hütte, um auszuruhen. Ein dreijähriges Mädchen erblickte die Reisenden, stieg auf den Ofen und begann zu rufen: „Kuckuck! Kuckuck!“ Sogleich flog sie in den nahen Wald und rief Kuckuck. Von diesem Mädchen stammen alle Kuckucke ab, und zum Andenken daran, daß sie von einer reinen Magd stammen, brüten sie die Eier nicht selbst aus, sondern legen sie in die Nester anderer Vögel.

b) Eine Variante erzählt von einem erwachsenen Mädchen, das den vorbeigehenden Jesus erschrecken wollte und Kuckuck rief. Jesus sagte darauf: „In den Wald, Kuckuck, in den Wald!“

Zbiór 7, Abt. 3, S. 112, Nr. 17.

5. Eine andere Handlung zeigt folgende schwedische Sage:

Der Heiland und St. Peter auf der Wanderung, langten an einem Bauernhofe an. Der Bauer war zu Hause, doch keine Frau war zu sehen. „Wo hast du die Frau?“ sagte der Heiland. Der Bauer antwortete störrisch: „Hon gick ut!“ (sie ging aus). Er hatte sie totgeschlagen und den Leichnam unter einem Heuschober verborgen. Der Heiland sah die Bosheit und verwandelte ihn in einen Kuckuck, der noch immer sein mörderisches Wesen behält, er verwandelt sich nämlich in einen Sperber, der gleich die kleine Bachstelze, die seine Pflegemutter war und ihn erzog, erhascht. Auch sagt man, wenn jemand den Kuckuck nachahmt, wird er so böse, daß er sein eignes Herzensblut ausspeit, daher die roten Flecken auf Blättern und Blumen. Aber immer ruft er: „Hon gick ut!“ bis die Heumaht anfängt; wenn er den ersten Heuschober sieht, schweigt er; er fürchtet, daß man seine Mordtat entdecke.

Cavallius, Wärend 1, 345.

V. Der Storch.

Weißrussisch.

Der Storch ist aus einem Menschen entstanden. Als Gott noch auf Erden wandelte, versteckte sich der Mensch unter einer Brücke und wollte ihn erschrecken. Gott erzürnte darüber, verwandelte ihn in einen Storch und sagte: „Du sollst dich bis ans Ende der Welt von Reptilien nähren!“ Und zum Zeichen dafür, daß er ein Mensch war, ist die eine Hälfte weiß, und dafür, daß er gesündigt hat, ist die andere Hälfte schwarz.

Federowski, Lud białorusski 1, Nr. 671.

VI. Das Schwein.

1. Weißrussische, groß- und kleinrussische Sagen.

a) Das Schwein ist jüdischen Geschlechts. Denn als der Herr auf Erden ging, verhöhnten ihn die Juden: sie verdeckten eine Jüdin und deren Kind mit einem

Trog und fragten Jesus: „Wenn du Gottes Sohn bist und alles weißt, so rate, was hier unter diesem Troge ist.“ Da sprach der Herr: „Ein Schwein mit einem Ferkel.“ Da fingen die Juden an zu lachen, daß Jesus es nicht erraten habe, hoben den Trog auf, und es war so: aus der Jüdin war ein Schwein, aus dem Kind ein Ferkel geworden. Daher essen die Juden kein Schweinefleisch: das Schwein ist ihre Tante.

Federowski, Lud białorusski 1, 748.

b) Einstmals nahmen die Juden eine Jüdin mit ihren Kindern und banden sie in einen Sack. Dann riefen sie die Mutter Gottes herbei und sagten: „Da du doch die Mutter Gottes bist, so rate: Was ist hier in diesem Sack?“ Die Mutter Gottes sagte: „Eine Sau mit ihren Kleinen.“ Die Juden begannen zu lachen und sagten: „Weißt du es so gut?“ Und sie banden den Sack los, im Sack aber befand sich ein Schwein mit Ferkeln. Daher heißt das Schwein auch jetzt noch Judentante.

Etnogr. Zbirnyk 13, S. 66, Nr. 67.

c) Einst kam Christus zu den Juden zu Gast. Die Juden hatten aber im Ofen eine Jüdin versteckt und fragten nun Christum: „Was ist wohl dort im Ofen verborgen?“ Christus sagte: „Ein Schwein!“ Da lachten die Juden, daß Christus es nicht erraten. Wie sie den Ofen öffnen, sehen sie, daß aus der Jüdin ein Schwein mit Jungen geworden ist. Daher essen auch jetzt noch die Juden kein Schwein, da dieses ihnen eine Tante ist.

Werchratsky, Snadobi 1, 147.

d) Das Schwein ist eine Judentante. Die Juden versteckten eine Tante in einem Trog und fragten Jesus: „Was ist im Trog?“ — „Ein Schwein.“ — Da schrien die Juden, deckten den Trog auf und dachten ihre Tante zu finden. Da kam ein schreckliches Schwein heraus. Vor Schreck verloren alle Juden ihre Pantoffeln.

Dobrovolskij 1, 243, Nr. 25.

e) Zur Zeit seines Erdenlebens kehrte der Heiland einst im Hause eines Juden ein. Um ihn sammelte sich ein Haufe. Der ungläubige Hausherr wollte sich einen Spaß machen und redete den Heiland an: „Bist du Gott, so sage uns, was sich unter diesem Troge befindet.“ „Ein Schwein mit drei Ferkeln,“ antwortete der Herr. Welcher Schrecken lähmte die Umstehenden, als statt der Hausfrau und der Kinder, die sich verborgen hatten, eine große Sau mit drei Ferkeln unter dem Trog hervorkroch. Das ist der Grund, weshalb die Juden kein Schweinefleich essen.

Afanasiev, Narodn. russk. legendy, London 1859, S. X.

f) Als Gott auf Erden wandelte, kam er zu einem Juden, und der Jude versteckte Frau und Kinder unter einem Trog und sagte: „Wenn du Gott bist, so rate, was dort ist.“ „Was soll dort sein? Schweine,“ entgegnete Gott. Der Jude hob den Trog auf, da war eine Sau mit Ferkeln. Daher essen die Juden kein Schweinefleisch.

Dragomanov, maloruss. nar. pred. S. 4, Nr. 6.

g) Vgl. ferner Etnograf. Zbirnyk 2, Abt. 2, 5; Zytje i Slovo 1894, 2. 182; Živaja Starina 5, 441; Sbornik mater. Kavkaz. 18, 3, 37.

2. Aus Polen.

Einige Jüdinnen wollten sich überzeugen, ob Jesus der wahre Prophet sei, und versteckten sich in einem Schweinestall. Als sie Jesus vorbeigehen sahen,

fragten sie ihn, wer im Stalle sei: Mann, Weib oder Kind. Jesus antwortete: „Ein Schwein mit Ferkeln.“ Als die Leute den Stall öffneten, kam wirklich ein Schwein mit Ferkeln heraus.

Zbiór wiad. do Antrop. Krajowéj 7, 108, Nr. 5.

3. Aus Estland.

Da Jesus in Jerusalem einzog, war viel Volks am Wege, das pries ihn und jauchzte Hosianna. Aber die Juden nahmen eine leere Tonne, rollten sie an den Weg, und einer versteckte sich darin. Als Jesus auf seiner Eselin heranritt, fing der Jude heftig an zu poltern und zu lärmen. Die Eselin ließ sich davon nicht scheu machen. Jesus fragte, wer in der Tonne sei und erhielt zur Antwort: „Ein Schwein!“ „So möge es von nun an wirklich ein Schwein sein!“ — Der Jude wurde zum Schwein. — Seit der Zeit sind die Juden dem Schweine feind und essen kein Schweinefleisch, können es auch nicht sehen, wie andere es essen. Weil der Jude im Faß eine so häßliche wilde Stimme hatte, hat das Schwein die Stimme behalten, das häßliche Grunzen.

Aus dem handschr. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

4. Aus Rumänien.

Als Gott in eine Schenke kam, versteckten die darin sitzenden Juden eine Jüdin in einem Backtrog und sagten Gott, er solle einmal raten, was da drin wäre. Gott sprach: „Da ist ein Schwein drin.“ Und wie sie öffneten, fanden sie eine Sau. Seitdem essen die Juden weder Schweinefleisch noch auch Fische, die Speck wie Schweine haben.

Sezătoarea 1, 181.

5. Aus Frankreich.

a) Jesus kommt mit Petrus und Johannes zu einem ärmlichen Pachthof; sie bitten um ein Stück Brot. Die Pächterin bedauert, sie habe nur ein wenig Teig im Backtrog. Nun, sie möge unbesorgt sein; der Teig werde sich vermehren und für alle drei genügen. In der Tat wächst der Teig bis zum Überlaufen. Sie bäckt Brot, und alle vier essen. Währenddem haben sich die drei Kinder der Pächterin im Schweinestall versteckt und schreien. „Was habt ihr da drin?“ fragte Jesus. „Drei kleine Schweine.“ Als die drei Gäste fort sind, findet die Frau drei Ferkel, eilt dem Herrn nach und gesteht ihre Lüge. „Geh heim, Frau, und du wirst wieder deine drei Kinder finden; aber du darfst ferner nicht lügen!“

Bladé, Contes pop. rec. en Agenais (Paris 1874), S. 62 = Bladé, Contes pop. de la Gascogne 2, 153 f. = Sébillot, Contes des provinces de France (Paris 1884), S. 196.

In Zusammenhang hiermit steht folgende Variante aus Finisterre, in der die Verwandlung fehlt:

Als der liebe Gott und Petrus auf Erden wändelten, kamen sie eines Abends zu einer Frau, der übergaben sie eine trächtige Sau unter der Bedingung, daß sie die Hälfte der zu erwartenden Ferkel für sie aufheben solle. Am Morgen nachdem sie fortgegangen waren, warf die Sau acht Ferkel, und die Alte meinte, sie könne doch den Reisenden ebensogut sagen, es seien vier gewesen. So verbarg sie die anderen im Backofen, und als die Heiligen zurückkamen, zeigte sie ihnen nur vier Ferkel. Aber Gott sagte zu Petrus, er solle den Backofen öffnen. Da kamen noch vier Ferkel heraus, die liefen hinaus in den nahen Wald, und da sie

sich in der heißen Asche gewälzt hatten, waren ihre Borsten gerötet, und seitdem sehen alle Eber braun aus.

Sébillot, Folklore 3, 9. = Revue des trad. pop. 18, 334.

b) Jesus traf eines Tages einen Juden, der sich in einem Brotkasten versteckt hatte. „Wer ist da drin?“ fragte Jesus. „Ein Schwein,“ antwortete der Spötter. „Gut, ein Schwein wirst du bleiben.“

Meyrac, Traditions, coutumes, légendes et contes des Ardennes, p. 346, Anm. Vgl. Sébillot, Folklore 3, 141, wo noch einige belanglose Var. mitgeteilt sind.

c) Sankt Hubert geht in Jerusalem spazieren und wird von vier Juden bemerkt, die sich vor einem Gemeindebackhaus aufhielten. Sie beschließen, ihn auf die Probe zu stellen, ob er wirklich ein von Gott inspirierter Prophet ist; drei gehen ins Haus, der vierte fragt Sankt Hubert, ob er wisse, wer darin sei. „Drei Schweine,“ ist die Antwort. In dem Augenblick, als die drei herauskommen, geht eine Schweineherde vorüber, unter die sich die verwandelten Juden mischen. Unmöglich, sie herauszufinden. Seitdem essen die Juden kein Schweinefleisch, aus Furcht, Fleisch von ihrem Fleisch zu essen.

Alb. Meyrac, ebenda p. 345.

6. Aus Belgien.

Bekanntlich dürfen die Juden kein Schweinefleisch essen; den Grund davon erklärt uns die folgende Sage: Als unser Herr Jesus der Mosel entlang wanderte, wo Petrus Veranlassung zum Ursprunge der Miseräbelchen gab, da kam er auf einem seiner Züge auch nach Flandern und traf eines Abends mit seinen Aposteln in der Nähe des Fleckens Zele ein. Es war gerade Sabbat, und die Juden standen zu Dutzenden auf dem Felde zusammen und unterredeten sich über die neue Lehre des Heilandes und die Menge seiner Anhänger und über die Wunder, welche fast täglich von ihm verrichtet wurden. Unter ihnen befand sich auch ein Moselschwabe, der seit einiger Zeit sein Land verlassen und sich in Zele angesiedelt hatte. Als der den Herrn sah, flüsterte er den andern schnell zu: „Sehet, da ist er ja, da kommt er eben mit seinen Jüngern.“ Alle wandten die Köpfe um und schauten auf den Herrn hin, der von ferne langsam nahte. Da sprach ein alter bärtiger Rabbi plötzlich: „Wart, ich möchte doch ein Pröbchen von den Wundern haben. Wir wollen den Propheten mal hübsch ums Licht führen und den Leuten zeigen, daß seine Wunder nur Plunder sind. Ich verstecke mich dort unter die Tonne, dann fraget ihr ihn mal, wer da eigentlich drunter säße; ich wette, er weiß es nicht.“ Wie gesagt, so getan. Der Rabbi kroch unter das Faß, und die andern stellten sich im Kreise herum und warteten, bis Jesus käme. Als nun der Herr ganz nahe war, da rief einer von den Juden: „Sag mal du, bist du nicht der Prophet, von dessen Wundern man soviel Wesens macht?“ „Der bin ich,“ antwortete der Herr. „Dann sag uns doch einmal,“ sprach der Jude, „wer hier unter der Tonne sitzet; wenn du das kannst, dann wollen wir glauben, daß du mehr verstehst, als Brot essen.“ Darob lächelte der Herr und sprach: „Unter der Tonne sitzt ein Schwein.“ Nun lachten die Juden laut auf und höhnten Jesum und schrieen: „Haben wir's nicht gesagt, es ist ein Betrüger?“ Das ärgerte Petrum, und er wurde unwillig, daß man also des Herrn spottete, und er rief: „Dann hebet doch mal die Tonne auf, ihr Lumpenpack, dann wollen wir sehen, wer Recht hat, der Herr oder ihr.“ „Werde nur nicht böse, Kahlkopf,“ sprach einer der Juden, „sieh hier, wer unter der Tonne steckt,“ und er hob die Tonne auf, doch — o Schrecken! der Rabbi

war verschwunden, und ein Schwein saß an seiner Stelle; er war in ein Schwein verwandelt und rannte grunzend und das kleine Schwänzchen unwillig hin und her wedelnd weg in den nahen Wald.

Die Juden aber, getroffen von dem Wunder, ließen sich alle taufen. Als das ruchbar in der Welt wurde, wollte kein Jude mehr Schweinefleisch essen, weil sie fürchteten, den Rabbi oder dessen Familie und Nachkommenschaft zu schlachten, und so hat sich der Gebrauch bis heutigen Tages erhalten.

Die Sagen Belgiens. Hrsg. von Maria von Ploennies. Köln 1846. S. 81/2.

7. Aus den Niederlanden.

a) Die Juden wollen Jesus auf die Probe stellen, stecken einen der Ihrigen unter die Tonne und fragen ihn, was darunter sei. „Ein Ferkel," antwortet Jesus. Die Juden kehren spottend die Tonne um, und ein Ferkel kommt heraus. Seitdem essen die Juden kein Ferkelfleisch mehr.

Joos, Vertelsels 1, Nr. 12.

b) Als unser Herr Jesus Christus noch auf Erden lebte, da kam er einst auch durch Flandern, und da standen einige Dutzend Juden zusammen, die schon lachten und spotteten, als sie ihn in weiter Ferne erblickten. „Wartet," sprach einer von den Juden, „wir wollen doch sehen, was es ist mit seinen Wundern, und ob er auch gut raten kann." Und damit setzten sie einen von sich unter eine Tonne; und als Jesus nun herbeikam, fragten sie ihn: „Sage uns doch, was sitzet in dieser Tonne?" „Das will ich euch wohl sagen," antwortete Jesus, „das ist ein Schwein." Darob lachten die Juden und meinten, Jesum gefangen zu haben, und hoben die Tonne auf; aber was machten sie für Augen, als ihr ehemaliger Kamerad in Gestalt eines Schweines unter wütendem Gegrunze der Tonne entschlüpfte und einer Heerde anderer Schweine zulief, die eben vorbeikam. Da liefen die Juden nach und meinten, ihren Gesellen wiederzunehmen, aber sie konnten kein Schwein von dem andern unterscheiden, so gleich waren sich alle. Und noch heute essen die Juden kein Schweinefleisch, weil sie fürchten müssen, einen Abkömmling jenes Schweines zu töten und zu verspeisen.

J. W. Wolf. Niederländische Sagen S. 665, Nr. 579.

8. Aus der Schweiz.

Unsere Wanderer näherten sich dem Hause eines gewissen Juden. Mehrere standen in der Flur und kurzweilten. Einer von ihnen haßte den guten Jesus so sehr, daß er nicht mit ihm reden mochte und gleich, weil er sich gerade nicht anders verbergen konnte, in eine Stande (Kufe) kroch, die für ein geschlachtetes Schwein parat war. Schnell deckte man etwas darüber. Als nun der Herr mit Petrus sich zu den übrigen gesellte, fragte er während dem Gespräche, was da drinnen in der Stande sei. Sie antworteten: „Ein Schwein." Mit ernster Miene sagte der Heiland: „Gut, es sei und bleibe ein Schwein darin!" So war es in der Tat, eine strafende Wandlung war geschehen. Und von selber Stunde an bekommen alle Schweine im Rückengrat ein Bein, das einen Mann in einer Stande darstellt. Es heißt jetzt der „Säuludi".

Lütolf, Sagen, Bräuche, Legenden usw. Luzern 1862. S. 111.

9. Aus Dänemark.

Einer der Juden wollte versuchen, ob Jesus wahrhaftig ein Prophet wäre, und verbarg sich in einer Tonne. Da nun Jesus erschien, sagten die andern zu ihm: „Du meinst alles zu wissen; weißt du, was in der Tonne ist?" „Ein Schwein,"

sprach Jesus. Da lachten die Juden und kehrten die Tonne um; aber der Jude war in ein Schwein verwandelt, lief zu einer Schweineherde und mischte sich unter sie, so daß man ihn nicht herausfinden konnte. Darum essen die Juden kein Schweinefleisch.

Kristensen, Sagn 2, 255, Nr. 21.

10. Aus Island.

Einige Juden aus dem Geschlechte Naphtali ließen ihre Kinder, Söhne und Töchter in einen Schweinestall, während andere ihre aus dem Hause eines Häuptlings begleiteten. Am Stalle mit Gespott und Gelächter angelangt, fingen ihre Kinder wie Schweine zu grunzen an. Dann fragten sie den Heiland: „Sag uns mal, Christus, was ist in dem Stalle?“ „Eure Kinder, Söhne und Töchter.“ „Das lügst du, es sind Schweine!“ „Seien sie Schweine, wie ihr sagt!“ Und alle ihre Kinder wurden Schweine. So wurde das Geschlecht Naphtali gestraft, daß sie wie die Schweine eine heisere Stimme haben und wie Schweine riechen.

Arnason, Þjódsögur 2, 51.

8. Kapitel.

Die schöpferische Kraft des Speichels.

I. Entstehung der Schnecke.

Aus Rumänien.

Eine arme Frau, die während der Osterfasten über Mangel an Nahrung klagte, bat Christus, entweder die Fastenzeit zu verkürzen oder ihr eine andere Speise zu geben. Christus, unwillig über das Verlangen, spuckte zur Erde; aus dem Speichel entstand die Schnecke, die die Fastenspeise der Armen sein sollte. Sie trägt noch heute den Speichel Christi an sich und vermehrt sich nach jedem Regen in großer Zahl.

Papahagi, din literat. pop. a Aromînilor p. 778.

II. Entstehung der Seidenraupe.

Legenden von der Entstehung der Seidenraupe aus Marias Speichel siehe Kap. 18.

III. Entstehung der Pilze.

1. Aus Ungarn.

Und wißt ihr denn, wie der Pilz entstanden ist?

Also einstmals, als noch unser Herr Christus mit St. Peter auf Erden wandelte, wurde er sehr hungrig.

Sprach er zu St. Peter:

„Du, Peter!“

„Ich höre, mein Herr und Schöpfer!“

„Ich bin hungrig, wir wollen irgendwo einkehren.“

„Traun, das ist gut, mein Herr und Schöpfer, denn ich bin auch hungrig.“

Es traf sich gerade, daß sie bei einer alten Witwe einkehrten. Da unser Herr Christus von nichts anderem als nur von reiner süßer Milch sich nährte, so brachte ihm die Frau welche. Nebenbei sei bemerkt, daß sie gerade Brot gebacken hatte.

Während die Frau mit der Milch in die Stube ging, sah Peter, der sehr gern frischen Fladen aß, einen im Flur stehen. Darum zu bitten, wagte er nicht, denn er schämte sich vor unserm Herrn Christus, und so nahm er den ganzen Fladen und verbarg ihn unter seinem Gewand.

Unser Herr Christus wußte und sah das alles wohl; aber er sprach kein Sterbenswörtchen.

Die arme Frau trug die Milch auf, sie tranken und zogen weiter. Doch Peter blieb immer ein bißchen zurück, um ein Stückchen Fladen abzubeißen. Unser Herr Christus richtete es nun immer gerade so ein, daß er Peter anredete, wenn der den Mund voll hatte.

Peter schämte sich sehr; er wollte nicht, daß Christus die Sache merkte, und deshalb spie er immer das Stück Fladen, das er im Munde hatte, aus, so oft unser Herr Christus zu ihm sprach. Und so biß Peter nach und nach den Fladen ab, und auf einmal war er alle. Sehr traurig blickte er zurück; denn nun hatte er umsonst gestohlen, nichts für sich gestohlen. Doch, Herr des Himmels, was sieht er da? Jedes Stück, das er ausgespien hatte, war ein Pilz geworden. Darum ist der Pilz auch so weich wie frisch gebackener Fladen. (Nográder Komitat.)

Magyar Nyelvör XXIII, 190.

Vgl. Kálmány II, 142. (Christus und Petrus erhalten bei einem Juden einen Ranzen voll Quark als Wegzehrung. Peter will hinter dem Rücken des Herrn eine Handvoll essen, doch Christus ruft ihn: „Komm doch mal her, Peter!“ Da mußte Peter den Quark ausspeien, und daraus sind dann Pilze gewachsen.)

2. Rutenische Legenden.

a) Petrus trat zu den Brezelhändlern ein und stahl sich eine kleine Brezel. Nun bittet er Christum: „Wollen wir weit weggehen,“ denn er fürchtete sich und ging deshalb weit hinweg, weil er die Brezel gestohlen. Sie gingen zusammen zu einem Wald, dort legte sich Christus schlafen, Petrus aber blieb sitzen; Christus machte die Augen zu. Petrus sieht, daß der Herr nicht um sich blickt, nimmt die Brezel heraus und fängt an zu essen. Christus sagt: „Warum sitzt du, Peter?“ Dieser spuckte das Stück Brezel aus, es flog bis zum Walde. Der Herr sagt nichts dazu. Er beißt wieder hinein. Der Herr fragt abermals: „Peter, was sitzt du da?“ Dem aber sitzt es sich nicht gut, hatte er doch das Brot so weit ausgespien, bis zum Walde. Und so oft er ins Brot hineinbiß, so oft stellte ihm der Herr eine Frage, und er mußte ausspeien. So hatte er die kleine Brezel ganz herumgestreut: er war selbst hungrig und hatte noch dazu eine Brezel gestohlen. Wie die Brezel nicht mehr da war, erhebt sich der Herr und erkundigt sich: „Bist du hungrig, Peter? Dort im Walde gibt es Pilze; wenn du hungrig bist, so sammle die Pilze, wir wollen ein Feuer anmachen und sie kochen.“

Da ging Petrus im Walde herum und sammelte die Pilze.

Etnograf. Zbirnyk 7, S. 69, Nr. 29, 4. Vgl. 13, Nr. 72.

b) Es kam Christus mit den Aposteln vor die Hütte einer Witwe. Die hatte Pfannkuchen gebacken und hatte sie unten vor die Hütte auf die Bank gestellt, damit sie schneller kalt würden. Die Jünger schritten hinter Christum her und sahen auf die frischen, noch warmen Pfannkuchen, das Wasser floß ihnen im Munde zusammen, denn sie waren furchtbar hungrig, oh! oh . . . Nicht hielt es Petrus aus, er nahm einen, biß hinein und begann laut zu kauen. — „Peter, Peter, was kaust du da?“ fragt Christus. „Ja, was denn —: meine Lippe!“ sagt Petrus und

spuckt schnell das abgebissene Stück Pfannkuchen zur Erde. „So sei es eine Lippe!“ sagt Christus. Petrus aber sieht zur Erde und traut seinen Augen nicht: vor ihm sind aus dem Stück Brot unzählig viel Morcheln und Pilze gewachsen. „Sammelt,“ sprach Christus zu den Jüngern, „es gibt ein gutes Abendessen.“

Etnogr. Zbirnyk 12, 69.

c) Als Jesus Christus mit dem hl. Petrus auf Erden ging, hatten sie wenig Brot für den Weg. Petrus wollte essen und brach im geheimen Brot aus dem Beutel und ließ Krümel vom Brote fallen. Aus diesen entstanden die Pilze.

J. Werchratsky, Pro gowor gal. Lemkiw (Über die Sprache der galizischen Lemker) S. 190.

3. Polnische Legenden.

a) Eines Tages kam der Heiland mit dem hl. Petrus zu einem alten Weibe, das sie speiste und ihnen als Wegzehrung einen Laib Brot gab. Als den hl. Petrus auf dem weiteren Wege der Hunger zu quälen anfing, biß er hinter dem Rücken des Heilandes das Brot an. Noch aber war es ihm nicht gelungen, die zerkauten Stückchen zu verschlucken, als sich der Heiland nach dem hl. Petrus umsah und mit ihm zu reden begann. Der hl. Petrus spie, um zu antworten, die Brotbissen aus, und so entstanden daraus die Pilze.

Wisła 1892, 676. Vgl. Wisła 1895, 102 f., Nr. 11. Zbiór wiad. 6, 256, 13, 3. Abt. 76, Nr. 163, Lud. 2, 19.

b) Einmal begab sich der Herr Jesus mit dem hl. Petrus auf eine weite Wanderung. Lange Zeit sprach er gar nichts zu Petrus, und dieser benutzte das Schweigen und ließ sich Semmeln gut schmecken. Aber als sie an einen Fluß kamen und ihn zu durchwaten begannen, redete der Herr Jesus Petrus an. Sankt Peter mußte nun, um ihm Antwort zu geben, jeden Bissen ins Wasser speien. Aus diesen Bissen sind Fische entstanden.

Zbiór wiad. do antrop. 7, 36 f., Nr. 94.

Zu dieser Übertragung auf Fische vgl. die in Bd. 1, S. 171 abgedruckte Sage vom Teufel, der durch Ausspucken Fische erzeugt: Arnason, Iceland. legends 2. Ser. transl. by Powell and Magnussen, p. 11. Dazu noch folgende:

Christus spukt in die See, da entsteht der raudmagi = Steinbeißer (Cyclopterus lumpus), eine ganz vortreffliche Speise. Der Teufel will es nachmachen, aber aus seinem Speichel wird nur ein marglítr (marglitta, Medusa aurita), der zu nichts zu brauchen ist. In einer Variante macht zuerst auch noch St. Peter den gleichen Versuch; hieraus wird die grásleppa, die als das Weibchen des Steinbeißers bezeichnet wird.

K. Maurer, isländische Volkssagen S. 191.

c) Zur Zeit Christi lebte ein Mädchen, das gebar ein Kind. Als Jesus sah, daß das Mädchen seinen Fall aufrichtig bereute, verzieh er ihr die Sünde und segnete ihre Arbeit, und als sie nun ihren Acker bestellte, erhielt sie das allerschönste Getreide. Als der hl. Petrus dies sah, mißgönnte er ihr den Segen Gottes. Im Herbst aber, als alle Bauern ihre Scheunen mit Korn gefüllt hatten, begab sich der Herr Jesus mit dem hl. Petrus auf die Reise und trat unterwegs bei ihr ein. Erfreut über die Ankunft so heiliger Gäste, buk sie Brot, zerschnitt es in Stücke und gab

eins davon dem Herrn Jesus, das zweite dem hl. Petrus. Als dieser das Brot aß, verschluckte er sich, so daß er kein Wort hervorbringen konnte. Da schlug ihn der Herr auf den Rücken, bis die zerkauten Stücke zur Erde fielen. Dann befahl ihm Jesus, die Bissen aufzusammeln und in sein Gewand zu legen. Und als sie jenes Haus verlassen hatten und an einem Walde vorbeikamen, sagte der Herr zu St. Petrus: „Wirf die Bissen unter den Strauch!" Petrus gehorchte. Aus diesen Bissen wuchs eine große Menge aller möglichen Pilzarten.

Aus Sukow. Zbiór 7, 119, Nr. 44.

4. Aus Schlesien.

a) Einst hatten Jesus und seine Jünger nichts zu essen. Da stahl Petrus ein Brot, um es heimlich zu verzehren. Jesus aber wußte das, und sobald Petrus einen Bissen im Munde hatte und ihn kauen wollte, redete Jesus ihn an. Da mußte Petrus, um Rede zu stehen, den Bissen ausspeien. Und das geschah so oft, bis Petrus alles Brot wieder ausgespieen hatte. Nicht einen Bissen konnte er hinunterschlucken. Überall aber, wo das ausgespieene Brot auf die Erde fiel, entstand ein Pilz. So steht es um die Herkunft der Pilze.

Mitteil. der Schles. Ges. f. Volksk. Heft 2, 42.

b) Da Jesus auf der Erde wandelte und Gottes Wort verkündete, kehrte er mit dem hl. Petrus bei einer Witwe ein. Diese hatte nur einen Kuchen, brach ihn entzwei und gab die eine Hälfte dem hl. Petrus. Jesus beeilte sich nicht, davon zu essen, wohl aber der hl. Petrus, der im Geheimen seinen Hunger zu stillen suchte. Von Jesus angeredet, spie er den Bissen aus, um sprechen zu können, und dies wiederholte sich viele Male. Überall da, wo der ausgespieene Kuchen zur Erde fiel, entstanden Pilze.

Aus Nehrings Aufsatz: Erzählungen aus Oberschlesien, Mitt. der Schles. Ges. f. Volksk. 8, 67 = Kupiec, Oberschles. Erz. (Posen, Simon 1894).

c) Im wesentlichen gleiche Erzählung bei Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien Bd. 2.

5. Aus Deutsch-Böhmen (Leipaer Gegend).

Christus und Petrus gingen durch ein Dorf und bettelten um Kuchen. Darauf kamen sie durch einen langen Wald und verzehrten beim Gehen den Kuchen, mit weißem Mehl und mit Schwarzmehl gebacknen. Wenn sie nun nach dem Genusse des schwarzen Kuchens ausspuckten, so entstanden die ungenießbaren Schwämme, spuckten sie aber aus, nachdem sie den weißen Kuchen gegessen hatten, so brachten sie damit eßbare Pilze hervor.

Reuschel, Zschr. f. d. dt. Unterr. 1900 S. 416. Eine czechische Variante findet sich bei B. Nemcowa, Národ. báchorky a pověsti 2, 297.

6. Wallonische Variante (ohne naturdeutenden Schluß, da das Märchen in ein anderes übergeht).

Nachdem zuerst die bekannte Geschichte erzählt worden ist, daß Petrus zweimal von der Bäuerin, die ihn aufweckt, verprügelt wurde, heißt es weiter:

Sie kleideten sich darauf an und gingen zum Frühstück. Die Alte hatte die Gelegenheit benutzt und hatte ganz früh am Morgen einen schönen Kirschkuchen

gebacken. Als ihre Gäste nun abreisen wollten, wollte sie wohl die Erinnerung an die Prügel verwischen, wickelte den Kuchen ein und gab ihn den Reisenden. Sie entfernten sich nun, nachdem der liebe Gott sich sehr bei der Alten bedankt hatte. Petrus sagte aber nichts. — Um Mittag brannte die Sonne, und es wurde sehr heiß. Petrus schleppte sich hinter dem lieben Gott her, er hätte sich gerne etwas ausgeruht und gegessen. Aber sein Gefährte ging immer weiter. Da biß er ein tüchtiges Stück vom Kuchen ab. „Wie warm es ist, Petrus," sagte der liebe Gott im selben Augenblick. „Nicht wahr, du hast doch noch den Kuchen da, damit wir uns stärken können?" Der arme Petrus mußte sogleich sein Stück ausspucken, um dem lieben Gott antworten zu können, und das geschah jedesmal, wenn er von dem Kuchen essen wollte. Ihr könnt euch vorstellen, wie ärgerlich er war. Endlich sah ihn der liebe Gott an und sagte: „Petrus, du siehst nicht zufrieden aus." „Wie sollte ich," sagte Petrus, der nicht mehr an sich halten konnte, „du bist immer der liebe Gott, aber ich muß dein Diener sein und alle Arbeit verrichten. Ich möchte wohl auch einmal der liebe Gott sein." [Folgt, wie sie die Plätze wechseln. Sie treffen ein Hütermädchen, das ihre wildgewordenen Kühe „dem Schutze Gottes" befiehlt, und Petrus muß nach den Kühen laufen, so daß er zuletzt sehr froh ist, wieder seinen Platz hinter dem Herrn einzunehmen.]

Gitteé et Lemoine, Contes pop. du pays wallon S. 105.

Diese Legenden gehören zu einem größeren Kreise ähnlicher Erzählungen, z. B. der, daß Petrus den Kuchen fallen läßt, den er unter dem Arm verborgen hat, oder Goethes Legende vom Hufeisen (darin ähnlich: Petrus' Gier nach den Kirschen und das heimliche Essen). Über Petrus, der als Bratendieb dem Loki gleichzustellen ist, siehe Grimm, Mythol. XXXI f. Die schöpferische Kraft des Speichels ist ein asiatisches Motiv (vgl. Bd. I, Reg.: 'Speichel'), das sich mit dem christlichen Stoff verbunden hat.

9. Kapitel.

Bestrafung der Trägheit.

Es gibt eine Anzahl Sagen, in denen die Erschaffung der Fliegen und Flöhe als Strafe für Faulheit und als Mittel gegen Langeweile aufgefaßt ist. Von Jesus ist meist nicht die Rede, sondern Gott selbst läßt das Ungeziefer entstehen, um einer Faulenzerin Beschäftigung zu geben.

A. Bestrafung des faulen Weibes (oder fauler Leute überhaupt).

1. Aus Griechenland.

Als Gott die Welt schuf, schuf er auch Mann und Weib. Der arme Mann stürzte sich sogleich in die Arbeit, um Brot zu verdienen; die Frau aber dachte gar nicht daran, etwas zu tun. Eines Tages, wie der alte Gott im Schatten eines Baumes saß, erblickte er plötzlich das Weib, wie es ausgestreckt im Grase lag und schlief. Halt! denkt er, ich habe sie geschaffen, damit sie dem Manne bei der Arbeit helfe, nicht damit sie sich sonne. Dann nimmt er sogleich eine Hand-

voll Erde und wirft sie auf sie; erschreckt wacht sie auf und fängt an, sich überall zu jucken und zu kratzen: aus der Erde waren Flöhe geworden, und seitdem hat auch das Weib Arbeit gefunden.

Politis Nr. 1012.

2. Aus Bulgarien.

Es war einmal eine sehr alte Frau; die blieb immer an derselben Stelle müßig sitzen, da sie zu keiner Arbeit mehr taugte. Sie langweilte sich sehr in diesem Zustande, und darum richtete sie an Gott die Bitte: „Herr, gib mir irgendeine Beschäftigung, denn es langweilt mich, so ohne Arbeit zu bleiben."

Da gab ihr der Herr Flöhe, die fingen an, die Alte zu stechen, und sie schickte sich an, sie in ihren Kleidern zu suchen, um sie zu töten. Aber die Flöhe sprangen sehr, und sie konnte sie nicht erwischen. Sie sprach also: „Herr gib mir etwas Ruhigeres; was du mir da gegeben hast, ist zu närrisch."

Da schickte ihr der Herr Läuse. Darum tun die Frauen jetzt, wenn sie so alt sind, daß sie zu keiner anderen Arbeit taugen, weiter nichts, als daß sie sich die Läuse absuchen; denn das ist die Beschäftigung, die ihnen der Herr für ihre alten Tage gegeben hat.

Schischmanoff, Nr. 20; vgl. Strauß, Bulgaren S. 75 = Sbornik umotvorenija 4, 90.

3. Aus Ungarn.

Eine alte Jungfer klagte stets über Langeweile. Da erschuf Gott ihr zuliebe die Fliegen und Flöhe, damit sie nun etwas zu tun habe.

v. Wlislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren S. 95 = Kálmány, Világunk S. 40.

4. Aus Rußland.

a) Es gab einmal ein Weib, so alt, daß es gar nicht mehr ordentlich arbeiten konnte, sie mußte meist nur sitzen. So still zu sitzen ist aber langweilig. Da betete sie: „Herr, wenn du mir doch wenigstens einen kleinen Trost senden wolltest!"

Da warf ihr der Herr auf die Brust einen Wickel Flöhe. Diese begannen sie zu beißen und zu springen; da rief sie:

„Herr, welch ein Trost! Es frißt, und es juckt, und es springt!"

Seit eben jener Stunde gibt es Flöhe.

B. D. Grintschenko, Ethnogr. Materiali 2, 9.

b) Das war noch vor der Sintflut. Es gab wenig Menschen, die Erde trug gut, man brauchte nicht so schwer zu arbeiten wie jetzt. Da gingen die Männer bald aufs Feld, bald nach Fischen, die Frauen aber saßen zu Hause. Die Zeit war ihnen lang. Da begann eine Gott zu bitten: „Herr, hätte doch der Mensch wenigstens etwas, was ihn kitzelte, damit er's nicht so langweilig habe!" Nun, da erhörte sie der Herr — sie hatte zur rechten Zeit gebeten, und es fielen auf sie genügend Läuse, Flöhe und anderes Ungeziefer; die zerbissen sie auf der Stelle. Und von ihr verbreiteten sie sich auf alle Menschen.

Vl. Hnatjuk im Etnogr. Zbirnyk 13, S. 29, Nr. 31.

5. Aus Polen.

a) An einem Sonntage, als die hl. Messe in der Kirche abgehalten wurde, erblickte der Heiland Leute, die vor der Hütte saßen, und fragte sie, warum sie nicht arbeiteten. „Weil es Sonntag ist," antworteten sie. Da warf Jesus Staub

auf sie und rief: „Von nun an werdet ihr Arbeit haben.“ Und sie hatten wirklich welche, denn aus dem Staub entstanden Läuse, und sie mußten sich lausen.

Zbiór wiad. 5, 180, Nr. 88.

b) Als die Menschen am Anfang der Welt keine Beschäftigung hatten, streuten sie sich Sand in die Haare und lasen ihn wieder heraus. Da Gott nicht wollte, daß die Menschen beschäftigungslos seien, verwandelte er den Sand in Läuse.

Zbiór wiad. 5, 180, Nr. 89.

c) Als der Herr Jesus den hl. Petrus einmal an der Weichsel traf, sprach er zu seinem Gefährten: „Man muß den Menschen ein Andenken an sich hinterlassen.“ Er bückte sich zur Erde, nahm eine Handvoll Staub und warf ihn in die Weichsel. Und alsbald entstand daraus eine Menge Fische aller Art, die sich von dort aus in kleinere Flüsse und Bäche ausbreiteten.

Zbiór wiad. 7, 115, Nr. 28.

6. Aus Estland.

Es war einmal ein faules Weib, das Tag und Nacht auf dem Ofen saß und nichts tat. Da ist der Himmelsvater gekommen und hat sie gefragt, ob ihr die Zeit nicht lang würde bei solchem Nichtstun. „Was soll ich denn machen?“ antwortete diese; „ich habe ja nichts zu tun.“ Da hat der Himmelsvater gesagt, wenn sie nichts anderes zu tun habe, so solle sie sich kratzen. Und da ward das Weib voller Läuse und mußte sich beständig kratzen.

So sind die Läuse den Faulen zur Arbeit geworden, daß sie mit Kratzen ihre Zeit zubringen.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

7. Aus Sizilien.

Eine Alte, die nichts zu tun hatte, wandte sich an den Herrn und bat ihn: „Ach Herr, gib mir zu tun!“ Da schickte ihr der Herr viele Flöhe, um die Verzweiflung der unvorsichtigen Alten zu beschwichtigen. Da wandte sie sich zum andern Mal an den Herrn und sagte: „Ach Herr, und alle diese wollen mich fressen.“ Aber sie mußte sie in Frieden ertragen. So kamen die Flöhe in die Welt, und wenn man ihrer viele hat und kein Mittel besitzt, sie zu vertreiben, so ruft man aus: „O verdammte Alte, daß sie dich heimsuchten!“

Pitrè, Usi e costumi Sic. 3, 327. Vgl. Archivio 15, 14: Die Flöhe sind erschaffen, damit die Weiber nicht faul werden.

8. Aus Malta.

Der Herrgott hatte es sich nicht vorgenommen, auch noch „Tierchen der Unreinlichkeit“ zu bilden. Aber zuletzt kam ein Engel und sagte: „Höre, weil du die Erde so tadellos schön gemacht hast, fühlen sich die Menschen gar zu wohl und lungern herum, ohne sich abzumühen, wie du es befohlen! Sieh nur, wieviel Staub sich schon angehäuft hat! Darin ruhen sie nun und wälzen sich nach Herzenslust, schaff doch den Staub ab und gib ihnen dafür härtere Lager!“ Der Herr aber sagte: „Hol mir eine Handvoll Staub!“ Der Engel gehorchte und flog hinunter; bald kehrte er mit dem Staube zurück, und Gott sagte: „Ich werde ihn lebendig machen, damit er den Menschen und Tieren zur Mahnung diene, sobald sie sich der Trägheit überlassen wollen!“ So segnete er den Staub, und sogleich begann er sich zu regen und zu rühren. Da aber der Staub nicht von einem Orte genommen war, war er vielfarbig, und darum gibt es vielfarbiges Ungeziefer. Diesen

wimmelnden Dingerchen nun befahl Gott der Schöpfer: „Muntert die trägen Menschen auf und die trägen Tiere, damit sie sich an ihre Pflicht erinnern. Eure Pflicht aber ist es, ohne Rast und Ruh zu laufen, zu kribbeln und zu saugen. Eure Wohnstätte sei der Mensch, der unreinliche, eure Brutstätte sei der Staub!“ Seit der Zeit haben die faulen Menschen ihre steten Mahner.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

9. Aus Frankreich.

a) Eines Tages ging unser Herr mit dem hl. Petrus an den Ufern der Loire spazieren. Sie trafen eine Frau, welche so unglücklich aussah, daß sie einem Mitleid erregen konnte. Petrus sprach zum lieben Gott: „Seht doch, Herr, diese arme Frau, sie muß großes Unglück gehabt haben.“ — „Nein“, antwortete der liebe Gott, „was ihr ein so unglückliches Aussehen gibt, ist, daß sie sich langweilt.“ — „Ach Herr!“ sprach Petrus, „ich bitte Euch, findet doch ein Mittel, um ihr die Langeweile zu vertreiben.“ — „Ich möchte es wohl“, antwortete der liebe Gott, nahm eine Handvoll Sand und warf ihn auf die Frau. Sofort verwandelte sich jedes Sandkorn in einen Floh, und die gute Frau, die sich gebissen fühlte, machte sich daran, sie zu fangen. So oft sie dabei war, einen zu erwischen, veränderte sich ihr Gesicht und nahm einen solchen Ausdruck von Befriedigung an, daß Petrus zum lieben Gott sprach: „Ach Herr, wie danke ich Euch für diese arme Frau; nun langweilt sie sich wenigstens nicht mehr.“

In der Haute-Bretagne erzählt man auch, daß eine gute Schwester, die nichts zu tun hatte, die Flöhe erfand, um sich zu zerstreuen; auch verwünscht man sie, wenn man von ihnen gestochen wird, und sagt: „Mach, daß du zur guten Schwester kommst, die dich erfunden hat!“

Sébillot, Traditions de la Haute-Bretagne 2, 304 und Sébillot, Folklore 3, 300 = Revue des trad. pop. 2, 369.

b) Eines Tages ging der liebe Gott mit Petrus in den Schluchten der Loire, zwischen Chamalières und Vorey, spazieren, und sie plauderten beim Gehen von dem Haushalt der Welt und der Schwierigkeit, sie zu regieren. Plötzlich, an einer Biegung des Wassers, zeigte Petrus dem lieben Gott eine Frau in Lumpen, die auf dem Sande lag und sich sonnte; sie war noch jung, aber ihre Züge zeigten die allergrößte Langeweile. Der liebe Gott, dem nichts verborgen ist, sah sofort, daß diese Frau sich über ihren Müßiggang langweilte. Allgütig wie er ist, zog er aus seiner großen Tasche eine Handvoll Flöhe und warf sie auf die junge Frau, indem er zu ihr sagte: „Frau, Müßiggang ist aller Laster Anfang; hier hast du was zu tun“. Und seit dem Tage haben die Frauen Flöhe, und wenn sie nichts Besseres zu tun haben, ergötzen sie sich damit, sich zu flöhen.

Mélusine 2, 8 = Sébillot, litt. orale de l'Auvergne S. 120.

c) Jesus und Petrus finden auf einer Wanderung in einem Park eine reich gekleidete Frau müßig auf dem Rasen hingestreckt. Jesus sieht ihre Langeweile, und um ihr Beschäftigung zu geben, wirft er eine Handvoll Flöhe über sie, „und seitdem haben die Frauen Flöhe“.

Chapiseau, Folk-Lore de la Beauce et du Perche 2, 248.

10. Aus Belgien (Antwerpen).

„Die Flöhe sind zur Bestrafung der faulen Frauen erschaffen.“

Harou, mélanges S. 53.

11. Aus den Niederlanden.

Als Jesus noch auf Erden wandelte, kam er durch eine volkreiche Stadt, wo beinahe vor jeder Haustür müßige Frauen standen. Er fragte eine, warum sie nicht fleißig in ihrer Häuslichkeit arbeite. „Ich habe nichts zu arbeiten.“ „Geh hinein, sieh nach den Köpfen deiner Kinder, da wirst du genug zu tun finden.“ Sie ging hinein und fand auf den Köpfen eine Menge jener kleiner Tiere, die wir jetzt Läuse nennen.

Joos, Vertelsels 2, 113, Nr. 26. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 64 nebst Variante: Christus u. Petrus begegnen einer Alten, die nichts zu tun hat. Handvoll Sand zu Flöhen verwandelt.

B. Der Faule im Grase.

12. Eine bretonische Variante (aus Morbihan) ersetzt die Frau durch einen Mann. Jesus und Petrus sehen ihn an einem Maitage im Grase liegen. „Was machst du da?“ fragt Jesus. — „Ich sonne mich, weil ich nichts zu tun habe.“ — Der Heiland hebt eine Handvoll Staub, wirft sie ihm in den Schoß und verwandelt sie in Läuse.

Lavenot, Légendes et contes du Pays de Vannes, p. 11 = Sébillot, Folklore de France 3, 301.

13. In Ungarn findet sich dieselbe Änderung.

Als Christus mit St. Peter wanderte, traf er einen armen Mann. Fragt er den armen Mann: „Nun armer Mann, warum arbeitest du nicht?“ „Ich habe keine Arbeit.“ „Ich werde dir Arbeit geben, bleib nur stehen!“ Sogleich nahm er eine Handvoll Staub auf und schleuderte ihn auf den armen Mann. Der Staub verwandelte sich in Läuse. Seitdem hat der Mensch viel Arbeit, der Läuse wegen, die er töten muß.

Magyar Nyelvör 30, 254.

C. Der Faule, der mit dem Fuße den Weg weist.

14. Eine besondere Gruppe verbindet das Motiv der Erschaffung des Ungeziefers mit einem andern Märchen, in dem ebenfalls ein Fauler im Grase (oder am Wege, am Feldrande) liegt und Christus und Petrus vorüberkommen. Sie fragen ihn nach dem Wege; der Faule zeigt nur mit dem Fuße die Richtung an. Mit diesem ungenügenden Bescheide ziehen sie weiter und fragen ein Mädchen, das sie am Felde arbeiten sehen, nochmals nach dem Wege. Das Mädchen läuft gleich mit und zeigt ihnen den rechten Weg. Da sagt der Herr zu Petrus: „Du, Peter, die beiden werden wir verheiraten.“ Peter erwidert: „Nicht doch! 's wär schad um das fleißige Mädel, wenn es den faulen Knecht bekäm'“. Jesus aber meint: „Gerade deswegen! Was würde der faule Knecht ohne ein fleißiges Weib anfangen? Er müßte ja verkommen.“

Hauffen, Gottschee S. 109.

Über die Verbreitung des Stoffs siehe Bolte in seiner Ausgabe von Val. Schumanns Nachtbüchlein S. 272 und in der zweiten Zugabe zu Freys Gartengesellschaft, betitelt: Nachträge zu V. Schumanns Nachtbüchlein S. 285. Hinzuzufügen: Simrock, Legenden 46; Kristensen, Sagn 2, 257, Nr. 29; Jyske Folkeminder 8, 368, Nr. 655; La Tradition

2, 52.) Am bekanntesten ist die poetische Bearbeitung durch Hans Sachs (Folioausgabe 1, 5, 493a = 5, 114 ed. Keller = Schwänke ed. Goetze 1, 485 Nr. 170); über dessen Verhältnis zu Agricola, Sprichwörter Nr. 354 (Ausg. Wittenberg 1582, Bl. 199b) siehe Stiefel, Über die Quellen . . . S. 127.

Aus dem Hurtschen handschriftlichen Nachlaß teile ich noch folgende estnische Variante mit: Jesus ging mit seinen Jüngern über Land. Am Wege lag ein müßiger Bursche ausgestreckt. Jesus fragte ihn nach dem rechten Wege. Der Bursche wies ihm mit dem Fuße die Richtung, ohne sich auch nur zu erheben. Als sie weiter gingen, machte Jesus seine Jünger auf ein Mädchen aufmerksam, das fleißig arbeitete, und sagte: „Dieses Mädchen hat kein Glück, wohl aber jener faule Bursche am Wege, und jener Bursche wird dieses Mädchen freien, und beide werden eine glückliche Ehe führen."

Die Verschmelzung beider Stoffe geschieht in der Weise, daß der zweite Teil des zu verwendenden Märchens — die Befragung des Mädchens und Jesu Ausspruch — einfach weggelassen wird. Der Faulpelz wird mit Staub beworfen, aus dem zu seiner Plage das Ungeziefer entsteht.

15. Sage der Schweden in Estland.

Als Jesus auf Erden wandelte, traf er einen Mann am Wege liegend, den er nach der Richtung fragte. Statt aufzustehen, zeigte dieser nur mit dem Fuße die Himmelsgegend an. Der Herr warf eine Handvoll Sand auf ihn, und die Sandkörner verwandelten sich in Flöhe und Läuse zur Strafe für seine Faulheit. Seitdem leiden die Menschen von diesem Ungeziefer, vornehmlich die Faulen; auf die unschuldigen Tiere ist aber diese Strafe auch um unserer Schuld willen übergegangen.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal 186, Nr. 197.

16. Aus Österreichisch-Schlesien.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, von Sankt Petrus begleitet, kam er an einer großen Linde vorbei, in deren Schatten sich ein Mann behaglich ausgestreckt hatte. Als der Herr ihn so daliegen sah, fragte er ihn, welches der Weg in den nächsten Flecken sei. Der Mann aber war zu bequem, um aufzustehen und gehörig Bescheid zu geben. Er zeigte daher mit seinem Fuße nach der Richtung. Darüber ärgerte sich Sankt Petrus gar sehr und sprach zu Christus: „Herr, was tun wir dem Manne? Er ist zu bequem, uns ordentlich den Weg zu zeigen!" Der Herr antwortete: „Was willst du ihm tun? Nimm eine Handvoll Staub und wirf nach ihm!" Petrus tat, wie ihm der Herr geheißen, und es wurden Fliegen aus dem Staube, und sie stachen den Mann, so daß er, um die lästigen Gäste abzuwehren, nicht bloß Hände und Füße in Bewegung setzen, sondern schließlich das kühle, schattige Plätzchen verlassen mußte. Zur Belästigung der Müßiggänger ließ der Herr die Fliegen fortbestehen.

A. Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien 2, 133f.

D. Übertragung auf die Jünger Jesu.

17. Aus Malta.

Läuse, Wanzen und Flöhe waren nicht vom Beginn der Welt erschaffen, und wie es kommt, daß die Welt trotzdem davon geplagt wird, ergibt sich aus dieser Geschichte: Christus ließ die Jünger zurück im Cönakulum und ging hin gen Gethsemane, um zu beten. Vor seinem Weggange aber hatte er ihnen gesagt: „Betet", und sie hatten eifrig ihr Versprechen gegeben. Nach einiger Zeit kehrte ihr

Meister zurück und fand sie schlafend. Da raffte er eine Handvoll Kot auf, wie er vor dem Cönakulum lag, und streute ihn auf die Jünger: so entstanden die faulen, trägen Läuse, und die Jünger rührten sich etwas, rieben ein wenig, schliefen aber weiter. Da nahm der Meister wieder eine Handvoll Kot, streute ihn über die Schlafseligen, und so schuf er die rührigen, nimmer stillen Flöhe, die sogleich ihre Arbeit begannen. Da kratzten sich die Jünger, legten sich unruhig auf die andere Seite und — schliefen weiter. Da ließ der Meister auf die gleiche Weise die ewig quälerischen Wanzen entstehen, und siehe! die Jünger wachten endgültig auf und folgten dem Herrn.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

E. Der faule Rinderhirt.

Das Motiv der bestraften Faulheit findet sich auch in einer Geschichte von zwei Hirten, in welcher dem faulen Rinderhirten ein fleißiger Schäfer gegenübersteht. Dieser erfüllt — wie in der vorigen Gruppe das Mädchen — die Bitte des Heilandes.

18. Kleinrussische Sage.

Einst als Gott und der hl. Petrus auf Erden gingen, war es noch so, daß die Rinder sich zusammendrängten, die Schafe aber scheu wurden. Da kamen die beiden zu einem Viehtreiber, der saß und nähte sich Stiefel. „Hast du nichts zu essen, Mann?“ fragten sie. — „Ich werde euch grade was geben! Geht eures Weges, ihr seht, daß ich keine Zeit habe.“ Sie gingen heraus und kamen zu einem ganz armen Schafhirten mit einer ganz alten Fangleine. „Hast du nicht was zu essen?“ fragten sie. „Ich habe dort etwas zu essen“, sagte er, „esset; ich würde selbst mit euch essen, aber ihr seht, ich habe keine Zeit.“ Sie aßen und begannen sich zu beraten, was sie dem Hirten geben sollten. „Ach Herr,“ sagte Petrus, „sei es so, daß in Zukunft die Rinder scheu werden, die Schafe aber sich zusammendrängen, damit der Hirt ausruhe“. Und so ist es auch geworden.

Mansura, Skazki 144.

19. Aus Ungarn.

Früher brauchten die Rinder die Fliegen nicht von ihrem Leibe abzuschütteln, der Hirte konnte auch rasten. Da kam Christus einmal vorbei und bat den Hirten um Milch, doch dieser war zu faul, aufzustehen. Weil nun der Hirte bösherzig war, müssen die Rinder, obwohl sie nichts verschuldet, die Fliegen von sich treiben.

Ethnol. Mitt. a. Ungarn 2, 1890—92, S. 140 = Kálmány, Szeged népe 2, 140 = Strausz, Die Bulgaren S. 69.

20. Aus Rumänien.

Gott und Petrus hatten sich in einem Walde verirrt und fragten einen Rinderhirten, der auf einer Wiese schlief, nach dem Wege. Der Mensch aber gab eine freche Antwort. Dafür bestrafte ihn Gott und bestimmte, daß die Rinder, die bisher ruhig weideten, vom Bremsenstich beunruhigt fortlaufen sollten, so daß der Rinderhirt nicht mehr schlafen könnte. Dann gingen die beiden weiter und kamen zu einem Schafhirten, der Mühe hatte, die Tiere zu beruhigen, die sich vor den Bremsen fürchteten. Der Schafhirt zeigte den beiden bereitwilligst den Weg, auf dem Gott und Petrus wieder aus dem Walde herauskamen. Zur

Belohnung ließ Gott die Schafe gegen die Bremsen unempfindlich werden, so daß der Schafhirt Ruhe hatte.

Seitdem werden die Rinder durch Bremsenstiche in Schrecken versetzt, die Schafe aber bleiben ruhig.

Variante: Gott bittet einen Rinderhirten, der einen geflohenen Ochsen sucht, um Wasser, wird aber von diesem abgewiesen. Dann bittet er einen Schafhirten, der ihm bereitwillig zu trinken gibt. Zum Danke läßt Gott die Schafe auch bei größter Hitze ruhig bleiben; die Rinder aber plagt die Bremse, so daß sie wild hin und herlaufen und der Rinderhirt immer hinterherjagt.

Marianu, Insectele S. 354.

F. Erweiterung.

Diese Sage wird am Schluß weiter ausgesponnen. Während der Schäfer Wasser holt, hütet Jesus (oder Gott) die Herde, der Wolf überfällt sie, und der göttliche Hirte erschafft den Wächterhund. Die Hauptzüge, die mit den vorigen Varianten übereinstimmen, sind im folgenden gesperrt gedruckt, die Erweiterung kursiv.

21. Aromunische Sagen.

a) Der durstige Christus bat einen faulen Kuhhirten um Wasser; der aber wies unwillig mit dem Fuße nach einer Quelle und sagte zu Christus, er solle sich das Wasser selbst holen. Christus ging weiter und bat einen Schafhirten um dasselbe. Dieser ging zur Quelle, *nachdem Christus versprochen, die Herde unterdessen zu bewachen. Da kam plötzlich der Wolf und fiel über ein Schaf her. Christus aber nahm einen Stein und warf nach ihm; aus diesem Stein entstand der Hund,* vor dem der Wolf die Flucht ergriff. Als der Hirt wiederkam, zeigte ihm Christus den Hund und sagte: „Dies sei mein Geschenk; der Hund wird dir Tag und Nacht deine Schafe behüten." Seitdem ist der Hund immer mit dem Schäfer zusammen.

Den Kuhhirten aber traf der Fluch, niemals Hunde bei den Kühen zu haben. Wenn der Wolf kommt, so sammeln sich die Kühe im Kreise und wehren den Feind mit den Hörnern ab.

Lumina, Revistă poporana a Aromînilor 3 (1905), Nr. 1.

b) Variante.

Durstig traf Gott einst, als er auf Erden wanderte, einen Hirten, den er um Wasser bat. Dieser ging zur Quelle, *während Gott seine Schafe hütete. Da kam aber der Wolf und wollte sich ein Schaf holen,* denn es bestand zwischen Hirten und Wolf ein Vertrag, demzufolge der Wolf täglich ein Schaf erhielt und dafür im übrigen die Herde in Ruhe ließ. Gott wollte nun dem Wolf nicht das geben, was er wünschte, sondern erhob den geforderten Widder, *warf ihn gegen den Wolf und verwandelte ihn in den Hund,* der den Wolf wacker angriff und in die Flucht trieb. Seitdem sind die Hunde Begleiter der Herde.

Papahagi, lit. pop. a Aromînilor S. 811.

22. Aus Ungarn.

Als unser Herr Christus auf Erden wandelte, dürstete ihn einmal sehr; er trat beim Rinderhirten ein; der Hirt lag faul hingestreckt — er konnte faulenzen, denn damals rastete das Rind noch mittags. Unser Herr Christus bat

ihn um ein bißchen Wasser. „Das kann ich dir nicht geben, denn weit ist der Brunnen!“ Dabei hob er das Bein in die Höhe und wies damit: „Dort ist der Brunnen!“

Unser Herr Christus ging nicht zum Brunnen, er ging zum Schäfer, bat ihn um ein bißchen Wasser. Sprach der Schäfer: „Ich kann es dir nicht geben, denn meine ganze Herde läuft sonst auseinander! Siehst du nicht, wie sie hin und her laufen, um die Fliegen zu vertreiben?“ „Geh nur, deine Schafe werden schon alle zusammen in einem Haufen rasten!“ Der Schäfer holte Wasser, unser Herr Christus trank. Als er getrunken hatte, liefen alle Rinder des Rinderhirten auseinander, um die Fliegen zu vertreiben.

Gegen Abend ging unser Herr Christus wieder zum Schäfer, bat ihn um Wasser. „Ich kann dir's nicht geben; denn meine Schafe alle treibt sonst der Wolf zusammen!“ „Fürchte nichts, geh nur und hole Wasser!“ *Der Schäfer ging nach dem Wasser, da kamen die Wölfe.* Der Schäfer hatte zwei Pferdeköpfe dort — damals war das Pferd noch des Schäfers Esel —, *unser Herr Christus stieß die beiden Pferdeköpfe zusammen, da verwandelten sich die zwei Pferdeköpfe zu Bulldoggen; die Wölfe liefen davon.* Seitdem gibt es Bulldoggen.

Kálmány, Széged Népe. 3, 171.

23. Bulgarische Sagen.

a) Einst waren die Schafe scheu und die Ochsen zahm. Ging da einmal Gott aus, um zu schauen, was der Schafhirt machte. Er ging also zu ihm, und der Arme lief eben mit einem gebrochenen Beine und einem bloßen Fuße herum, um die Schafe zusammenzutreiben, damit sie sich nicht verliefen. Er hatte nicht einmal Zeit, sich niederzusetzen und sich die Füße zu umwickeln. Der alte Gott sprach zu ihm: „Mein Kind, ich bin sehr durstig; willst du mir ein wenig Wasser bringen, damit ich trinke? Du weißt, wo sich der Brunnen befindet.“ „Ich bringe dir, Alter,“ versetzte der Schafhirte, „doch die Schafe sind scheu, und ich kann sie nicht allein lassen. Wie du siehst, habe ich nicht einmal so viel Zeit, mir die Füße zu bekleiden und muß ihnen barfüßig nachlaufen.“ „Gehe nur, *ich werde sie bewachen,* damit sie nicht davonlaufen; bringe mir Wasser!“ sagte Gott und ging dann, um die Schafe zusammenzutreiben. Der Hirte lief sofort von dannen und brachte Wasser. Der alte Gott trank und segnete den Schafhirten, indem er sagte: „Kind, weil du mir gefolgt hast, soll dir Gott geben, daß dir die Schafe nicht mehr scheu werden, damit du dich setzen und dir die Schuhe anziehen kannst.“ Von dieser Zeit an sind die Schafe nicht mehr scheu, und ihr Hirte kann sich setzen, wenn er müde ist. — Gott ging nun zum Ochsenhirten. Dort lagen die Ochsen still, und der Hirte hatte sich bloßfüßig zum Schlafe hingelegt. Der alte Gott bat ihn: „Geh, mein Kind, und bringe mir etwas Wasser, ich bin sehr durstig.“ Der Ochsenhirte versetzte: „Kannst du nicht selber gehen und am Brunnen trinken? Ich soll bloßfüßig aufstehen und dir Wasser holen?“ Da verdammte ihn Gott, indem er sagte: „Von nun an sollst du barfuß den Ochsen nachlaufen und keine Zeit haben, dich zu setzen und dir die Schuhe anzuziehen.“ Sogleich wurden die Ochsen scheu und liefen hin und her; und er lief ihnen barfuß nach, um sie zusammenzutreiben. Von dieser Zeit an sind die Schafe zahm, die Ochsen aber scheu.

Strausz, Die Bulgaren, S. 67.

b) Früher, da Gott noch auf Erden wandelte, rasteten die Rinder in der Mittagshitze, die Schafe aber liefen hin und her. Einst kam Gott zu Fuße daher, und da

es gar heiß war, wurde er müde und durstig. In der Nähe des Weges lag ein Rinderhirte auf dem Rücken, während die Rinder im Schatten ruhten. Gott bat den Hirten um Wasser, damit er seinen Durst lösche; aber der Hirte erhob sich nicht einmal vom Boden, um ihm die Quelle zu zeigen, sondern blieb liegen, streckte sein Bein gegen die Quelle aus und sprach: „Dort ist die Quelle; gehe hin, wenn du trinken willst!“ Gott ging weiter und traf einen Schäfer an, der barhaupt seine herumlaufenden Schafe zusammentreiben wollte. Gott trat an ihn heran und sprach: „Guten Tag, mein Sohn!“ „Geb dir auch Gott, Alter!“ versetzte der Schäfer. „Hast du Wasser, damit ich Alter trinken kann?“ fragte Gott. „Nein, es ist mir ausgegangen, Alter,“ antwortete der Schäfer. „Ich möchte auch gerne trinken, aber ich kann meine Schafe nicht hier lassen, um Wasser zu holen.“ Gott sprach: „Geh nur, mein Sohn, geh! *Ich werde die Schafe hüten.*“ Der Schäfer ging, um Wasser zu holen, Gott aber nahm seine Mütze ab und segnete die Schafe; diese sammelten sich nun in dem Schatten der Mütze Gottes, die Rinder aber liefen auseinander, und der Rinderhirte mußte barhaupt aufspringen und ihnen nachlaufen, um sie zusammenzutreiben, was ihm aber nicht einmal so weit gelang, daß sie haufenweis im Schatten rasteten. Zu dieser Zeit segnete Gott die Schäfer, und die Schafe begannen zu Mittag zusammen zu rasten, die Rinder aber sich zu zerstreuen, damit ihr Hirte seine Mühe habe.

Ein andermal nahm Gott die Gestalt eines sehr alten Mannes an und ging zum Schäfer, um zu erfahren, ob dieser sich noch an das Gute, das Gott ihm angetan, erinnere oder nicht, und er redete ihn also an: „Guten Tag, mein Sohn!“ Jener versetzte: „Geb dir Gott, Alter!“ „Hast du etwas Wasser, um den Durst des Alten zu löschen?“ fragte Gott. „Nein, Alter,“ antwortete der Schäfer, „aber warte nur, ich werde es holen; die Quelle ist hier zwar weit, und heute ist die Reihe an mir, den Wolf zu bewirten.“ Bis zu der Zeit nämlich konnten die Schäfer den Wolf nicht fernhalten und mußten ihm eine Abgabe liefern, der Reihe nach je eins der besten Lämmer, oder welches sich der Wolf eben auswählte. Gott sprach: „Schon gut, mein Sohn, schon gut; *sag mir nur, welches Lamm ich ihm geben soll. Du aber hole Wasser.*“ Der Schäfer zeigte ihm das beste, fetteste Lamm und ging dann, um Wasser zu holen. Der Wolf kam, um das Lamm wegzutragen, aber Gott gab ihm nicht das fetteste, sondern ein häßliches, mageres, schmutziges. Der Wolf erzürnte und wollte das fetteste Lamm ergreifen; *da versetzte ihm Gott mit seinem Stabe einen Schlag auf den Rücken und brach ihm zwei Rippen aus, aus welchen zwei Hunde entstanden,* ein Männchen und ein Weibchen, die er auf den Wolf hetzte. Dieser erschrak und lief ohne Beute davon. Als der Schäfer mit dem Wasser zurückkehrte, sprach Gott zu ihm: „Mein Sohn, von nun an gebet dem Wolfe nichts, sondern hetzt ihn mit Hunden weg, die von diesen beiden da erzeugt werden.“ Von dieser Zeit an ward der Wolf feige und kann mit Hunden fortgehetzt werden.

Strausz, S. 68.

24. Slawische Sage.

Als Gott auf der Erde wandelte und sie segnete, ging er zuerst zu einem Viehhirten. Der lag auf dem Rücken unter einem Birnbaum; sein Krug, worin er sich Wasser holte, stand leer daneben. Gott, in Gestalt eines alten Mannes, fragte ihn: „Mein Sohn, ist da etwas Wasser im Krug?“ Der Hirt sagte: „Nein.“ Gott sagte zu ihm: „Geh, mein Sohn, mir etwas Wasser zu holen, daß der alte Mann trinken kann.“ Der Hirte machte ihm mit dem Fuße ein

Zeichen: „Da ist der Quell, wenn du durstig bist, geh hin und trinke.“ Da ließ der Herr die ganze Herde davonlaufen, als ob sie von der Bremse gejagt wären. Und als sie nun alle in einer Richtung zu laufen begannen, nahm der Hirt seinen Hut in die Hand und stand auf, und als er hinter ihnen her rannte, dachte er: „Wie hab ich gegen Gott gesündigt!“

Darauf kam Gott zu einem Schäfer. Auch dieser hatte einen Krug, und Gott fragte ihn: „Mein Sohn, hast du etwas Wasser?“ Er antwortete: „Da ist Wasser, Alter, aber ich kann nicht selbst gehen, es zu holen, oder die Schafe werden sich zerstreuen.“ Da sagte Gott: „Geh hin, mein Sohn, ich will sie hüten.“

Als der Schäfer zum Wasser ging, *nahm Gott den Hirtenstab*, und nachdem er ihn in den Erdboden gesteckt hatte, legte er den Hirtenmantel darauf und segnete die Schafe. Sie wurden ruhig und blieben still im Schatten. *Während der Abwesenheit des Schäfers kam ein Wolf, um den ausgemachten Tribut, den er täglich vom Schäfer erhielt, in Empfang zu nehmen.*

Gott gab ihm ein Lamm von geringem Wert, aber der Wolf war unzufrieden und nahm es nicht, sondern stürzte sich auf ein anderes, das ihm gefiel. Da nahm Gott des Schäfers Horn und schlug ihn auf die Lenden und auf das Rückgrat. Daher stammt die Eigentümlichkeit des Wolfs, daß seine Lenden gerade so weich sind, wie sein Nacken fest ist. Aber er trug das Lamm fort, das er ergriffen hatte. *Da nahm Gott zwei kleine Steine, warf sie hinter dem Wolf her und segnete sie. Da wurden sie zu Hunden*, rannten dem Wolf nach und nahmen ihm das Lamm weg.

Als der Schäfer mit kaltem Wasser herankam, sah er die Schafe ruhig, denn sie standen im Schatten, und die zwei Hunde spielten um sie herum.

Da fragte der Schäfer den alten Mann: „Ei, Alter, wenn die Schafe da so ruhig wie Holzklötze stehen, wie soll ich sie dann zur Weide treiben?“ Gott sagte zu ihm: „Mein Sohn, nimm ein Kupferhorn und blas ihnen darauf, dann werden sie sich nach der Richtung erheben, von der der Windhauch weht.“

Seitdem werden die Schafe mit Hornruf zur Weide getrieben.

Wratislaw, Sixty Folktales, S. 176.

G. Herkunft der Erweiterung.

25. Offenbar hat sich hier eine neue Sage eingedrängt, die in Bulgarien in folgender Form bekannt ist:

Einstmals, als Gott auf Erden wandelte, sammelte er im Walde eine Schafherde und *schickte sich an, sie zu hüten*, um so die Menschen zu lehren, die Schafe zu weiden. Und er hatte den *Wolf als Hüter der Schafe* bestellt. Aber siehe da, eines Tages, als ein Schaf nicht weiter wollte, ärgerte sich der Wolf, warf es zu Boden und biß es tot. *Da erhob Gott seine Pelzhandschuhe, warf sie in der Richtung nach dem Wolf* und sprach zu ihnen: „Verfolget ihn!“ *Da wurden die Handschuhe zu Hunden* und machten sich auf, den Wolf zu verfolgen. Seitdem hüten die Hunde die Schafe, um zu verhindern, daß der Wolf sich ihnen nähert.

Schischmanoff, Nr. 11 = Strausz, Die Bulgaren, S. 64.

26. Aromunische Sage.

Gott selbst weidete im Anfang die Herde, und sein Wächter war der Wolf. Dieser aber war so schlecht, daß er jedes zurückbleibende Schaf zerriß. *Deshalb schuf Gott den Hund zum Wächter der Schafe* und vertrieb den Wolf. Seitdem

fällt der Wolf die Herde an, denn die Schafe sind an seinem Schicksal schuld; die Hunde aber vertreiben ihn.

Papahagi, Din liter. pop. a Aromînilor, S. 787.

In denselben Sagenkreis vom göttlichen Hirten, der offenbar sehr beliebt war, gehören noch folgende Sagen, die sich wieder als Neubildungen darstellen:

27. Aus Bulgarien.

Einst, als Gott noch auf Erden wandelte, nahm er sich vor, die Menschen arbeiten zu lehren, damit sie sich ernähren könnten. Er schirrte also zwei Ochsen vor den Pflug und begab sich auf den Acker, um ihn zu bestellen. Er pflügte einige Zeit, aber gegen Mittag ließ er die Rinder Ruhe halten und legte sich selbst zum Schlafe nieder. Während Gott Vater schlief, kam ein Wolf und erwürgte einen Ochsen. Als der Herr aufwachte, merkte er, von wem das Unglück gekommen war, spannte den Wolf statt des Ochsen vor den Pflug und begann ihn mit den Stacheln zu bearbeiten, um ihn vorwärts zu treiben. Der andere Ochse zog den Pflug vorwärts, aber der Wolf fiel unter das Joch und grub sich mit dem Maule in die Fahrspur ein.

Da sprach Gott zu ihm: „Siehst du jetzt, daß du schwächer bist als der Ochse, da du nicht einmal den Pflug mit ihm ziehen kannst? Von jetzt ab also wird der Ochse dich mit seinen Hörnern stoßen, und du wirst vor ihm fliehen."

Darum greift jetzt der Wolf wohl das Pferd, das Schaf, die Kuh an, aber niemals den Ochsen, und er flüchtet sich vor ihm.

Schischmanoff, Nr. 18, und Strausz, S. 70.

28. Aus Sofia.

Einstmals als Gott auf Erden wandelte, schuf er eine große Schafherde und auch den Wolf und den Hund dazu, daß sie die Schafe weideten. Dem Hund befahl er, vor der Herde zu laufen, und wenn er Hunger habe, solle er das schlechteste Schaf fressen, das hinter den anderen zurückbleibe. Dem Wolfe befahl er, die Herde von hinten zu treiben, und wenn er Hunger habe, solle er ein Schaf fressen, das nicht laufen könne. Der Hund gehorchte, aber der Wolf nicht. Als er die Herde eine Zeitlang getrieben hatte, ward er hungrig, brach in die ganze Herde ein und suchte sich den besten Widder heraus. Wie nun Gott kam, um seine Herde zu besichtigen, führte er sie selbst, indem er auf seiner Hirtenflöte blies. Der Hund nahte sich ihm, um gegen den Wolf Klage zu führen, und Gott rief dem Wolf zu und fragte: „Welches Schaf wirst du dir auswählen, das vorn laufende oder das zurückbleibende? Was du dir wählst, das soll dir für alle Zukunft bestimmt sein." „Das vorn laufende," antwortete der Wolf. Da schlug ihn Gott mit der Flöte aufs Rückgrat und sagte zum Hunde: „Von jetzt an sollst du ihn, wo immer du ihn siehst, verfolgen." Und den Wolf verfluchte er: „Von jetzt an soll dich der Hund nicht mehr an die Herde heranlassen. Und wenn du dich näherst, soll dir der Hirt mit seinem Stab aufs Rückgrat schlagen, daß du zu Boden fällst." Und so ist es bis zum heutigen Tage.

Sbornik umotvor. 13, 3. Abt., S. 169.

29. Aus Rumänien.

a) Als Gott noch auf Erden weilte, streifte er mit seiner Rinderherde durch die Auen. Ermüdet legte er sein Haupt auf einem Maulwurfshügel nieder und hieß die Tiere Ruhe halten, um ihn nicht zu stören. Gott schlief zunächst ganz gut,

bis er durch entsetzliches Gebrüll geweckt wurde. Zugleich kam auch der Heilige Sore (= Sonne) herbei und sagte, die Rinder hätten so getobt und ihm die Kleider zerrissen. Er sei gekommen, um Gott zu bitten, diese Tiere zur Strafe in Hirschkäfer zu verwandeln. Gott untersuchte die Sache, fand die Rinder schuldig und verwandelte sie in Hirschkäfer; die Ochsen mit großen Hörnern, die Kühe mit kleinen. Deshalb heißen diese Käfer „Ochsen Gottes“ und „Kühe Gottes“.

Marianu, Insectele 36.

b) Ebenda die Variante: Die Hirschkäfer sollten dem Heiligen Elias beim Bau des Feuerwagens helfen. Da sie nicht wollten, bekamen sie zur Strafe Zangen am Mund befestigt.

Über die Heiligkeit der Hirschkäfer im heidnischen Altertum siehe Grimm, Mythologie[4] 152. 576.

10. Kapitel.

Bestrafung der Ungastlichkeit.

A. Verwandlungen.

I. Verwandlung in eine Eule.

Wenn es bei Shakespeare Hamlet Akt IV, Sz. 5 heißt:

They say the owl was a bakers daughter,

so bezieht sich der Vers nach Douce, Illustrations of Shakespeare auf die Sage, daß die Tochter einer Bäckerin Jesus einst Brot buk; sie gönnte es ihm aber nicht und rief eulengleich: „Heugh! heugh!“ worauf sie verwandelt wurde. Bei Brand, pop. antiqu. ed. by Hazlitt, p. 196 ist hinzugefügt, daß diese Legende in Cornwall „familiar and of old date“ ist (vgl. Hazlitt, engl. proverbs and proverbial phrases, p. 381). Auch in Lüttich ist sie nachgewiesen von Alfr. Harou, Revue des trad. pop. 16, 637 (= Sébillot, Folklore 3, 166):

Während einer Wanderung auf der Erde wurde Jesus von Hunger gepackt. Als er einen Bäckerladen erblickte, ging er hinein und bat um Brot. Die Bäckerin, eine mitleidige Person, beeilte sich, ihm ein Laib Brot zu bereiten, damit der Wanderer ihn recht warm, recht knusprig esse. Doch machte unsre Frau ihre Rechnung ohne ihre Tochter, ein äußerst naschhaftes Kind, das heimlich den größten Teil des Teiges wegnahm. Jesus bestrafte diese Naschhaftigkeit, indem er das Kind in eine Eule verwandelte.

Nach Halliwell, Pop. Rhymes and Nursery Tales (1849) 157 verwandelt eine Zauberin, die in der Verkleidung eines alten zerlumpten Weibes in den Bäckerladen kommt, die geizige Tochter in eine Eule.

In Varianten wird die hartherzige Bäckerin, die das im Ofen anschwellende Brot für sich behalten will, in einen anderen Vogel verwandelt:

II. Verwandlung in einen Specht.

1. Aus Norwegen. (Dort heißt der Schwarzspecht Gertrudsvogel.)

Als unser Herr Christus und Sankt Petrus noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog stand und Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rote Mütze auf. Da beide den Tag über schon weit

gegangen und sehr hungrig waren, bat Christus die Frau um ein Stückchen Brot. Ja, das sollte er haben, sagte sie, und nahm ein Stücken Teig und knetete es aus. Aber da ward es so groß, daß es den ganzen Backtrog ausfüllte. Nein, das war allzu groß, das konnte er nicht bekommen! Sie nahm nun ein kleineres Stück, aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden. Das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein ganz, ganz kleines Stück, aber auch diesmal ward es wieder zu groß.

„Ja, so kann ich euch nichts geben," sagte Gertrud. „Ihr müßt ohne Zehrung wieder abziehen, denn das Brot wird ja immer zu groß." Da zürnte Christus und sprach: „Weil du ein so schlechtes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brot gönnst, so sollst du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter sollst du zu trinken haben, als wenn es regnet."

Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog zum Schornstein hinaus. Noch jetzt sieht man sie herumfliegen mit der roten Mütze auf dem Kopf und schwarz über den ganzen Leib. Denn der Ruß im Schornstein hat sie geschwärzt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und piept immer, wenn es regnen will. Denn sie ist beständig durstig.

Asbjörnsen und Moe, Norske Folkeeventyr = Norwegische Volksm. 1, Nr. 2. Vgl. Grimm, Myth.[4] 2, 561; Müllenhoff, Natur im Volksmund 38.

2. Aus Schweden.

St. Peter und der Heiland trafen ein Weib mit Backen beschäftigt und wurden gebeten, Holz für sie zu spalten. Als Lohn verlangten sie einen Kuchen, die Frau wollte ihnen aber nichts geben. Der Heiland schlug sie deshalb mit der Backschaufel an den Kopf. Sie wurde ein Specht, die Schaufel ihr Schnabel; der Schornstein färbte sie rußig.

Aminson, Södermanl. äldre Kulturhist. 7, 97.

3. Sage der Schweden in Estland (aus Nuckö und Worms).

Eine reiche Bauerswirtin in Worms war sehr geizig und hielt ihre Dienstleute schlecht. An einem Sonntagmorgen forderte ihr Mann sie auf, mit ihm zur Kirche zu gehen. Sie aber wollte die Zeit benutzen und unterdessen Brot backen; daher weigerte sie sich, ihn zu begleiten. Vergeblich stellte er ihr vor, wie unrecht eine solche Entweihung des heiligen Tages sei; sie blieb bei ihrem Willen und verabschiedete ihren Eheherrn mit unziemlichen Schimpfreden und Lästerworten. Sobald jener davongegangen war, fing sie an, den Ofen zu heizen, den Teig zu bereiten und hineinzuschieben. Nach einigen Stunden war das Brot gar und dampfte mit angenehmem Dufte. In demselben Augenblicke kam ein armer Mann an einer Krücke an die Tür des Hauses und bat mit kläglicher Stimme um ein Stückchen Brot. Die hartherzige Frau verweigerte es ihm und sagte: „Wir haben selbst nicht einen Bissen Brot im Hause, daher kann ich nichts geben!" Mit diesen Worten ging sie in die Stube zurück und bedeckte das frische Brot mit ihrer Schürze, damit der Bettler ihre Lüge nicht bemerke. Dieser aber folgte ihr nach und sprach: „Duftet nicht das Brot lieblich und kräftig? Und du verbirgst es vor dem Armen, der dieser Gottesgabe entbehrt und dich um ein kleines Stücklein bittet? Aber zur Strafe für deine Entweihung des Sonntags und für deine Unbarmherzigkeit sollst du mühsam deine Nahrung gewinnen und in hohlen Bäumen deine armselige Wohnung aufschlagen!" Der Bettler war bei diesen Worten jung

und herrlich geworden, und mit Schrecken erkannte die Bäuerin den Herrn Jesum in ihm. Er berührte sie mit seinem Stabe, und alsbald schrumpften ihre Glieder zusammen, sie sah sich in einen Vogel verwandelt. Das schwarze Kleid wurde zu schwarzem Gefieder, die rote Mütze erkannte man wieder in einem roten Fleck auf dem Kopfe. Als Schwarzspecht flog sie in die Wälder, wo sie ihr eintöniges und klägliches Geschrei ertönen läßt und mit vieler Mühe die Würmchen aus der Rinde der Bäume heraushackt.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal 171, Nr. 184. Vgl. Eibofolke 2, 198: Der Schwarzspecht ist ein verwandeltes Weib aus der Insel Worms, das am Sonntag während des Gottesdienstes Brot buk. Das schwarze Kleid wurde zu schwarzen Federn, und in dem roten Flecke auf dem Kopfe erkennt man noch die rote Mütze.

4. Sage der finnländischen Schweden.

Einmal, als Jesus auf Erden wandelte, kam er zu einem alten Weibe, das stand und buk Brot. „Sei so gut und backe mir auch ein Brot," sagte Jesus. Aber die Alte wurde ärgerlich und rief: „Was stehst du hier und faulenzest!" Und dann nahm sie die Brotschaufel und trieb ihn fort. Aber Jesus, der machen konnte, was er wollte, stellte es so an, daß die Alte zu einem Schwarzspecht wurde und zum Schornstein hinausflog. Als die Alte stand und buk, hatte sie eine rote Mütze auf dem Kopfe, und deshalb hat der Schwarzspecht noch heute einen roten Kopf.

Nyland 2 (Nyländska folksagor), S. 191, Nr. 158, aus dem Kirchspiel Borgå.

5. Aus Finnland.

Jesus ging als Knabe zu einer Frau und bat um ein kleines Brot. Als er es bekommen hatte, legte er es in den Ofen, es wurde so groß, daß es fast nicht aus dem Ofen ging. Jesus bat um ein kleineres. Die Frau nahm nun zweimal ein anderes, aber es geschah immer dasselbe. Da sagte die Frau, sie habe es eilig und müsse schnell einmal nach den Kälbern sehen. Jesus sagte: „Nun, so geh!" Da flog sie fort als Specht, und seitdem ruft sie immer die Kälber; weil aber der Vogel durch den Kamin flog, wurde er schwarz.

Krohn, Suomalaisia Kansansatuja Nr. 293.

6. Aus Dänemark.

Der Heiland und St. Peter auf der Wanderung besuchen eine arme Frau, Gjertrud genannt; sie war im Begriff, Pfannkuchen zu backen, und der Heiland erbat sich einen solchen. Sie legte ein bißchen Teig in die Pfanne, der Heiland segnete den Teig, er wuchs und breitete sich aus. Der Frau schien aber der Kuchen für die Fremden zu groß, sie wiederholte den Versuch nochmals und nochmals, der Kuchen wurde immer zu groß, auch der letzte, wozu sie nur Teig von der Größe einer Fingerspitze nahm. Wegen ihres Geizes verwandelte sie der Heiland in einen Vogel, den Zaunschlüpfer (troglodytes), der immer versuchen muß, sich vor den Menschen zu verbergen, und man nennt ihn Gjertrudssmutte (smutte = schlüpfen).

7. Aus Ostpreußen.

Bäckerin mit roter Kappe jagt Gott, der um Brot bittet, davon und wird zum Schwarzspecht, der zwischen Holz und Rinde Nahrung sucht.

Altpreuß. Monatsschrift 22, 291 f.

8. Aus Pommern.

Als unser Herr und Heiland noch auf der Erde wandelte, bat er einst eine Bäckersfrau um Brot. Diese aber war hartherzig und gab ihm nichts, ja sie jagte ihn sogar aus ihrem Hause. Da sagte der Herr, sie solle sich in einen Vogel ver-

wandeln, der seine Nahrung aus dem Holz picken solle. Alsbald wurde die Frau zu einem Buntspecht, und weil sie gerade eine rote Kopfbedeckung trug, so hatte auch der Vogel eine rote Kappe auf dem Kopfe.

Bl. f. pomm. Volksk. 5, 31.

III. Verwandlung in einen Kiebitz.

1. Aus Schweden (Übertragung auf die Kindheit Jesu).

Der Heiland als Kindlein bat die backende Frau um einen Kuchen. „Ja, wenn er ihr das Holz spalten wolle." Sie wollte ihm am Ende keinen Kuchen geben. „Du sollst umherfahren und ‚klyfva ved' (Holz spalten) bis ans Ende der Welt." Sie wurde zum Kiebitz.

Cavallius, Wärend 1, 346.

2. Aus Dänemark.

a) Es heißt, das Christuskind habe einer alten Frau Holz gespalten, die ihm dafür einen Kuchen versprochen hatte. Als der Teig nun immer größer wird, verweist sie ihn auf ein andermal. Der Kiebitz muß nun immer rufen: „Klyf ved! klyf ved!" (spalte Holz! spalte Holz!)

Notes and Queries, Ser. 3, vol. 10, p. 49.

b) . . . Der Heiland bat um ein Stück Brot; das Stück war der geizigen Frau immer zu groß, sie spaltete es, bis es sehr klein wurde; der Heiland verwandelte sie in einen Kiebitz, der immer schreien sollte: „Klyvit!" (d. h. gespalten, oder wohl: spalte Holz!).

Kristensen, Oen Anholt (1891), S. 90. Nr. 219.

c) St. Peter spaltet Holz für sie, sie will ihm keinen Kuchen geben, er verwandelte sie in einen Kiebitz, wie sie dort stand, mit ihrer spitzen Haube auf dem Kopfe. Sie werde nie Ruhe erhalten, müsse immer pfeifen: „Kløv ved!" d. h.: spalte Holz.

Kristensen, Folkeminder 8, 370 Nr. 659.

d) Der Heiland arbeitet als armer Holzspalter für die geizige Bauersfrau; alle Brote, die sie backt, werden zu groß; sie schabt die Teigreste vom Troge und bildet einen Kuchen — zu groß; sie schabt von ihren Armen die letzten Reste — zu groß. Am Ende spaltet sie diesen letzten Kuchen und gibt dem Heiland die Hälfte. Er verwandelt sie in eine Eule, die bis ans Ende der Welt umherfliegen muß und immer rufen: „Klyf ved!" d. h. spalte Holz.

Wigström, Folkdiktning 2, 165. Der Schluß beruht auf Vermischung mit den oben angeführten Sagen von der Eule.

IV. Verwandlung des Brotes in eine Schwalbe.

Aus Finnland.

Ein Bettlerknabe kam in ein Haus und bat die Frau: „Mache mir ein kleines Brot." Sie machte ein kleines Brot und stellte es an den Rand des Ofens zum Backen, und es schwoll an und wurde groß. Die Hausfrau nahm das Brot, aber gab es dem Jungen nicht. Dadurch wurde der Bettler traurig und sprach: „Du gabst es nicht, trotzdem du es versprachst." Die Frau sagte: „Ich werde ein anderes, kleineres machen."

Sie machte ein anderes und stellte es wieder an den äußersten Rand des Ofens zum Backen, doch auch dieses wurde groß, und die Frau legte es an seinen Aufbewahrungsort. Der Knabe sagte: „Ein trauriges Los, du versprachst es mir, und

gabst es mir nicht." Die Frau sagte: „Jetzt werde ich dir eins machen, komme was komme, von diesem dritten."

Sie machte ein drittes und legte es dann in den Ofen zum Backen. Da wurde es in eine Schwalbe verwandelt und flog fort. Als es durch den Kamin auf den Hof flog, spaltete die Frau ihr mit der Brotschaufel den Schwanz, und davon ist er gegabelt.

Und die Schwalbe flog auf einen Zaunspfahl und sang: „Die Frau von Ilmola spaltete meinen Rock mit der Brotschaufel, das weiß Gott."

Krohn, Suomalaisia Kansansatuja, Nr. 292.

V. Verwandlung in einen Kuckuck.

1. Aus Böhmen.

a) Als der Herr Jesus mit Petrus durch Böhmen zog, trat er in einen Hof ein, um sich eine Gabe zu erbitten. Allein die Bäuerin versteckte sich. Als die Wanderer niemand zu Hause fanden, kehrten sie um und gingen weiter. Die Bäuerin aber höhnte ihnen aus dem Fenster nach und rief: „Kuckuck, kuckuck!" Da sprach Petrus: „Herr, laß sie werden, was sie schreit!" „Es geschehe!" sagte Jesus, und die Bäuerin flog als Kuckuck davon und muß nun Kuckuck rufen bis auf den jüngsten Tag.

Grohmann, Sagen aus Böhmen S. 245 = Krolmus, Staročesk. pověst. 1, 502.

b) Als Christus einst an einem Bäckerladen vorüberging und vom Dufte des frischen Brotes angelockt seinen Jünger hineinsandte, um sich ein Brot zu erbitten, schlug es ihm der Bäcker ab, die Bäckersfrau aber, welche mit ihren sechs Töchtern von fern stand und es sah, nahm heimlich ein Brot und gab es dem Jünger. Dafür wurde sie mit ihren Töchtern unter die Sterne versetzt, der Bäcker aber in den Kuckuck verwandelt, und solange dieser ruft, ist das Siebengestirn sichtbar.

Grohmann, Abergl. u. Gebr. Nr. 474. Grimm, Myth.[4] 608.

2. Aus Mähren.

Märchen aus dem Bossacer Tal im Comitat Trentschin:

Der Bäuerin, bei der Jesus zu Gast war, wuchs das Brot im Backofen; sie wollte den groß angewachsenen Laib Brot Jesus nicht gönnen, sondern riß immer ein Stück ab, und weil sie hierbei immer in den Backofen hineinguckte (kukala), wurde sie in einen Kuckuck verwandelt (kukačka).

Vgl. Slovenské Pohlady 1895, H. 6. 7. Nr. 7. vgl. Časopis Matice Moravsk 1892, S. 86. Č. čes. Mus. 1887, S. 197f.

3. Aus Polen.

Der Herr Jesus wollte ausruhen und näherte sich mit den hl. Aposteln Peter und Paul einer Hütte, die am Wege lag. Ein Mädchen saß davor, das flüchtete beim Anblick der Unbekannten in die Stube, sprang in die Ofenhölle und verhöhnte die Reisenden, indem sie rief: „Kuck! Kuck! Kuck!" Da sprach Jesus: „Mädchen, wenn du ein Kuckuck sein willst, so flieg in die Wälder!" Und sofort flog das Mädchen in Gestalt eines Kuckucks durch das offene Fenster. Von diesem stammen alle anderen Kuckucke ab. Zum Zeichen dafür, daß der Kuckuck aus einer reinen Jungfrau entstanden ist, brütet er nicht selbst seine Eier, sondern legt sie in die Nester anderer Vögel.

Zbiór 7, 112, Nr. 17. Vgl. M. Federowski, Lud okolic Zarek, Siewierza i Pilicy 2, 330. Warszawa 1889.

VI. Verwandlung in eine Schildkröte.

(Mischung mit anderen Märchen von der Verwandlung in eine Schildkröte; vgl. z. B. am Urquell 3, 18; weiteres in Bd. 3 der Natursagen.)

Einstmals wurde Christus ein Hausierer, und er kam in die Backstube eines Bäckers und sprach: „Mich hungert, gib mir ein Brot!“ Der Bäcker jagte ihn fort, und Christus kam nicht zurück, sondern sagte in einem fort: „Sei es denn in Gottes Namen!“ Als der Bäcker sah, daß der Bettler sich auf Worte nicht einließ, nahm er das Mangelholz und ließ Prügel so dicht wie Hagel auf ihn niederfahren. Da verfluchte ihn Christus und sprach: „Du sollst zur Schildkröte werden und oben deinen Backtrog tragen und unten dein Mangelholz!“ Und so wurde der Bäcker zur Schildkröte, und darum nennt man sie auch Bäcker.

Politis, *Μελέται* Nr. 338.

Zu der Verwandlung vgl. auch die Fabel bei Aesop (Halm 154).

1. Aus Ungarn.

a) Als noch unser Herr Christus auf Erden wandelte im Bettlerkleide, da buk eine Frau Brot und riß ein bißchen ab vom Teig zu einem Brötchen für den Bettler. Und das Brötchen wuchs und wurde größer als das Brot. Sie befahl ihrem Söhnchen: „Mein Sohn, wenn der Bettler herkommt, werde ich mich verstecken, und du sag ihm: meine liebe Mutter ist nicht zu Hause!“ Um den Hals hatte sie ein großes dickes warmes Tuch; und sie verbarg sich unter dem Backtrog; unter dem Backtrog lag noch die Backscheibe, und darauf legte sie sich mit dem Bauch.

Und als der Herr zum Hause kam, lief ihm der kleine Knabe entgegen. „Meine liebe Mutter ist nicht daheim,“ sprach er, „geht in Gottes Namen weiter, wir können Euch nichts geben.“ „Gut, mein Sohn; ob sie nicht daheim ist,“ sprach unser Herr Christus, „weiß ich besser als du; doch der Trog bleibe an ihrem Rücken, die Backscheibe unter ihrem Bauch, das Tuch um ihren Hals!“

Und so blieb die Backscheibe am Bauch der Frau, der Trog auf ihrem Rücken, das dicke Tuch um ihren Hals. Und sie wurde eine Schildkröte; noch jetzt sieht man den Trog auf dem Rücken, die Backscheibe am Bauch, das dicke Tuch am Halse, denn als unser Herr Christus fortging, sprach er: „Nun gebe Gott, mein Sohn, daß Ihr weder Trog, noch Backscheibe, noch auch das dicke Tuch fortnehmen könnt!“

Vgl. Kálmány, Szeged Népe 2, 142. Arany-Gyulai Magyar Népköltési Gyüjtemény 3, 413. Die Schildkröte heißt im Ungarischen teknö-béka; teknö = Mulde, Trog; béka = Kröte.

b) Jesus kam einmal als Bettler zu einer Jüdin. Damit sie ihm kein Almosen geben müsse, kroch sie unter den Backtrog und lehrte ihr Töchterlein, dem Bettler zu sagen, daß niemand zu Hause sei. Jesus meinte: „Wenn niemand zu Hause ist, so soll auch niemand hervorkriechen!“ Da wuchs der Jüdin der Backtrog an den Leib, und sie ward zur Schildkröte, und so kroch sie hinweg.

v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren. S. 79.

2. Rumänisches Märchen aus Siebenbürgen.

Einst ging Christus mit Petrus in Bettlergestalt durch ein Dorf, wo eben eine Frau den Ofen heizte, um zu backen. Auf Christi Befehl trat Petrus zur Frau

und bat um etwas Brot. Die Frau aber sprach: „Ihr seid nicht blind noch lahm und könnt welches verdienen.“ Darüber ward Christus betrübt, bückte sich nach einem Stückchen Teig, das eben vom Backtrog fiel, und warf es in den Ofen. Über eine Weile kehrten beide zurück, und siehe! aus dem Stückchen Teig, das kaum die Größe einer Erbse hatte, war ein großmächtiges Brot geworden. Die Frau, die eben mit Austun beschäftigt war, staunte nicht wenig, nahm aber das Brot weg und wollte sich damit entfernen. Da erzürnte Christus und sprach: „Eine Kröte sollst du werden und in Ewigkeit eine Mulde auf dem Rücken tragen!“

Ausland 30 (1857) S. 1028.

3. Aus Rußland (ohne das Motiv der Ungastlichkeit).

Einst walkte eine Frau am Flusse und sah, daß Jesus Christus auf sie zuschritt. Da erschrak sie vor ihm, legte sich auf ein Brett und bedeckte sich mit einem Waschtrog. Jesus sprach zu ihr: „Weil du dich vor mir versteckt hast, soll der Trog und das Brett dir anhaften, und du sollst eine Schildkröte werden!“ Und so geschah es.

Jastrebow, Materiali S. 78.

B. Entstehung der Biene.

1. Sage der Südslaven.

Einst wanderten Christus und der heilige Petrus durch die Welt und kamen zu einer Frau, gerade als sie Fladen einschoß. Redete Christus sie an und bat sie: „Na, wird auch für mich ein Fladen dabei abfallen?“ Die Frau war eine gutherzige Seele, kein Bettler verließ ohne Gabe ihr Haus, und da wollte sie auch diesmal nicht den Mann leer ausgehen lassen. „Meinetwegen soll dir der da zufallen,“ sagte sie und bestimmte für ihn den kleinsten Fladen, der lag oben auf der Brotschaufel. Just wollte sie den Fladen einschießen, doch Christus ergriff sie bei der Hand: „Wart ein bißchen, ich will mir ihn bezeichnen, damit ich mir keinen anderen nehme, wenn das Brot gebacken ist.“ Trat näher und drückte den Finger in den Fladen. Hierauf schoß das Weib den Fladen in den Ofen ein.

Die zwei unbekannten Männer legten sich im Schatten nieder und ruhten sich aus.

Jesu Fladen wuchs zusehends. In kurzer Zeit war sein Fladen größer als alle anderen. Darob wunderte sich das Weib nicht wenig. Nun reute sie's, daß sie den Fladen dem Wanderer geschenkt. „Ei was!“ sagt sie zu sich, „muß ich ihm denn gerade den geben? Ich fertige ihn mit einem anderen ab. Wäre wirklich jammerschade um den Fladen, ist so schön aufgegangen!“ Geht hin, knetet in aller Eile einen andern an, drückt den Finger hinein und steckt den Fladen in den Ofen.

Nachdem alle gebacken waren, rief das Weib die Wanderer und reichte Jesu den Fladen, den sie für ihn bestimmt hatte. Doch Jesus weigerte sich, den Fladen anzunehmen, schaute das Weib scharf an und sprach: „Weib, das ist nicht mein Fladen. Gib mir den versprochenen!“ Das Weib stellte sich dumm, wollte Jesu ihren anderen Fladen aufzwingen und behauptete steif und fest, das wäre der rechte, er solle ihn nur nehmen. Als sie ihn durchaus nicht überreden konnte, wurde sie zuletzt fuchtig und warf den Fladen Jesu an die Schläfe. Da nahm Jesus diesen und ging mit Petrus weiter.

Nach einigen Augenblicken sprach er zu Petrus: „Schau mal, schau, was hab' ich da auf der Schläfe, wo mir das Weib den Schlag versetzt hat?“ Petrus

schaute und sah eine Wunde, und in der Wunde ein zierlich Würmlein. Gingen weiter. Sprach von neuem Christus zu Petrus, er solle die Wunde anschauen: „Es juckt mich und brennt mich heftig," sagte er. Petrus schaute, und was gewahrte er? Ein Geschöpfchen, einer Fliege ähnlich. Das ist gleich auf den nahen Fels geflogen. „Schau, Petrus", sprach der Herr, „dieses Geschöpflein ist die Biene. Sie wird allezeit Wachs bereiten; ohne das wird man keine heilige Messe lesen können." — Das ist also der Ursprung der Bienen.

Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven 2, 421.

2. Kleinrussische Varianten.

a) Jesus Christus und der hl. Petrus kamen zu einem Bäcker und wollten dort Brot kaufen; es gab jedoch kein fertig gebackenes, es war nur eins zum Backen eingeteigt, und zwar war dies in gleiche Teile geteilt. Da wählte Christus sich einen von diesen Abschnitten und sagte: „Der sei mein!" Die Frau des Bäckers buk ihnen dies Brot; wie erschrak sie aber, als jener Teil, den Christus ausgesucht hatte, groß ward! Wie sie das Brot aus dem Ofen herausgenommen, wollte Christus sich seins nehmen, sie aber sagte: „Du solltest dir doch solch ein Brot nehmen, welches ebensoviel kostet wie das andere!" Und sie stritten darüber. Und es kam so weit, daß sie Christus mit dem Schüreisen auf den Kopf schlug. Und so ging Christus mit Petrus weiter. Wie sie bis zum Walde kamen, sagte Christus, daß ihm sein Kopf zerschlagen sei, und dort in der Wunde befände sich ein Wurm. Und als der hl. Petrus ihn fand und ihn Christo zeigte, sagte Christus zu Petrus: „Leg das Würmchen dort in das Loch der Buche!" Und sie gingen weiter. Wie sie ein anderes Mal an jene Stelle kamen, gab es dort viel Honig. Aus des Herrn Kopfe war die Biene entstanden.

N. Werchratsky, Snadobi S. 121—22.

b) Als Jesus Christus auf Erden mit den Jüngern ging, konnten diese sich nicht auf einmal daran gewöhnen. Es waren einfache Leute. Der heilige Petrus sagte immer wieder: „Herr, ich bin hungrig!" Jesus Christus aber hatte selbst nichts gegessen, er lächelte bloß vor sich hin. Später aber, als Petrus eingeschlafen war, nahm Jesus Christus ihm die Gedärme heraus und hängte sie auf einen Birnbaum. Petrus erwachte, stand auf und wunderte sich, daß er keinen Hunger spürte. Wie nun die Stunden vergehen, kommen sie an jenem Birnbaum vorbei, und auf jenem Birnbaum befindet sich ein großer Schwarm Bienen. Petrus fragt: „Herr, was ist das?" — Jesus Christus aber sagt: „Petre, erkennst du es nicht? Das sind ja deine Gedärme. Ohne sie bist du im Vorteil, die Bienen aber werden Gott zur Ehre, den Menschen zum Nutzen sein."

Etnogr. Zbirnyk 13, Nr. 73. Vgl. Žytje i Slowo 1894, II, 181.

3. Aus Polen.

Einst ging der Herr Jesus mit dem hl. Peter und Paul, und sie kamen in eine Hütte, wo ein altes Weib wohnte, und wollten dort nächtigen. Aber als sie die Reisenden erblickte, nahm sie einen Stein, schleuderte ihn und traf den Kopf des hl. Paulus damit, so daß sie ihm ein Loch schlug. Und da es heiß war, so sammelten sich Würmer um dieses Loch herum. Als sie nun in den Wald kamen, nahm der Herr Jesus sie aus diesem Loche und steckte sie in ein Loch eines alten Baumes. Als Jesus nach längerer Zeit denselben Weg mit seinen Aposteln zurückging, befahl er dem hl. Paul in das Loch hineinzusehen. Der hl. Paul tat dies. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er jene fliegen, arbeiten, Kunstwerke

schaffen und unbekannte Süßigkeiten hervorbringen sah! Diese Fliegen sind Bienen, und jene Süßigkeit ist der Honig, den sie uns liefern.

Zbiór 5, 157, Nr. 61.

4. Aus Deutsch-Böhmen.

Der Herr Jesus ging mit Petrus durch einen Wald und kam an einen hohlen Baum. Da sprach Petrus: Wozu mag wohl der hohle Baum nütze sein? Der Herr aber blieb stehen und bat Petrus, er möge ihm einmal an die Stirn sehen, da jucke es ihn. Siehe da, eine kleine Made kam aus der Stirn heraus. Die setzte der Herr Jesus in den hohlen Stamm. Und als die beiden Männer nach einiger Zeit wieder zurückkamen, hatte sich der Stamm in einen Bienenstock verwandelt.

K. Reuschel, Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. 1900, 416.

C. Vereinzelte Sagen.

1. Erweiterte Sage aus Malta.

Als der kleine Jesus heranwuchs und ungefähr fünf Jahre zählte, fand er einst keinen Bissen Brot im Hause seiner Mutter, und als er deswegen weinte, sagte die zu ihm: „Mein Sohn, geh ins Dorf und bettle; vielleicht stillen dir die Leute den Hunger.“ So ging er hin und versuchte es an vielen Türen. Aber niemand hatte etwas übrig, alle hatten selbst zu wenig. So gelangte er zuletzt an eine Backstube und betrat den Raum. Außer der Bäckerin befanden sich noch zwei Frauen darin, von denen die eine sogleich rief: „Da sieh nur, das reizende Bübchen! Wie heißt du denn, mein Herzenskind?“ — „Ich heiße Jesus.“ — „Welch holder Name! Wem gehörst du denn?“ — „Meiner Mutter Maria.“ — „Wie heißt denn dein Vater?“ — „Joseph.“ — „Wie lautet euer Spitzname?“ — „Meine Mutter heißen sie ‚die von Nazareth‘!“ „Was willst du eigentlich?“ „Ich habe Hunger, und meine Mutter hat kein Brot für mich! Gib mir du ein wenig!“ Das Brot der beiden Frauen aber lag gerade auf der Brotschüssel, da die Bäckerin es einschießen wollte. Da bat die Frau die Bäckerin: „Halt ein, ich möchte dem Kinde Fladen backen!“ Dann sagte sie zu ihrer Begleiterin: „Ist dir's recht, daß wir beide je ein Stück von unserm Teig abgeben, damit der Fladen größer wird? Meinen Teil soll er gefüllt erhalten.“ Aber die andere war geizigen Sinnes und meinte: „Da du den Fladen füllen willst, wird es besser sein, daß jede den ihren einzeln backt!“ Die Mildtätige teilte nun ein hübsches Stück Teig ab, füllte es schnell mit Käsestückchen und Saubohnen und sprach dazu: „Gehe auf und schaffe Freude! Laß aber nicht zu lang warten auf dich!“ Die Geizige zwackte ihrem Brot nur ein weniges ab, füllte das Stück mit Knoblauch und sagte: „Geh auf und vermehre dich, füll' ja die Schüssel voll!“ Dann buk die Bäckerin die beiden Fladen. Als sie sie aus dem Ofen nahm, sah die eine Frau voll Freuden, wie hoch ihr Fladen aufgegangen war, und rief: „Seht, seht, wie schön!“ und sagte zu dem Kinde: „Nimm, nimm und geh schnell heim zur Mutter, damit ihr beide den Fladen warm esset!“ und sie küßte das Kind. Die andere ärgerte sich, daß sie nun doch den Fladen zu groß hatte geraten lassen, und meinte: „Gleiches gehört zu gleichem: ein kleiner Knabe paßt zu einem kleinen Fladen!“ und dabei schnitt sie mit einem scharfen Messer fast die Hälfte des ohnehin karg bemessenen Fladens herunter und überreichte ihn dann erst dem kleinen Jesus. Eilig lief er heim und überreichte seiner Mutter die Gaben. Und da sie ihn fragte, wie er die beiden Frauen zu belohnen gedenke, sagte er: „Die eine gab mir eine ganze Gabe, sie gab mir das Beste, was sie besaß: Käse und Saubohnen! Und darum soll es

ihr hier gerade daran gebrechen; sie gab mir lachenden Mundes, von nun an soll sie an Zahnschmerzen leiden, bis sie rasend wird; sie bezeigte mir Liebe, und heute noch sollen ihre Kinder sterben! Dann aber wird sie bei mir im Paradiese wohnen, und täglich wird sie bessere Bissen erhalten als Käse und Saubohnen! — Die andere gab mir unwilligen Herzens, und es ward eine unvollkommene Gabe! Aber ihr gebe ich Reichtum, wohin ihr Auge blickt, gebe ihr blühende Gesundheit, schöne Kinder! Dann aber folgt die Höllenstrafe für die größte aller Sünden: das Anschneiden des Fladens, der als Gabe bestimmt ist. Wahrlich, es wäre besser für sie gewesen, sie hätte mir die Türe gewiesen, als daß sie sich dieses Vergehen aufgeladen. Bei ihren Lebzeiten aber trage sie schon Leichengeruch mit sich herum, als Dank für die Knoblauchfülle, und diesen Geruch vererbe sie auf Kind und Kindeskinder, damit sie den Leuten zum Abscheu werden und so gezeichnet seien mit dem Mal! Aus ihrem Grabe aber wachse Knoblauch, damit der Leichengeruch nicht vergehe!“ Seitdem riecht der Knoblauch gut, solange er roh ist, verpestet aber den Atem der Leute, die ihn genießen. Wer aber aus Mund und Nase riecht, ist einer der Gezeichneten, nach dem, was die Altvordern sagen.

2. Aus Dänemark.

Eines Tages besuchte der Heiland während seiner Wanderungen die Frau eines Webers, um ein Wort mit ihr zu sprechen. Sie war aber mit ihrer Webearbeit fleißig beschäftigt, war über seinen Besuch unwillig und schlug nach ihm mit dem Schifflein. Da fluchte ihr der Heiland und sprach, weil sie so gierig auf ihre Arbeit sei und sich keine Zeit lasse, mit ihm zu sprechen, solle ihr davon kein Segen werden, und sie solle durch ihre Arbeit nur das Nötige für den Tag verdienen. Darum sind die Weber arm und verdienen durch ihre Arbeit wenig.

Kristensen, Sagn 2, 256. 28.

3. Westslavisch.

Der Heiland sieht, wie in einem Dorf ein Bettler überall abgewiesen wird, weil die Frauen mit dem Hanf beschäftigt sind. Auch seine Fürsprache ändert nichts. Da spricht er das Urteil: „Künftig sollt ihr die doppelte Arbeit mit dem Hanf haben.“ Seitdem müssen die Frauen den Hanf zweimal zupfen, einmal den männlichen, dann den Saathanf.

Wenzig, Westslavischer Märchenschatz S. 90—92.

4. Baskisch.

Einst gab es in Spanien ein Dorf Ahurhutxe. Eines Sonnabends war dort eine Frau beim Backen, als sich eine alte Bettlerin an der Türe zeigte und um einen Kuchen aus dem Backofen als Almosen bat. Die Frau tat denn auch etwas Teig in den Ofen, und auf einmal wurde der Teig zu einem schönen Brot. Aber sie fand, daß dies Brot viel zu groß sei für ein Almosen. Darum tat sie eine viel kleinere Menge Teig in den Ofen. Aber das Brot wurde so groß, daß sie sich anstrengen mußte, es herauszuziehen. Nun nahm sie ganz, ganz wenig Teig zwischen die Fingerspitzen, aber das wurde so groß, daß es den ganzen Ofen ausfüllte, und daß die Frau es nicht herausziehen konnte. Da sagte die alte Bettlerin: „Ich bin die heilige Jungfrau; der Sonnabend ist mein Tag, und weil du dein Almosen für zu groß hieltest, so wird in deinem Dorfe kein Weizen mehr geerntet werden.“ Als sie das gesagt, verschwand die heilige Jungfrau. Seit der Zeit sagen die Frauen, wenn sie ihren Teig in den Backofen schieben: „Der gute Gott mache sie so groß wie die Brote von Ahurhutxe!“

Cerquand, Légendes et récits pop. du pays basque 1, 16.

D. Philemon und Baucis in christlichem Gewande.

Ein klassisches Beispiel für sagenhafte Bestrafung der Ungastlichkeit ist das phrygische Märchen von Philemon und Baucis (Ovid Metam. 8, 621), von dem schon Theodor Benfey annimmt, daß es auf Volksmärchen von Einfluß gewesen sei, „wie sich denn überhaupt die Sagen von den wandernden Heiligen weniger an Christus' Wanderungen in Judäa schließen, als an die Wanderungen heidnischer Götter." (Pantschatantra 1, 497).

Jupiter und Merkur klopfen als Wanderer an die Türen der Menschen und bitten um Obdach, finden aber nirgends Aufnahme. Endlich kommen sie zu der ärmlichen Hütte eines greisen Ehepaares, Philemon und Baucis, deren Gastlichkeit ihnen alles gewährt, was in ihren Kräften steht: ein bescheidenes Mahl, ein bequemes Lager und freundliche Gesichter dazu. Während des Mahles füllt sich der Krug fortwährend von selber. Als die beiden Alten den Fremden die einzige Gans opfern wollen, da geben sich diese zu erkennen:

Wir sind Götter und tragen den unrechtschaffenen Nachbarn,
Sagten sie, würdigen Lohn. Doch euch vergönnen wir, teillos
Solcher Strafe zu sein. Verlaßt nur euere Wohnung;
Folget unserem Schritt, und hinauf zu den Höhen des Berges
Gehet zugleich! — Sie gehorchen, und beid' auf Stäbe gestützet,
Streben sie weit hinauf mit mühsamen Tritten die Anhöhn.
Jetzo dem Gipfel so fern, wie der Pfeil, von der Senne geschnellet,
Abreicht, wenden sie bange den Blick; und in sumpfender Sündflut
Sehen sie alles versenkt; ihr eigenes Häuschen war übrig.
Während sie noch anstaunen der Nachbarn Schicksal bejammernd,
Sieh! die veraltete Hütte, zu klein auch zweien Bewohnern,
Wandelt zum Tempel sich um: für die Gaffeln ragt ein Gesäul auf;
Rötlich schimmert das Stroh, und wie Gold erscheinet der Giebel,
Bunt getrieben die Pfort', und gedeckt der Boden mit Marmor.
Jetzt mit ruhigem Antlitz begann Saturnius also:
Sagt uns, redlicher Greis, und du des redlichen Mannes
Würdige, was ihr begehrt! — Mit Baucis redet Philemon
Weniges, öffnet den Himmlischen drauf den gemeinsamen Ratschluß:
Euere Priester zu sein, und euch zu pflegen des Tempels,
Werd' uns vergönnt! Und weil wir in Eintracht immer gelebet,
Laßt die selbige Stund' uns beid' hinehmen; und niemals
Schau' ich die Gruft der Gattin hinfort, noch bestatte mich jene!
Gleich war Wunsch und Erfolg. Sie pflegten beide des Tempels,
Ganz ihr Leben hindurch. Da gelöst von Jahren und Alter
Einst vor den heiligen Stufen vereint sie standen und sprachen
Über das Schicksal des Orts, sah Baucis in Laub den Philemon,
Sah der alte Philemon in Laub aufgrünen die Baucis.
Und wie um beider Gesicht der laubige Wipfel emporwuchs:
Leb', o Trautester, wohl! und o Trauteste! riefen sie wechselnd,
Weil sie noch konnten, zugleich; und zugleich umhüllte das Antlitz
Beiden Gebüsch. Noch zeigt der tyanischen Fluren Bewohner
Dort das heilige Paar als nachbarlich grünende Bäume.

Sehr häufig tritt dies Märchen in Frankreich auf, zwar in christlicher Form, doch der ovidianischen Erzählung sehr ähnlich. Vielleicht darf man hier auf die unmittelbare Verbindung der römischen und gallo-fränkischen Kultur zurückgehen und darin den Ursprung der noch heute lebenden Volksüberlieferung suchen. Spätere literarische Einflüsse haben, wie eine mittelalterliche Variante (S. 136, 3a) zeigen wird, zur Sagenerhaltung mit beigetragen; gewiß wird auch das Ansehen, das Ovid im Mittelalter als Schulschriftsteller gehabt hat, von einigem Einfluß gewesen sein. Hinzugetreten sind natürlich mancherlei Ausschmückungen, die auf Motiven einheimischer Volkssagen beruhen.

I. Die einbrechende Flut.

1. Einfache Form.

1. Aus Frankreich.

a) In alten Zeiten stieg der Herrgott oft in Menschengestalt auf die Erde herunter und wandelte unter den Menschen. Einmal überraschte ihn die Nacht, und er kam zu einer Stunde, in der alle Geschöpfe die Ruhe suchen, in ein Dorf hoch oben in den Bergen von Bigorre. Er bat um Gastfreundschaft an den Türen vieler reicher Leute, aber keiner wollte ihn aufnehmen. Er fand kein anderes Obdach als die Hütte eines armen Kuhhirten. Und da dieser Kuhhirt dem Wanderer kein Nachtessen vorsetzen konnte, schlachtete er sein einziges Kalb, bereitete es zu und setzte ihm das Fleisch vor. Da sagte Gott zu dem armen Kuhhirten: „Mein lieber Wirt, sammle all die Knochen von diesem Kalb, außer diesem einen, den will ich nehmen.“ Der Kuhhirt gehorchte, und nachdem sie gegessen hatten, legte er alle Knochen des Kalbes in einer Reihe in eine Ecke des Hauses, und dann legten die beiden sich nieder und schliefen. Bei Tagesanbruch stand der Kuhhirt auf und ging hinaus. Da sah er das Kalb, dessen Fleisch sie am Abend gegessen hatten, wie es vor der Hütte graste; und es hatte all seine Knochen, außer dem einen, welchen der Herrgott genommen hatte; der läutete fröhlich in einer großen Glocke, die an seinem Hals hing. Das Dorf aber mit seinen bösen und ungastlichen Bewohnern wurde außer der Hütte des Hirten gänzlich verschlungen, und an seine Stelle trat ein großer See, dessen klares Wasser so blau wie der Himmel war. Dieser See heißt Lhéou.

Folklore Journal I, 383, aus Mary Eyres, A Lady's Walks in the South of France 1865, 293. Auch: Cordier, Légendes des Hautes-Pyrénées p. 24, Bladé, Contes de Gascogne 2, 146, Sébillot, Folklore 3, 393. Zur Wiederbelebung des Kalbes vgl. die norwegische Sage von Thor, der die Böcke des Bauern Egill belebt, es liegt Entlehnung aus der Volkssage vor (Golther, Mythologie S. 276; Grimm, Mythologie[4] 154).

b) Christus predigt den Heiden, und die Druiden hetzen das Volk gegen ihn auf, nur eine Witwe mit einer Ziege beherbergt ihn; dafür wird sie samt dem Tier gerettet, während die Stadt von dem Lac du Boucher verschlungen wird. Die Alte erhält ein Haus, neben dem Christus eine Quelle entstehen läßt.

Sébillot, Folklore de France 3, 398.

c) Sankt Petrus hat an einem Winterabende bei allen Fischern und Bauern vergebens vorgesprochen. Endlich findet er abseits in einem Häuschen eine Frau, die ihn gastlich aufnimmt und ihm ein Strohlager am Herde zurechtmacht. Als Petrus am Morgen Abschied nimmt, gibt er sich zu erkennen und verheißt ihr

Belohnung, während ihre bösen Nachbarn bestraft werden würden. Es entsteht der See von Brindos, aus dem man noch bisweilen Glockentöne vernimmt. Nur das Haus der Frau wird verschont.

Sébillot 3, 393 = Bulletin de Biarritz-Association août 1902, p. 136.

d) Jesus und Petrus als Bettler überall abgewiesen; aufgenommen von einem armen betagten Ehepaar; noch während der Nacht scheiden sie und werden auf ihre Bitte von den beiden Alten begleitet. An der Stelle des Dorfes entsteht der nach ihm benannte Teich von Lhers. Nur die Hütte der Alten wird verschont.

La Tradition 19, 291.

e) Eine Bettlerin wird überall abgewiesen, nur ein armer Greis nimmt sie auf. Zur Strafe läßt Gott den See von Narlay (Haute-Saône) entstehen und verschont nur das Haus des Greises.

Sébillot 3, 396 = Monnier, Cultes des esprits dans la Séquanie 59.

f) Die Nonnen im Kloster von Harricourt weisen Christus, der als armer Greis vorspricht, ab. Eine Dienerin nimmt ihn heimlich auf. Am andern Morgen heißt er sie ihm folgen und ihre Habe mitnehmen. Das Kloster wird von einem Sumpf verschlungen.

Sébillot 3, 395 = A. Meyrac, Villes et villages des Ardennes p. 282.

2. Aus Wales.

Wo jetzt in Brecknockshire ein großer See liegt, war vor Zeiten eine große Stadt. Der König sandte einen Boten zu den sündhaften Leuten, sie zu erforschen, sie achteten seiner nicht und versagten ihm Herberge. Da trat er in eine elende Hütte, worin bloß ein weinendes Kind in der Wiege lag, übernachtete, und beim Weggehen fiel ihm sein einer Handschuh in die Wiege. Nicht lange hatte er die Stadt hinter sich liegen, so vernahm er Geräusch und Wehklagen. Er beschloß umzukehren und den verlorenen Handschuh zu suchen, aber die Stadt war verschwunden, und Gewässer deckte die ganze Ebene. Mitten auf den Wogen schwamm ihm aber eine Wiege entgegen, in der Kind und Handschuh lagen. Dies Kind nahm er mit zum König, der es als den einzigen aus der versunkenen Stadt übrig gebliebenen Menschen auferziehen hieß.

Grimm, Mythologie[4], S. 481.

3. Aus dem Berner Oberland.

Vom Dörflein Ralligen am Thunersee und von Schillingsdorf, einem durch Bergfall verschütteten Ort des Grindelwaldtales, vermutlich von anderen Orten mehr, wird erzählt: Bei Sturm und Regen kam ein wandernder Zwerg durch das Dörflein, ging von Hütte zu Hütte und pochte regentriefend an die Türen der Leute, aber niemand erbarmte sich und wollte ihm öffnen, ja sie höhnten ihn noch dazu aus. Am Rand des Dorfes wohnten zwei fromme Arme, Mann und Frau, da schlich das Zwerglein müd und matt an seinem Stab einher, klopfte dreimal bescheidentlich ans Fensterchen, der alte Hirt tat ihm sogleich auf und bot gern und willig dem Gaste das wenige dar, was sein Haus vermochte. Die alte Frau trug Brot auf, Milch und Käs, und ein paar Tropfen Milch schlürfte das Zwerglein und aß Brosamen von Milch und Käse. „Ich bin's eben nicht gewohnt," sprach es, „so derbe Kost zu speisen, aber ich dank euch von Herzen, und Gott lohn's; nun ich geruht habe, will ich meinen Fuß weitersetzen!" „Ei bewahre!" rief die Frau, „in der Nacht, in das Wetter hinaus! Nehmt dort mit einem Bett-

lein vorlieb!“ Aber das Zwerglein schüttelte und lächelte: „Droben auf der Flut hab' ich allerhand zu schaffen und darf nicht länger ausbleiben, morgen sollt ihr mein schon gedenken.“ Der anbrechende Tag aber weckte sie mit Unwetter und Sturm, Blitze fuhren am roten Himmel, und Ströme Wassers ergossen sich. Da riß oben am Joch der Flut ein gewaltiger Fels los und rollte zum Dorf herunter mitsamt Bäumen, Steinen und Erde. Menschen und Vieh, alles was Atem hatte im Dorf, wurden begraben. Schon war die Woge durchgedrungen bis an die Hütte der beiden Alten, und zitternd und bebend traten sie vor ihre Türe hin. Da sahen sie mitten im Strom ein großes Felsenstück nahen. Obendarauf hüpfte lustig das Zwerglein, als wenn es ritte, ruderte mit einem mächtigen Fichtenstamm, und der Fels staute das Wasser und wehrte es von der Hütte ab, daß sie unverletzt stand und die Hausleute außer Gefahr waren. Aber das Zwerglein schwoll immer größer und höher, ward zu einem ungeheuren Riesen und zerfloß in Luft, während jene auf gebogenen Knieen beteten und Gott für ihre Errettung dankten.

Grimm, Deutsche Sagen Nr. 45 = Wyß, Volkssagen (1815), S. 62.

2. Erweiterung durch das Wunder des anschwellenden Kuchens.

Aus Frankreich.

a) Christus bittet eine Frau, die gerade Brot in den Backofen einschiebt, um ein Brot, und als sie es verweigert, um etwas Teig, um ihn zu backen. Sie willigt ein. Der Teig schwillt an, und sie nimmt ihn weg. Eine Dienerin, die nebenan Mehl beutelt, bäckt ihm heimlich einen Kuchen. Er rät ihr, das Haus zu verlassen, da ein großes Unglück hereinbrechen werde, aber sie lacht nur. Darauf kommt er zu einem Hirten und erhält ein Stück vom Schenkel eines Kalbes, der dann wieder nachwächst. Als der Hirte die Herde in den Stall treiben will, fordert er ihn auf, sich mit ihr unter einen Weißdorn zu flüchten. Danach bricht ein Sturm aus, und ein See entsteht. Noch heute hört man bisweilen die Stimme der Mehlbeutlerin, Hahnenschrei und Hundegebell.

Sébillot 3, 394 = Dardy, Anthologie de l'Albret 2, 51—59.

b) Gott kommt als Bettler nach Lourdes; überall abgewiesen, wird er nur von zwei armen Frauen aufgenommen; ein Kindlein liegt in der Wiege. Da Gott warten soll, bis sie ein Roggenbrot gebacken haben, setzt er sich an den Herd, und die Kuchen wachsen wunderbar auf. Nachdem er gegessen, befiehlt er ihnen zur Belohnung, ihm mit dem Kinde zu folgen, denn die Stadt würde zur Strafe verschlungen werden. Es entsteht ein See, an dessen Ufer man noch jetzt einen Stein von der Form einer Wiege erblickt.

Sébillot 3, 392 = Eugène Cordier, Légendes des Hautes-Pyrénées p. 21—23; im wesentlichen übereinstimmend: Bladé, Contes de Gascogne 2, 147.

3. Erweiterung durch das Verbot des Zurückschauens und die Strafe der Versteinerung.

Aus Frankreich.

a) Die Stadt Herbauge ist voll Bosheit. Saint Martin de Vertou will sie bekehren, findet nirgends Unterkunft als bei einem armen Manne Namens Romain und seiner Frau. Die Stadt hört nicht auf seine Bußpredigt. An einem Festabend sagt Gott dem Heiligen, er wolle die Stadt ertränken. Dieser benachrichtigt seine Wirte, befiehlt ihnen, mit ihm zu kommen und sich nicht umzukehren. Die Frau nimmt drei Brote und folgt dem Heiligen, sieht sich aber um und wird ver-

steinert mitsamt ihren Ölkuchen. Romain blickt sich nach ihr um und wird ebenfalls zu Stein. Es entsteht der See von Grandlieu.

Sébillot 3, 397 = Sébillot, petite légende dorée 205—207. In moderner mündlicher und mittelalterlich-literarischer Überlieferung: Acta Sanctorum Octobris tom. X, p. 803ff. [Siehe unter Nachtr.]. Eine Anspielung bei einem **Schriftsteller des 14. Jahrhunderts** zeigt, daß diese Legende wohlbekannt war.

Et pour ce devint comme une pierre tout aussi comme saint Martin de Verto, quand il fist fondre la cité de Erbauge, qui estoit en l'éveschie de Nantes, laquelle fondy par le péché de luxure et d'orgueil, comme fist la cité dont Loth fut sauvé.

(Le livre du chevalier de la Tour Landry, p. 113. Bibl. elzévirienne).

In einer mündlichen Überlieferung wird hinzugefügt, daß die Bewohner einen goldenen Teufel anbeteten und daß die Geretteten nur Eßbares mitnehmen durften.

In einer Variante liegen die versteinerten Ölkuchen neben der Frau: Bizeul, De Rezé et du pays de Rais, p. 50. — Eine Variante aus der Vendée, betreffend die Versteinerung, siehe Sébillot 3, 397.

b) Christus kommt in der Gestalt eines Bettlers in die Nähe der Stadt Issarlès (nordwestlich Ardèche). Auf dem Lande wird er gut aufgenommen, einmal erhält er Kartoffeln, das andre Mal will man gerade Brot backen und sagt ihm, daß er warten solle, bis es fertig sei; dann werde er ein schönes Milchbrot erhalten. Jesus sagt: „Es ist schon gebacken." Sie laden ihn zum Essen ein, er nimmt nur das Milchbrot, geht fort und schenkt es weiterhin zwei Stadtkindern, deren Mutter es in den Schweinetrog wirft. Als er diese um Almosen bittet, weist sie ihn schroff ab. Ebenso wird er in der ganzen Stadt abgewiesen. Im vorletzten Haus heißt es, sie hätten nur Sauerteig, wiewohl sie Brot genug haben. Vorm letzten Hause sitzt eine Frau, die ihre Ziege melkt. Auf seine Bitte will sie ihm alle Milch geben, aber er nimmt nur ein Glas und befiehlt ihr, sich bei einem kommenden Lärm nicht umzusehen. Sie gehorcht jedoch nicht und wird, wie die ganze Stadt, vom See von Issarlès verschlungen.

Mélusine 1, 327. Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 391.

c) Gott als Bettler klopft überall vergebens an, eine arme Alte nimmt ihn auf und will ihm Brot kneten und die Ziege melken. Gott dankt und heißt sie die Ziege sogleich fortführen und sich nicht umkehren, welches Geräusch sie auch hören möge. Darauf verschwindet er. Während die Frau den Befehl ausführt, verfinstert sich der Himmel, schrecklicher Lärm ertönt, die Frau vergißt das Verbot und wird mitsamt der Ziege versteinert. An Stelle der Stadt entsteht der Lac du Bouchet Saint-Nicolas.

Sébillot, Folklore 3, 392.

d) Wie die vorige Variante, doch fehlt die Ziege, es wird nur die Frau, die sich umsieht, versteinert. Es entsteht der See von Gour de Tézénat.

Sébillot 3, 393 = Sébillot, litt. orale de l'Auvergne p. 237.

4. Verkürzungen und Entstellungen.

1. Aus Frankreich.

a) Der Lague de Xaintrailles, unweit Nérac, entstand an Stelle einer Mühle und des dazugehörigen Grundbesitzes, weil der geizige Müller am Weihnachtsabend „einen Bettler" abwies.

Sébillot, Folklore 3, 395 = Revue des trad. pop. 6, 434.

b) Ein Sumpf bei Saint-Jacques-La-Lande entstand an der Stelle eines Schlosses, dessen geizige Bewohner dem Herrn Christus ein Almosen verweigerten.

Sébillot 3, 394 = Revue des trad. pop. 7, 210.

c) Eine Bettlerin mit ihrem Kinde im Arm wird in der ganzen Stadt Damvauthier nicht aufgenommen; sie betet, ein Greis erscheint, beherbergt sie und verschwindet. Am andern Morgen liegt an Stelle der Stadt der See Saint-Point.

Sébillot 3, 396 = Thuriet, trad. pop. du Doubs p. 463—65.

d) Am Jordan wohnt Philemon. Petrus klopft an und bittet um Herberge; er habe aber 12 Gefährten. Alle finden Aufnahme, als Belohnung erhält er alle seine guten Wünsche erfüllt. Ehe er in den Himmel kommt, will er sehen, wie es in der Hölle aussieht, und spielt mit dem Teufel um Seelen der Verdammten und gewinnt zwölf. Mit denen kommt er an den Himmel und wird mit ihnen eingelassen.

Thuriet, trad. pop. de la Haute-Saône et du Jura 602: Légende „commune au Doubs, à la Haute-Saône et au Jura."

e) In alter Zeit, als Gott noch auf Erden wandelte, gab es noch kein Wasser wie heute, und viele Leute starben vor Durst. Wer einen Brunnen hatte, wollte seine Nachbarn nicht daraus schöpfen lassen, aus Furcht, er könnte für sich selbst nicht genug haben. Eines Tages, als der liebe Gott mit Johannes und Petrus unterwegs war, bekam er Durst, oder vielmehr, sie bekamen alle drei Durst. Sie kehrten bei einer guten Frau ein und baten sie um ein Glas Wasser; aber anstatt es ihnen zu geben, sagte sie ihnen Grobheiten und nannte sie Taugenichtse und Landstreicher. Da gingen sie zu einer andern Frau, die sie nicht besser empfing; endlich zu einer dritten, die barmherziger war. Sie gab ihnen zu essen und zu trinken und ließ sie in ihrem eigenen Bette schlafen. Als die Reisenden sich gut ausgeruht hatten, rüsteten sie sich zur Abreise. Der liebe Gott wollte sie bezahlen; aber sie wollte nichts annehmen, und da er sich gegen die beiden anderen Frauen aufgebracht zeigte, bat sie ihn, er möge ihnen nicht zürnen, denn das Wasser sei spärlich im Lande. Der liebe Gott sprach zu ihr: „Da Ihr kein Geld wollt, möchte ich Euch ein Geschenk machen." Er nahm eine kleine Tonne, die Petrus unter dem Arme trug und an die eine Röhre angesetzt war, und sprach zu der Frau: „Diese kleine Tonne hat viel Wunderkraft; Ihr werdet sie um eine dreifache Gunst bitten können, aber nur die erste wird sie Euch gewähren; wählt gut, und wenn Ihr Euch einen Wunsch ausgedacht habt, so drehet die Röhre um."

Die Frau stellte die Tonne in ihren Schrank, ohne den Worten des Reisenden weiter Glauben zu schenken. Eines Tages, als sie von einem Wege nach Hause kam, wollte sie Wasser trinken; aber eine Nachbarin hatte ihr inzwischen alles Wasser weggenommen, das sie sich aufgehoben hatte. Dieses Dorf nun gehörte einem reichen Herrn, der bei Todesstrafe verboten hatte, vom Donnerstag bis Sonntag Wasser zu schöpfen. Es war schon Mittwoch Abend, und niemand konnte nach Sonnenuntergang hinausgehen. Die Frau war sehr verdrossen, und sie murrte über ihren Herrn. Da dachte sie an die Tonne und sprach: „Ich muß doch zusehen, ob sie die Kraft hat, von der jener Mann sprach, der sie mir gab." Sie stellte sie auf den Tisch und sprach: „Meine kleine Tonne, gieb mir recht viel Wasser für mich und alle, die es brauchen." Dann drehte sie an dem Hahn und sah sogleich ein schönes klares Wasser hervorsprudeln. Sie löschte ihren Durst, aber das Wasser floß immerfort aus der Tonne, und sie konnte den Hahn nicht

wieder schließen. Sie bereute es nun, um diese Gunst gebeten zu haben, und sprach bei sich: „Ich hätte den Zauberer, der es mir gegeben hat, fragen sollen, was man zu der Tonne sagen muß, um das Wasser zurückzuhalten. Jetzt muß ich mein Haus verlassen, wenn ich nicht ertrinken will".

Sie nahm ihre Wertsachen, und da das Wasser immer weiter floß, floh sie auf einen Berg. Die übrigen Nachbarn ertranken und wurden in Fische verwandelt. Die Tonne gab immer weiter Wasser: aus ihr kamen die Flüsse und Meere, und soviel Wasser ist darinnen, daß das Meer nicht erschöpft werden kann und die Flüsse sich nicht vermindern.

Sébillot, légendes de la mer 2, 331.

2. Aus der Altmark. (Verblaßte Erinnerung an die sicher einst ausführlich erzählte Sage.)

An der Stelle, wo jetzt der Arendsee in der Altmark liegt, stand vor alters ein großes Schloß. Dieses ging urplötzlich unter, und nicht mehr kam davon als ein Mann und ein Weib. Wie die beiden nun fortgingen, sah sich das Weib zufällig um und ward der schleunigen Veränderung inne. [Statt des alten Schlusses — vielleicht Versteinerung? — folgt der Ausruf der Frau: „Arend see!" = Arend (so hieß der Mann), sieh doch! Darum nannte man die am See erbaute Stadt Arendsee.]

Grimm, Deutsche Sagen Nr. 112 = Praetorius, Weltbeschreibung 1, 97 („aus mündlicher Sage"). Vgl. Annales fuld. ad a. 822 (Pertz 1, 357): item in parte orientalis Saxoniae, quae Soraborum finibus contigua est, in quodam deserto loco, iuxta lacum qui dicitur Arnseo, terra in modum aggeris intumuit et limitem unius leugae spatio porrectum sub una nocte, absque humani operis molimine, ad instar valli surrexit. Vgl. ann. Einhardi ad a. 822 (Pertz 1, 209).

3. Aus Estland.

a) In Woltwede, unweit des Kärsu-Berges, sieht man zwei tiefe Gruben. Da standen vor Zeiten zwei Bauernhöfe. Die Sage erzählt, daß Jesus zur Zeit seines Erdenlebens einmal spät abends in diese Gesinden eingetreten war und um Nachtlager gebeten hatte. Der Wirt aber hatte ihn mit harten Worten abgewiesen. Da ging Jesus von dannen. Die Höfe aber versanken unter die Erde. Später wollte man noch von Zeit zu Zeit einen Hahn krähen gehört haben tief unter der Erde.

Aus dem handschr. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

b) Als Jesus noch mit seinen Jüngern auf Erden wandelte, kam er einst in einen Bauernhof, wo die Leute Hochzeit hielten. Er bat um Nachtlager für sich und seine Jünger. Da sie aber sehr ärmlich gekleidet waren, wurden sie abgewiesen, und man drohte ihnen, sie mit Hunden zu hetzen, falls sie es wagen sollten, zurückzukommen. Jesus verfluchte das Haus und ging von dannen. Da begann Wasser aus der Erde hervorzudringen und vom Himmel herabzufließen, bis der Bauernhof zu einem See wurde. Der See ist unweit der Kirche zu Odenpäh und heißt Meossö-See. Bei klarem Wetter könne man jetzt noch das Haus und die Menschen sehen und auf den Pfortenpfosten den Bräutigam und die Braut, die sich dahin geflüchtet hatten und noch jetzt so stehen.

[Es folgt nun die oben S. 98 mitgeteilte Geschichte von der Frau mit dem Melkgefäß, woran sich noch diese dritte anschließt:]

Darauf kam Jesus zu einem armen Mann und bat um Essen. Da dieser nichts zu geben hatte, sagte Jesus, er solle seine Kuh schlachten und eine Suppe kochen.

Traurigen Herzens tat es der Mann. Als Jesus am Morgen aufbrach, gab der Mann ihm noch den Kopf und die vier Füße der Kuh mit auf den Weg. Am dritten Tage ging der Mann nach alter Gewohnheit in den Stall melken, ohne daran zu denken, daß die Kuh schon geschlachtet und verzehrt war, und fand vier schöne junge Kühe und einen Stier vor.

Aus dem handschr. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

5. Parallele.

Märchen der Konde (Nordufer des Njassa, Ostafrika).

Im Gebiet der Konde liegt ein lieblicher See, dessen Durchmesser auf 600 Meter zu schätzen ist. Sein klares Wasser ist nicht durch Schilf oder Rohr verdeckt; Wasservögel aller Art beleben ihn; seine Ufer fallen allmählich ab, und rings umgibt ihn ein herrlicher Kranz von grünen Bäumen.

Vor langer Zeit stand hier ein Dorf. Da kam einst ein Wanderer seines Weges, er war müde vom weiten Marsch und bat um einen Trunk Wasser. Aber es war umsonst. „Wir haben nichts in der Hütte," hieß es, obwohl Wasser genug vorhanden war. Mit derselben Bitte ging er zur nächsten Hütte, doch auch hier erhielt er dieselbe Antwort. Endlich sprach der müde Wanderer einen Knaben an, der unter einem Baume saß. Der Knabe entgegnete: „Iß zunächst ein wenig, denn Wasser auf einen hungrigen Magen ist nicht gut." Der Wanderer aber sagte: „Ich möchte nur etwas zu trinken haben." Darauf gab ihm der Knabe Bier, und der fremde Mann trank. Als er ausgetrunken hatte, fragte er den Knaben: „Wo ist denn deine Mutter?" „Die ist zum Ackern aufs Feld gegangen." „So gehe schnell hin und rufe sie." Sobald der Knabe außerhalb Sehweite war, senkte sich plötzlich das Dorf, von allen Seiten quoll Wasser hervor, und ein See entstand. Der Wanderer aber rief mit weithin schallender Stimme: „Ihr Leute dieses Orts! Ihr sagtet, ihr hättet kein Wasser, hier habt ihr welches, nun trinket!" — Ein einziger Baum stand noch eine lange Zeit in der Mitte des Sees, und ein Hahn, der sich auf ihn gerettet hatte, krähte noch manchen Tag, bis auch er verstummte.

A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Berlin 1894.

II. Die Unaufhörlichkeit des ersten Tagewerkes.

Verbreiteter als diese Bestrafung durch einbrechende Flut ist eine zweite Sagenform, die ein neues Motiv zeigt. Der Herr belohnt die gastliche Frau, indem er das erste Tagewerk, das sie nach seinem Scheiden (oder am nächsten Morgen) beginnt, bis zum Abend fortdauern läßt. Durch unaufhörliches Leinwandmessen wird sie reich. Der Neidischen, die gleichfalls diesen Lohn erlangen will, widerfährt ein eigentümliches Mißgeschick, das zumeist wie in der vorigen Form zur Entstehung eines Sees führt.

1. Aus Italien.

Der hl. Petrus und der Herr pflegten durch die Straßen zu wandern. Eines Abends zu später Stunde sprach vor einem Hause Petrus zum Herrn: „Hier in diesem Hause sollten wir schlafen." Spricht der Herr: „Gut, gehen wir nur." Sie pochten an, da springt eine Frau hervor, und sie sagen zu ihr: „Würdest du uns die Liebe antun, uns Nachtquartier für diese Nacht zu geben? Wir sind Wanderer und haben uns hier in dieser Straße zu dieser Stunde verirrt."

Antwortet ihnen das Weib: „Wenn ihr euch bequemen wollt, so gut ich es kann, gern laß ich euch bei mir schlafen, aber an Betten habe ich nichts als ein wenig Stroh und fünf Ellen Leinwand, die ich mir grade heute geholt habe und die ich für euch ausbreiten werde als Bettlaken."

„Gut, gut," sagen sie, „mach es, wie du's kannst. Es ist für uns genügend." Sie bereitete ihnen die Lagerstatt, und die beiden wünschten ihr gute Nacht und legten sich schlafen.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde erheben sich die Wanderer und machen sich auf den Weg. Sie treffen die Frau schon auf, wie sie Polenta macht. „Sie möchten ein wenig warten, bis sie die Polenta fertig hätte." „Nein, nein," sagen sie, „wir danken euch, gute Frau, für den Gefallen, uns Nachtquartier gegeben zu haben, zum Danke dafür sollt ihr das, was ihr zuerst tut, den ganzen Tag über tun." „Gut, gut," sprach sie, und jene gingen davon.

Bleibt die Frau allein und spricht: „Nun will ich das bißchen Stroh wegräumen." Und so tut sie: sie geht hin, um das Lager wieder zu beseitigen, aber ehe das Stroh daran kommt, heißt es die Leinewand entfernen. Also sie geht daran, die Leinwand wegzunehmen, zieht und zieht, aber nie kommt sie zu Ende.

Ihr Mann kommt nach Hause, und sie erzählt ihm, ihr hätten die Wanderer, die sie heut Nacht beherbergt, beim Weggehen gesagt, sie würde den ganzen Tag das tun, was sie zuerst beginne. Nun habe sie damit angefangen, das Linnen wegzuziehen, und werde nicht fertig damit.

Ihr Mann geht hocherfreut vor die Tür und erzählt's der Gevatterin: „Wißt Ihr's schon, Gevatterin, daß mein Weib seit heute Morgen fortgesetzt Linnen aufhebt von dem Nachtlager der beiden Wanderer, so wie die es ihr prophezeit haben?" „Ei der Daus!" spricht diese, „seid ihr aber glücklich. Gott geb's, daß die Wanderer auch zu mir einmal kämen!" — Und Gott gab's wirklich: die Wanderer kamen noch an diesem Abend zu ihr. „Würdest du uns, liebe Frau, den Gefallen tun und uns für diese Nacht bei dir Quartier geben?" „Von Herzen," erwiderte sie, „wenn ihr euch begnügt, so wie ich kann; denn Betten habe ich nicht, nur ein wenig Stroh werfe ich euch hin und fünf Ellen Leinwand, die ich mir gerade heute geholt habe." Antwortet der Herr: „Wenn du auch keine Leinwand hinwirfst, das Stroh genügt auch!" Aber jene, die wußte, daß sie nur Stroh aufheben würde, wenn sie keine Leinwand hinlegte, sagte: „Nein, nein, was ich habe, leg' ich euch hin." Und so tut sie: sie legt das Linnen hin, wünscht gute Nacht und geht schlafen.

Bei Morgengrauen steht sie auf und geht in die Küche, die Polenta zuzubereiten. Inzwischen kommen die Wanderer herab, und sie geht, wie sie ihrer ansichtig wird, ihnen entgegen: „Könntet ihr nicht noch ein wenig warten und mit mir etwas Polenta essen?" „Nein, nein," antworteten sie, „wir danken dir für das Nachtquartier, und zum Danke dafür sollt ihr das, was ihr zuerst tut, den ganzen Tag über tun." Und sie gehen davon. Hoch befriedigt will sich die Frau daran machen, die Leinwand wegzuziehen, aber im selben Augenblick hat sie ein Bedürfnis und sagt zu sich: „Halt, halt! erst will ich mal pissen, damit ich ruhig den ganzen Tag stehen und Leinwand aufheben kann."

Und so tut sie, sie geht pissen und pißt und pißt und pißt den ganzen Tag über, statt Leinewand aufzuheben. Am nächsten Morgen sieht sie den Herrn und läuft ihm entgegen und spricht: „Nachdem ich so barmherzig war, dich die Nacht über zu beherbergen, vergiltst du mir so!"

Spricht der Herr: „Wer aus Eigennutz handelt wie du, wird bestraft; denn

du hast nicht aus Liebe zu mir gehandelt, sondern hast mich bei dir zur Nacht aufgenommen, weil du gehört hattest, daß ich deine Gevatterin den ganzen Tag Leinwand hatte aufheben lassen; und du hattest dir gesagt: so wird es auch mir gehen. Dafür bist du gestraft, und das nimm dir zur Regel: eine Wohltat mit Eigennutz gilt nichts!"

Und mit diesen Worten ging er davon.

Bernoni, trad. pop. Veneziane S. 1—6.

2. Aus Frankreich. (Ersatz des Schlußmotivs durch ein ähnliches.)

Im Dorfe Marly bei Valenciennes lebte eine Witwe mit zwei Töchtern. Die ältere la Pione (= la pivoine) war hoffärtig und faul, die jüngere, la Magrite (= la marguerite), liebenswürdig und fleißig. An einem kalten Wintertage, als la Pione allein zu Hause ist, kommt ein steinaltes Bettelweib vor die Türe, wird aber von dem stolzen Mädchen barsch abgewiesen. Am folgenden Tag, als la Magrite im warmen Sonnenschein vorm Hause auf der Bank sitzt und spinnt, kommt die Bettlerin wieder. La Magrite gibt ihr einen Brotranft mit den freundlichen Worten: „Nimm dir, Mütterchen, es kommt von Gott." Die Alte verheißt ihr zum Dank, daß sie das erste Beginnen des nächsten Morgens den ganzen Tag hindurch tun werde, und gibt sich zu erkennen als Marie-au-Blé, die die Erde in Schnee einhüllt, um sie vor der Kälte zu schützen. La Magrite wickelt am folgenden Morgen ein Stück Leinwand auf, um es zu verarbeiten, und die Leinwand wird länger und länger, und je mehr sie aufrollt, um so größer wird die Menge. Bis zum Abend ist das ganze Haus vom Keller bis zum Dachboden angefüllt. Gleichwohl ist La Pione unzufrieden und schilt ihre Schwester; sie selbst hätte an ihrer Stelle Schillinge gezählt, dann wäre sie reich genug, einen Prinzen zu heiraten. Von nun an setzt sie sich alle Morgen mit dem Spinnrad vor die Tür und tut, als ob sie spinne. Marie-au-Blé kommt wirklich noch einmal. La Pione bittet sie um Verzeihung und gibt ihr vollauf zu essen und zu trinken. Als die Bettlerin gehen will, fragt La Pione, ob sie nicht die gleiche Gabe erhalte wie ihre Schwester. Dies wird ihr gewährt. Abends legt sich la Pione eine Börse mit Schillingen unter das Kopfkissen. Als sie die Börse beim Erwachen sucht, fühlt sie einen Floh auf der Schulter; wie sie ihn haschen will, hüpft er davon und sticht sie erst in den Arm, dann hinterm Ohr, worauf sie ihn fängt und tötet. Im Nu stürzt sich eine Menge Flöhe auf sie und sticht sie an tausend Stellen. La Pione verfolgt sie, fängt sie und tötet sie alle. Aber andere folgen nach, und in so großer Anzahl, daß die Unglückliche den Kampf aufgibt und mit beiden Händen anfängt zu kratzen und schließlich in verzweifeltem Wüten den ganzen Körper blutig kratzt. [Die Fortsetzung der Geschichte geht in ein anderes Märchen über.]

Charles Deulin, Contes du roi Cambrinus 3 (1874), 283. Zu dem Ersatz des Schlußmotivs vgl. eine Variante bei P. L. Møller, Franske Folkesagn, (København 1871), S. 14:

Ein Bettler gibt der armen Frau das gewöhnliche Versprechen, daß das erste Beginnen den Tag hindurch dauern solle. Die Arme mißt Battist, die Reiche will Geld zählen, ein Floh setzt sich an ihre Stirn, sie fängt an zu kratzen und setzt das den ganzen Tag fort, bis sie am Abende mit zerkratztem Haupte tot im Bette liegt.

3. Wallonische Märchen.

a) Ein alter Mann, der weder an Gott noch den Teufel glaubt, und eine alte gottesfürchtige Frau wohnen benachbart in Huppaye im wallonischen Brabant

Beide sind bettelarm. Gott Vater und Sankt Petrus klopfen eines Tages wegmüde an die Türe der Frau, um eine Weile auszuruhen; sie nimmt sie freundlich auf und setzt ihnen auch einen Trunk vor. Beim Abschied verheißt ihr Gott, daß sie dasjenige, was sie morgen zuerst tun würde, den ganzen Tag tun solle. Sie legt dem keine Bedeutung bei. Am andern Morgen — es ist Markttag — zählt sie das Geld, das sie zum Ankauf eines Schweinchens gespart hat, und erhält bis zum Abend so viel, daß ihr ganzes Haus voll ist. Sie erzählt es dem Nachbar. Dieser beschließt, falls die Reisenden wiederkämen, sie ebenfalls freundlich aufzunehmen. (Vorheriges Abweisen ist nicht erzählt worden!) Das geschieht, und ihm wird dasselbe verheißen. Er legt sich vorm Schlafengehen die Börse unters Kopfkissen, um sie am andern Morgen gleich zur Hand zu haben. Der Tag war kaum angebrochen, als der Mann auch schon dabei war, sein Geld zu zählen. Plötzlich aber zwang ihn Leibweh, seine Beschäftigung zu unterbrechen und auf den Hof zu laufen. Aber er hatte es so notwendig, daß er bereits im Hause der Natur Tribut zollte. Dies Geschäft setzte er den ganzen Tag lang fort, so daß man ihn am Abend inmitten des angefüllten Hauses tot fand. Man zeigt noch heute in dem Dorfe eine kleine Kapelle, die seine reichgewordene Nachbarin für seine Sünden errichten ließ. Sie erhebt sich genau über seinem damaligen Hause, und es wächst dort infolge der großen Düngerhäufung ein selten hohes Gras.

La Tradition 6, 316—318 mitgeteilt von A. Harou.

b) Nachdem Christus und Petrus überall abgewiesen sind, werden sie von einer armen Frau gastlich aufgenommen. Sie ist gerade beim Leinwandzerschneiden und erhält als Belohnung, daß sie Elle auf Elle schneiden kann. Als die Nachbarin das hört, läuft sie den beiden nach, bewirtet sie und beginnt Leinwand zuzuschneiden, aber sie spürt ein Bedürfnis und macht nun Elle auf Elle von etwas anderem.

Aus Lüttich. Wallonia 3, 171.

4. Vlämisches Märchen.

a) Der Umwandernde ist ein alter Mann, aber an Stelle der Frauen stehen drei Schwestern, deren zwei bösen Herzens sind, während die von ihm beachtete jüngste dritte ein gutes Herz hat. Das Männchen klopft zuerst an dem Hause der zwei Schwestern an, die ihm Einkehr und Nachtlager versagen, und wird von der einen guten gern und willig aufgenommen. Sie gibt ihm selbst ihr Strohbett und legt sich auf die Erde. Morgens dankt das Männchen und sagt, es bitte Gott, daß das erste, was die gute Schwester beginne, ihr zu Nutzen sei und daß sie den ganzen Tag nichts anderes tun könne. Das Mädchen hatte auf den Wunsch nicht gehört und ging, als das Männchen fort war, rasch an die Arbeit. Sie wollte nämlich ein Stück Leinwand zusammenfalten, die sie auf dem Boden getrocknet hatte. Aber wie sie auch faltete, die Leinwand nahm kein Ende. Dies kam erst, als es ganz dunkel war. Mit Staunen hörten die zwei Schwestern davon, eilten dem Mann nach und überredeten ihn, sich wegen der Abweisung entschuldigend, daß es in ihrem Hause auch übernachte. Sie sparten nicht bei der Bewirtung, und derselbe Wunsch wurde ihnen zuteil. Sie befahlen der Magd, Wäsche vom Boden zu holen, wollten sich aber vorerst für die Arbeit stärken. Die eine setzte den Krug Bier an den Mund und trank; die andere ging in den Garten, ihr Wasser zu lassen, und das taten sie ohne Aufhören bis zum Abend, wie das Männchen gewünscht hatte.

J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen S. 43.

b) Christus und Petrus, überall abgewiesen, werden endlich von einer armen Frau freundlich aufgenommen. Am andern Tag stellt ihr Christus zum Abschied einen Wunsch frei. Die Frau denkt an das Stück Leinwand, das sie gestern vom Weber erhalten hat, und bittet, daß das erste heutige Beginnen den ganzen Tag dauere. Es wird gewährt. Das Messen der Leinwand und die Verbreitung der Wundermär wie gewöhnlich. Die habsüchtige Nachbarin bittet die Frau, die beiden Fremden zu ihr zu schicken, falls sie zurückkämen. Nach einiger Zeit geschieht das, und die Frau erhält den gleichen Wunsch gewährt. Sie will Geld zählen, aber zuvor ein Bedürfnis befriedigen. Das Wasser strömt wie ein Bach ins Weite. „Das war der Ursprung der Schelde."

Aus Antwerpen. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 147 (wo freilich vom Nasenträufeln die Rede ist, doch siehe Nachtr. S. 451). Vgl. Petrus van Duyse, Het Klaverblad (1848) S. 22, wo die Frau am Schluß zu sich sagt:

„'k Wil meten tot slaeplust mij gansch overwinn';
Maer wacht eens . . . daer valt mij zoo even wat inn:
Reeds ben ik niet t'huis voor een knecht of een pachter;
Kom, dat ik nit voorzorg vooraf ga naer achter."
Zij bukte in den grasrijken boomgaerde neder
En zat nog gebukt, wen al de avondstar weder
Verscheen; en men zegt, 't was de plas van dit oord,
Die de oorsprong der Schelde was. Zeg het niet voort!

c) Christus und Petrus klopfen abends an ein Häuschen (die Abweisung durch die Reiche fehlt), bitten um Nachtlager und werden herzlich aufgenommen. In der Frühe nehmen sie Abschied, und der Herr sagt zur Frau: „Das erste, was ihr den Tag beginnt, sollt ihr den ganzen Tag tun." Sie beginnt zu waschen und wäscht bis Sonnenuntergang soviel Leinwand, daß sie ihr Lebenlang keine mehr zu kaufen braucht. Die Nachbarin hört das und sagt: „Laß sie nur mal zu mir kommen, ich will's wohl besser machen." Am andern Abend kommen die beiden Wanderer wieder zur ersten Herberge, aber die Frau bringt sie zur Nachbarin, die sie aufnimmt. Sie legt sich abends eine Börse mit Geld auf den Tisch, um am folgenden Tage Geld zu zählen. Als Christus und Petrus am andern Morgen aufbrechen, fragt die Frau, noch ehe der Herr gesprochen hat, nach dem Lohn. Auch sie soll ihr erstes Tagewerk den ganzen Tag über tun. Doch um das Geldzählen nicht unterbrechen zu müssen, verrichtet sie erst ihre Notdurft und blieb nun op't gemak bis zum Sonnenuntergang. So hatte sie „den stank voor dank".

Wolf, Wodana 178.

d) Eine arme Witwe nimmt Christus und Petrus, nachdem sie überall abgewiesen sind, freundlich auf. Am andern Morgen sagt Christus beim Abschied: „Das erste, was ihr heute tun werdet, sollt ihr den ganzen Tag lang tun." Sie legt dem keine Bedeutung bei, faltet Leinwand und faltet bis zum Abend, bis das Haus voll ist. Das Gerücht verbreitet die Sache. Petrus kommt nochmals allein durch die Gegend.

Eine reiche und geizige Frau lädt ihn zu sich ein und bewirtet ihn aufs beste. Am andern Morgen verheißt Petrus ihr das gleiche, wie Christus der Nachbarin, und geht. Sie will sich begierig an das Falten der bereitgelegten Leinwand machen. Da spürt sie ein natürliches Bedürfnis und überlegt sich, daß, wenn sie dem nicht nachgäbe, sie beim Falten der Leinwand gestört werden würde. Sie bückt sich also und bleibt in dieser Stellung „ruisselante". Von dieser Über-

schwemmung bewässerte sich das vlämische Land, oder es entstanden die Lys, die Scarpe oder die Deule; „genau weiß ich es nicht".

La Tradition 6, 44.

5. Aus Tirol.

Ein Bettelmann kommt zu einer armen Frau, die nur noch eine Henne übrig hat, und bittet um ein Almosen. Sie schlachtet die Henne (vgl. bei Ovid die einzige Gans) und kocht dem Bettler eine Suppe, die er ißt; dann entfernt er sich dankend. Da erinnert sich die Frau, daß sie noch ein Stück Tuch im Kasten habe, und sie schneidet einen Teil ab und bringt es ihm nach, damit er sich ein Hemd daraus mache. Der Bettelmann nimmt es, dankt und spricht: „Weil du mir so gut gewesen bist, so schneide Tuch herab, bis die Sonne untergeht." Dann war er verschwunden. Die Frau tat nach seinem Rat. Das Tuch nahm kein Ende, wieviel sie auch abwickelte und schnitt, bis die Sonne unterging. Da war ihr ganzes Häuschen voll feinster Leinwand. So wurde sie reich, und es fehlte ihr auch seitdem niemals an Gottes Segen.

Zingerle 1, 106.

6. Aus Deutschland.

a) Aus dem Elsaß.

Christus kehrt als Bettler bei einer armen Witwe ein, die ihn willig beherbergt und mit ihrem Wenigen bewirtet. Dafür spricht er beim Abschied den Segen über das Erste, was sie tun werde. Sie versteht ihn nicht und geht in den Keller, um den Rest Wein, den der Herr im Kruge gelassen, wieder ins Faß zu gießen: aber der Krug ist unerschöpflich (vgl. Ovid), und die Frau kommt zu Wohlstand. Die habsüchtige Müllerin von dem Dorf wird ihr neidisch und bittet sie, ihr doch den Herrn, wenn er wiederkomme, hinauszuschicken. Der Herr kommt, und die Müllerin trägt ihm das Köstlichste auf, was zu finden ist. Wirklich verleiht er ihr beim Scheiden dasselbe Geschenk, aber, indem sie in ungeduldiger Hast nach dem Schranke läuft, um Geld zu zählen, stößt sie die Wasserflasche um, und das Wasser ergießt sich unaufhaltsam und verwüstet Haus und Feld.

Stöber, Sagen 212; Hertz, Die Sage im Elsaß 40.

b) Aus der Oberpfalz.

Eines Abends hatten U. L. Herr und St. Petrus Nachtherberge bei einer Bäuerin. Am Morgen, ehe sie gingen, ließ der Herr durch Petrus die Bäuerin wissen, daß ihr zum Danke die erste Arbeit, welche sie heute unternehmen werde, zu Glück und Segen ausschlagen solle. Das ließ sich die gute Frau gesagt sein und fing gleich das Leinwandmessen an, und siehe! die Leinwand nahm kein Ende. Endlich war sie genötigt, abseits zu gehen und ein kleines Geschäft zu verrichten. Als sie wiederkehrte und fortmessen wollte, war aber die Leinwand alle.

Das Gerücht hiervon verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend, und als die beiden Wanderer wieder zur Nacht einkehrten und auch dieser Bäuerin am Morgen bei der ersten Arbeit gleicher Segen verheißen wurde, gedachte sie es sehr klug anzufangen und ging zuerst abseits. Als sie aber mit dem Messen beginnen wollte, wurde ihre Leinwand um keinen Faden länger, denn sie zuvor war.

Schönwerth, Aus der Oberpfalz 3, 295.

c) Aus der Grafschaft Mansfeld.

Christus besucht die Grafschaft Mansfeld, „um zu sehen, was die Leute dort machen", kommt Abends nach Röblingen und spricht eine reiche Frau um Nachtlager an. Mit Scheltworten abgewiesen, geht er an „eine nahebei gelegene ärmliche Hütte" und wird freundlich aufgenommen; „es wird aufgetragen, wie die Armut vermochte", und er erhält ein bequemes Lager. Beim Abschied am andern Morgen ist der Lohn: „Deine Arbeit soll viel hundertmal gesegnet sein." Die Frau öffnet die Truhe und holt ein Stück selbstgefertigter Leinwand heraus, das sie bei reichen Leuten feilbieten will, mißt es mit der Elle, und das Messen und die Leinwand nimmt lange kein Ende. Der Erlös aus der Leinwand sichert sie für die Zukunft vor aller Not. Die reiche Nachbarin, der sie von der Ware zum Verkauf anbietet, ärgert sich und will ihr Glück ebenfalls versuchen, eilt dem wunderbaren Fremden nach, bittet ihm ihr Unrecht ab und bittet ihn, umzukehren und ihr Haus zu besuchen. Christus folgt ihr und wird reich bewirtet. Beim Abschied bittet die Wirtin, der Herr möge ihr Tun ebenso segnen wie das der Nachbarin. Er gewährt ihr das. Sie beschließt, ihr Geld zu zählen, um es dadurch viel hunderttausendmal zu vermehren. Aber zuvor kommt ihr ein Bedürfnis an[1]), daraus entstehen gewaltige Fluten, die sich talwärts wälzen und nun das große Becken des salzigen Sees bilden.

Hermann Größler, Sagen der Grafschaft Mansfeld S. 54.

d) Aus Österreichisch-Schlesien.

Christus und Petrus kamen auf ihrer Wanderung eines Abends ganz müde in ein Dorf. Sie gingen in die Scholtisei und baten um Nachtherberge. Die Scholzin jedoch trieb sie scheltend zum Tore hinaus.

Ruhig gingen sie weiter und sprachen in einer armseligen Hütte ein, wo sie liebevoll aufgenommen wurden. Ein spärliches Mahl bedeckte den Tisch der armen Familie, an dem die beiden Fremden aufgefordert wurden teilzunehmen.

Sie folgten der Einladung und aßen aus der vorgesetzten Schüssel. Aber obwohl sie und alle Bewohner der Hütte sich vollständig satt aßen, nahmen doch die Vorräte auf dem Tische zur großen Verwunderung der armen Familie nicht ab. Am andern Tage wanderten die beiden weiter. Vor ihrer Abreise versprach Christus der Frau, daß sie am nächsten Tage den ganzen Tag jene Beschäftigung treiben würde, die sie am Morgen zuerst beginnen würde. Als sie am andern Morgen aufstand, machte sie sich daran, ihrem Manne Hemden zuzuschneiden, und siehe, sie schnitt den ganzen Tag von einem Leinwandstücke, ohne daß es abnahm.

Als die geizige Scholzin das hörte, lief sie den Fremden nach und bat sie, bei ihr einzukehren.

Sie folgten ihrer Einladung und wurden reichlich bewirtet. Bei ihrer Abreise machte ihr der Herr dieselbe Verheißung wie der armen Frau. Am nächsten Morgen stieg die Scholzin zeitiger aus den Federn als sonst. Da es aber noch etwas früh war, legte sie sich noch einmal nieder. Und nun stieg sie den ganzen Tag ins Bett hinein und wieder heraus, bis man unsern Herrgott zurückrief und ihn bat, die Kraft seiner Verheißung aufzuheben, was denn auch geschah.

Peter, Aus Österr.-Schlesien 2, 135.

1) Der Hrsg. Größler ändert hier „da der anstößige Inhalt des ursprüngl. Berichtes einer getreuen Wiedergabe widerstrebt" (S. 56 Anm.) und erzählt, die Frau wollte zur Aufnahme der erhofften Schätze Fässer leeren und goß zu dem Zweck ein Faß mit Laugenwasser aus.

e) Aus Mecklenburg.

In einem Dorfe kam einmal am späten Abend ein Männlein in das Haus einer Bäuerin und bat um Herberge. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und als das Männlein am andern Morgen nach seiner Schuldigkeit fragte, lehnte die Bäuerin jede Bezahlung ab. Da sagte das Männlein, sie werde in dem ersten Geschäfte, das sie bei Sonnenaufgang tue, ihre Belohnung finden. Die Bäuerin ging an ihren Leinenkasten und wollte ihr Leinen messen. Aber so viel Ellen sie auch maß, sie konnte kein Ende finden, so daß schließlich die ganze Stube mit dem Leinen hoch angefüllt war. Das erzählte sie ihrer Nachbarin, und die wünschte, daß das Männlein auch bei ihr einkehren möchte.

Es dauerte auch nur wenige Tage, da kam das Männlein wieder in das Haus der Bäuerin und bat um Herberge. Die Frau dachte ihrer Nachbarin etwas von dem Glücke zuzuwenden und sagte: „Ich kann dich heut nicht aufnehmen, aber da ist meine Nachbarin, die wird es gern tun." Das Männlein ging also in das Haus der Nachbarin und blieb dort die Nacht. Am andern Morgen fragte es wieder nach der Schuldigkeit, und als die Bäuerin keine Bezahlung annehmen wollte, sagte das Männlein, ihr Lohn solle ihr bei dem ersten Geschäfte, das sie vornehme, zuteil werden. Die Frau hatte sich schon vorher Geld in die Tasche gesteckt, und das Geld zu zählen sollte das erste sein, was sie tat. Da fühlte sie ein Bedürfnis und dachte, das wolle sie noch schnell abmachen. Sie ging in den Hof, aber es wollte keine Ende nehmen, und der Teich hinter dem Hause ist davon entstanden.

Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 1, 510.

f) Aus Pommern und Rügen.

a) Ein alter fremder Mann (einige sagen, es sei einer von den Corveier Mönchen gewesen, denen damals die Insel Rügen gehörte) bittet abends bei stürmischem Wetter eine böse und geizige Frau um Herberge und Brot. Das Weib schilt ihn und jagt ihn hinaus. Darauf geht er zu einer frommen und mildtätigen Frau, sie pflegt ihn, „teilte mit ihm ihren letzten Bissen Brot, denn sie war arm und hatte selbst nicht viel". Beim Abschied dankt er und sagt, das erste, was sie nun unternehmen werde, solle ihr den ganzen Tag gelingen. Die Frau denkt nicht weiter darüber nach. Sie will dann ein Hemd für eines ihrer Kinder machen und mißt nach, ob es noch drei Ellen sind. Da muß sie den ganzen Tag messen und erhält somit einen Reichtum an Leinwand.

Die Geschichte wurde bald bekannt, und auch die geizige Frau erfuhr sie. Die ärgert sich und läuft dem Bettler nach, bittet ihn heuchlerisch um Verzeihung, daß sie ihn des vorigen Abends nicht aufgenommen, und lädt ihn ein, für die folgende Nacht in ihrem Hause zu herbergen. Der Alte kehrt um, und sie gibt vom Besten, was sie hat, denn sie denkt, sie werde ebenfalls so belohnt werden wie ihre Nachbarin und wolle sich dann schon eine Arbeit aussuchen, die sie zur reichsten Frau der Welt machen solle. Der Alte dankt ihr in gleicher Weise, wie der Armen. Sie nimmt sich vor, das Geld in ihrem Spartopfe zu zählen. Damit sie aber den ganzen Tag dabei bleiben könne, geht sie erst vor die Tür, um einem Antriebe der Natur zu genügen, aber nun muß sie den ganzen Tag in dem fortfahren, was sie begonnen hat. So entsteht ein See, der alles Land überschwemmt und ein Stück Land von der Insel Rügen losreißt: das heutige Hiddensee. Erst als die Sonne untergeht, kommt die Frau zur Ruhe.

J. D. H. Temme, Die Volkssagen von Pommern u. Rügen, Berlin 1840, S. 166 (aus

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen II (1819) 21. 22. Ebenso A. Haas, Sagen aus Rügen S. 174, nur heißt es dort, daß die arme Frau ihrer Nachbarin den Grund ihres Glückes selber entdeckt und jene den Missionar „eine ganze Zeit darauf", als dieser wieder an ihre Tür klopft, bereitwillig aufnimmt.

b) Ein Mönch aus dem Rügenschen Kloster wird von der bösen Mutter Hidden abgewiesen, belohnt Mutter Vidden mit reicher Leinwand. Mutter Hidden hört das und bittet Mutter Vidden: „Wenn er wiederkommen sollte, so schick ihn doch ja auch in mein Haus!" Die Nachbarin bittet ihn denn auch bei einem nochmaligen Besuch, zur Mutter Hidden zu gehen. (Weiteres wie oben.) Als sie den Geldkasten aufschließen will, um die Taler zu zählen, brüllt die Kuh im Stalle nach Wasser. „Halt!" sagt sie, „die soll mich bei meiner Arbeit nicht stören, der will ich schnell einen Eimer Wasser zu saufen geben." Damit läuft sie zum Brunnen und füllt, aber als der Eimer voll ist, kann sie nicht aufhören, sie muß schöpfen und schöpfen, bis sie alles Land um sich her voll Wasser geschöpft hat und ein großer See entsteht.

U. Jahn, Volkssagen Nr. 223.

Der Schluß, daß ihr Armband auf dem Grunde des Wassers liegt, das nach ihr Hiddensee heißt, ist falsch; nur die Insel bei Rügen heißt so. Nach Mutter Vidden soll ein Dorf Vitte genannt worden sein. Vgl. A. Haas, Sagen aus Rügen S. 175 Anm.

c) Mutter Hidden war die Ehefrau eines armen Fischers. Eines Tages klopfte ein Gnom an ihre Tür und bat sie um Nahrung und Obdach. Mutter Hidden nahm ihn freundlich auf und gab ihm von allem so gut, wie sie es hatte. Aus Dankbarkeit dafür versprach ihr der Gnom, er wolle den ersten Wunsch, den sie habe, erfüllen. Als nun die Frau ihrem Gaste auch zu trinken geben wollte, ging sie nach dem Brunnen, um frisches Wasser zu holen. Aber da riß das morsche Seil des Brunnens, und sie verwünschte die ganze Geschichte und sagte, sie wollte, daß rund um ihr Haus und um ihren Brunnen lauter Wasser wäre. Diesen Wunsch erfüllte der Gnom sofort, und so entstand rund um sie her ein See, welcher ein großes Stück Land von der Insel losriß, und dieses wurde dann „Hiddensee" genannt.

A. Haas, Sagen aus Rügen S. 175.

7. Aus Dänemark.

a) Auf dem Gutshofe wohnt die geizige Frau Spar-nöje [Spare-genau], nicht weit davon die arme Frau Ane Rundhåndet [mit freigebiger Hand]. Eine Bettlerfrau wird von Sparnöje weggejagt, erhält Quartier und Essen bei Ane und gewährt ihr, daß ihr das erste Tagewerk vorzüglich gelinge. Sie mißt Leinewand ohne Ende. Die Bettlerfrau wird das nächste Mal von Sparnöje eingeladen und köstlich traktiert. Die Frau begleitet sie und bittet um einen Wunsch. Die Bettlerfrau antwortet, sie könne ihr nur wünschen, daß das erste, was sie anfinge, ihr besonders wohl gelinge. Jene will nun Geld zählen, ihr kommt aber das Bedürfnis an, das Wasser abzuschlagen. Das gelingt ihr so gut, daß am Fuße des Hügels, wo sie sitzt, ein ziemlich großer See entsteht. Der See wird „Søbo Sø" genannt, dessen Wasser nicht gut schmecken soll.

Efterslæt til Skattegraveren (1890) S. 63 Nr. 31.

b) Ein alter Mann sucht Quartier bei der reichen Witwe Mette Sparnöje [Spare genau] und wird abgewiesen; danach findet er bei der armen Hanne Rundhånd [Freigebige Hand] Unterkommen. Diese überläßt ihm ihr Bett und traktiert ihn schön. Beim Abschied verspricht er ihr, daß ihre erste Arbeit ihr den ganzen Tag hin-

durch gelingen solle. Sie mißt für ein Frauenhemd Leinwand, fährt damit den ganzen Tag fort und wird reich, sie hat Geld genug, sich ein neues Haus zu bauen. M. Sp. erfährt die Sache und sendet ihren Knecht, um den Alten zurückzubringen. Es gelingt; Entschuldigungen, schöne Bewirtung, und sie erhält beim Abschiede dasselbe Versprechen. Sie will ihr Geld zählen, zuerst aber einen natürlichen Drang befriedigen. „Sitzend auf der Erde, pißte sie den ganzen Tag fort, und als die Sonne sich barg, war der See so groß, daß Hof, Geld und alle ihre Sachen unter Wasser standen."

E. T. Kristensen, Aventyr Fra Jylland 3, 71, Nr. 13.

c) Am Fuße eines Hügels liegen zwei kleine Hütten. St. Peter besuchte die eine der Häuslerinnen und gab ihr einen Wunsch frei. Sie wünschte, daß sie die erste Arbeit den Tag hindurch fortsetzen könne. Sie maß Leinewand. Die andere Frau empfing ihn später wohl und begann mit dem kleinen Geschäft, das sie bis Abend fortsetzte.

Thiele, Danmarks Folkesagn 2, 306.

d) Der liebe Heiland und St. Peter erhalten auf der Reise Quartier bei einer Frau. Sie werden gut aufgenommen, und der Heiland gewährt ihr den Wunsch, daß sie das, was sie zuerst am nächsten Morgen beginne, bis zum Abend fortsetzen solle. Sie fing an, Leinwand zu messen, und fuhr damit fort, bis die Sonne unterging. Das nächste Mal spricht der Heiland bei der Nachbarsfrau ein, welche denselben Wunsch erhielt. Sie ging aber gleich am Morgen beiseite, um ein kleines Geschäft abzumachen. Doch ehe sie damit fertig war, ging die Sonne auf, und sie mußte bis Abend sitzen bleiben.

E. T. Kristensen, Skjæmtesagn S. 42.

e) Zwei Weiber im Dorfe, das eine gutherzig, das andere geizig; alter Mann besucht sie, gibt jedem einen Wunsch. Die geizige wollte Geld zählen, ging aber zuerst, um ein Geschäft abzumachen, aus, mußte pissend sitzen bleiben, und drei Mühlen wurden dadurch in Gang gesetzt. Die andere maß Leinwand.

Ebenda S. 43.

8. Aus Schweden.

a) Christus und Petrus auf der Wanderung. Abgewiesen von der reichen Frau, freundlich aufgenommen von der armen. Dieser bieten sie am nächsten Morgen Zahlung. Sie will nichts haben, und sie sagen zu ihr: „Was du heute morgen beginnst, wirst du bis an den Abend fortsetzen." Ohne daran zu denken, fängt sie an, das Gewebe zu Kleidern zu zerschneiden, am Abend ist alles damit angefüllt. Die reiche Frau erfährt den Zusammenhang und wartet auf einen neuen Besuch der beiden. Am Ende kommen sie, werden mit Entschuldigungen empfangen, herrlich traktiert und bieten Zahlung; sie will jedoch nichts von ihnen nehmen und erhält dasselbe Versprechen. Schon hat sie das Gewebe bereit, um es zu zerschneiden, da will sie noch einen natürlichen Drang befriedigen und bleibt den ganzen Tag dort sitzen. „Es wuchs ihr über die Ohren, sie stieg auf das Dach, es half nichts, und als die Sonne unterging, versank sie ermattet in den Sumpf —, da liegt sie noch heute."

Aminson, Bidrag till Södermanlands äldre Kulturhistoria 8, 64, Nr. 23.

b) Ganz wie die vorige Erzählung, nur ist hier St. Peter allein. Zu der reichen Frau, die sich die bekannte Zusage von ihm erbittet, sagt er: „Was du tust, über-

lege wohl!“ Sie geht, um einen natürlichen Drang zu befriedigen: „es spülte und strömte, da war gar kein Aufenthalt, bald war der Hof überschwemmt.“ Alles wurde schlimmer und schlimmer. Sie rief um Hilfe, niemand erschien, konnte ihr auch nicht helfen. Sie weinte, schrie wie ein Gespenst, alles umsonst, das Wasser stieg, sie kletterte auf das Dach, es blieb immer dasselbe, und als die Sonne hinter dem Walde unterging, sank sie in den See. Die Elle aber und das Gewebe schwammen oben, und den See sieht man noch heutzutage.

G. Djurklou, Sagor ock Äfventyr, Stockholm 1883, S 113.

c) Der Heiland, von der reichen Frau weggeschickt, wird von der armen aufgenommen, sagt ihr, daß ihre erste Arbeit lange dauern solle. Sie mißt Fries, die andere pißt den ganzen Tag.

K. H. Waltman, Lidmål, Stockholm 1893, S. 59, Nr. 261.

d) Arme-Pälle und Reiche-Pälle wohnten im selben Hofe; der Heiland fragte bei der armen Frau nach dem Weg, sie begleitete ihn und zeigte ihm denselben. Als sie sich trennten, sprach der Heiland: „Das erste, was du nach deiner Heimkehr tust, soll zwei Stunden lang dauern!“ Sie mißt ein Gewebe. Die reiche Frau hört die ganze Geschichte, trifft einige Tage später den Heiland, der ihr auch als Dank für freundliche Begleitung dasselbe Versprechen gibt. Sie wollte Geld zählen, zuerst aber ein Butterbrot essen. Sie mußte aber zwei Stunden hindurch essen. Ihr Mann, der Reiche-Pälle, schalt sie tüchtig, er würde es besser gemacht haben. [Als Fortsetzung folgt die oben S. 98 mitgeteilte Geschichte von Nasen und Weizen.]

August Bondeson, Svenska Folksagor, 1882, Nr. 12.

e) St. Peter, von der reichen Frau weggewiesen, findet bei der armen Quartier. Belohnung: erstes Beginnen soll den ganzen Tag nicht enden.

Die arme Frau zählt Geld und setzt das den ganzen Tag fort, die reiche will Leinewand schneiden, zuerst aber ein kleines Geschäft verrichten und mußte das bis Sonnenuntergang fortsetzen. Daraus entstand ein Bach, und da ihr Name Sissa war, erhielt der Bach den Namen Sissebäck (!).

De svenska Landsmålen ock svensk Folklif 2, 9: Från södra Sverge (Stockholm 1883), S. 72, Nr. 29.

9. Aus Finnland.

Einmal wanderten der Erlöser und der hl. Petrus zusammen und kamen am späten Abend zu einem Dorfe, wo sie übernachten wollten. Daselbst waren zwei Bauernhöfe, der eine reich und prächtig, der andere arm und unansehnlich. Dem armen Bauernhof wollten die Wanderer nicht beschwerlich fallen und beschlossen, auf dem reichen Hofe ein Nachtlager zu verlangen. Sie klopften also an die Tür desselben, welche verriegelt war, obgleich die Insassen noch keineswegs schliefen. Lange erfolgte keine Antwort. Endlich fragte die Wirtin von innen: „Wer klopft da zur Nachtzeit an der Menschen Türen?“ Die Wanderer trugen ihre Sache vor und baten um Quartier bis zum Morgen. „Sucht euch sonstwo ein Strohlager“, rief das Weib keifend, „ich kann mir jetzt nicht mehr die Mühe nehmen, euch einzulassen; nur fort von meiner Tür oder ich schicke meinen Hund, euch zu bewillkommnen.“ Die Wanderer mußten sich zufrieden geben und gingen nach dem armen Bauernhofe. Da war kein Riegel vor der Türe, alle Insassen wachten noch, grüßten die fremden Gäste herzlich, hießen sie niedersitzen und bereiteten ihnen

Speise und eine Schlafstelle. Die ermüdeten Wanderer aßen mit großem Appetit, dankten und begaben sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen bieten sie vor dem Aufbruch Bezahlung an, aber die Bäuerin will für so geringe Dienste nichts annehmen. „So nehmet wenigstens unsern Segen für eure Gastlichkeit und begnügt euch mit dem, was dieser Segen euch einbringt.“ Als sie fort sind, macht sich die Frau an die Arbeit, ihre gestern fertig gewordene Leinwand zu messen. „Die Frau maß und maß, aber die Leinwand hielt immer aus; erst nach drei vollen Tagen gab es nichts mehr abzumessen, und nun war soviel beisammen, daß die ganze Familie auf Lebenszeit genug haben konnte.“ Die Frau erzählt es den Nachbarn. Die reiche Hofbesitzerin beschließt, den Fehler bei Wiederholung eines Besuches wieder gutzumachen.

Die Wanderer kommen nach einiger Zeit wieder, werden prächtig bewirtet und erhalten am andern Morgen noch Reisekost „und anderes dergleichen“. So viele Gaben wollten die Wanderer nicht nehmen ohne eine Gegengabe und sagten: „Nun, so empfangt wenigstens unsern drei Tage wirkenden Segen zu dem ersten Geschäfte, das ihr heute vornehmt.“ Die Frau will ihr Geld zählen, holt aber in der Unbedachtsamkeit der Habgier zuerst ihr Nastuch aus dem Winkel, um sich zu schnauben. Erst nach drei Tagen hört sie zu schnauben auf.

Mag. f. d. Lit. d. Auslandes 1868, 618. Auch bei Herzberg, Finska Toner (mir nicht bekannt).

Zum Ursprung der erweiterten Sage.

Es gibt eine chinesische Sage, die die Brüder Grimm in der Anmerkung zu Nr. 87 (KHM 3, 350) anführen.[1])

Fo ging oft auf die Erde herab, die Herzen der Menschen zu prüfen. Es trägt sich zu, daß er zur Nachtzeit in schlechtem Gewand vor die Hütte einer Witwe kommt und als ein Unglücklicher und Verirrter Herberge begehrt. Die Frau bewirtet ihn freundlich und bereitet ihm eine Schlafstelle. Fo legt sich bald zur Ruhe, sie beleuchtet den Schlafenden mit der Lampe und sieht, daß er kein Hemd anhat, auch sein Kleid zerrissen ist. Da schließt sie ihren Kasten auf und schneidet aus grobem, selbstgesponnenem Linnen ein neues Hemd, näht es die ganze Nacht hindurch, und morgens früh reicht sie es dem Gast, welcher dankbar die Gabe annimmt und spricht: „Gott lohne dir, was du an mir tust; wenn ich geschieden bin, dann müsse dein erstes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne sinkt.“ Als der Gast fort ist, will sie die Rolle Linnen wieder in den Kasten legen, und indem sie denkt, wieviel Ellen es noch sein könnten, fängt sie an ihrem Arm an zu messen, und die Rolle wickelt sich immer auf, ohne dünner zu werden, und so mißt sie, bis die Sonne untergeht; da liegt die ganze Stube voll Linnen, und sie ist eine reiche Frau geworden. Dankbar und voll Freude erzählt sie ihrer Nachbarin von dem Glück, das ihr widerfahren. Diese ist geizig und will desselben teilhaftig werden; darum stellt sie sich, die sonst niemals den Armen etwas gegeben, an ihre Haustür, um den fremden Gast, wenn er vorüberginge, einzuladen. Nicht lange, so kommt er, wird mit offenen Armen von ihr empfangen, köstlich

1) Ebenda der Hinweis auf der Frau Naubert Volksmärchen 1, 201—209, wo diese chinesische Erzählung schön ausgeführt und dem segenreichen Leinwandmessen ein unseliger Spinnenwebwachstum entgegengestellt ist.

bewirtet und morgens ihm ein feines Hemd angeboten, statt des groben, das er an seinem Leibe trägt. Fo dankt und verläßt das Haus mit denselben Worten wie bei der ersten. Freundlich begleitet sie ihn eine Strecke und berechnet schon den unendlichen Reichtum, als sie in Gedanken an einen stehengebliebenen Eimer stößt. Und weil gerade ihr Schwein grunzt, denkt sie: „Das Tier bekommt doch den Tag über mein Messen kein Futter, du willst ihm wenigstens das Wasser vorschütten.“ Aber sie gießt und kann nicht aufhören, der Eimer wird nicht leer, und sie muß den langen Tag ewig Wasser gießen bis Sonnenuntergang, so daß die ganze Gegend überschwemmt wird und die Nachbarn spöttisch den Schaden vergütet haben wollen.

Vgl. v. Haxthausen, Transkaukasia 1, 337. (Die Echtheit dieser Variante wird von Benfey, Pantschatantra 1, 497, bezweifelt.)

Wie Theodor Benfey (Pantschatantra 1, 497) vermutet, ist diese „unzweifelhaft buddhistische“ Sage „wahrscheinlich durch die buddhistischen Mongolen — wie so viele andere buddhistische Legenden und Märchen — nach Europa gelangt.“ Indes wird eher der umgekehrte Weg von Westen nach Osten anzunehmen sein. Die Fülle der westeuropäischen Varianten zeigt doch wohl an, daß das Hauptverbreitungsgebiet der Sage auch deren Heimat ist. Von da hat sie durch vereinzelte Übertragung den Weg nach China gefunden.

Im übrigen gehört die Sage „in den Kreis jener von dem Wandern und Reisen der Götter und Heiligen auf Erden. Wo sie gehen, entspringt den Guten, Reinen Heil, den Bösen, Geizigen, Häßlichen Verderben; das jenen zuteil geworden, erbitten sich diese plump zu ihrem Unglück; damit prüfen die Götter zugleich das Menschengeschlecht.“

Grimm, Märchen Bd. 3, zu Nr. 87 mit dem Hinweis auf Altd. Wälder 2, 25, Anm. 60. Odyssee 17, 485 und das eddische Lied von Rîgr. So gehört auch das Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13), der Frau Holle (Nr. 24) und der schwarz und weißen Braut (Nr. 135) hierher. — Zum endlosen Anwachsen der Leinwand und des Wassers verweist Grimm auf das Märchen vom süßen Brei (Nr. 103 nebst Anmerkungen, zu denen die obige französische Variante S. 138, e hinzuzufügen ist).

Daß solche Sagen, wie die von Philemon und Baucis, schon im Altertum weit verbreitet waren, beweist eine bekannte Stelle der Apostelgeschichte (14, 11. 12).

Die Götter sind den Menschen gleich worden und zu uns herniedergekommen und nenneten Barnabam Jupiter und Paulum Mercurius, dieweil er das Wort führete.

Vgl. Grimm, Myth.[4] Nachtr. zu S. 22.

In weiterem Zusammenhang wären hier unzählige Lokalsagen von versunkenen Schlössern[1]) und Bergen, Dörfern und Städten oder die von ver-

1) Z. B. erzählt eine serbische Ballade bei Vuk Stefan Karadžić, Srpske narodne pjesme, Wien 1841, 1, Nr. 207, wie die Burg des übermütigen, reichen Gavan versinkt und der Plattensee entsteht. (Winternitz, Flutsagen 312; ebenda auch andere Nachweise; siehe auch Sébillot, Folklore de France 3, cap. 5.)

schütteten Alpen anzuführen, in denen die Schlechtigkeit der Einwohner bestraft wird. Zu diesen Sagen, denen tatsächliche örtlich beschränkte Elementarereignisse wie Seedurchbrüche u. dergl. zugrunde liegen, gehört auch die von Philemon und Baucis. (Vgl. Winternitz, Flutsagen 312 f.)

III. Das Märchen von den drei Wünschen.

Eine dritte Sagenform, die in Grimms Märchen vom Armen und Reichen vorliegt, verbindet mit der Haupthandlung des Märchens von Philemon und Baucis, der Götterwanderung, der Gastlichkeit der Armen und der Bestrafung der Ungastlichen, ein neues Motiv. Wenn nämlich dem greisen Ehepaar des phrygischen Märchens zum Schlusse ein Wunsch vergönnt wird, der — abweichend von der vorigen Sagenform — nichts mit der Überschwemmung zu tun hat, so konnte leicht im Anschluß hieran ein neuer Sagenkreis übergreifen, der seinerseits wieder viele Varianten umfaßt, der Sagenkreis von den drei Wünschen, „die nur bei den Guten heilbringend sind, bei den Schlechten jedoch nachteilig oder wenigstens unfruchtbar. Der damit Begnadigte ist genötigt, sie aufzubrauchen, um nur seinen früheren Zustand wieder zu erlangen“ (vgl. Benfey 1, 497). Das Motiv von Philemon und Baucis und der Entstehung des Sees ist indes so locker mit dem Motiv von den drei Wünschen verbunden, daß man z. B. in dem genannten Grimmschen Märchen ohne weiteres zwei selbständige Teile erkennt. Der zweite Teil findet sich unverbunden in Erzählungen, wie der folgenden litauischen:

Zwei arme alte Leute unterhalten sich beim Abendbrot über ihr kärgliches Leben. Da kommt ein alter Bettler (der liebe Gott), wird gastlich aufgenommen und erlaubt ihnen drei Wünsche, „aber das beste Teil vergesset nicht!“ Die Frau wünscht sich eine Wurst auf den Teller. Der Mann wird zornig: „Wenn dir doch die Wurst lieber an der Nase angewachsen wäre!“ Als drittes wünscht er die Wurst wieder weg. „Mit drei Wünschen bekamen sie Wurst kaum zu riechen. So geht's, wenn der Mensch dumm ist.“

Jurkschat 1, 73.

Im übrigen vgl. über die drei Wünsche, die außerhalb unserer Aufgabe liegen, Benfey, Pantschatantra 1, § 208 und Bédier, Les fabliaux p. 177—193. Die abschließende Arbeit über dieses Thema ist von Johannes Bolte zu erwarten.

11. Kapitel.

Das Jungschmieden und die Entstehung der Affen.[1])

Der Wunsch des alternden Menschen, in seine Jugendfrische zurückzukehren, ist allgemein und natürlich. Während die rauhe Wirklichkeit diesen Wunsch, der in Jean Pauls Neujahrsnacht eines Unglücklichen in die Worte gefaßt ist: „Komm wieder, schöne Jugend", unerbittlich verweigert, wird er im Märchen fast regelmäßig erfüllt.

Verschiedene Mittel zur Verjüngung hat die Phantasie im Märchen erdacht:

I. Den Jungbrunnen.[2])

Vgl. „Das Wasser der Jugend" von Rudolf Baumbach, wo ein Waldweiblein einem Holzhauer aus einem Brunnen Wasser schöpft, das ihm ewige Jugend verleihen soll; das Wasser des Lebens, das einen alten kranken König heilen soll (Grimm, KHM. 3, 178) und das von Medea gebraucht wird, um den Vater Jasons zu verjüngen; das altindische Mahabharata (Grimm 3, 402), wo der abnehmende Mond in die Flut Saraswati taucht, um neugestärkt in der anderen Hälfte des Monats zuzunehmen. In Dasakumáracharita (Ralston, Russian Folk-Tales[2], 356) wird ein König überredet, in einen gewissen See zu springen, um einen neuen und schöneren Körper zu bekommen. Andere Beispiele s. Bolte, Archiv f. slav. Phil. 18, 132 und Zeitschrift des Ver. f. Volkskunde 17, 336.

II. Die Verjüngung durch Pflanzensäfte. Vgl. Grimms Märchen: Der Machandelboom; Wünsche, Die Sagen vom Lebensbaum.

III. Verjüngung in siedender Milch, s. Köhler, Kl. Schr. 1, 468.

IV. Heilung durch Zerstückelung des Körpers.

Vgl. Grimms Märchen Bruder Lustig, ferner Äskulaps Heilung eines Kranken vom Bandwurm durch Abschneiden des Kopfes und Herausnahme des Schmarotzertieres (Gaidoz, Mélusine 5, 97), Christi Heilung einer reichen Kaufmannstochter durch Zerhacken ihres Körpers, Waschen und Zusammensetzung der einzelnen Teile (Gaidoz, ebd.). Dagegen mißlingt die Wiederbelebung Virgils, der seinem Diener befohlen hatte, ihn in Stücke zu hacken, die Teile einzusalzen und neun Tage in einem Fasse aufzuheben (Köhler. Kl. Schr. 1, 140).

1) Ein Teil dieses Kapitels ist aus Kurz, Die junggeglühte Frau, Jahresber. der Städt. Realsch. zu Gotha 1908, S. 5f. entnommen. Vgl. auch Köhler, Kl. Schr. 1, 298. A. de Cock, Volkskunde (Gent 1899) 12, 53—57.

2) August Wünsche (Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser, altorientalische Mythen, Leipzig 1905) verfolgt die Sagenstoffe vom Jungbrunnen und vom Lebensbaum in ihrer Entstehung und Ausgestaltung bei den verschiedenen Kulturvölkern.

V. Verjüngung durch Mahlen in Wundermühlen.

Vgl. das böhmische Sprichwort „auf die Weibermühle bringen, wo man alte Weiber jung macht oder die bösen umgemahlen werden“ (Wander, Deutsches Sprichwörterlex. 5, 72). In besonderen Mühlen werden alle Runzeln und Falten abgeschliffen (Bolte, Archiv f. slav. Phil. 18, 132). In einer von Wünsche S. 86 erwähnten niedersächsischen Sage wird ein unartiges Mädchen in einer Mühle jung gemahlen und zu einem gut gearteten Kinde umgewandelt.

VI. Verjüngung durch die läuternde Kraft des Feuers.

A. Umschmelzen in einem Ofen.

1. Ein in dem Kupferstichkabinett zu Berlin befindlicher anonymer Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert mit einem böhmischen Gedicht vom Altweiberofen (Bolte, Archiv f. slav. Phil. 18, 130 u. 135) und ein im Museum zu Gotha aufbewahrtes, bei Anthony Formschneider in der Mitte des 16. Jahrhunderts hergestelltes Blatt mit deutschem Text zeigen einen großen Ofen, in den alte Weiber oben hineingeworfen werden, während unten junge und schöne Frauen herauskommen.

2. In einer „Farce Nouvelle des Femmes qui font refondre leurs maris“ (Ancien théâtre françois, p. Viollet Le Duc, I, Paris 1854, S. 63 ff.) lassen zwei Frauen ihre alten Männer gegen eine Bezahlung von 100 Talern vom „Fondeur de Cloches“ umschmelzen trotz seiner Warnung: „vous vous en repentirez“.

B. Umschmieden.

Außer den von Bolte, Archiv f. slav. Phil. 18, 133 erwähnten Fastnachtsspielen „Wie man alte Weiber jung schmiedet“ gibt es eine Reihe von Erzählungen, in denen die einem übermenschlichen Wesen gelungene Wundertat mit kläglichem Mißerfolge nachgeahmt wird. (Vgl. Goethes Zauberlehrling.) Häufig macht der zu Hilfe herbeigerufene Meister die Folgen dieses Fürwitzes wieder gut.

I. Abwendung schlimmer Folgen des Nachahmungsversuches.

a) Umschmelzen im Ofen.

1. Sizilianisches Märchen.

a) Petrus sucht die Wunderkur des Heilandes nachzumachen. Der Herr hatte zu einem Manne, der ihn bat, seinen altersschwachen Vater gesund zu machen, gesagt: „Stecke ihn in einen heißen Ofen, und dein Vater wird wieder jung wie ein Knabe werden.“ Als Petrus später einen traf, der bei dem Herrn Hilfe für seine todkranke alte Mutter suchte, machte er es wie der Meister und sagte: „Stecke deine Mutter in den heißen Ofen, und sie wird gesund werden!“ Aber die alte Mutter wurde zur Kohle verbrannt. Glücklicherweise kam der Heiland dazu und

befreite Petrus dadurch aus seiner Verlegenheit, daß er die Frau zum Leben zurückrief und in ein junges, schönes Mädchen verwandelte.

G. Pitrè, Fiabe novelle e racconti pop. sic. 3, 123. Crane p. 186.

b) Ein Maurer, namens Pipetta, der im Spiel alles Geld bis auf zwei Soldi verloren hatte, machte sich auf die Wanderschaft und traf Jesus in der Gestalt eines armen Greises auf dem Wege. Beide kamen in eine Stadt, deren König eine große Belohnung dem versprach, der seinen kranken Sohn wieder gesund machte. Jesus ließ den Ofen heizen und warf den Knaben hinein, daß er zu einer Handvoll Asche verbrannte. Dann nahm er das Häuflein Asche heraus und rief: „Stehe auf!" Die Asche bewegte sich. Als er zum dritten Male gerufen hatte: „Stehe auf!" kam ein sehr schöner, lockiger und gesunder Knabe zum Vorschein. Pipetta versuchte später allein eine solche Heilung; aber sie mißlang. Er sollte vor Gericht gestellt werden und wurde erst durch Jesus, der hinzukam und den Knaben wieder belebte, aus seiner Notlage befreit.

A. de Gubernatis, Le tradizioni pop. di S. Stefano di Calcinaja 169.

2. Aus Lothringen.

Der Herr kommt mit einem Soldaten zu einer 80 Jahre alten, sehr reichen Witwe. Sie hatte die Hälfte ihres Vermögens dem versprochen, der sie wieder jung machen könnte. Der Herr bietet sich an, sie zu verjüngen, tötet sie, verbrennt dann ihren Leichnam, wickelt die Asche in eine Leinewand und macht damit einmal die Runde um einen Brunnen. Sofort steht die Dame wieder auf ihren Füßen, voller Leben und Gesundheit, und geht, als ob sie fünfzehn Jahre alt wäre. Einer anderen alten Frau erweist der Herr die gleiche Wohltat und erhält dafür dieselbe Belohnung. Später trennen sich die Wanderer, der Soldat setzt seine Reise fort und will auch eine Frau verjüngen; aber sie wird nicht wieder lebendig, und er soll eingesperrt werden. Glücklicherweise erscheint der Herr im richtigen Augenblick und bringt die Frau zum Leben zurück.

Cosquin, Contes pop. de Lorraine 1, 285.

b) Umschmieden.

3. Inhalt einer mittelenglischen Legende von der junggeglühten Frau, vgl. Kurz[1]), Jahresber. d. Städt. Realsch. zu Gotha 1908, S. 3.

In Ägypten lebte ein reichbegüterter Schmied, der sehr geschickt in seinem Handwerk war, aber sich auch sehr rühmte wegen seiner Geschicklichkeit. Er nannte sich einen Meister ohnegleichen. Um ihn für seinen Übermut zu strafen, kam eines Tages der Herr Jesus in seine Schmiede und beauftragte ihn, für gute Bezahlung eine Stange aus Stahl zu schmieden, die einen Blinden den richtigen Weg führen könnte. Der Schmied entgegnete: „Ich glaube, du bist von Sinnen. Wenn jemand blind ist, braucht er einen Menschen, der ihn führt. Wie kann eine Stange, die selbst nicht sehen kann, einem Blinden den Weg zeigen?" Unser Herr erwiderte: „Ich kann eine solche Stange machen; ich kann auch alte Leute wieder jung machen." „Fürwahr," fiel ihm der Schmied ins Wort, „ich

1) Ältere Ausgaben: Halliwell, contributions to Early English Literature, London 1849, Hazlitt, Remains of the Early Popular Poetry of England, London 1864—66, III, 201 ff., Horstmann, Altenglische Legenden, Neue Folge, Heilbronn 1881, 322ff. Modern engl. Übersetzung bei Hazlitt, Tales and Legends, London 1842, 28 ff.

habe eine alte Schwiegermutter, die schon seit mehr als 40 Jahren nicht mehr gehen kann. Wenn du sie jung machen könntest, wäre ich froh.“ Der Herr forderte ihn auf, sie zu holen. Der Schmied ging eiligst zu ihr und verkündete ihr, daß sie verjüngt werden sollte. Aber diese hielt ihn für toll und sagte ihm, er solle sie liegen lassen. Ohne sich um ihre Widerrede zu kümmern, trug sie der Schmied in die Werkstätte. Der Herr befahl ihm, ein Feuer zu machen, um sie zu verbrennen. Als sie das hörte, schrie sie laut auf und verwünschte die beiden Männer. Trotz ihres Sträubens legte sie der Schmied auf des Herrn Geheiß in die Esse und blies den Blasebalg, bis sie rotglühend wurde. Bei alledem fühlte sie keinen Schmerz. Als sie ganz verbrannt war, legte sie der Herr auf den Amboß und bearbeitete sie mit dem Hammer. Dann befahl er ihr aufzustehen, und sie sprang auf. Sie war jetzt eine schöne junge Frau, die erst 30 Jahre alt zu sein schien. Ihr Gesicht war lieblich anzusehen, und ihr Körper war so schön und gesund, daß in Ägypten ihresgleichen nicht war. Die Frau dankte dem Herrn und pries seine Kunst. Als der Herr fortgehen wollte, bot ihm der Schmied Geld, wenn er ihn auch seine Kunst lehrte; aber der Herr sprach: „Das kann nicht geschehen. Sei nicht zu kühn, damit du nicht gedemütigt wirst.“

Nachdem der Herr fort war, wollte der Schmied trotzdem diese neue Kunst auch probieren. Er ging, um seine Frau zu holen, die blind war und nicht gehen konnte. Sie wollte nichts davon wissen, verbrannt zu werden, verwünschte ihn und drohte, ihm die Augen auszureißen, wenn er sie anrührte. Als er dennoch Hand an sie legte, stieß sie nach ihm mit den Füßen, würgte ihn an der Kehle, daß er blutete, und schlug nach ihm mit einem Hammer, den sie erwischte. Endlich brachte sie der Schmied trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr in das Feuer, legte Kohlen auf und blies die Glut zur hellen Flamme an. Dann nahm er die verkohlte Frau heraus und legte sie auf den Amboß. Aber beim ersten Hammerschlage fielen ihr beide Arme weg. „Vielleicht hat sie nicht genug Hitze gehabt,“ sagte er unfroh und tat sie wieder ins Feuer, legte mehr Kohlen auf und blies, daß die Funken stoben. Dann hämmerte er sie auf dem Amboß. „Werde jung, Frau!“ rief er, aber nun fielen auch die Beine von ihr. Als er merkte, daß sie tot war und nicht mehr lebendig gemacht werden konnte, war er sehr unglücklich und rannte wie wahnsinnig dem Herrn nach. Bald erreichte er ihn und bat flehentlich um Hilfe. Allein der Herr erwiderte: „Ich habe dir doch gesagt, du sollst dich dieser Kunst enthalten und nicht zu verwegen sein.“ Er ließ sich aber doch erweichen, ging zurück, segnete den verkohlten Leichnam und sprach: „Stehe auf!“ Da stand die Frau auf, sie war jung und schön und dankte Gott auf den Knien. Der Schmied holte seine Schwiegermutter, und alle drei lobten und priesen Gott. Der Herr warnte ihn wieder und sagte: „In deinem Handwerk sollst du der Meister sein, und keiner, sei er auch noch so geschickt, soll es dir gleichtun; aber gib acht, daß du keine Leute mehr verbrennst.“

Dann ging der Herr fort und tat noch mehr Wunder in verschiedenen Ländern.

4. Aus Rußland.

a) Ein Dämon verwandelt sich, um seinem Herrn, einem Schmiede, für erlittene Mißhandlungen einen Streich zu spielen, in einen Jüngling, tritt als Lehrling bei dem Schmiede ein und macht in Abwesenheit seines Meisters eine vorüberfahrende reiche Dame dadurch jung, daß er sie im Schmiedeofen bis auf die Knochen verbrennt und in einen mit Milch gefüllten Bottich wirft, aus dem drei Minuten später die Frau jung und schön emporsteigt. Sie fährt nach Hause und

beredet ihren Mann, sich auch verjüngen zu lassen. Dieser fährt zu dem inzwischen heimgekehrten Schmied und zwingt den ahnungslosen Meister durch Drohungen zur Verjüngungskur. Da der Lehrling nirgends zu finden ist, so läßt sich der Schmied heimlich vom Kutscher sagen, wie es der Lehrling gemacht hat, und beginnt die Kur. Aber nichts kommt aus der Milch zutage, nur die verkohlten Knochen des Herrn findet man darin. Der Schmied wird zum Galgen geführt, aber von dem Dämon befreit, der gegen das Versprechen, nicht mehr mißhandelt zu werden, den Herrn lebend herbeibringt.

Ralston, Russian Folk Tales 2, 57. Inhaltsangabe von Kurz S. 6.

b) Aus dem Gouvernement Grodno (Weißrussisch).

Es war einmal ein Schmied, dessen Schmiede stand an der Poststraße und nahe dem Kruge. Er hatte viele Gehilfen und sprach zu ihnen: „Stehet früh auf, und was wir herstellen wollen, soll selbst der Teufel nicht fertig kriegen.“ Dem Teufel aber war das verdrießlich; er verwandelte sich in einen Menschen und ging zum Schmied. Der brachte ihm einen Sessel herbei und fragte den Teufel: „Was ist dein Anliegen?“ Der Teufel erwiderte: „Ich bin gekommen, bei dir Dienst zu nehmen, und möchte mir für den Weg einiges erarbeiten.“ Der Schmied sagte zum Teufel: „Arbeite nur, und wenn du es verdienst, so wirst du deine Groschen schon erhalten.“ [Der Teufel tritt den Dienst an und leistet mehr als alle andern Gehilfen.] Da brachte einst ein alter Herr [pan, hier wohl gleich „Gutsbesitzer“] eine Arbeit, man stellte ihm einen Sessel hin, er setzte sich und schaute dem Teufel zu, wie der arbeitete. Der Herr sagte: „Jede Arbeit bringt ihr fertig, nur aus einem Alten einen Jungen machen — das könnt ihr nicht.“ Der Teufel aber stieß den Schmied in die Seite und sagte: „Doch, es geht.“ Da meinte der Herr: „Wer mich zu einem Jungen umarbeiten könnte, dem würde ich die Hälfte meines Vermögens geben.“ Und der Herr machte mit dem Schmied einen Vertrag, daß er in einen Jüngling verwandelt werden solle und dann die Hälfte seines Vermögens dafür abgeben werde. Der Teufel nahm einen Hammer, schlug den Herrn auf die Stirn und rief dann die Gehilfen; die packten jenen und legten ihn aufs Feuer, durchglühten ihn ordentlich, hoben ihn auf den Amboß, hämmerten ihn zurecht und putzten ihn mit den Feilen. Der Teufel ergriff den Herrn, warf ihn auf die Erde — und ein junger Herr saß da. Der nahm den Schmied mit sich und gab ihm, obwohl er die Hälfte versprochen hatte, nur ein Viertel seines Vermögens. Als der Schmied zurückgekehrt war, sprach der Teufel: „Gib mir den Lohn für meinen Dienst,“ und jener gab ihm einige Groschen, der Teufel aber ging davon. Nicht weit vom ersten Herrn lebte ein anderer. Als der es hörte, daß sie jenen aus einem Alten zu einem Jungen gemacht hatten, fuhr auch er hin.

Nachdem er angelangt war, bat er gar nicht erst: „Verwandelt mich wie jenen Herrn,“ sondern sagte gleich: „Jede Arbeit bringt ihr fertig, nur aus einem Alten einen Jungen machen, das könnt ihr nicht.“ Da meinte der Schmied: „Aber wir haben den ersten Herrn in einen Jüngling verwandelt.“ Der Herr machte mit dem Schmied seinen Vertrag. Der Schmied nahm einen Hammer, erschlug den Herrn und rief seinen Burschen, daß sie ihn ergreifen sollten. Die packten ihn und legten ihn aufs Feuer, da fing der Herr an zu stinken; sie nahmen ihn dann aus dem Feuer heraus — da ging er in Stücke; nun nahmen sie ihn und warfen ihn auf die Erde. Als aber des Herrn Leute kamen und ihn erschlagen sahen, ergriffen sie den Schmied und führten ihn zum Gericht; dort verurteilte man ihn dazu, erschossen zu werden. Nachdem man ihn zum Ort der Hinrichtung geführt hatte,

band man ihn an einen Pfahl und ging davon. Der Teufel erblickte den Schmied und sprach: „Wozu bist du hierher gekommen?“ Der Schmied antwortete: „Ich bin ins Elend geraten, ich wollte ebenso einen alten Herrn in einen Jungen verarbeiten, brachte es aber nicht zustande.“ Da meinte der Teufel: „Warum hast du deinen Arbeitern gesagt, was wir Großes vollbringen wollen, das der Teufel selbst nicht fertig bringt? — aber jetzt, schau, hast du nicht einmal das fertig gebracht, was der Teufel konnte.“ Da fing der Schmied an zu bitten: „Erbarme dich meiner, ich will es niemals wieder tun.“ Da nahm der Teufel den Schmied, stellte dafür eine Strohpuppe[1]) hin und ging davon. Und dann kamen sie und schossen und schossen und schossen, aber es war niemand da, der fiel. Sie gingen hin und schauten nach, da war es nur eine Strohpuppe. Der Schmied aber ging heim in seine Schmiede. [Dort wird er nochmals ergriffen und zum Erhängen verurteilt. Der Teufel rettet ihn wiederum auf die gleiche Weise, sagt ihm aber, er solle nie mehr in seine Schmiede zurückkehren. Seither lebt der Schmied herrlich und in Freuden.]

Sejn, Materialy dlja izučemja byta i jazyka russkago naselenija sěvero-zapadnago kraja 2, 144 (= Sborn. otd. russk. jaz. islov. Imp. Ak. Nauk. T. LVII, St.-Pet. 1893).

c) Variante aus dem Gouvernement Novgorod.

Der Teufel will Rache nehmen an einem Schmied, der in seinem Hause ein Bild des Teufels stehen hat und es im Vorbeigehen anzuspucken pflegt. Er verdingt sich als Schmiedegeselle auf drei Jahre, nach deren Ablauf er schmieden darf, was er will. Am letzten Abend vor diesem Termin übernachtet ein Greis in der Schmiede; den nimmt der Geselle am nächsten Tage und schmiedet ihn jung. Trotz des Verbotes hat der Schmied den Vorgang beobachtet, will an seiner Mutter das gleiche vollbringen und wirft sie ins Feuer. Der Geselle und der Junggeschmiedete laufen durch das Dorf, schreien den Leuten zu, was geschehen ist, und verschwinden. Der Schmied wird in Ketten in die Stadt geführt.

Živaja Starina 4, 1891, 12.

Die Teufelsrache für Mißachtung des Bildes ist in Rußland häufig, so bei Afanasjev, Legendy Nr. 31, Etn. Obogr. 4, 1892, 2. u. 3. Buch, S. 72 f., wo ein Maler vom Teufel hineingelegt wird. Der Teufel stiehlt Gold von Heiligenbildern, das beim Maler gefunden wird. Der Schluß erinnert an die vorige Variante. Der Teufel läßt sich für den Maler, der bereut und Genugtuung verspricht, hängen — aber am nächsten Tage findet man am Galgen nur einen Strohwisch.

d) Sage der Imeretier, Südkaukasus.

Einst lebte ein uralter Zar, der jedesmal ausspuckte, wenn er das Wort „Teufel“ hörte. Dafür wollten die Teufel sich rächen. Einer von ihnen wird Gesell bei einem Schmied und verpflichtet sich, drei Jahre zu dienen. Nach zwei Jahren kommen zwei hinfällige Greise in die Stadt und fragen die Schmiede, ob nicht einer von ihnen sie in junge Leute verwandeln könne: alle weigern sich, eine solche Arbeit zu übernehmen, nur der Geselle des einen Meisters will sie ausführen, weil er Ähnliches schon bei seinem früheren Brotherrn gelernt habe. Die Greise werden nun ins Feuer geworfen, auf den Ambos gelegt und jung gehämmert. — Das Gerücht von diesem Wunder gelangt zum Zaren. Er befiehlt dem Gesellen auch ihn zu verjüngen, wird von jenem ins Feuer geworfen und verbrennt jämmerlich.

Sborn. material. dlja opis . . . kavk. 13, 2, 27/28.

1) „kúlik“, russ. der Verkleidete, poln. Fastnachtsschwärmer.

4. Aus Iudicarien (Welschtirol).

Christus und Petrus kommen zu einer Schmiede, auf deren Tür die prahlerische Aufschrift steht: Der Meister über alle Meister. Christus beschließt den Übermut zu strafen. Erst verwandelte er Petrus in ein steinaltes Männchen, trat dann mit ihm in die Werkstätte ein und sprach zum Schmied: „Da Ihr Euch Meister über alle Meister nennt, werdet Ihr wohl auch imstande sein, meinen Begleiter jung zu schmieden.“ Der Meister erklärte natürlich, daß dies über seine Kunst hinausgehe. „Gut,“ sprach der Herr, „dann erlaubt Ihr mir wohl, daß ich es selbst probiere.“ Der Meister, den das Jungschmieden interessierte, war damit zufrieden. Der Herr nahm nun den greisen Jünger und warf ihn in die funkensprühende Esse, dann trat er den Blasebalg und schürte fleißig Kohlen zu. Als St. Peter hiervon glührot wie ein Stück Eisen geworden war, legte ihn der Herr auf den Amboß und hämmerte ihn am ganzen Leibe, bis er erkaltet war. Dann warf er ihn auf den Boden und siehe — St. Peter sprang flink auf seine Füße als schmucker, blühender Jüngling. Sodann nahmen sie von dem erstaunten Meister Abschied. Dieser aber dachte: was einer kann, können alle! eilte in die obere Stube und holte seinen fast hundertjährigen Vater aus dem Bette in die Werkstätte: Dort tat er mit ihm, wie Christus vorher mit Petrus getan. Aber der Alte wurde in der Esse nicht glührot, sondern kohlschwarz, und auf dem Amboß zerfiel er unter dem Hammer in tausend kleine Stücke. Der Schmied war in Verzweiflung. Händeringend lief er dem Heiland nach und bat ihn flehentlich, seinen Vater wieder lebendig zu machen. Der Heiland verwies ihm nun seinen Hochmut, dann belebte er den verkohlten Leichnam. Als er wieder zum Hause hinausschritt, war das prahlerische Schild entfernt.

Hörmann, Zschr. d. Ferdinandeums 1870, S. 226.

5. Aus Italien (Venetien).

Bei einem Schmiede, der sich auf seine Kunst über die Maßen viel einbildet, spricht „unser Herrgott“ mit dem hl. Peter vor und bittet um die Erlaubnis, eine kleine Schmiedearbeit zu verrichten. Sie wird ihm gewährt. Er „ergriff eine Zange, packte damit den hl. Petrus(!) und hielt ihn in die Esse, bis er ganz rotglühend war. Hierauf zog er ihn heraus und hämmerte ihn von allen Seiten, und in weniger als zehn Minuten stand der alte Apostel mit seiner Glatze in einen wunderschönen Jüngling mit schönem Haarputz umgeschmiedet da.“ [Kaum sind die beiden fortgegangen, so holt der Schmied seinen alten kranken Vater aus dem Bett und steckt ihn trotz seines Bittens und Schreiens in die Feueresse] „brachte aber nichts heraus als ein Stück verkohltes Bein, das beim ersten Hammerschlag zerfiel.“ [Erschrocken eilt er den zwei Männern nach, klagt ihnen sein Leid und bittet sie, ihm zu helfen.] „Da lächelte unser Herrgott gnädig und sprach: „Gehet getröstet nach Hause, Ihr werdet Euren Vater gesund und lebend, aber wieder als alten Mann finden . . .“ Seit der Zeit war sein Hochmut verschwunden.

Widter u. Wolf, Jahrbuch f. roman. Lit. 7, 28.

6. Aus Frankreich.

Christus, Petrus und Johannes sind zusammen auf der Wanderschaft. Da sagt der Herr plötzlich zu Petrus: „Du mußt heiraten, Petrus.“ „Ich soll heiraten, Herr, so alt ich bin?“ „Ja, das mußt du.“ „Aber wen soll ich denn zur Frau nehmen.“ „Das erste Mädchen, dem wir auf unserm Wege begegnen werden.“

„Sei es so, da du es willst.“ Nach kurzer Zeit begegnen sie einem häßlichen, schmutzigen Mädchen, einer Meiereimagd, mit Holzschuhen und Kuhschmutz an den Füßen. „Nun, Petrus,“ sagt der Herr, als er sie sah, „hier ist deine zukünftige Frau.“ Petrus sträubt sich, aber der Herr hält ihm vor, daß er selbst nicht mehr jung und schön sei. Schließlich erlaubt er ihm, das nächste Weib, das ihm begegnen würde, zur Frau zu nehmen. „Das will ich eher,“ sagt Petrus, „denn ich meine, es wird schwer halten, Schlimmerem zu begegnen.“ Die zweite ist aber noch viel scheußlicher — der Herr erlaubt Petrus, die dritte zu nehmen, aber das ist eine wahrhafte Hexe. „Sieh, Petrus,“ sagt der Herr, „das ist deine Frau.“ Der arme Petrus seufzt tief, wendet sich ab und sagt kein Wort. „Da du die andern, die vielleicht mehr wert waren, verachtet hast, wirst du nun diese nehmen. Im nächsten Ort werdet ihr heiraten.“ So gehen sie weiter, von der Alten begleitet, die trotz ihres Alters und Elends glücklich ist, daß sie nun heiraten soll. Aber Petrus will nicht neben ihr gehen und sie nicht ansehen, und der Herr scherzt mit ihm, er solle doch höflich sein und seiner Frau den Arm geben. Aber Petrus geht traurig hinterher.

Sie kommen nun zu einem Schmied, der ist im Lande weitberühmt, und man wendet sich nicht anders an ihn als mit Anreden wie: großer Schmied, du erster aller Schmiede. Der Herr fragt ihn: „Erlaubst du, Schmied, daß ich auf deinem Amboß einen Stahl härte? Denn ich bin auch ein Schmied.“ Der Schmied erwidert nichts darauf, und sein Gehilfe erklärt dem Herrn, wie er sich zu verhalten habe und den Meister anreden solle. Da nahm der Herr den Hut ab und sagte: „Heil Schmied, Meister Schmied, du erster aller Schmiede, würdest du so gut sein und mir erlauben, auf deinem Amboß einen Stahl zu härten?“ „Mit Vergnügen, da du jetzt redest, wie es sich gehört,“ antwortet der Schmied. Die alte und schwache Mutter des Schmiedes wärmt sich am Feuer, Christus bittet sie, etwas fortzugehen, nimmt Petrus' Braut und wirft sie in den Schmelzofen. „Jesus, was machst du, du Böser,“ ruft die alte Mutter erschreckt, als sie dies sieht. „Laß mich nur, Großmutter, beunruhige dich nicht, es wird zum Guten, wie du gleich sehen wirst.“ „Nun gut,“ denkt Petrus, „so bin ich die alte Hexe los.“ Bald zieht der Herr die Alte mit der Zange aus dem Ofen und sagt: „Kommt, nehmt jeder einen Hammer und schlagt gut!“ Das tun sie auch alle, und Petrus besonders schlägt herzhaft zu. Der Herr tut sie dreimal ins Feuer und klopft sie danach auf dem Amboß. Dadurch verliert Petrus' Braut ihren Höcker und sonstige Mißgestaltungen und wird zu einem jungen, schönen und anmutigen Mädchen, daß alle Umstehenden ganz verwundert sind. „Nun, Schmied, Meister Schmied, du erster aller Schmiede, kannst du das auch machen?“ fragt der Herr. Dieser antwortet nicht und kann sich kaum von seinem Erstaunen erholen. „Nun, wenn du dich auch den Meister und ersten aller Schmiede nennen läßt, so scheint mir, du hast jetzt doch deinen Meister gefunden.“ „Möglich, aber wir werden sehen, ich kann nicht glauben, daß es einen Schmied in der Welt gibt, der etwas arbeiten kann in seinem Handwerk, was ich nicht auch machen kann.“ Christus, Petrus und Johannes gehen nun mit dem hübschen Weibe davon, und Petrus ist sehr glücklich. Kaum sind sie fort, so packt der Schmied seine Mutter und wirft sie ins Feuer. Als er sie aber dann auf den Amboß legt und das Blut unter den Hämmern hervorspritzt, ist er verzweifelt, stürzt den Fremden nach und klagt dem Herrn Jesus sein Unglück. Der Herr stellt sich erstaunt. Der Schmied sei ja doch ein so großer Meister! Endlich läßt er sich aber durch dessen Bitten erweichen und schickt ihn nach Hause, wo er seine Mutter gesund antreffen würde. „Aber ein andermal sei bescheidener

und sage nicht, daß du keinen Meister auf der Erde hast.“ Und Petrus? Davon sagt die Geschichte nichts, aber er wird wohl geheiratet haben, denn ich habe von Petrus' Sohn gehört, ja es gibt sogar eine hübsche Geschichte über ihn.

Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne I, 1887, 1. Teil, Nr. VII, S. 22—30.

II. Schlimme Folgen des Nachahmungsversuches:

a) Für die Zuschauenden.

1. Schwank von Hans Sachs (Stuttgarter Ausg. 17, 290; Fab. u. Schwänke ed. Goetze 2, Nr. 290 u. 3, Nr. 57 = Grimm, Märchen Nr. 147).

2. Schwank von Hans Folz: Von wannen die Affen kommen.

Als Jesus und St. Peter bei einem Schmiede Herberge erbeten haben, geht ein alter kranker Bettler vorüber. Petrus bittet den Herrn, ihm die Gesundheit wiederzugeben. Jesus verjüngt ihn, indem er ihn im lodernden Schmiedfeuer jung schmiedet; aus dem Löschtrog springt ein schöner Jüngling hervor. Der Schmied will es dem Herrn nachmachen und steckt seine alte Schwieger ins Feuer; als sie aber gar zu sehr schreit, nimmt er sie wieder heraus und steckt sie in den Löschtrog. Als die Frau des Schmiedes und ihre Schnur, die beide hochschwanger sind, die Mißgestalt der verbrannten Alten sehen, entsetzen sie sich so, daß die Kinder, die sie zur Welt bringen, Affen sind. Von ihnen kommen die Affen her. (Der Hochmut des Schmiedes fehlt zwar in der Erzählung, nicht aber in der Nutzanwendung:

Pey disem schmid sölt ir verstan
Ain yeden hochmüettigen man,
Der etwz von aim andren sicht
Vnd in darumb begriesset nicht
Vnd maintt von stunden, er künd es bass usw.)

Zschr. f. deutsches Altert. 8, 537.

3. Wendeler, Zu Fischarts Bildergedichten (Schnorrs Archiv f. Litgesch. 7, 330 Anm.) weist einen Holzschnitt von Georg Glockendon (15. Jahrh.) nach (Gotha, Xylogr. 13, Nr. 176), auf dem ein junger Schmied vergebens ein altes häßliches Weib in der Schmiedesse jung machen will. Links daneben steht eine schwangere Frau, die sich entsetzt, rechts in der Ecke Christus und Petrus, in der linken Ecke spielen zwei junge Affen. Die beigegebenen Verse lauten abweichend von Hans Sachs und Hans Folz, wie folgt:

Durch die gschrift hab ich vernommen,
Von wann die affen sein komen.
Do got vff erde mit petro ging
Vnd manche arme herberg empfing,
Eins tags kam er zu einem smit,
Der tet ym schon do, liesz got nit:
Er prant dem schmid sein altes weip
In seiner esz, das gantz ir leip
Ward jung vnd starck on alles gefar,
Als ob sie were XV iar.
Darnach der smit sich des nam an,

In daucht, er hett gelernet schon
Die ware kunst von vnserm herrn,
Vnd nam ein altes weip on gefern
Vnd hett sie vmb den kopf verprant;
So pald das weip der hytz empfant,
Do sprang sie auf vnd liesz sich schawen:
Do pey stunden schwanger frawen —
Sie sahen iren anplick wild,
Dauon verkert sich menschlich pild;
Ale ire kinder, die sie haben geporen,
Sein alle zu jungen affen worden.

4. Volksmärchen aus Böhmen.

Eines Tages kam Jesus, der Herr, mit St. Peter zu einem Schmiede, der eben vor dem Amboß stand und glühendes Eisen schmiedete. Vor der Schmiede aber saß ein sehr alter Mann und wärmte sich in der Sonne, und das war des Schmiedes Vater. Jesus der Herr bat den Schmied um eine milde Gabe; der hartherzige Schmied aber fuhr die heiligen Wanderer grob an und jagte sie davon. Das ärgerte den heiligen Peter, der nun zu dem Schmiede sagte: „Du wirst es schon einmal bitter bereuen, daß du den Heiland so hart behandelt hast!“ Da lachte der Schmied und rief spottend aus: „Wenn einer von euch der Heiland ist, so möge er ein Wunder wirken und dort meinen uralten Vater in einen Jüngling verwandeln!“ Christus erwiderte kein Wort, ging aber zu dem alten Väterchen hin, führte es zu dem Schmiedeherde und hielt es plötzlich ganz in die Flammen hinein. Der Schmied erschrak zu Tode über diese unerhörte Tat; aber wie sehr erstaunte er, als nach einer Weile der Herr Jesus die Hand vom Feuer zurückzog und statt des uralten Väterchens ein blühend schöner Jüngling zum Vorschein kam! Da zweifelte der Schmied nicht länger, daß der Fremde Jesus der Herr sei. Er schämte sich seiner groben Rede, fiel auf die Knie und wollte den Herrn anbeten; aber dieser war bereits samt dem heiligen Peter vor seinen Augen verschwunden. Nun fing erst alles recht über das verjüngte Väterchen zu staunen an. Auch die Frau des Schmiedes kam herbei, um sich über das Wunder zu ärgern, denn sie selber war alt und häßlich. „Hätte der Herr Christus lieber mich in das Schmiedefeuer hingestellt!“ rief sie neidisch aus und begehrte dann von dem Schmiede, er möge sie in die wunderwirkende Flamme hineinhalten, damit auch sie jung und schön werde. Der Schmied weigerte sich lange, dies zu tun; endlich aber wagte er doch das Kunststück. Kaum hatte er die Frau in das Feuer gestellt, so begann sie fürchterlich zu schreien, so daß der Schmied sie schnell wieder herauszog und in den nebenan stehenden Zuber mit Kühlwasser warf. Aber wie sah die Alte aus! Schwarz wie eine Kohle und zusammengeschrumpft wie ein Schwamm! Auf ihr Geschrei stürzten von rechts und links zwei Nachbarinnen herbei, um zu sehen, was geschehen sei. Beide aber waren guter Hoffnung, und als sie nun plötzlich die verbrannte Schmiedefrau in dem Wasserzuber erblickten, erschraken sie heftig und versahen sich. Als nun ihre Stunde gekommen war, gebar jede von ihnen — einen Affen! Die beiden kleinen Affen wurden später ein Paar, und von diesem stammen alle Affen der Welt ab.

Slavische Blätter 1, Wien 1865, S. 241.

b) Für den Umzuschmiedenden.

1. Aus Deutschland.

a) Aus der Oberpfalz.

Christus und Petrus kommen an einer Schmiede vorüber, auf der geschrieben steht „Meister über alle Meister". Christus schmiedet die Mutter des Schmiedes, ein steinaltes, buckeliges Weiblein, wieder jung. Eine alte, reiche Nachbarin wollte viel Geld darum geben, wenn sie auch so hergestellt werden könnte. Der Schmied brachte sie in das Feuer und verbrannte sie gar arg. Er legte sie dann auf den Amboß und schlug darauf herum, daß die Stücke wegflogen. Aber er und seine Gesellen konnten die Stücke nicht mehr zusammenschweißen. Ein Knecht mußte Christus nachlaufen und ihn bitten, zurückzukehren. Auf die Fürbitte des Petrus eilte der Herr zurück, legte die Trümmer nochmal in das Feuer und fing an zu schmieden, konnte aber nichts anderes als einen Affen herausbringen.

Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche 2, 18.

b) Aus Pommern.

α) Ein Schmiedegeselle war auf der Wanderschaft. Da begegnete ihm Sankt Peter, grüßte das Handwerk, und sie beschlossen, zusammen zu ziehen. Als sie ein Stückchen gewandert waren, kamen sie vor eine Schmiede, die trug ein gar prächtiges Schild, darauf stand mit großen, goldenen Buchstaben geschrieben: „Der Schmied aller Künste!" — „Warum hast du das Schild ausgehängt?" fragte Sankt Peter den Meister. „Weil ich der kunstreichste Schmied auf der ganzen Welt bin," erhielt er zur Antwort. „Nun, dann werde ich dir ein Kunststück zeigen," gab Sankt Peter zurück, „das du nicht nachmachen kannst."

Mittlerweile war des Schmieds alte Großmutter in die Werkstatt getreten, um sich die fremden Männer anzuschauen. Flugs ergriff Sankt Peter das Weib bei der Hand und warf sie in das Feuer; dann mußten die Gesellen die Blasebälge arbeiten lassen, daß die Lohe zum Himmel schlug. Sankt Peter kehrte das linke Bein mit der Zange um und dann das rechte, ebenso tat er mit dem Kopf, dem Leib und den Armen, auch warf er gut Sand darauf. Als alles ordentlich durchgeglüht war, wie sich's gehört, und die alte Frau ganz feurig aussah, zog er sie aus der Esse heraus und legte sie auf den Amboß. „Jetzt, ihr Gesellen, darauf losgeschlagen!" rief Sankt Peter, und nun hämmerten sie zu fünfen auf der alten Großmutter herum, bis alle Glieder gut durchgeschmiedet waren. Dann mußte das Mütterchen in den Trog hinein, und das Wasser zischte hoch auf, als die glührote Frau hineingeworfen wurde. Als sie nun kalt geworden war, wer sprang da hervor? Da war's kein altes Mütterchen mehr, das mit dem Kopfe wackelte und Runzeln hatte, sondern ein blutjunges Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Das sang und sprang und war schöner und lieblicher anzuschauen, als ihres Enkelkindes Frau, die doch in den besten Jahren stand.

„Wie gefällt dir das Kunststück, Meister?" fragte Sankt Peter. Und der Schmied schämte sich und tat das Schild „Der Schmied aller Künste!" fort und ward fortan ein bescheidener Mensch. Anders Sankt Peters Reisegefährte. Der hatte genau auf alle Handgriffe und Bewegungen achtgegeben und dachte bei sich: „Was der gemacht hat, kann ich jetzt auch."

Als sie nun in das nächste Dorf gelangten und Sankt Peter sich auf eine kurze Weile entfernt hatte, sprach der Gesell bei dem Schmied vor und erbot sich, ihm seine alte Frau jung zu schmieden. Der Meister ging vergnügt darauf ein, denn

ein junges Weib hat man immer lieber als ein altes, und obendrein war seine Frau eine recht schmutzige, garstige Hexe.

Der Gesell ergriff nun die Alte, wie er bei Sankt Peter gesehen, und warf sie in das Feuer hinein. Da gerieten aber ihre Kleider ins Brennen, und das Fleisch begann zu braten und zu schmoren, und das alte Weib erhub ein Zetergeschrei, daß Sankt Peter es hörte und herbeilief. „Was hast du getan?“ rief er zornig, „wie kannst du dich mit solchen Sachen abgeben?“ — „Ach, ich will's auch nie wieder versuchen“, jammerte der Gesell, „rette mich nur diesmal aus der Not!“ — „Es wird nicht mehr helfen“, sagte Sankt Peter, „du hast schon zu viel verdorben.“ Und er schmiedete und schmiedete, aber es war nun einmal so; als die Frau in den Wassertrog geworfen war und sich abgekühlt hatte, sprang kein junges Weib daraus vor, sondern ein großer, garstiger Affe. Der lief in den Wald hinein. Und seit der Zeit heißt's bei den Leuten: „Von den alten Weibern stammen die Affen ab.“

U. Jahn, Volksmärchen aus Pommern 1, 255.

β) Ein gar geschickter und kluger Geselle machte dem Schmied aus seiner alten, häßlichen Frau ein junges, bildhübsches Weib. Einige Wochen später griff der gescheite Geselle zum Wanderstabe. Als er bis zum nächsten Dorf gekommen war, ergriff ihn eine solche Angst, daß er schnell umkehrte. Er fand den Schmied mit der Umschmiedung der Ehefrau des Ortsschneiders beschäftigt Der Geselle suchte die Pfuscherei des Schmiedes wieder gutzumachen; es ließ sich aber nur noch ein Affe aus dem Weibe machen.

Knoop, Volkssagen aus dem östl. Hinterpommern S. 202.

2. Aus Luxemburg.

Unser Herrgott und St. Peter kamen zu einem Schmied, der sich rühmte, er sei ein Meister in seiner Art, und keiner komme über ihn. „Ich kann es besser als du,“ sagte unser Herrgott und schmiedete aus einem alten Weibe eine schöne Jungfrau. Der Schmied, der eine häßliche Frau hatte, versuchte es auch mit ihr; aber es gelang ihm nicht, er schlug nur die Frau wund und rief unsern Herrgott zu Hilfe. Aber dieser konnte nur noch einen Affen aus der Frau machen.

Gredt, Sagen aus Luxemburg Nr. 854, 1.

3. Aus dem Hennegau. (Die Bestrafung des Hochmutes fehlt.)

Der liebe Gott wollte einstmals sehen, wie die Menschen lebten. Er stieg vom Himmel auf die Erde und begab sich, von Petrus begleitet, auf die Wanderschaft.

Und als er so wanderte, verlor er die Zwinge seines Stockes.

„Gehen wir zu diesem Schmied,“ sagte Petrus, „er wird eine andere Zwinge daran machen.“

So gingen sie hinein.

Der Schmied brachte den Stock des lieben Gottes wieder in Ordnung, wollte aber keinen Lohn dafür annehmen.

Nun saß sein Großvater gebeugt in einem großen Lehnstuhle neben dem Kamin.

„Wenn du willst,“ sagte der liebe Gott, „so werde ich einen schönen, jungen Mann aus deinem Großvater machen.“

„Damit bin ich zufrieden,“ antwortete der Schmied.

Der liebe Gott rief den Alten, legte ihn auf den Amboß und schlug ihn mit dem größten Hammer, den es in der Schmiede gab. Der Großvater, der am Sterben gewesen war, wurde zu einem tüchtigen, jungen Manne.

Der liebe Gott und Petrus gingen fort. An der anderen Seite des Kamines aber saß noch eine alte Frau, die Mutter des Schmiedes.

„Das werde ich auch mit ihr machen," sagte er zu sich. Er rief sie, legte sie auf den Amboß und schlug sie mit einem großen Hammer, wie er es vom lieben Gott gesehen hatte.

Aber die Großmutter blieb nur ein Haufen Fleisch.

Der erschreckte Schmied warf seinen Hammer fort und lief dem lieben Gott nach, der ganz langsam davongegangen war.

Er holt ihn ein und fleht ihn auf den Knieen an mit gefalteten Händen:

„Kehre um, ich habe mit meiner Mutter so verfahren wie du mit meinem Vater, aber sie will sich nicht wieder beleben!"

Der liebe Gott kehrte wieder um und sah die Masse von Fleisch und Blut.

„Damit kann ich nichts mehr anfangen, man kann nur einen Affen daraus machen."

Und es entstand ein Affe, der Gesichter schnitt. So ist dies Tier aus einer alten Frau entstanden.

La Tradition 3, 250 = Gittée et Lemoine, Contes pop. du pays Wallon S. 76.

4. Aus den Niederlanden.

a) Zu St. Eligius (Elooi), einem ebenso gutherzigen Menschen wie geschickten Schmiede, kommt ein altes Weib und beklagt sich über ihren leidigen Zustand. St. Eligius fragt sie, ob sie wieder jung werden wolle und als sie einwilligt, legt er sie ins Feuer, dann auf den Amboß und schlägt ihr mit dem Hammer alle Falten aus der Haut, so daß sie so schön wird wie ehedem. Ein fremder Schmied, der gerade zugegen ist, versucht das gleiche an seiner eigenen bejahrten Frau. Aber als sie mörderlich schreit und alle Mühe vergebens ist, ruft er St. Eligius zu Hilfe. Dieser erklärt, daß er jetzt, wo die Frau schwarz gebrannt und das ganze Werk verdorben sei, die Sache nicht mehr ins Reine bringen könne; doch wolle er das Mögliche tun. Nach einigen Hammerschlägen entsteht der erste Affe.

Aus Gits. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 108. (In einer Variation aus Liedekerke schmiedet Eligius seine eigene Frau jung.)

b) Als Christus auf Erden wandelt, kommt er an eine Schmiede und hört drinnen jammern. Mitleidig geht er hinein, hört, daß die Mutter des Schmiedes gestorben ist, und schmiedet sie in der üblichen Weise wieder jung. — Als die Frau des Meisters nach Jahren hochbetagt stirbt, versucht dieser das Kunststück nachzumachen und schlägt sie auf dem Amboß in Stücke. Zufällig kommt der Herr wieder vorbei. Er bringt nichts weiter als einen Affen zustande.

Aus Südostflandern. Teirlinck, Contes flamands 89.

5. Aus den Abruzzen.

Christus kommt zu Eligio, der sich Meister aller Meister nennt, und verjüngt einen Alten.

Eligio will es nachmachen und tötet seinen Vater beim Verjüngungsversuch; in einer Variante belebt Christus ihn wieder, nach einer anderen belebt er ihn als Affen.

Eligio geht in die Berge, wird ein Bär und hat viele Nachkommen. Nach sieben Jahren wird er wieder Mensch und stirbt, nachdem er so seinen Hochmut gesühnt hat.

De Nino, Usi e Cost. Abruzz. 4, 79.

6. Aus Dänemark.

a) Der Schmied nennt sich Meister über alle Meister. St. Peter deutet auf den Heiland: „Der ist der Meister!“ Ein altes vorübergehendes Weib wird vom Heiland jung geschmiedet; der Schmied nimmt seine alte Mutter und versucht es vergeblich mit ihr, bis St. Peter den Heiland bittet: „Laß doch etwas daraus werden!“ — „Mag sie denn ein Hermelin werden!“ Das Tier war ja früher Mensch, und so verhält es sich mit ihm.

Kristensen, Folkeminder 6, 239, Nr. 329.

b) Der Heiland und St. Peter auf der Wanderung ruhen bei einem Schmiede aus, seine alte Mutter ist sehr gebrechlich; der Heiland schlägt ihr vor, ob sie nicht Lust habe, wieder jung zu werden. „Ja, gewiß!“ St. Peter zieht den Blasebalg, der Heiland schmiedet, und nach einer langen, sehr ausführlich beschriebenen Behandlung wird sie die schönste Jungfrau. Der Schmiedegeselle, der auch eine alte Mutter hat, versucht dieselbe Arbeit; der Schmied hilft ihm, sie feuern und hämmern zwei Tage hindurch, am Ende fliegt sie wie eine Eule aus der Schmiede.

Dänisch: Kristensen, Folkeminder 6, 239, Nr. 330.

7. Aus Estland.

a) Ein Schmiedegeselle geht betrübt im Walde spazieren. Er versteht nichts Rechtes zu arbeiten, und der Hunger droht ihm. Ein Greis begegnet ihm und gibt ihm einen wunderbaren Hammer, mit dem man alles machen kann. Der Geselle findet Arbeit bei einem Meister. Er soll eine alte Kutsche ausbessern. Sobald der Meister sich entfernt, lockt der Geselle die anderen Gesellen in den Krug, wo sie trinken, bis der Meister kommt und sie schilt. Der Geselle schlägt mit dem Hammer an die Kutsche — sie ist fertig und sehr hübsch. Ein altes Weib kommt und sagt: „Da fehlt ja die Deichsel!“ „Was schwatzt du!“ schreit der Geselle und erschlägt sie mit dem Hammer. Den Leichnam wirft er hinter die Schmiede. Nach drei Jahren erinnert er sich des Weibes hinter der Schmiede. „Halt,“ sagt er, „ich mache ein schönes Mädchen aus ihr!“ Er schlägt mit seinem Hammer dreimal dem Weibe an den Kopf, und ein bildschönes Mädchen entsteht. Der Meister hört es, erschlägt seine Großmutter und wirft sie hinter die Schmiede. Nach drei Jahren holt er sie heraus und schlägt ihr mit dem Hammer an den Kopf, aber ohne Erfolg. Er bittet den Gesellen, der schlägt wieder dreimal mit seinem Hammer. Es entsteht ein alter haariger Affe. Daß der Affe vom Menschen abstammt, bezeugen seine menschenähnlichen Hände und Füße, die Brust und die sonstigen Glieder.

b) Ein Schmied hatte eine so häßliche Frau, daß er sie nicht ansehen konnte. Als sie einmal in die Schmiede kam, wo er arbeitete, erfaßte den Schmied eine so heftige Wut über ihre Häßlichkeit, daß er sie ergriff und in einen Sack steckte und den Gesellen befahl, mit den Hammern zuzuhauen. Als das Geschrei verstummte, glaubte er sie tot und ließ sie hinter die Schmiede werfen. Aus Barmherzigkeit öffnete einer der Gesellen den Sack. Da kroch später eine häßliche Gestalt heraus und humpelte zum Walde. Da lebte sie und ihr nachfolgendes Geschlecht, und alle waren gleich häßlich. Das Volk aber nannte sie „Affen“, so wie sie die Mutter schon einen „Affen“ genannt hatten.

In einer anderen Erzählung heißt es, daß der Teufel den Affen schuf, indem er Gott nacheiferte, der den Menschen erschaffen hatte. Und so wie der Mensch

zum Bilde Gottes geschaffen wurde, so schuf der Teufel den Affen sich zum Bilde. (Vgl. Natursagen 1, 156.)

Aus dem handschr. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

III. Das Jungglühen mit seltsamer Hufbeschlagung verbunden.

1. Aus Waldeck.

Bezwinger der Riesen war ein armer Junge, eines Hirten Sohn, welcher der vielen Schläge, die er von seinem Vater bekam, überdrüssig, in die Welt hinausging und nach mehreren Abenteuern nach Bamberg zu einem Schmiede kam, den man nicht anders anreden durfte als „Meister über alle Meister". Er erhielt bei diesem Schmiede Arbeit und zeigte bald, daß er noch geschickter als der Meister war. Er schnitt Pferden, die vernagelt waren, den Fuß ab und setzte einen neuen wieder an. Er konnte auch alte Weiber wieder jung machen. Viele Tausende hatte er wieder jung gemacht. Den Schmied verdroß es, daß er die anderen jung machte, und seine alte Frau bleibe so schrunzelig. Doch wollte er dem Gesellen keine guten Worte geben, sondern machte sich selbst ans Werk. Er warf sie in das Feuer, legte sie auf den Amboß und wollte sie zurechtklopfen. Als er nichts zustande brachte, rief er den Gesellen, der aber nur einen Affen daraus schmieden konnte.

Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, S. 83.

2. Aus Finnland.

Der Erlöser und St. Peter fuhren um die Winterszeit im Schlitten an einer Schmiede vorbei. Da ihr Pferd ein Eisen verloren hatte, baten sie den Schmied, ihnen die Werkstätte zu überlassen, um ihr Pferd zu beschlagen. Dieser hörte nicht auf sie. Erst als sie ihn auf den Rat einer alten Frau „du weltberühmter, hoher Meister" anredeten, räumte er ihnen seine Schmiede ein. Christus schnitt dem Pferde den Fuß ab, schlug auf dem Amboß das Eisen an und machte den Fuß wieder am Pferde fest. Ebenso beschlug er die anderen Füße des Pferdes. Um der alten Frau für ihren Rat zu danken, legte sie der Erlöser in die Feueresse und schmiedete aus ihr ein junges, wunderschönes Mädchen. Der Schmied wollte beides nachmachen. Aber das Pferd, dem er alle vier Beine auf einmal abgeschlagen hatte, verendete, und er mußte dem Besitzer den Preis des Pferdes ersetzen. Nun wollte er seine alte Mutter, die hereinkam, um ihn zum Frühstück zu rufen, jung machen. Auch dieses mißlang. Er eilte den reisenden Schmieden nach; unser Herr und St. Peter kehrten zurück, setzten dem Pferde die Beine an der richtigen Stelle ein, und sofort sprang das Tier auf. Nicht so gut gelang die Wiederbelebung der alten Mutter; denn sie konnten trotz aller Mühe nur noch eine Meerkatze aus ihr machen.

Finnische Märchen, übersetzt von Emmy Schreck, S. 159.

3. Aus Norwegen.

Christus und St. Peter kommen zu einer Schmiede mit der Inschrift: „Hier wohnt der Meister über alle Meister." Christus nimmt einem Pferde, das beschlagen werden soll, die Beine ab, beschlägt sie und setzt sie dann wieder an. Danach schmiedet er die alte Mutter des Schmiedes wieder jung. Der Schmied sucht ihm beides nachzumachen, aber mit schlechtem Erfolg. Weiter verläuft dann die Erzählung in das Märchen vom Schmied und dem Teufel oder dem Tod (vgl. Grimm zu Nr. 82).

Asbjörnsen, Norweg. Volksmärchen übers. von Bresemann, Nr. 21 und Asbjörnsen, Auswahl norweg. Volksmärchen übers. von Denhardt (1881) S. 111.

Beispiele für die hier verbundene Sage von der wunderbaren Beschlagung der Pferde:

1. Die Eligiussage bei Sebastian Brant.

'darnach hiesz in der künig sein pferd beschlahen mit silberin hufysin. so schneit sant Loy dem pferd die füsz ab nach den gelidern, und als er es beschlagen hett, da setzt er ihm die Füsz wider an on allen gebrechen[1]). das sach ein knecht, der wolt das auch thun und mocht es nit thun und verderbt das pferd. also macht sant Loy das pferd wider gesund und straft den knecht darum.'

Zu jener Erzählung bei Brant stimmt auch das Bild in der Wasserkirche zu Zürich, auf dem Eligius beschäftigt ist, den abgeschnittenen Pferdefuß zu beschlagen, während er einer dabei stehenden Hexe in die Nase zwickt. Wolf, Beitr. z. dtsch. Myth. 2, 57.

2. Aus Belgien.

Eligius ist ein Hufschmied, der über seine Tür ein Schild setzen läßt mit der Aufschrift: „Eligius, ein Meister über alle Meister". Das ärgert den lieben Gott. Jesus reitet auf einem Sonnenstrahl zur Erde hernieder, kommt in Gestalt eines Schmiedegesellen zu Eligius und fragt ihn, in wieviel Zeit er ein Hufeisen mache. Eligius sagt: er halte es dreimal ins Feuer, Jesus: einmal genüge ja schon. In dem Augenblick hält ein Reiter an der Tür, dessen Pferd ein Hufeisen fehlt. Jesus nimmt eine große Schere und schneidet das Bein ab, nimmt es mit in die Schmiede, nagelt das Eisen auf und heilt das Bein wieder an. Eligius hat Gefallen an dem Gesellen, nimmt ihn in Dienst und schickt ihn zur Stadt um Eisen zu holen. Unterdessen kommt ein anderer Reiter vor die Schmiede, und Eligius macht es mit dem Pferde gerade so wie der Herr, aber das Bein will nicht halten, es fällt immer wieder ab. Der Reiter schimpft und droht, da kommt der Herr aus der Stadt zurück, heilt das Bein an und verweist Eligius seinen Hochmut, worauf derselbe sein Schild sofort zerschlägt.

Wolf, Deutsche Märchen und Sagen Nr. 17.

3. Vlämische Variante.

St. Elooi kommt zu dem Schmied mit dem Schilde „Meister aller Meister" und beschlägt ein Pferd in der üblichen Weise. Der Schmied will es bald darauf mit einem andern Pferde nachmachen. Glücklicherweise kommt St. Elooi gerade wieder vorbei und heilt das Pferd gegen das Versprechen, daß das hochmütige Schild entfernt werden soll.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 364.

4. Aus der Oberpfalz.

Der Nachahmungsversuch fehlt. Zu einem Schmiede, dem es sehr schlecht ging, kam ein Geselle und bat um Arbeit. Der Schmied nahm ihn auf, obwohl er keine Kunden hatte. Der Geselle verschaffte ihm großen Zulauf; denn er war sehr geschickt; er schnitt den Pferden den Fuß ab, der beschlagen werden sollte, und heilte ihn dann wieder an.

Schönwerth, Aus der Oberpfalz 3,77.

5. Aus Iudicarien (Welschtirol).

Christus will einen hoffärtigen Schmied bessern und beschlägt ein Pferd, indem er ihm alle vier Beine abhaut, jedem die Hufeisen annagelt und die Beine wieder anfügt. Der Schmied will es nachmachen, bringt es aber nicht fertig.

Zschr. d. Ferdinandeums 1870, S. 224.

1) Fast wörtlich so bei Meier, Schwäb. Sagen S. 293.

6. Rumänisches Märchen aus Siebenbürgen.

Christus kam durch ein Dorf an der Schmiede eines Zigeuners vorbei und verdingte sich bei diesem als Lehrling. Gleich am ersten Tage ward er in den Wald geschickt, um Kohlen zu brennen. Die Frau des Zigeuners ging mit ihm und verwunderte sich gar sehr, als Christus mit wenigen Schlägen eine ganze Eiche in Späne zersplitterte, und teilte daheim ihrem Manne alles mit, was sie gesehen hatte. Der ruhmredige Zigeuner aber gab ihr zur Antwort: „Das ist noch garnichts, mit einem einzigen Schlag will ich dasselbe verrichten!“ Bald darauf kam ein Herr vor die Schmiede und wollte ein Pferd beschlagen lassen. Christus war gleich zur Hand, schnitt dem Pferd alle vier Füße ab, schlug Hufeisen darauf und richtete sie dem Pferd wieder ein. Als der Herr darüber staunte, sprach der Zigeuner: „Das hat er von mir gelernt!“ Über eine Weile, als ein anderer Herr kam und ein Pferd zum Beschlagen vorführte, tat der Zigeuner auch, wie Christus getan hatte, konnte aber dem Pferde die Füße nicht wieder einrichten und mußte es bezahlen. Christus aber half ihm nicht aus dem Handel und ging von dannen.

Ausland 30 (1857), 1075.

7. Irische Sage.

Der göttliche Held Fin Barre läßt sein Pferd von einem menschlichen Schmied beschlagen und tut das vierte Bein aus der Tasche.

Grimm, Myth.[4] 3, 59.

8. Weiteres Material bei Köhler, Kleine Schriften 1, 132.

IV. Zur Geschichte der Sage.

Schon Jakob Grimm hat in seiner Mythologie XXXVI ([4]XXXI) — vgl. 141 ([4]128) Anm. — darauf hingewiesen, daß fornm. sög. 9, 55. 56 Odinn abends als Reitersmann bei einem Schmiede einkehrt und sich das Roß beschuhen läßt, worauf er dann in ungeheuern Sprüngen nach Schweden in den Krieg reitet.

Bei Golther, Handbuch der german. Mythologie S. 286 findet sich der Wortlaut, wie folgt:

Im Winter 1208 wohnte ein Schmied zu Nesjar. Es geschah eines Abends, daß ein Mann geritten kam, ihn um Herberge bat und sein Pferd beschlagen ließ. Der Hauswirt war bereit. Sie standen lange vor Tag auf und begannen zu schmieden. Der Hauswirt fragte: „Wo warst du vorige Nacht?“ Der Gast antwortete: „In Medaldal, nördlich in Thelemark.“ Der Schmied wollte das nicht glauben, weil es unmöglich sei. Er begann zu schmieden, doch es ging nicht vorwärts, wie er wollte. Da sagte der Gast: „Schmiede du so, wie es von selber werden will.“ Da wurden größere Hufeisen daraus, als der Schmied je zuvor gesehen hatte. Sie paßten aber genau dem Pferde, und er beschlug es. Da sprach der Gast: „Du bist ein unverständiger und unweiser Mann. Warum fragst du nichts?“ (Auf Fragen und Antworten folgt zuletzt die Enthüllung, daß der Reitersmann Odin selbst ist. Vier Nächte darauf wird eine große Schlacht geschlagen.)

Übereinstimmende Züge sind hier die Unfähigkeit des Schmiedes, die Überlegenheit des Gastes und ein im einzelnen zwar unterschiedener, aber

im ganzen doch auch höchst seltsamer Vorgang bei der Hufbeschlagung. Auch eine andere Erwägung führt uns auf Odin.

Während Thor immer nur geht oder fährt, ist Odin (Wodan) stets der Reiter; ihm ist das Roß, der Germanen edelstes Tier, geheiligt; ihm könnte es also wohl zukommen, das seltsame Kunststück an eben diesem Tiere, seinem Tiere, zu vollführen. Wodan ist ferner auch der Gott, der zu heilen weiß. In dem berühmten Merseburger Zauberspruch heißt es, daß er allein es verstand, die Beinverrenkung des erlahmten Pferdes zu besprechen. So vermag er gewiß auch Füße abzuhauen und wieder anzusetzen.

Auf Wodan weist auch die Hauptidee der Sage, daß keine Weisheit auf Erden sich mit göttlicher Kraft und Kunst zu messen vermag. Diese Idee findet sich in folgender altnordischen Sage wieder:

Als Wanderer kehrte Odin beim Riesen Wafthrudnir ein, um ihn auszuforschen, ob der weiseste Riese dem Wissen des Gottes gewachsen sei. Wafthrudnir richtete zunächst einige Fragen an den Wanderer, der bescheiden auf dem Estrich harrte. Als er sein Wissen bewährte, lud er ihn in den Saal zur Bank; dort sollten sie zusammen reden und das Haupt zum Pfande der Wissenswette setzen. Nun hub der Wanderer zu fragen an. Auf alle Fragen, welche den elementaren Weltursprung und die Zeit des Untergangs und der Neugeburt betrafen, tat der weise Riese Bescheid. Wie aber der Wanderer forschte, was Odin dem toten Baldr ins Ohr raunte, bevor man ihn auf den Holzstoß hob, da erkannte Wafthrudnir, wer ihm gegenübersaß, daß er mit todgeweihtem Munde sprach.

Mit Odin wagt ichs, mich an Einsicht zu messen;
Das weiseste Wesen bleibst du.

Golther, Handbuch der germanischen Mythologie S. 341.

Endlich vergleiche man die allgemeine Charakteristik, die Snorri von Odin entwirft: „Von ihm lernten die Menschen alle Künste, weil er zuerst alle wußte. . . . Odin verstand die Kunst, die am meisten Kraft hat, und übte sie selbst, welche seidr (Zauberei) heißt.“ Auch diese Charakteristik paßt zu dem Wesen jenes seltsamen Gastes, der beim Hufbeschlagen eine so wunderbare Zauberkunst ausübt.

Wir hätten sonach anzunehmen, daß es eine Geschichte von Odin (Wodan) und dem weisesten Schmiede gegeben habe, mit der eine zweite Geschichte, die in den Kreis der Verjüngungsmärchen gehört, willkürlich verbunden worden sei. Zuletzt trat das Motiv der Entstehung der Affen hinzu.

12. Kapitel.

Petrus als Spielmann.

I. Der Ursprung von Petrus' Glatze.

In Hans Sachsens Meisterlied vom 12. Dez. 1551: St. Peter auf der Hochzeit (Fab. u. Schw. 5, Nr. 774) wird folgendes erzählt:

Christus ist zu einem Begräbnis gebeten und fragt Petrus, ob er mitkommen wolle; Petrus zieht es vor, auf eine Hochzeit zu gehen, wiewohl der Herr ihn warnt, daß die Bauern auf Hader lauern und ihm Ungemach bereiten. Petrus geht, und Christus hängt ihm heimlich eine Sackpfeife hinten an den Mantel. Als Petrus nun ins Wirtshaus tritt, fordern die Bauern ihn zum Aufspielen auf. Petrus schilt sie, daß sie ihn für einen Sackpfeifer halten. Es kommt zu ernsthaftem Streit, bei dem ihm die Bauern die eigene Sackpfeife am Kopf zerschlagen. Petrus wird

gerawffet so glaczet,
Darumb man in noch glaczet malt.

Diesem Meisterlied stellt sich ein anderes von Seb. Hilprant zur Seite, das am 10. Februar 1552 gedichtet ist (abgedruckt in Boltes Montanus S. 483 ff.).

[Christus warnt Petrus, zur Hochzeit zu gehen, vielmehr soll er ihm zu einem Leichenbegängnis folgen. Aber:]

Er wolt nicht folgen, ging auf die hochzeite.
Der herr dete im ein gute schalckheite,
Das er am mantel druge
Ein sackpfeif hinden dran.
Ins wirtshauß er bald zuge,
In empfing frau und man.
Sie sprachen: Pfeif auf, mach ein danz!
Wir wöllen frölich springen.
Petrus sach sie an zornig gantz,
Marret ob diesen dingen,
Hiß sie voll lauren, narren und vol dropffen.
Bald deten sie im seinen kopff zerklopffen
Mit feusten, und sein hare
Raufftens im auß mit gwalt.
Rupfften in platet gare.
Drum man in glatzet malt.

Dieses Thema, daß die Hochzeit dem Leichenbegängnis vorgezogen wird, ist ursprünglich eine Episode des Märchens von dem, der das Leberlein gefressen hat (vgl. Bolte, zu Montanus' Wegkürzer Kap. 5).

Der Schluß, daß St. Peter kahlköpfig wurde, stammt aus einem andern Schwank. Vgl. Hans Sachsens Meistergesang vom 15. April 1551:

Warumb sant Petter glaczet ist.

Christus und Petrus kommen zu einer Bäuerin, ihr Korn zu dreschen. Sie schlafen in einem Bett. In aller Frühe weckt sie die Frau und packt, als es zweimal vergebens gewesen ist, zuletzt den vorn liegenden Petrus beim Kopf und zaust ihn, worauf sie aufstehen und den ganzen Tag dreschen. Abends legt sich Petrus hinten ins Bett. Am andern Morgen weckt die Frau wieder dreimal, und weil sie nun den hinten liegenden strafen will, rauft sie wiederum Petrus.

Darumb malt man noch ueberal
Sant Petter gar glaczet vnd kal,
Seit die pewrin in also ruepft.

Christus hält dann ein Wachslicht an die Garben, und die Körner schlüpfen aus den Ähren. Die Bäuerin will es nachmachen, und der Stadel zusamt dem Hause brennt ab.

Fab. u. Schw. 5, Nr. 719; über die Verbreitung des Stoffs siehe Bolte, Kochs Zschr. f. vgl. Littgesch. 7, 453; 11, 69.

Auch in diesen Schwank gehört der Witz von der Entstehung der Glatze, der sich in der Volksüberlieferung selten (z. B. in Welschtirol, Zschr. d. Ferdinandeums 1870, 228) findet, ursprünglich nicht hinein, sondern ist Nachbildung nach dem Schwank von dem Mann mit einem alten und einem jungen Weib; die Alte zupft die grauen, die Junge die schwarzen Haare aus.

Darfan der man zw lecz wart glat vnd kale
Vnd glaczet vber ale.
Da sint herkumen von
Al glaczet kale mon.

Hans Sachs, Fab. u. Schwänke 3, Nr. 16; Meistergesang vom 6. Jan. 1530 Wan her die kalen mender kumen. Vgl. ebenda 2, Nr. 242 (Spruchgedicht). Quelle: Steinhöwels Äsop Nr. 113 (Oesterley S. 257). Dazu Burkhard Waldis hg. von H. Kurz zu Bd. 3, 83 S. 136 und Oesterley zu Kirchhof, Wendunmut 7,67 (Bd. 5, S. 165). Jacques de Vitry, Exempla Nr. 201. Etienne de Bourbon 1877, S. 389. Notices et Extraits 28, 424. Landsberg, Proverbes du peuple arabe 1, 217 (1883).

Eine Parallele zu der willkürlichen Benutzung des Motivs von dem Ursprung der Kahlköpfigkeit findet sich in den Niederlanden. Petrus will dem Herrn einen frischgebackenen Kuchen verheimlichen (vgl. oben S. 111) und verbirgt ihn unter dem Hut; der heiße Kuchen brennt ihm die Haare weg, und so wurde St. Peter der erste Kahlkopf. (Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 129.)

Über die legendarische Kahlköpfigkeit von Petrus und Paulus vgl. Samuel Krauß, Das Leben Jesu S. 223: „Nach den katholischen *Πράξεις Πέτρου καὶ Παύλου* (Lipsius AAG. II, 1, 297) war Paulus kahlköpfig, so daß selbst der Schiffer Dioskoros in Rom für Paulus gehalten und hingerichtet wurde, weil er kahlköpfig war. Von einer calvities des Petrus spricht Hieronymus (Comm. in Galat. I, 18 t. VII, 394 Vallarsi) nach dem Periodos des Clemens (Lipsius AAA. Proleg. X n. 8). Woher diese Vorstellung? Ich glaube, man wollte damit diese Apostelfürsten dem Propheten Elischa gleichstellen, der einen Kahlkopf hatte (2. Kön. 2, 23). Die

christliche Typik konnte sich selbst auf solche Kleinigkeiten verlegen. Man hielt ja Johannes den Täufer und Jesum für Elia, und im Toldoth (dem jüdischen „Leben Jesu") haben wir die Figur Elia-Paulus. Man brauchte nur von Elia zu Elischa abzuschweifen und die Kahlköpfigkeit auch den Elia-Figuren beizulegen. Vielleicht soll gar Petrus Elia, Paulus Elischa sein oder umgekehrt. . . . In der Tonsur kennt man bekanntlich zwei Arten, die man Tonsur des Apostels Paulus und Tonsur des Apostels Petrus nennt."

II. Entstehung der Knorren im Holze.

Im Volksmund findet sich der Stoff mit einer anderen Wendung: Petrus gerät mit den Zimmerleuten in Streit und wünscht ihnen Knorren ins Holz. Gewiß liegt hier eine Verchristlichung heidnischen Glaubens vor. Daß das Volk den Elben die Astlöcher im Holz zuschreibt (Grimm, Myth.[4] 382), könnte vielleicht in diesen Zusammenhang gehören. Petrus als Urheber einer lästigen Naturtatsache erscheint jedenfalls in einer ähnlichen Rolle, wie in all den Sagen, wo er den Teufel, d. h. zumeist eine heidnische Gestalt, vertritt. Teufelssagen von den Knorren im Holz, s. Bd. 1, 270 u. 279.

1. Aus Deutschland.

a) Als unser Herr einstmals mit Sankt Peter über Land ging, kamen sie an einen Bauplatz, wo ein Haufen Zimmerleute sich in der Schenke gütlich tat. Als Sankt Peter hörte, wie es da so munter zuging, gelüstete ihn, einzukehren, und er sagte das dem Herrn. Der aber warnte: „Tu das nicht, du bist nicht von dieser Zunft, es könnte dir übel bekommen." Aber Petrus ließ von seinem Begehren nicht ab und ging zuletzt hinein gegen die Warnung des Herrn. Als er nun in die Stube trat und die Zimmerer ihn vorn und hinten besahen, rief einer der Gesellen: „Juchhe! nun haben wir auch einen Spielmann!" Und gleich wandte er sich zu Petrus und sprach: „Spielmann, spiel auf!" Er hatte nämlich eine Geige auf seinem Rücken gesehen, die vielleicht nur gemalt war, was der Herr insgeheim so veranstaltet hatte. Aber Petrus sagte, er sei kein Spielmann, er komme nur, sich an Trank und Speise zu laben, wie ein anderer Gast. Der Geselle ließ das aber nicht gelten und sagte: „Wozu trägst du denn eine Geige auf dem Rücken, wenn du kein Spielmann bist und nicht aufspielen willst? Sind wir dir keine ehrlichen Leute? Gleich aufgespielt oder da hinaus, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!" Nun riß Sankt Petern auch die Geduld, daß er keck entgegnete, wenn er eine Geige hätte, würde er ihm den Fiedelbogen um den Kopf schlagen. Damit hatte er aber den Giebel schief aufgesetzt, denn nun packten ihn drei handfeste Gesellen und schoben ihn unsanft zur Türe hinaus. Nachdem Sankt Peter so seine Lust gebüßt, ging er seines Weges und kam zu dem Herrn, der am Saume des Waldes seiner harrte. Petrus erzählte, wie es ihm ergangen war, worauf der Herr erwiderte: „Hab ich dir's nicht gesagt, daß du nicht zu dieser Zunft gehörtest? Warum bist du nicht weggeblieben?" Da bat ihn Petrus, er solle nun doch den Zimmerleuten eine Strafe dafür auferlegen, daß sie sich an ihm vergriffen hätten. Da sprach der Herr: „Was soll ich ihnen denn tun?" „Meister" sagte Petrus, „mach ihnen eiserne Knoten ins Holz, daß ihre Sägen sich die Zähne

daran stumpf beißen.“ Aber der Herr entgegnete: „Nein, Petrus, hölzerne sind schon hart genug.“ Und seitdem finden sich zum großen Verdruß der Zimmerleute hölzerne Knoten im Holze.

K. Simrock, deutsche Märchen 1864, S. 136f.

b) In Mecklenburg sagen die Zimmerleute von knorrigem Holze: „Dor hett Petrus sinen Nagel mank slagen.“ Damit hat es folgende Bewandtnis. Christus feierte einst mit seinen Jüngern Fastelabend. Zufällig sind in derselben Stube Zimmerleute anwesend, und diese malen dem Petrus eine Violine auf den Rücken. Auf dem Heimweg macht ihn der Herr darauf aufmerksam, und im Zorn bricht Petrus in die Worte aus: „I so wull ik doch, dat aer tweschen dat Holt 'n isern Nagel kem.“ Der Herr aber milderte den Fluch mit den Worten: „'n höltern wir ok wol noog.“

Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg 1, 521. Vgl. ferner Panzer, Sagen und Gebräuche aus Baiern 2, 21f. Schönwerth, aus der Oberpfalz 3, 307 und 2, 335f. Birlinger, Volkstüml. aus Schwab. 1, 361f.

c) [Jesus und Petrus ziehen mit Geige und Baßgeige durch Städte und Dörfer und singen und spielen vor den Häusern viele schöne geistliche Lieder. Eines Sonntags kommen sie vor eine Schenke, in der Zimmerleute bei Wein und Spiel sich wild erlustigen. Sie heißen die beiden hereinkommen und Tänze spielen. Als diese sich weigern, stürzen sie heraus, schlagen sie und zertrümmern ihre Instrumente.]

„Wie nun die beiden endlich von den wüsten Gesellen losgekommen waren, forderte Petrus, in tiefster Seele über solche Mißhandlung ergrimmt, den Herrn auf, sogleich diesen Frevel mit einer nachdrücklichen und niemals endenden Strafe zu vergelten. „Den Zimmerleuten mußt du,“ rief er aus, „das Holz, das sie zu behauen haben, für alle künftige Zeit in hartes Bein umwandeln.“ Da erwiderte der Herr: „Nein, Petrus, so groß soll die Strafe nicht werden; aber hinlänglich will ich sie machen, um stets an diese böse Tat zu erinnern. Nur an einzelnen Stellen soll das Holz, das die Zimmerleute bearbeiten, die von dir gewünschte Härte erhalten.“

Und seit jener Stunde finden die Zimmerleute im Bauholze jene harten Äste, die sie oft in widerwärtigster Weise bei ihrer Arbeit stören.

Aus dem Elsaß: Alsatia 1853, 137; auch La Tradition 3, 180.

2. Aus dem Allgäu.

Unser Herr kam einst mit Sankt Peter durch einen großen Wald, und da verirrten sie sich und fanden sich lange nicht mehr weiter. Endlich trafen sie Holzer. Diese aber waren boshaft und zeigten ihnen einen ganz falschen Weg, daß sie alsbald ins ärgste Gestrüpp kamen und merkten, daß sie von den Holzern nur gefoppt worden waren. Da ward Petrus gar zornig und bat den Herrn, er möchte ihnen doch eiserne Nägel ins Holz wachsen lassen, daß ihnen fürderhin das Leutefoppen vergehen würde. Der Herr aber sprach: „Nägel sollen sie ins Holz bekommen, aber keine eisernen, sondern nur hölzerne, denn schon diese werden ihnen genug zu schaffen machen!“

Seitdem gehen die Äste an den Bäumen bis tief ins Innerste des Stammes hinein und verursachen den Holzmachern und Zimmerleuten oft so große Mühen.

Reiser, Sagen ... des Allgäus S. 354f.

3. Aus Ungarn.

Der hl. Petrus, mit Jesus auf Erden wandelnd, hörte die Zimmerleute fluchen. Da sprach er: „Siehe da, Herr, diese Leute haben eine gar leichte Arbeit und daher auch Zeit zum Fluchen! Wie könnte man dem abhelfen, damit sie mehr tun und weniger Zeit zum Fluchen haben?“ Der hl. Petrus hatte den Mund grade voll Kautabak, und Jesus sprach zu ihm: „Speie auf diesen Balken! Gleich werden die Zimmerleute zu tun haben!“ Petrus spie auf das Holz, und aus seinem Speichel sind die Knoten entstanden. Seither fluchen die Zimmerleute dem hl. Petrus.

Kálmány, Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 2, 9 = Világunk S. 19. = Szeged Népe 2, 141 = v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren S. 96.

4. Freiere Erzählung aus Kärnten.

Zur Zeit, als St. Petrus auf Erden wandelte, geschah es oft, daß er kein Obdach vor den Unbilden der Witterung fand. Er beklagte sich deshalb bei dem Herrn, und der versprach ihm Abhilfe. Richtig übergab er dem Petrus einige Zeit nachher eine Baßgeige und lehrte ihn, wie er sie zum Schutze gegen das Wetter und als Mittel gebrauchen könne, die Gemüter der wilden Heiden zu sänftigen. Mit der Zeit wurde St. Petrus die Baßgeige zu schwer, und er hätte sie gern wieder los gehabt. Der Herr erriet seine Gedanken und machte die Geige so leicht, daß sie Petrus hinfort nicht mehr beschwerlich fiel. Lustig und guter Dinge wanderte er nun weiter. So kam er in die Malteinerherberge, wo eben die Holzknechte von der Arbeit heimkehrten. Die Leute umringten ihn und verlangten, er solle „aufmachen“. Petrus, der den Sprachgebrauch der Gegend nicht kannte, dachte an seine Schlüssel und das Himmelstor und bedeutete den Holzknechten, er könne ihnen erst aufmachen, wenn sie seine getreuen Schafe geworden. Die Holzknechte aber wollten davon nichts wissen und wiederholten ungestüm ihr Begehren, daß er ihnen auf der Stelle „aufmache“ (aufspiele). Da Petrus sich weigerte, fielen die Holzknechte über ihn her, rissen ihm die Baßgeige vom Rücken und zerschlugen sie in eitel Trümmer. Selbst Petrus verschonten sie nicht, schlugen ihn und gingen dann ihrer Wege...

Da bat Petrus den Herrn, daß er ihn anderswie vor dem Wetter schütze, aber auch die Roheit den Holzknechten nicht ungestraft lasse. Kaum hatte Petrus diesen Wunsch geäußert, als der Wald um ihn ein anderes Aussehen bekam. Die astlosen Palmen und Farren, die eben noch nur ein Blätterbüschel an der Spitze getragen hatten, wurden zu ästigen Fichten und Tannen, zu knorrigen Ahornbäumen und Wildhaseln mit breitem Blätterdach und dichtem Gezweige. Nun fand Petrus überall Schutz vor dem Unwetter. Die Holzknechte aber fluchten, da sie von da an bei jedem Baum zehnfache Arbeit bekamen, bis er zum Abliefern bereit war. Seitdem ist aber jeder, der eine Geige am Rücken trägt, vor den Malteiner Holzknechten sicher.

J. Rappold, Sagen aus Kärnten 1887 Nr. 111. Nach der Zeitschr. f. österr. Volksk. 1, 316 auch im Unterhaltungsblatt der Kärntner Zeitung 1894, Nr. 29, S. 115.

III. Ursache schlechten Marschwetters.

Ein neuer Schluß findet sich in Siebenbürgen und Böhmen. Petrus als Urheber schlechten Wetters vertritt doch wohl den heidnischen Wettergott, und zwar, da es sich hier um den Einfluß slavischer Mythologie handelt, den Perun. Über Heilige, die Regen schaffen, siehe Grimm, Myth.[4] S. 145 und Nachtr. S. VIII.

1. Aus Siebenbürgen.

Als der Herr Christus mit Petrus auf Erden wandelte, kamen sie einmal in ein Dorf. Mitten darin stand ein Wirtshaus, und war ein Lärm und ein Gejubel darin, daß man's von weitem hörte, denn es tanzten Soldaten. Sankt Peter war neugierig, auch einmal tanzen zu sehen, und ging trotz Christi Verbot ins Wirtshaus hinein. Da ließ Gott plötzlich den Zigeunergeiger verschwinden; und niemand wußte, wie, wann und wohin. Dem Sankt Peter aber ließ er die Geige auf dem Arm wachsen und gab ihm ganz das Aussehen des Zigeuners. Die Soldaten tobten ganz entsetzlich über die Abwesenheit des Musikanten. Als St. Peter eintrat, da fielen sie über ihn her und zerschlugen ihn jämmerlich, so daß er sich nur mit genauer Not endlich zu Christo rettete. Dieser aber lachte, daß er nicht mehr konnte, über St. Peters Angst und sprach: „So gehts, mein Lieber, wenn du solchen Tanz mehr liebst als meinen." Petrus aber rächte sich bis auf diesen Tag an den Soldaten; denn immer, wenn sie auf dem Marsche sind, läßt er es regnen.

Friedr. Müller, Siebenb. Sagen Nr. 170.

2. Aus Nordböhmen.

Wie Christus mit Petrus reiste, erlaubte er sich manchmal einen Spaß mit ihm. Sie gingen in ein Wirtshaus; drinnen waren Soldaten, die lärmten und sangen. Da läßt er plötzlich dem Petrus eine Geige auf dem Rücken werden. Wie sie eintreten, kamen die Soldaten ihnen schon entgegen: „Jetzt kommt ein Musikante, nur gleich eins spielen!"

Petrus wußte jedoch nichts davon und wurde schließlich böse. Wie er nun nicht spielte, prügelten sie ihn und warfen ihn hinaus.

Seit jener Zeit ist er so bös auf die Soldaten und läßt es immer regnen bei einem Ausmarsche.

Mitteilungen des nordböhm. Exkursionsklubs 27. Jahrg. H. 1, S. 88.

3. Südslavisch.

Einst wanderten Gott und der heilige Petrus durch die Welt, und es überraschte sie einmal nach anstrengender Tagereise unterwegs die Nacht. Doch als sie eine Weile weitergingen, gelangten sie zu einem Wirtshause; darin waren Leute jeden Standes, zum größten Teil aber Soldaten. Da sprach der heilige Petrus zu Gott: „Komm, kehren wir da ein, du siehst, die Nacht ist schon angebrochen." Gott aber gab ihm zur Antwort: „Hier können wir nicht schlafen, denn die große Menge Menschen würde uns nicht ruhen lassen." Der heilige Petrus aber war halsstarrig, doch Gott ließ sich nicht von ihm bestimmen, endlich sprach der heilige Petrus zu Gott: „So erlaub doch wenigstens mir, daß ich hineingehe, und warte auf mich ein Weilchen, bis ich herauskomme, zum mindesten schau ich mir an, wie sie da drinnen tanzen, denn bisher hab ich so etwas noch nie gesehen." Gott versetzte: „Geh lieber nicht, du wirst geprügelt werden." Petrus gab aber Gott keine Ruhe und bat so lange, bis Gott ihm sagte, er möge immerhin hineingehen, aber gut auf der Hut sein, daß er keine Prügel kriege. Er trat also in die Wirtsstube, doch kaum hatte er die Tür geöffnet, so sprangen den Musikanten die Saiten auf den Geigen. Zugleich als dies geschah, bemerkten sie am Rücken des heiligen Petrus eine Geige und riefen ihm zu: „Heda! spiel du uns einen Marsch auf." Er entschuldigte sich, er könne ihnen nicht vorspielen, denn er habe keine Geige, doch Gott hatte ihm eine Geige auf den Rücken gezaubert, während er sich dem Wirtshause näherte. Da Petrus dies

nicht wußte, sagte er, er habe keine Geige, doch die Leute verstanden keinen Spaß, stürzten sich alle auf ihn und prügelten ihn weidlich durch, daß er sich mit genauer Not hinausfand. Als er vor Gott trat, sagte dieser: „Siehst du, habe ich dir nicht gesagt, daß du noch Prügel bekommen wirst?“ Hierauf sprach Petrus zu Gott: „Hör mal, möchtest du wohl eine Bitte erfüllen, die ich an dich stellen werde?“ Gott antwortete: „Warum denn nicht, laß nur hören, was dich drückt!“ „Ich bitte dich, mache, daß jedesmal, wenn sich Soldaten auf dem Marsche befinden, schlechtes Wetter eintritt. Es soll immer entweder regnen oder schneien. Denn die da drinnen sind fast lauter Soldaten, und die haben mich am ärgsten gedroschen.“ — Gott gewährte ihm die Erfüllung seiner Bitte, und daher kommt es, daß es noch heutigen Tages regnet, wenn sich Soldaten auf dem Marsche befinden. Und dafür fluchen auch die Soldaten dem hl. Petrus.

Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven 2, Nr. 60.

IV. Überlieferung ohne naturdeutenden Schluß.

Alle drei Sagenformen mit der so völlig verschiedenen Art ihres Schlusses beruhen vermutlich auf einer vierten Form, die gar keine Ursprungserklärung aufweist, sondern einfach damit endigt, daß Petrus eine heilsame Lehre erhielt.

1. Literarische Überlieferung.

Petrus hört, als er mit Jesus in die Nähe eines Dorfes kommt, zur Kirchweih aufspielen und bittet den Herrn um die Erlaubnis, im Wirtshaus einzukehren. Jesus warnt:

Den vollen Baurn laß jhren Wein,
Es möcht dir sonst wol vbel glingen,
Möchst für den Wein stöß da von bringen.

Petrus wiederholt gleichwohl seine Bitte und erhält unter nochmaliger ernster Verwarnung die Erlaubnis:

Da Petrus hin gieng zu dem Wein,
Henckt der Herr auff sein Rücken fein
Eine Sackpfeiffen in der still.
Solches den Bauren wol gefiel.
Da Petrus hin zu jhnen kam,
Ein voller Baur beym Arm jhn nam
Vnd sprach: kom, Spielman, trinck mit mir,
Ein halben Batzen schenck ich dir,
Doch must mir pfeiffen einen Tantz,
Denn ich werd wagen eine schantz.
Petrus dacht, ich kan pfeiffen nicht,
Drumb mich dasselbe nit anficht.
Wenn sie ein Pfeiffer haben wöllen,
So mögen sie jhn ein bestellen:
Petrus trunck, biß er hett genug,
Vnd dacht: nun reiß ich auß mit fug.

Doch der volle Bauer hält ihn fest: wozu habe er denn die Sackpfeife? Petrus leugnet, eine zu haben, der Bauer reißt sie ihm vom Rücken, schlägt sie ihm auf den Kopf und wirft ihn die Treppe hinunter.

Traurig kehrt Petrus zum Herrn zurück, der zu ihm sagt:

Hettst gefolget mir,
So wers also nit gangen dir.

Laß du den Bauern ihren Wein und trinke Wasser!

Sandrub, Poetische Kurzweil Nr. 124.

2. Schweizer Sagen.

a) (Christus und Petrus kommen an einem Wirtshaus vorbei.) „Herr," begann St. Petrus, „wie ists heute so heiß! Laß uns hier ein wenig ausruhen bei diesen fröhlichen Leuten! Ist doch auch in der Schrift gesagt: es ist meine Freude, bei den Menschenkindern zu sein!" „Ei, Petre," versetzte der Herr und erhob einen warnenden Finger, „freilich ist so gesagt für die Kinder Gottes; aber für die Kinder dieser Welt sagt auch ein Sprichwort: Einem Fuder Heu und einem trunkenen Bauern muß man ausweichen. Doch wie du willst!" (Petrus hört nicht auf die Warnung und eilt hastig ins Haus). Dies mißfiel dem Herrn sehr, und er bedachte, wie dem ungewitzigten Jünger für heute ein neuer Denkzettel gebühre; eben als jener auf die Schwelle des Hauses trat, geschah daher ein Wunder an ihm, und eine Geige hing ihm so plötzlich am Rücken, daß er sie, ohne es selbst zu merken, mit in die Zechstube hineintrug. (Alles jubelt ihm zu, er solle eins aufspielen. Petrus versichert, er sei gar kein Geiger, aber man reißt ihm die Geige vom Rücken und befiehlt ihm anzufangen. Durch Drohungen eingeschüchtert, kratzt er drauflos, sodaß man ihn schweigen heißt und ihn an den kleinen Tisch hinten beim Ofen jagt, wo es entsetzlich heiß ist. Er erhält nichts zu trinken und gerät durch fortwährende Drohungen in große Angst. Er wünscht den Herrn herbei, und als dieser kommt, bittet er ihn, nicht weiterzugehen, da die Bauern ihm mit Knütteln auflauern wollten, sondern über Nacht hier zu bleiben. Es folgt dann die Geschichte von Petrus, der im Bett erst vorn, dann hinten an der Wand liegt und zweimal von den Bauern verprügelt wird.)

Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau 2, 309.

b) Ein andermal kamen die beiden an einem Wirtshause vorbei, wo ein Zimmermann eben Hochzeit hielt. Petrus fühlte heftigen Durst, und da der Herr nicht trinken mochte und auch den Jünger warnte, ging dieser ungehorsamerweise doch in die Kneipe. Zur Strafe machte ihm Jesus gleich eine Geige auf den Rücken. Petrus, der es nicht merkte, ward von den Hochzeitsgästen mit vollen Gläsern begrüßt, indem sie sagten: „Gut, daß du kommst, wir hatten keine Spielleute; nun trinke wacker, dann spiel auf!" Das Trinken verstand Petrus, aber die Worte vom Geigen hielt er für puren Scherz, und als er den Ernst sah, versicherte auch er ernstlich, daß er, ein Fischer, nicht geigen könne und wolle. Jetzt fiel eine Tracht Schläge von nervigen Fäusten auf ihn nieder. Die Nutzanwendung gab ihm bald darauf Jesus, dem er es klagte, zu verstehen.

Lütolf, Sagen S. 109/110.

3. Aus Iudicarien (Welschtirol).

Jesus und Petrus kommen an einer Herberge vorbei, wo sich das Volk an Trunk, Spiel und derlei Kurzweil erlustigt, nur die Musik fehlt. Petrus „hätte ums Leben gern wieder einmal ein Wirtshaus besucht, was ihm sein Herr und Meister nie mehr gestattete." Er bittet den Herrn um die Erlaubnis, dieser aber warnt ihn: Uns stünde solches nicht wohl an. „Petrus aber war von Natur etwas eigensinnig", ließ sich nicht abschrecken und fuhr fort mit Bitten. Da sprach

endlich der Herr: „So geh denn, aber merk dir, du wirst es bereuen. Ich selbst will mittlerweile hier außen warten.“ St. Peter ging. Der Herr aber schuf ihm eine große Baßgeige auf den Rücken, allen sichtbar, nur dem Träger selbst nicht. Als Petrus hineingeht, halten ihn alle für einen Spielmann, und als er nicht aufspielen will und auch die Baßgeige ableugnet, werfen sie ihn unter Püffen und Schelten zur Tür hinaus. Der Herr hebt ihn lächelnd auf, „St. Peter aber hatte nun fürder keine Sehnsucht nach weltlicher Kurzweil.“

Zschr. d. Ferdinandeums 1870, S. 227.

4. Aus den Abruzzen.

Petrus ist hungrig und bittet Christus um die Erlaubnis, sich bei den Soldaten Brot zu verschaffen. Christus warnt ihn: „Geh nur, du wirst schon Prügel kriegen!“ Als Petrus gleichwohl fortgeht, läßt er ihm eine Guitarre auf dem Rücken erscheinen. Die Soldaten bewirten Petrus in Erwartung seines Spieles, und als er dann nicht spielen kann, kriegt er Prügel.

De Nino, Usi e costumi abruzzesi 4, 93.

13. Kapitel.

Petrus als Fischer.

I. Der Fisch mit dem Zinsgroschen.

Im Evangelium Matthaei Kap. 17, Vers 24 ff. heißt es:

Da sie nun gen Kapernaum kamen, gingen zu Petro, die den Zinsgroschen einnahmen, und sprachen: „Pflegt euer Meister nicht den Zinsgroschen zu geben?“ Er sprach: „Ja.“ Und als er heimkam, kam ihm Jesus zuvor und sprach: „Was dünkt dich, Simon? Von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zinsen? Von ihren Kindern oder von Fremden?“ Da sprach zu ihm Petrus: „Von den Fremden.“ Jesus sprach zu ihm: „So sind die Kinder frei. Auf daß aber wir sie nicht ärgern, so gehe hin an das Meer und wirf die Angel, und den ersten Fisch, der herauffährt, den nimm. Und wenn du seinen Mund auftust, wirst du einen Stater finden; denselben nimm und gib ihn für mich und dich.“

Die Volkssage, die alles weiß, kann natürlich auch den Namen des Fisches angeben. „St. Peters Fisch“ heißt in Sizilien der Seehahn (gallus marinus) (Pitrè, Usi e cost. sizil. 3, 369); in Rom, Neapel, Genua, Venedig der Sonnenfisch (Zeus faber), der zwei dunkle Flecken als Abdruck von Petrus' Fingern behalten hat (Gubernatis, Die Tiere in der idg. Myth. 609[1]),

1) Ebenda heißt es:

Die Griechen nannten einen Fisch von sonderbarer Gestalt bald Ζεύς, bald χαλκεύς — Grobschmied —, sein Nacken ist bräunlich mit gelben Streifen, der übrige Körper hat eine silbergraue Farbe, an jeder Seite hat er einen Fleck von tiefstem Schwarz, nach griechischer Auffassung gleichsam Spuren der Schmiedearbeit. Von jenen beiden schwarzen Flecken berichtet eine andere italienische Legende, daß sie Spuren seien, welche St. Christophorus eines Tages an ihm zurückließ, als er Christus über den Strom trug.

Archivio per lo studio delle trad. pop. 21, 245). In der englischen[1]) und vlämischen[2]) Sage wird der Schellfisch, in Rußland[3]) der Stockfisch genannt. Als Petrus das Geld aus dessen Munde nahm, hinterließ er den Eindruck seines Daumens und Zeigefingers.

Die Araber erzählen sich folgende Variante ohne den Zinsgroschen: Der Petersfisch (Zeus Faber) war mit unter den Fischen, die Petrus fing; er stieß aber einen kläglichen Schrei aus und wollte aus dem Netz springen. Da hatte Petrus Mitleid mit ihm, nahm ihn zwischen Kiemendeckel und Rückenflosse, setzte ihn ins Meer und sagte: „Geh wieder zu deiner Familie!" Die Fingerspuren aber sind noch auf dem Fisch.

Rolland, Faune populaire 3, 161 aus: H. de la Blanchère, La pêche et les poissons 1868.

II. Der Schellfisch.

1. Aus Belgien (Vlämisch).

Bekanntlich war Sankt Peter ein gewaltiger Meister im Fischen. Eines Tages nun hatte er lange gefischt und dennoch nichts gefangen, bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fische heraus, einen nach dem andern, und tat sie in einen Eimer. Den letzten aber konnte er lange nicht kriegen. Denn der sprang so schnell hin und her, daß es fast unmöglich war, ihn zu erwischen. Endlich gelang es Sankt Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch!" sprach er, „ein wahrer Schelmfisch! Den Namen verdienst du und sollst ihn behalten." Und von der Zeit an hieß man den Fisch Schelmfisch oder auch Schellfisch. Und zum Wahrzeichen von der Echtheit dessen, was ich euch hier sage, sieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fisches. Dicht hinter dem Kopf hat er einen schwarzen Fleck. Wer es trotzdem nicht glauben will, der kann es bleiben lassen.

Wolf, deutsche Märchen und Sagen 1845, S. 148.

Vgl. Brand-Hazlitt, popular antiquities of Great Britain 3, 309, Nr. 6: St. Christopher in wading through an arm of the sea, having caught a doree en passant as an eternal memorial of the fact, left the impression on its sides to be transmitted to all posterity. Die Christophoruslegende steht bei Jac. de Voragine, legenda aurea, doch ohne den Fisch.

1) G. Phipson, Animal lore of Shakespeare's time p. 343, Brand-Hazlitt, pop. antiqu. of Great Britain 3, 309, Nr. 5. Hardwickes Science Gossip 1867, 177 (aus Yorkshire. Parkinson, Yorkshire Legends and Traditions 1, 121. Kuhn, Sag. u. M. aus Westfalen 505, zitiert auch noch: Grose, a provincial glossary, appendix, p. 67.

2) Jesus wurde genötigt, den Zoll zu bezahlen, und schickte Sankt Peter zum Fischen aus, um sich einen Zollpfennig zu verschaffen. Petrus fing einen Schellfisch und packte ihn am Nacken, um ihm den Mund zu öffnen, und fand darin einen Stater, den er den Zollbeamten aushändigte. Seitdem tragen alle Schellfische dies Merkzeichen von St. Peters Daumen und Zeigefinger.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 56 = Rond den Heerd 10, 218.

3) Bei den Seeleuten geht die Sage, zwei schwarze Flecken an den Kiemen des Stockfischs kämen daher, daß der Apostel Petrus ihn mit zwei Fingern angefaßt habe, als er aus dem Munde des Fisches das Geldstück nahm, um die Steuer zu bezahlen (Mosk. Wjedomostji 1858 Nr. 87).

Afanasiev, narodn. russk. legendy, London 1859, S. X f.

2. Aus Groningen.

Die zwei braunen Flecken dicht am Kopfe des Schellfisches sind dadurch entstanden, daß Petrus, als er noch Fischer war, einmal im Galiläischen Meere Schellfische fing und sie an jener Stelle mit schmutzigen Fingern anfaßte.

Volkskunde 15, 115.

Vgl. die kurze Bemerkung in Ons Volksleven 12, S. 9: Men zegt, dat de schelvisch bij den kop het indruksel vertoont van Sant-Pieters duim.

3. Westvlämische Variante.

Sankt Peter und andere Jünger hatten den ganzen Tag vergebens gefischt, als der Herr Jesus gegen Abend am Ufer wandelte. „Werft eure Netze längs der andern Seite des Bootes aus!“ rief er ihnen zu. Sie taten es und hatten alsbald das Netz voll. Die Jünger nahmen nun die Fische heraus, und an der Stelle, wo sie mit Finger und Daumen auf den Fisch drückten, blieb ein dunkler Fleck sichtbar, den die Schellfische bis heute behalten haben.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 55. (Gekürzt.)

4. Aus Deutschland.

a) In Brake an der Weser wird übereinstimmend erzählt: Der Schellfisch hat auf dem Rücken dicht hinter dem Kopf einen schwarzen Fleck. An der Stelle nämlich hat ihn Petrus angefaßt, als er ihn beim großen Fischzug [Ev. Luc. 5, 6 f.] gefangen. Da hat sich sein Finger eingedrückt.

Kuhn-Schwartz, Norddt. Sagen, Märchen und Gebräuche S. 302.

b) In Helgoland wird dasselbe erzählt. Der schmale schwarze Streifen, der quer über den Rücken des Schellfisches läuft, wird von den Fischern für eine Narbe vom Griff des Petrus gehalten.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 9 Anm. 48. Vgl. Müllenhoff, Sagen und Märchen S. 605.

c) Als Petrus sich zu den Füßen des Herrn niederwarf und die Worte sprach: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch,“ da hielt er einen Schellfisch in der Hand. An der Stelle, wo sein Daumen ihn gedrückt hatte, über der Seitenflosse, hatten alle Schellfische von Stund an einen dunkeln Fleck. Und sie heißen Petri Grebh (Peters Griff).

Jahrb. f. Landeskunde d. Herzogt. Schleswig 4, 160.

Zur Geschichte dieser Sagen verweise ich auf die in Bd. 1, S. 202 angeführte Sage von Thor und Loki sowie auf die isländische Fassung, in der der Teufel den Schellfisch packt, dieser aber entwischt und seitdem die dunklen Streifen auf beiden Seiten zeigt. Ich füge hier noch folgende englische Sage hinzu: Der Teufel baute die wohlbekannte, gefährliche Felskette, die man als Filey Brigg kennt. Als er so bei der Arbeit war, fiel seinHammer zufällig ins Wasser. Er tauchte schnell, um ihn herauszuholen, und ergriff aus Versehen einen Schellfisch anstatt des Hammers. Seitdem haben alle auf den Seiten die Zeichen der Teufelshand und werden sie immer behalten.

Parkinson, Yorkshire Legends and Traditions 1, 121.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man hier den Hammer Thors wiedererkennt, da ja diesem Gotte gleich den Riesen seltsame Bauten zugeschrieben

werden (Grimm, Myth.[4] 155). Und der Verfasser der jüngeren Edda hat offenbar eine wohlbekannte Volkstradition verwendet, als er jene Geschichte von Thor und Loki am Wasserfall in seine Erzählungen aufnahm. Daß später anstatt des Gottes bald der Teufel, bald Petrus eingesetzt wurde, entspricht einer uns bereits bekannten Gepflogenheit. Einmal — in der keltischen Sage — findet sich auch Christus.[1])

Indo-muhammedanische Parallele.

Fische wurden als verbotene Nahrung betrachtet, da der Name Allahs oft nicht über ihnen ausgesprochen werden konnte, ehe sie starben. Um dies abzuändern, segnete Muhammed ein Messer und warf es in die See. Dadurch wurden alle Fische gesegnet und hatten ihre Kehlen geschnitten, ehe sie ans Ufer kamen. Die großen Öffnungen hinter den Kiemen sind die Wunden, die so wunderbar gemacht wurden, ohne den Fisch zu töten.

Notes and Queries 3. Ser., vol. 6, 142.

III. Das Ungeziefer.

Ursprünglich soll der Oskabjörn (Oniscus psora) — eine Art Assel, die bis zu $2^1/_2$ Daumen lang wird und zumal die Haifische plagt — einer der größten Walfische in der See gewesen sein. Da es aber einmal in dieser Gestalt ein Fischerboot des Apostels Petrus verfolgte und umzustürzen versuchte, warf dieser seinen Lotstein nach ihm und verwandelte es, damit es nicht öfter Schiffen Schaden tue, in dieses kleine Ungeziefer. (Es zeigt eine Rinne, wie die ist, welche die Fischer an dem Lote bei ihren Handleinen haben).

K. Maurer, isländ. Volkssagen S. 182.

IV. Petrus auf dem Galiläischen Meere s. unten S. 205.

V. Der Freitag als Fasttag.

[Gehört nicht eigentlich zu der Aufgabe der „Natursagen".]

Weil Petrus zu Christi besten Freunden gehörte, wurde sein Fischfang allezeit besonders gesegnet, so daß er jedesmal mit einem übervollen Boot nach Hause fahren konnte. Er fing so viele Fische, daß er sie nicht zur rechten Zeit an den Mann bringen konnte. Um die Einwohner von Rom zu verpflichten, seine Fische zu kaufen, ließ Petrus in der Stadt ankündigen, daß es forthin verboten sei, mehr als fünf Tage in der Woche Fleisch zu essen. Aber er merkte alsbald, daß er zu weit gegangen war, denn nun wurden mehr Fische verlangt, als er liefern konnte; darum ließ er austrompeten, daß man künftighin nur an einem Tag der Woche kein Fleisch essen dürfe. Dieser Tag war der Freitag, und so ist es bis heute geblieben.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 450.

1) The black spots on the haddock are wellknown to have been caused by Christ having taken a haddock in his hand. Celtic Magazine 11, 107.

14. Kapitel.

Schöpfungsschwänke. Sankt Peter mit der Geiß.

Schon im ersten Bande der Natursagen sind unter den Teufelssagen nicht wenige andere angeführt worden, in denen Petrus die Rolle des Teufels erhalten hat.

Ich füge hier noch folgende hinzu.

I. Schöpfungsschwänke (Bd. 1, S. 163. 345).

1. Aus Dänemark.

a) Auf Gjöl [Insel in dem Limfjord] waren viele Schweineherden. Da der Heiland und St. Petrus einst die Insel besuchten, entdeckten sie keine Menschen; der Heiland sammelte etwas Schweinedreck auf und sprach: „Werde du ein Gjölbo!“ Darum sind die Bewohner Gjöls [Gjölboer] braun.

Kristensen, Sagn 2, 259, 38.

b) Der Heiland und St. Petrus besuchten einst Fünen, und St. Petrus meinte, es wäre Unrecht, daß ein so schönes Land unbewohnt wäre. Der Heiland aber bemerkte, daß die kommenden Leute böse fluchen würden. St. Petrus drang jedoch auf den Heiland ein, und dieser gab am Ende nach, er stieß mit dem Fuß in einen Haufen Roßäpfel und rief: „Fynbo, heraus!“ — Augenblicklich sprang ein Fynbo heraus, indem er rief: „Hier bin ich, hol mich der Teufel!“ „Siehst du,“ sagte der Heiland, „er beginnt gleich.“

Kristensen, Sagn 2, 260, 39.

2. Aus Deutschland.

Daß die Westfalen unsern Herrn Jesum Christum gekreuzigt hätten, dessen werden sie mit Unrecht beschuldigt, denn sie waren damals kaum erst erschaffen. Mit dieser Schöpfung ging es aber so zu: Als unser Herr mit seinen Jüngern noch auf Erden wandelte, da kam er einst in das Land der roten Erde, das damals noch nicht von Menschen bevölkert war, denn seine derzeitigen Einwohner liefen auf allen Vieren und grunzten. „Es ist ein wüstes Land,“ sagte St. Peter, „das muß wahr sein; aber in dem stinkenden Nebel dieser Heiden könnten doch vielleicht Menschen leben: der Mensch ist gar ein zähes Geschöpf; was läßt er sich nicht alles gefallen! Und schade wäre es doch um die Schinken dieser Borstentiere, wenn sie niemand in den Rauch hinge!“ Der Herr aber meinte, viel Gescheidtes könne doch aus dem Menschengeschlecht nicht werden, das hier sein Leben zu fristen bestimmt wäre; besser bliebe es also unerschaffen. St. Peter ließ indes zu bitten nicht nach, der Herr solle es doch nur einmal damit versuchen: „batt es nicht, so schadt es nicht,“ meinte er, und es müsse auch solche Käuze geben; der Herr habe doch Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer erschaffen, warum nicht auch Westfalen? Endlich ließ sich der Heiland erweichen und sagte: „Dir zuliebe will ich es denn tun, du wirst aber sehen, was unser Dank sein wird.“ Darauf stieß er mit den Füßen nach etwas, das im Wege lag und einem

der Ureinwohner des Landes entfallen war, und sprach: „Werd ein Westfale!“ Und alsbald stand da ein ungeschlachter Gesell, der auch gleich die Arme in die Seite stemmte und unsern Herrn Jesum anfuhr: „Na, wat stött he mik.“ Da sagte der Heiland: „Siehst du nun, St. Peter, was unser Dank ist?“

Simrock, Deutsche Märchen S. 199.

3 Aus den Niederlanden.

a) Unser lieber Herr hatte schon alle Arten Völker gemacht, nur Franzosen gab es noch nicht. St. Peter wünschte auch diese noch zu sehen und sprach darüber mit seinem Meister. Dieser war aber sehr wenig dazu aufgelegt und sagte, daß das französische Volk ein böswilliges, aufrührerisches Volk sein würde, das ihm nichts als Ungemach und Verdruß antun würde, doch St. Peter drang so lange in ihn, bis er endlich zustimmte. Sie waren nun ins offene Feld gekommen, da sah unser Herr am Grabenrande einen großen Maulwurfshaufen liegen. „He, Petrus“, sprach er, „rühre den Maulwurfshaufen einmal auf!“ Als der Apostel das getan hatte, nahm unser Herr eine Handvoll Erde und machte den ersten Franzosen daraus, dann legte er ihn in die Sonne zum Trocknen. Eine Weile darauf gebot er St. Peter, das neugeborene Menschlein umzukehren. Aber kaum hatte St. Peter ihn angerührt, als der Franzose aufsprang und fluchte: „Laisse-moi tranquille, nom-de-tonnerre!“ „Siehst du wohl, Petrus“, sagte unser Herr, „ich hatte es ja gesagt. Der Kerl ist erst halb gebacken, und schon fängt er an zu fluchen! Da werd' ich noch ein Ei mehr zu pellen haben.“ Und die Geschwollenheit des Menschleins ist allen Franzosen eigen geworden.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 449.

b) Christus schlägt mit seinem Wanderstock einen Pferdedreck auseinander, und im selben Augenblick springt ein Waal heraus, „vloekend en tierend gelijk een zackdrager.“

Mont en Cock, ebd. S. 449.

c) Christus und Petrus waren einmal bei der Arbeit, Menschen zu schaffen. Da kam es dem Herrn in den Sinn, daß er irgendwohin zu gehen habe, und er sprach zu St. Peter: „Fahr nur inzwischen fort, bis ich zurückkehre. Aber paß gut auf, hörst du, daß du immer 'reine beenen en juiste voeten' (fehllose Beine und richtige Füße) machst.“ — Als der Herr zurückkam, fand er, daß alle die, die St. Peter geschaffen hatte, schrecklich lang und dünnbeinig und dabei klumpfüßig waren. „Aber Peter!“ rief er. „Wo hast du das her? Sind das Menschen?“ St. Peter erwiderte: „Ich habe gemacht, was Ihr mir gesagt habt: 'reigersbeenen en knuistevoeten' (Reiherbeine und Klumpfüße).“ Infolge dieses Mißverständnisses gibt es noch heute Menschen solcher Art.

Mont en Cock, ebd. S. 132 (aus Westflandern).

4. Aus der Normandie.

Die Normannen sind dafür bekannt, daß sie stets prozessieren, und in der Picardie erzählt man sich darüber folgendes: Es ist schon sehr, sehr lange her, als Christus und Petrus durch Frankreich wanderten, das damals noch ganz unbewohnt war. Vielleicht war es kurz nach der Sündflut. Als Petrus nun eines Tages ein wunderbares und fruchtbares Land erblickte, fragte er den Herrn: „Was für ein herrliches Land ist denn dies, wo man keinen Menschen sieht?“ „Das ist die Normandie,“ sagte Jesus, „ihr Boden ist der fruchtbarste von ganz Frank-

reich.“ „Warum läßt du solchen Überfluß umsonst gedeihen, nur weil das Land keine Bewohner hat? Ein Wort von dir genügt, um dies schöne Land zu bevölkern.“

„Es sei,“ sprach Christus, „bohre deinen Stock in die Erde, und wenn du ihn zurückziehst, so wird der erste Normanne entstehen.“ Petrus gehorchte. Er bohrte seinen Stock in die Erde, und aus dem Loch, das er so gemacht hatte, kam ein Schelm mit kupferrotem, verschmitztem Gesicht und baumwollener Mütze, und seine ersten Worte waren: „Halt, ihr lieben Leute Gottes, könnt ihr mir nicht sagen, wo der Friedensrichter wohnt?“

La Tradition 15, 1901, p. 36.

5. Aus Venetien.

Eines Tages ritt unser Herr mit St. Peter spazieren, und im Laufe des Gesprächs sprach St. Peter zum Herrn: „Du hast nun von allen Völkerarten erschaffen, aber es fehlt noch das Volk der Furlaner.“ Da antwortete der Herr: „Dieses Volk ist ein schlechtes, das nichts weiter tut als fluchen. Willst du sehen, ob es wahr ist?“ Und er stieg vom Pferde. Da lag ein großer Haufen Hundedreck, an den stieß er mit dem Fuße, und es sprang ein Furlan heraus und rief: „Gott verdamm' mich, da bin ich auch!“ Der Herr sprach zu St. Peter: „Hast du's nun gesehen, ob's wahr ist, daß er flucht? Und so werden auch die andern sein.“ So entstand das Volk der Furlaner.

Bernoni, trad. pop. Veneziane p. 8.

6. Aus Österreich.

Unser Heiland Jesus Christus und sein Jünger, der heilige Petrus, machten einst eine Reise durch viele Länder und kamen auch nach Böhmen, das aber damals ganz öd und menschenleer war.

„Könntest du, Meister, hier nicht Menschen erschaffen, daß dieses schöne Land bevölkert und angebaut wird?“ sagte Petrus im Gehen. „O nein,“ antwortete der Heiland, „dazu habe ich keine Lust; ich sehe voraus, die Menschen, die aus der Erde dieses Landes entstehen, sind schlimm; denen ist nicht zu trauen.“ Dem Petrus aber wollte doch nicht der Gedanke aus dem Kopf kommen, in dem schönen Lande Menschen zu sehen; daher, als er mittags mit seinem Meister wegen der Sonnenhitze und um auszuruhen in den Schatten einiger Bäume sich gelegt hatte, fing er wieder davon an. Der Heiland schüttelte aber nochmals mit dem Kopf. „Nun,“ sagte Petrus, „wenn du nicht gern aus der Erde dieses Landes einen Menschen machen willst, so laß ihn aus einem andern Ding entstehen. Ich weiß, du hast in dir die Macht dazu. Wie wäre es, wenn du ihn aus dem Baumstock da machtest, worauf du deinen Mantel gehängt hast?“ Da sagte Christus: „Als dieser abgehauene Baum noch grün war, zog er sein Leben aus dem Boden des Landes durch die Wurzeln. Es ist daher einerlei, ob ich aus Lehm oder aus diesem Holz einen Menschen mache. Damit du aber siehst, Petrus, welcher Art die Menschen in diesem Lande sein werden, so will ich deinen Wunsch erfüllen.“

„Stock, werd' ein Mensch!“ rief der Herr mit lauter Stimme.

Da regte es sich mit Macht darin, hob sich hoch und höher, und aus dem Baumstock ward ein Stockböhm. Kaum war er aber entstanden, als er sich hurtig bückte, des Herrn Mantel aufraffte und damit davonlief.

„Siehst du,“ sprach der Herr zu seinem Jünger, „wie die Menschen in diesem Lande sind?“

Da schlug Petrus die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O Undank! Da geht es nach dem Sprichwort:

Trau, schau, wem?
Nur nicht einem Böhm!“

Darauf setzten sie die Reise weiter fort und kamen in das Slowakenland, wo damals ebenfalls noch keine Menschen lebten.

Da wünschte Petrus wiederum, sein göttlicher Meister möchte hier Menschen entstehen lassen, damit das Land doch nicht so öde daläge. Allein Christus war nicht dafür. Erst als Petrus gar zu dringend anhielt, beschloß der Herr, aus dem Staube auf der Straße einen Menschen zu machen. Er hob den Fuß, um mit der Zehenspitze den Staub zu berühren und sein Schöpfungswort darüber zu sprechen: da stieß er zufällig wider einen großen Kuhfladen auf der Straße, gerade als er sprach: „Werde ein Mensch!“ Und siehe! In dem Kuhfladen regte sich Leben: er streckte und dehnte sich und ward ein Mensch, Slowak genannt.

Kaum aber stand er in Lebensgröße da, als er schon die Hand ausstreckte und rief: „Herr, gib mir Brot!“ —

Da konnte sich Petrus vor Zorn nicht länger halten; er hob seinen Wanderstab, gab dem Slowaken eins auf den Rücken und rief: „Unverschämter, fauler Schlingel! Kaum hat dich die Langmut des großen Gottes aus weniger als nichts erschaffen, da schreist du schon: Gib mir Brot! Geh hin auf den Acker, sei fleißig und arbeitsam, so wirst du Speise in Fülle finden. Es heißt bei ordentlichen Leuten: Erst arbeiten, dann essen! Merk' dirs, du Schlingel!“

Als der Slowak nun zur Arbeit ins Feld gejagt war, wanderte Christus mit seinem Jünger weiter fort und kam ins Krawatenland. Da sprach Petrus: „Dies Land ist gar nicht übel, aber Menschen sind noch nicht darin! Wie wäre es, lieber Meister, wenn du Menschen hier schüfest, die das Land anbauen und bevölkern?“

Christus, der Herr, schüttelte aber den Kopf bei den Worten Petri. Da sprach dieser weiter: „Wenn du, lieber Herr und Meister, nicht gerne mehr Menschen erschaffen willst, so kann ich es dir eigentlich nicht übel nehmen, mit dem Stockböhm und Slowaken ist es gar nicht gut abgegangen. Allein der Stoff war auch darnach. Nun seh ich aber hier einige Blutstropfen auf der Erde, die vielleicht ein verwundeter Mensch verlor; wenn du daraus Menschen machtest, so müßte doch was Besseres daraus werden, als aus einem Baumstock und einem Kuhfladen.“

Da antwortete der Herr und sprach:

„Petrus, du sprichst, wie du es verstehst! Das Blut, das du für Menschenblut ansiehst, kann ebenso ein verwundeter Wolf verloren haben. Wie werden nun die Menschen sein, die aus dem Blute eines so wilden und gefährlichen Raubtieres entstehen? Allein, da du so sehr um Menschen bittest, so soll dein Wille geschehen. Werdet Menschen!“ rief der Herr die Blutstropfen an. Da standen auf einmal mehr als zwanzig wild aussehende Kerle vor den beiden Wanderern. Ihre Köpfe waren mit roten Mützen bedeckt, auf den Schultern hingen rote Mäntel, und in den Gürteln trugen sie Pistolen, Dolche und an der Seite krumme Säbel. Kaum hatten sie sich ausgestreckt und konnten die Augen ordentlich aufmachen, da zogen sie auch schon ihre Mordmesser, gingen auf die Reisenden los und sprachen: „Geld her, liebe Herren! oder wir schneiden euch den Bauch auf!“ Da ergrimmte Petrus über die Maßen. Seine Augen leuchteten ihm wie einem furchtbaren Kriegshelden. Er griff hurtig unter seinen Mantel, wo er ein langes Schwert verborgen trug, nahm dies in seine beiden Hände und hieb links und rechts auf das Raubgesindel.

daß es auseinanderstob. „Ist dies der Dank," rief er, „welchen ihr eurem hohen Herrn dafür schuldet, daß er euch Leben gab? Nun soll euch mein Schwert verzehren und das Feuer vom Himmel, ihr verdammten Rotmäntel!" Da rief der Herr: „Petrus! Petrus! Halt ein! Fluche nicht wie ein Türke! Du siehst nun, aus was für Blute dieses Volk ist. Wenn es im Laufe der Zeiten sich bessert und meine Stimme hört, wird es ihm wohl gehen! Hört es aber nicht darauf, so wird Schwert und Feuer in sein Land kommen, daß es wüste wird, wie im Anfang der Zeiten. Und so wird es auch ergehen dem Stockböhmen und dem Slowaken. Nun aber laß uns weiter ziehen! Mit diesen meinen drei Schöpfungen werden die Völker der Erde nicht befriedigt sein; in anderen Ländern aber, die jetzt noch öde sind, will ich Menschen erschaffen, die Gottes Bilde ähnlicher sind als diese."

Zeitschr. f. deutsche Myth. 2, 157.

II. Sankt Peter mit der Geiß (vgl. Bd. 1, S. 180f.).

Petrus macht Christus Vorwürfe, daß er die vielfache Unordnung auf Erden dulde.

„Das lest als gen vnd sichst nit drein;
Vnd solt ich ein jar hergot sein,
Ich wolt es fein
Ordnen auf ganczer erden."

Christus erlaubt ihm, einen Tag lang Herrgott zu sein. Da treibt ein Mädchen eine Geiß auf die Weide. Mit den Worten: „Daß dich Gott behüte!" läßt sie das Tier laufen und geht weg. Da fordert der Herr den Apostel auf, seines Amtes zu walten. Die Geiß aber läuft durch „Hecken, Büsch' und Stauden", Petrus ihr nach, daß ihm der Schweiß ausbricht. Endlich bringt er sie wieder.

So het ain ent
Sein regiment
Mit spot, sein gwalt legt nider.

Hans Sachs, Fab. u. Schwänke 4, Nr. 322 (Meistergesang vom 7. Sept. 1546).

Vgl. Fabeln und Schwänke Bd. 1, Nr. 159 vom 8. Okt. 1555 (= Keller 5, 109); sprachlich erneuert: Pannier S. 166; Engelbrecht 1, 71; Genée S. 73. Nachgedicht. Aug. Frdr. Langbein, Sämtl. Schr. 4, 291; Gust. Legerlotz, Aus gut. Stunden 1886, S. 298. Dazu: Heinr. Schmidt, St. Peter mit der Ziege (nach Waldis) in dem Sammelbande: Die Wanderungen Jesu mit St. Petrus, ein Zyklus christlicher Volkslegenden. Memel 1864, S. 15 (mir unbekannt).

Varianten.

1. Burkhard Waldis 4, 95 stimmt mit Hans Sachs so sehr überein, daß sie nach Stiefel, Nürnberger Festschrift S. 123, aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben müssen. „Mit einer solchen älteren Dichtung hängt vielleicht die Redensart: Mit gott der geiß hietten, die in Murners Narrenbeschwörung Aufschrift und Inhalt eines Kapitels bildet (Ausg. 1512 Blatt C 1^b ff.), zusammen. Von Petrus ist hier allerdings nicht die Rede." (Stiefel.)

2. Aus Bütners Claus Narr.

S. Peter wolte das Regiment haben vnd besser zusehen vnd regieren denn der Herr selber. Also ließ jn der Herr versuchen. Vnd am morgen, da eine arme Frau jr Zieglein vor den Hirten schickte, bat vnd sprach sie: „Der Herr behüte

dich, der alles behütet, vnd bringe dich satt wider heim!“ Das höret S. Peter, ließ alles Vieh gehen vnd weiden vnd Himel vnd Erden an jrem orte bleiben vnd hütet allein dieser Ziegen. Der muste er nach klettern vnd nach steigen, wo sie hingienge, vnd sie auch am aben wider heim bringen vnd wolte das Regiment nicht lenger haben.

Bütner, Claus Narr 1572, 2, Nr. 21.

3. Aus Deutschland.

a) Als Christus noch mit den Aposteln auf Erden wandelte, äußerte St. Petrus einst sein Erstaunen darüber, daß es auf der Welt so wunderlich zugehe und der Meister sich um nichts kümmere. Jesus übergab ihm darauf die Herrschaft über die Welt und zum Zeichen dessen seinen Stab. Petrus fing an zu regieren. Indem kam ein armes Weib, das seine Geiß auf die Weide trieb und sie in Gottes Obhut befahl, da es selbst für seine Kinder zu sorgen hatte und zurück ins Dorf mußte. Auf des Herrn Ermahnung nahm Petrus die Geiß in seine Hut und sprang dem jungen, mutwilligen Tiere nach, bergauf bergab, durch Stauden und Hecken. Da mag man denken, wie der alte Mann geschwitzt haben wird und wie froh er war, als er der alten Frau die Geiß am Abend wohlbehalten wieder ins Haus geschafft hatte. Als der Herr dann fragte, ob er das Regiment noch länger behalten wollte, verneinte St. Petrus demütig und meinte, er habe wohl erfahren, daß seine Weisheit nicht ausreiche, auch nur eine Geiß zu regieren.

Simrock, Deutsche Märchen Nr. 29, S. 138/39. Gekürzt.

b) Mischung mit der Sage von Petrus als Spielmann (oben S. 172 ff.).

Aus Schwaben.

Petrus wollte mit Christus eine Kirchweihe besuchen; um nun den Kuchen umsonst zu bekommen, verließ er den Herrn und verdingte sich als Sauhirte. Als er aber hütete, pfiff dieser, und alle Schweine stoben auseinander und liefen in die Felder, worüber erzürnt die Bauern ihn schlugen. Nach langem Suchen fand er Christus und beklagte sich, worauf dieser ihn ermahnte, künftig nicht klüger als er sein zu wollen.

Wolf, Beitr. z. deutschen Myth. 2, 55 aus Meier, Sagen aus Schwaben S. 51.

4. Aus Frankreich.

Der hl. Petrus schalt einmal nach seiner Gewohnheit auf so mancherlei kleine Geschehnisse, die ihn bei seiner Rechtlichkeit ärgerten. „Wenn ich nur einmal die Welt lenken könnte, dergleichen sollte nicht vorkommen!“ Da erlaubte ihm der Heiland, auf 24 Stunden an Gottes Statt zu regieren. Während nun beide ihren Weg fortsetzten, begegneten sie einer alten Frau, welche sich auf den Heimweg machte, nachdem sie ihre Schweine auf der Weide losgelassen hatte. „Warum läßt du deine Schweine so ohne Aufsicht laufen?“ fragte Sankt Petrus. — „Weil ich anderes zu tun habe, als sie zu hüten,“ antwortete die Alte. — „Und wer wird für sie sorgen?“ — „Meiner Treu! ich lasse sie in Gottes Hut. Der wird sie schon bewahren.“ — Als Jesus das hörte, sprach er zu Sankt Petrus: „Da hast du's! Deine Göttlichkeit ist bereits aufs Schweinehüten beschränkt.“

Ch. Thuriet, trad. pop. de la Haute-Saone et du Jura p. 595 = Revue littéraire de la Franche-Comté 1866, 137.

5. Wallonische Variante. (S. oben S. 111.)

6. Westslavische Variante.

Einst ging Petrus, ganz in Gedanken vertieft, neben dem Herrn einher, bis er plötzlich zu ihm sagte: „Es muß doch eine schöne Sache sein, Herrgott zu sein! Wenn ich nur einen halben Tag Herrgott wär, dann wollt' ich wieder Peter sein!" Der Herr lächelte und sprach: „Es geschehe nach deinem Willen! Sei Herrgott von jetzt an bis zum Abend!" — Eben näherten sie sich einem Dorfe, aus welchem ein Bauernmädchen eine Herde Gänse trieb. Als es sie auf die Wiese getrieben, ließ es sie dort und eilte in das Dorf zurück. „He, willst du die Gänse allein lassen?" fragte Petrus das Mädchen. — „Was, ich soll heut die Gänse hüten? Wir haben heut Kirchweih," versetzte das Mädchen. — „Und wer soll denn die Gänse hüten?" fragte Petrus weiter. „I, heut muß sie der liebe Herrgott hüten!" entgegnete das Mädchen und eilte fort.

„Peter," sprach der Herr, „du hast's vernommen." „Gern wär' ich mit dir in das Dorf zur Kirchweih gegangen; allein die Gänse könnten verunglücken, und du bist Herrgott bis zum Abend, du mußt sie hüten." Was blieb Petrus übrig? Er machte zwar ein verdrießliches Gesicht; gleichwohl mußte er die Gänse hüten; aber er verschwor sich, niemals wieder Herrgott sein zu wollen.

Wenzig, Westslavischer Märchenschatz Nr. 3.

15. Kapitel.

Verschiedene Sagen von Petrus, Paulus und Johannes.

I. Die Schlüsselblume.

1. Aus Deutschland.

Daß der heilige Petrus die Schlüssel zur Himmelspforte hat und niemand in den Himmel einläßt, der's nicht verdient, weiß jedes Kind. Einmal wurde ihm gemeldet, einige Unholde hätten sich Nachschlüssel zur Himmelstür angefertigt. Das war nun freilich ein großer Schrecken! Und Petrus entsetzte sich so sehr, daß er in der ersten Aufregung sein Schlüsselbund zur Erde fallen ließ. Ein Engel mußte es wiederholen. An der Stelle aber, wo das Bund die Erde berührt hatte, entstand die Schlüsselblume. Sie ist zur Erinnerung an die Begebenheit geblieben, und man nennt sie Himmelschlüssel oder auch (in Tirol) Petersschlüssel.

Nach Franz Söhns, Unsere Pflanzen. 4. Aufl. S. 144. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. 1871. S. 110.

2. Aus den Niederlanden.

a) Sankt Peter ging einmal zur Himmelstür, um sie aufzuschließen. Aber zum Unglück fiel ihm der Schlüsselbund aus der Hand, und die Himmelsschlüssel fielen herunter. Es dauerte lange, bis sie auf der Erde waren. Dann fielen sie gerade auf einen Kirchhof, und auf der Stelle, wo die goldenen Schlüssel lagen, entsproßte eine schöne, unbekannte Blume. Am folgenden Morgen kam eine Waise auf den Kirchhof, um am Grabe der Eltern zu beten, und fand da die Schlüssel bei den fremden Blumen. So verbreitete sich die Kunde allüberall, und man nannte die Blume: Schlüsselblume oder Himmelsschlüsselchen.

Aus Nordbrabant: Volkskunde 15, 116. Var. aus Westflandern im wesentlichen gleich: Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 121.

b) Als Sankt Peter am Kreuze hing und am Sterben war, kamen die Engel, um ihn zum Himmel zu geleiten. Sie gaben ihm die Schlüssel des Himmels in die Hand, aber das erfreute ihn so, daß er sie zur Erde fallen ließ. Auf dem Platz, wo sie zu liegen kamen, entstanden die Schlüsselblumen.

Fr. Coeckelberg, Sprookjes S. 37 = Ons Volksleven 10, 75; Joos, Vertelsels 1, 40.

3. Aus den Alpen (Nordwest-Italien).

Als Sankt Peter einmal am Paradiestor eingeschlafen war, ließ er einen der beiden Schlüssel fallen, die er in Händen hatte. Der Schlüssel fiel in den Mond. Petrus holte ihn wieder, aber der Abdruck des Schlüssels ist noch jetzt sichtbar.

Aus dem Tal von Aosta. La Tradition 18, 300.

II. Vom Ursprung der bösen Weiber.

Aus Dänemark.

Zur Zeit, da unser Herr und Sankt Petrus in der Welt wanderten, kehrten sie in einem Schmiedekrug ein, wo sie gut aufgenommen wurden. Und im Rausch verlobte Petrus einem Schmiedegesellen seine Tochter Petronella. Bald darauf kam ein andrer und bat auch um sie. Petrus hatte die erste Zusage vergessen und versprach sie ihm auch. Eine Stunde später oder zwei danach kam der dritte Schmiedegesell zu ihm und sagte: „Guter alter Vater, ich habe erfahren, daß Ihr eine schmucke Tochter habt; kann ich nicht mit Euch handelseins über sie werden?“ Petrus sagte auch diesem Gesellen seine Tochter zu.

Aber als am andern Morgen Petrus erwachte und bedachte, daß er drei Töchter verlobt hatte und doch nur eine daheim hatte, verdrossen ihn seine Zusagen, und er bat den Herrn, ihm ein paar Töchter zu schaffen, damit er seinem Versprechen nachkommen könne und die Schmiedegesellen nicht ärgerlich würden und ihm seine Stirn zerschlügen. Darauf soll der Herr gesagt haben: „Petrus, du hast ja eine Tochter, die schöne und fromme Petronella; die beiden andern will ich dir verschaffen. Zu der ersten Kreatur, die dir morgen früh an der Tür begegnet, wenn du vom Bett aufstehst, sollst du sagen: ‘Guten Morgen, meine Tochter!’ Dann wird sie zu einem schmucken Mädchen werden. Und übermorgen ebenso.“

Was geschah? Am ersten Morgen traf er eine Sau. Petrus sagte: „Guten Morgen, meine Tochter!“ Und alsbald ward sie ein schmuckes Mädchen. Am zweiten Morgen traf er an der Tür eine Gans. Petrus sagte: „Guten Morgen, meine Tochter!“ Und flugs verwandelte sie sich und ward ein schönes Mädchen und sagte: „Keg, geg, lieber Vater, hier bin ich.“ So hatte Petrus drei Töchter für seine drei Schwiegersöhne.

Bald darauf wurden die Hochzeiten festgesetzt, auf denen jeder seine Braut heimführte. Was geschah? Eine Woche später oder zwei rüstete Petrus ein Mahl und lud seine drei Schwiegersöhne dazu. Und als das Mahl vorüber war, fragte Petrus den ersten: „Lieber Sohn, wie gefällt dir meine Tochter, wie stellt sie sich an?“ Er antwortete: „Väterchen, sie ist wohl hübsch, tüchtig und schön, aber sie ist sehr schweinisch und schmutzig.“ „Ja“, sprach Petrus, „Söhnchen, du mußt mit ihr zufrieden sein; denn ihre Mutter war ebenso beschaffen.“ — Damit redete Petrus den zweiten an: „Und wie gefällt dir meine Tochter?“ Er antwortete: „Daß sie schmutzig ist, kann ich nicht behaupten, aber sie ist sehr einfältig und gänsedumm.“ Petrus antwortete: „Ihre Mutter war ebenso, und ein Sprüchwort heißt: Die Tochter tanzt in der Mutter Hemde.“ — Dann sprach er zum dritten: „Und wie gefällt dir meine Tochter?“ Er antwortete: „Vater, ich habe ein ehr-

liches, frommes, züchtiges, häusliches und gutes Weib, sie ist auswendig und inwendig fromm und wird kein Gebrechen oder Mangel an ihr erfunden." Petrus antwortete: „Ja, sie schlägt nach ihrer Art; denn die Mutter war ebenso."

Die Schwiegersöhne verwunderten sich über seine Worte und wollten wissen, wie das zusammenhinge, bis Petrus ihnen erzählen mußte, wie es sich mit diesen drei Töchtern verhielt. Von diesen drei Töchtern des heiligen Petrus haben, wie einige meinen, verschiedene Frauen in der Welt ihren Ursprung genommen.

Ztschr. f. Volkskunde 11, 252. Ebd. entwickelt Joh. Bolte unter Beifügung der zugehörigen Varianten die Geschichte dieses Stoffes.

III. Rumänische Sagen von Insekten.

1. Pentatoma baccarum L. („Qualster", Baumwanze).

Der hl. Petrus kam einst zu einem andern Apostel, der einen Korb mit herrlichen Birnen erhalten hatte. Müde und hungrig vom weiten Weg suchte sich Petrus die schönsten Früchte aus; aber wie er sie zum Munde brachte, verwandelten sie sich in Käfer. Erzürnt nahm P. den ganzen Korb, warf ihn auf den Weg, und daraus entstanden die P. b. [die gern an Obst und Beeren saugen].

Marianu, Insectele S. 422.

2. Die Mücke.

Petrus und der hl. Dumitru saßen unter einem Baume. Da kam die Mücke zu Petrus und sang ihm vor, weil gerade sein Namenstag war. Da bat der hl. Dumitru die Mücke, auch ihm an seinem Tage zu singen. „O nein!" antwortete sie, „von deinem Namenstag ab werden meine Saiten weich."

Marianu, Insectele S. 316.

3. Hylobius abietis L. (der gemeine große Fichtenrüßler).

Die Pfeife des hl. Petrus war einmal verstopft; er wollte sie mit dem Pfeifenstock (= Putzer) reinigen, es gelang ihm aber nicht. Deshalb wurde er ärgerlich und sagte: „Nie will ich dich mehr wiedersehen (wörtlich: Dich will ich sehen, wenn ich mein Genick sehen werde, und auch dann noch nicht)!" Aus dem Pfeifenräumer wurde ein Käfer mit kleinem Kopf, langem Rüssel, spitz und gekrümmt wie ein Pfeifenräumer, der sich aus Furcht unter der Baumrinde versteckt.

Marianu, Insectele S. 89.

4. Mantis religiosa L. (die sog. „Gottesanbeterin", eine Fangheuschrecke; rum. călugărita = Nonne).

Da die ersten Christen unter Verfolgung durch die Heiden viel zu leiden hatten, beschlossen Petrus und die Ältesten der Gemeinde, die Frauen als Sendboten auszubilden und zu den Christen mit Aufträgen zu entsenden. Damit sie vor den Blicken der Heiden, die Gift für sie waren, geschützt wären, mußten sie sich verschleiern, auch durften sie unterwegs mit niemand sprechen.

Eine dieser Frauen, Călugărita mit Namen, wurde nun einst von einem sehr schönen Mann, dem Sohne des Satans, angesprochen. Sie vergaß sich, entschleierte ihr Gesicht und sprach mit ihm über die christliche Lehre. Sogleich machte sich der Jüngling unsichtbar, um sich zu entfernen. Petrus aber, dem ein Engel den Vorgang mitgeteilt hatte, eilte herbei, traf die Frau entschleiert auf der Wiese und verwandelte sie zur Strafe in einen Käfer, die călugărita; als die Frau ihn kommen sah, wollte sie schnell den Schleier über das Gesicht ziehen; aber schon

war sie zum Käfer geworden, und als solcher bringt sie noch heute immer ihre Füße vors Gesicht, als wollte sie es verdecken (Gebetsgeste, daher der lat. Name).

Marianu, Insectele S. 497.

Varianten.

a) Die Christen wurden von den Tataren schrecklich verfolgt. Ihr größter Kummer aber war der, daß sie nicht genug Priester hatten. Deshalb erwählten sie Jungfrauen, die Tag und Nacht zu Gott beten sollten. Sie mußten unter anderem auch Ehelosigkeit geloben. Eine dieser Nonnen aber verliebte sich in einen jungen Tataren, der sie heiratete. Gott aber gefiel das nicht, und als sie Gattentreue an seinem Altare gelobte, verwandelte er sie in einen Käfer, den man noch heute călugărita (Nonne) nennt.

Marianu, Insectele S. 500.

b) Ein Kaiser steckte seine Tochter, die keinen der zahlreichen Freier annehmen wollte, ins Kloster. Dort kam es schließlich heraus, daß sie den Teufel liebte. Deshalb legten ihr die andern Nonnen ein 99tägiges Fasten auf, bis nur noch ein Käfer übrigblieb, nämlich die Mantis religiosa.

Marianu, Insectele S. 501.

c) Eine Tochter des Teufels war so schlecht, daß sie sogar für den Teufel zu verkommen war. Um sie zu bessern, ließ sie der Teufel Nonne werden. Das aber konnte Gott nicht dulden; er verwandelte diese Nonne in einen Käfer (der nach ihr Nonne heißt).

Marianu, Insectele S. 502.

IV. Der Kuckuck. (Aus Rumänien.)

Als der heilige Petrus auf Erden weilte, schickte er seine beiden Diener mit einem Auftrage fort. Sie hatten aber nicht genug zu essen und schlachteten deshalb unterwegs die Ochsen [? sie fuhren wohl im Ochsenwagen]. Darüber erzürnt, schlug Petrus den einen, Cucu mit Namen, bis er starb; der andre, Lázăr, entfloh, verwandelte sich in einen Vogel und sucht noch jetzt seinen Freund Cucu, der ebenfalls im Himmel ein Vogel geworden ist.

Sezătoarea 2, 45 (Zschr. f. Volkslit. u. Volksglauben, hsg. von A. Gorovei).

V. Sankt Peters Windhunde. (Aus Ungarn.)

Als unser Herr Christus mit Sankt Peter auf Erden wandelte, hatte Sankt Peter Windhunde. Als dann Sankt Peter mit unserm Herrn Christus in den Himmel kam, fragte er unsern Herrn Christus, was er nun mit seinen Windhunden machen sollte. Ob er ihnen Essen bringen sollte? Sprach unser Herr Christus: „Fürchte nichts, Peter! Sie werden bald dem einen, bald dem andern Schäfer ein Lamm stehlen.“ —

Seitdem bestehlen Sankt Peters Windhunde bald den einen, bald den andern Schäfer. So wurden aus den Windhunden Wölfe; vordem gab's keine.

Kálmány, Széged Népe 3, 171.

VI. Maltesische Sagen von Paulus.

a) Als der heilige Paulus unten in der Meeresbucht Schiffbruch litt, kamen die Leute aus Naxar[1]) herzu, standen ihm aber erst dann bei, als sie sahen, daß

1) Naxar ist eine der ältesten Ortschaften der Insel.

er am Schlangenbiß nicht zugrunde ging, sondern das giftige Tier einfach ins Feuer schleuderte. (Seitdem ist den Schlangen von Malta das Gift genommen, und sie sind fast scheu geworden, während sie früher die Leute angriffen. Überhaupt gibt es, durch die Segnung des hl. Paulus, auf der ganzen Insel kein giftiges Tier, da weder die Skorpione noch die Kreuzspinnen noch die Kröten oder die Schildkröten usw. Gift in sich haben.) Und da der hl. Paulus völlig durchnäßt war, legte er seine Kleider ab und trocknete sie. Die von Naxar aber warteten einen günstigen Moment ab und machten sich damit davon. Der hl. Paulus aber hatte alles mit angesehen, und als die Diebe nun ein Stück entfernt waren, sahen sie mit einem Auge zurück, mit dem andern auf die Beute. Da fluchte ihnen der Heilige, und siehe! ihre Augen blieben stehen, wie sie waren: sie schielten, und die Diebe kamen zurück, da sie den Weg verfehlt hatten und nicht vorwärts blicken konnten. Der Heilige aber nahm ihnen seine Kleider ab. Seitdem schielen die Einwohner dieses Dorfes und lügen noch obendrein, wenn sie behaupten, sie hätten dem hl. Paulus die Kleider getrocknet.

b) Als der hl. Paulus einst den Leuten von Hal-Zebbug eine Lehrpredigt hielt, spotteten sie seines langen Bartes, und einer aus ihrer Mitte schrie spöttisch: „Der Bart versteckt deinen vorstehenden Unterkiefer nicht, seht nur den ungleichen Wuchs!“ Dabei schlug er sich unter das Kinn, und sogleich änderte der Unterkiefer seinen Sitz und ragte soweit vor, daß die untern Zähne den obern einen Fingerbreit vorstanden. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, und darum sehen die Leute dieses Dorfes jüdisch aus.

c) Als der hl. Paulus auf Malta predigte, fürchtete er, daß die Nachkommen des Inselvolkes dem alten Unglauben, den er ausgerottet hatte, wieder anheimfallen könnten. Darum predigte er mit so lauter Stimme, daß sie in Afrika, in Sizilien, in Gozo und natürlich auf der ganzen Insel vernommen ward und noch dazu in die Steine, in die Felsen eindrang. Dort finden wir sie noch heute in der Form der „Zunge des hl. Paulus“. Auf diese Weise hinterließ er eine stete Mahnung und baute dem Unglauben vor, da die Zungen nur von Zeit zu Zeit gefunden werden.

(Unter den 80—90 verschiedenen Fossilien, die auf Malta gefunden werden, gibt es häufig „Zungen des hl. Paulus“, in Wahrheit versteinerte Zähne, die allerdings der menschlichen Zunge sehr ähnlich sehen und wahrscheinlich vom Ichthyosaurus stammen. Mit diesen Zähnen wurde viel Unfug getrieben: gepulvert und mit allerlei Zutaten versetzt, sie heilten schleichende Krankheiten, halfen aber auch gegen Stottern; das einfache Pulver heilte Biß- und Stoßwunden, die umgehängte, als Anhängsel getragene Zunge schützte gegen Vipernbiß und gegen den mißgünstigen Blick. Heute ist dieser Aberglaube weniger verbreitet. — Größe dieser Zungen ist oft bis 5, ja 6 Zoll Länge, bis 4 Zoll Breite. Doch gibt es auch niedliche, kleine. Farbe glänzend, wie hellbraune oder dunklere Glasur. Vorderrand ist leicht gezähnt.)

d) Als der hl. Paulus in den unteren Teil des Dorfes Zeitun kam, um die Einwohner zu bekehren, wollten sie nichts davon wissen, sondern trieben ihn hinaus und schrien, mit den Füßen zornig stampfend: „Nein, wir brauchen dich nicht, nein, wir wollen es nicht glauben, was du sagst!“ Von der Minute an wurden ihre vordem kleinen Füße zu häßlichen Plattfüßen, und das vererben sie nun seither an Kind und Kindeskinder. Dagegen tragen die Bewohner des oberen Zeitun dieses von Gott gesandte Kennzeichen nicht an sich, weil sie sofort bereit waren,

dem hl. Paulus zu glauben. Kommen sie aber in Streit mit den „untern", so gilt es als größte Beleidigung bei diesen, wenn sie „Plattfüße" geschimpft werden.

Eine andere maltesische Legende vom Plattfuß knüpft an den Gang nach Golgatha an; sie möge gleich hier angeführt werden.

e) Als Jesus, mit dem Kreuze beladen, den Calvarienberg hinanstieg, litt Maria, durch Gottes Fügung, gerade soviel seelische und körperliche Schmerzen wie der Herr, ihr Sohn. Und um dies der Menschheit stets vor Augen zu halten, ließ es der Herr geschehen, daß ihre Füße, ihre Sohlen, sich tief in das Gestein drückten. Diese Spuren von den heiligen Füßen der Gottesmutter sieht man heute noch. Alle aber, die gleichgültig dem Zuge folgten, wurden plattfüßig, und seitdem ist der Plattfuß bekannt. Diejenigen aber, die nach dem leidenden Herrn mit den Füßen gestoßen, wurden ebenfalls im selben Moment bestraft: der frevelnde Fuß schwoll plötzlich riesig an, und der andere wurde dünner, es kann auch sein, daß er derselbe blieb, nur nicht im Verhältnis zum andern stand. —

Menschen, die nach dem Herrn spuckten, erhielten geschwollene Lippen; manche dieser Lippen wogen vier Pfund, und die Nachkommen erkennt man heute noch, obwohl die Lippen etwas kleiner geworden sind.

Die Sagen a) bis e) verdanke ich sämtlich der frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

VII. Sagen von Johannes.

a) Als Sankt Johannes am Sterben war, bat er, daß man ihm einen Rebenzweig bringe. Er wollte ihn segnen, daß er in alle Ewigkeit gut gedeihe. Man spottete jedoch seiner und brachte ihm einen Beerenzweig. Den segnete er.

Seit dieser Zeit gedeihen die Beeren alljährlich so außerordentlich gut und tragen deswegen auch seinen Namen.

Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, 1883, S. 441.

b) Ein berühmter Vogelhändler, der in seinem Garten von allen Vogelarten einige hatte, besaß auch einige große, schöne Vögel mit herrlicher Stimme, die aber die böse Gewohnheit hatten, im Nachbargarten des hl. Johannes auf allen Beeten zu scharren, so daß dort kein grüner Halm zu sehen war. Der Heilige hatte sich beim Vogelhändler wohl beschwert, aber ohne Erfolg. Als er nun Gott um Hilfe bat, kamen jene Vögel und störten ihn im Gebet. Da nahm der Heilige eine Stange, schlug nach ihnen, und alle, die er traf, fielen zur Erde und verschwanden darin. Es blieb schließlich kein einziger übrig. Aus ihnen sollen die Maulwurfsgrillen entstanden sein.

Marianu, Insectele S. 551. Über diese Grillen vgl. auch Grimm, Mythologie[4] 3, 201.

16. Kapitel.

Jesu Leiden und Sterben.

I. Der Einzug in Jerusalem.

„Da sie nun nahe bei Jerusalem kamen gen Bethphage an den Ölberg, sandte Jesus seiner Jünger zween und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eselin finden angebunden und ein Füllen bei ihr; löset sie auf und führet sie zu mir. Und so euch jemand etwas wird sagen,

so sprechet: der Herr bedarf ihrer; so bald wird er sie euch lassen. Das geschah aber alles, auf daß erfüllt würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin. Die Jünger gingen hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider darauf und setzten ihn darauf. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg; die andern hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging und nachfolgte, schrie und sprach: „Hosianna dem Sohne Davids; gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“

Matth. 21, 1—9; vgl. Marc. 11, 1—10, Luc. 19, 29—38, Joh. 12, 12—15.

Die Poesie dieses Berichtes, der mit dem Jubel Jerusalems einen wundervollen Gegensatz zu der Bitterkeit des Leidens schafft, ist in der Volkssage noch weiter ausgeschmückt worden. Sehr nahe lag es, die bekannte Sage vom Esel als Reittier (oben S. 23 und 94) auch hier wieder zu verwenden, und es entstand folgende Sage:

1. Aus Niedersachsen.

Als der Heiland nach Jerusalem reiten wollte, wandte er sich an das Pferd und fragte es, ob es ihn nach der Stadt tragen wollte. Das Pferd aber war eben mit Fressen beschäftigt und antwortete: „Erst will ich fertig fressen.“ Zur Strafe dafür muß es seitdem immer fressen, ohne doch jemals satt zu werden, und wird nur müde. Darauf wandte sich der Heiland an den Esel und fragte, ob er ihn tragen wollte. Der war auch gleich bereit dazu und trug ihn nach Jerusalem.

Als Zeichen des bereitwilligen Gehorsams hat der Heiland dem Esel das Kreuz auf den Rücken gegeben, das immer dunkler gefärbt ist als der übrige Rücken.

Schambach und Müller, niedersächs. Sagen u. Märchen S. 320.

2. Aus Luxemburg.

Auf einem Esel hielt Jesus seinen feierlichen Einzug in Jerusalem, fünf Tage vor dem Passionsfeste. Der Esel, stolz auf seine Rolle, nahm für sich selbst einen großen Teil der Ehren in Anspruch, die Jesus erwiesen wurden, und bat um eine besondere Gunst, um eine Auszeichnung, welche ihm erlauben würde, das Andenken daran auf künftige Geschlechter zu vererben.

„Unvernünftiges Tier,“ sprach Jesus zu ihm, „bitte doch nicht um eine Gunst, die für dich bald zu einer Last werden wird. Du hast bisher nur dem Triumphe des Gottessohnes beigewohnt, aber du wirst nächstens seinen Leiden und Schmerzen beiwohnen, du wirst ihn verhöhnt und geschlagen sehen. Ein unterscheidendes Merkmal wird dich unter den übrigen Tieren kenntlich machen, und du wirst deinerseits verfolgt und verachtet werden bis zum Ende deines Geschlechtes.“

Der Esel war taub gegen diese weisen Worte: er wollte und erhielt, worum er gebeten hatte. Seitdem haben alle Esel auf dem Rücken ein deutliches Kreuz gezeichnet: ein langer grauer Streifen, dunkler als das Haar ihres Körpers, zieht sich über die Mitte des Rückens und wird in der Höhe der Schultern von einem anderen Streifen im rechten Winkel geschnitten.

Revue des trad. pop. 12, 230.

3. Aus den Niederlanden.

Die Sage vom Eselskreuz seit dem Einzuge wird bezeugt Ons Volksleven 12, 99.

4. Englische Sagen.

Daß der Esel zur Erinnerung an Christi Einzug in Jerusalem das Kreuz auf dem Rücken trägt, wird bezeugt von Brand-Hazlitt, popular antiquities of Great Britain 3, 310 Nr. 7; Hardwicke's Science Gossip 1867, 177 (aus Yorkshire); Folklore Record 1, 46:

Eine Mutter verweigerte Medizin für ihr fieberkrankes Kind, da sie nur Vertrauen zu dem Mittel hatte, es dreimal unter dem Bauch eines Esels durchzuziehen. Als sie einen Grund für diesen Glauben angeben sollte, sagte sie: „Es ist etwas daran, daß Christus auf einem Esel nach Jerusalem geritten ist, und an dem Kreuz auf dem Rücken des Esels, das vorher nicht da war, aber seit der Zeit immer zu sehen ist." (Aus Westsussex.)

Ein interessantes Beispiel willkürlicher Variantenbildung erzählt Charlotte Sophia Burne, Shropshire Folklore p. 209 (London 1883):

Ein alter Mann in Edgmond, der einen weißen Esel hatte, behauptete, daß Christus auf einem weißen Esel in Jerusalem eingezogen sei (vgl. Buch der Richter v. 10). Seitdem seien die weißen Esel allein davon ausgenommen, das Kreuz zu tragen.

5. Französische Sagen.

Bezeugt durch: Fréd. Pluquet, contes pop ... de Bayeux p. 37; Desaivre, croyances, présages ... p. 23; Rolland, Faune pop. 4, 250:

Der Esel hat oft Christus tragen dürfen, auch bei seinem Einzug in Jerusalem. Aus Dankbarkeit hat Jesus ihm das Zeichen des Kreuzes auf den Rücken gegeben. „In ganz Frankreich bekannt".

6. Variante aus Ungarn.

Die zwei rötlichen Streifen auf des Esels Rücken rühren vom Blute Christi her, den sie blutend auf den Esel setzten.

Arany-Gyulai, Magy. Nepköltési Gyüjtemény 1, 509 = Revue des trad. pop. 7, 484.

Auch das Streuen der Palmen wird mit naturdeutendem Zusatz erzählt.

1. Von der Stechpalme sagt man in Zürich: Als Christus in Jerusalem einzog, streute man ihm Palmen auf den Weg. Als man aber ‚kreuzige!' rief, wuchsen der Palme, von der man damals die Zweige abgeschnitten, Dornen, und es entstand die Stechpalme. Wie der ewige Jude fort und fort wandern muß, ohne zu rasten, so muß die Stechpalme Winter und Sommer grünen.

Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. 4, 174 = Perger, Pflanzensagen 255.

2. Von der Zwülinden (= Seidelbast) heißt es in Steiermark, sie hätte eine besondere Kraft, weil dem Heiland, als er seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt, Palmen aus Zwülinden gestreut wurden, er also selbst darüber gewandelt ist.

Baumgarten 1, 155.

Christliche Umbildung altgermanischen Glaubens. Über die Stechpalme als Teufelspflanze s. Natursagen 1, 171 (Donars blitzsichere Pflanze? vgl. u. S. 203). Der giftige Seidelbast, ahd. ziolinta, war des Kriegsgottes Zio heilige Pflanze; siehe Grimms Myth.[4] S. 165 mit Nachtr., Söhns[4], S. 20, vgl. auch Natursagen 1, 200. Eine andere Sage unten S. 208.

II. Die Leidensnacht.

Als Jesus in der Nacht, da er gefangen wurde, mit seinen Jüngern in den Garten Gethsemane ging (Matth. 26, 36, Marc. 14, 32, Luc. 22, 39), mußte er den Bach Kidron überschreiten (Joh. 18, 1).

1. Hieran knüpft sich in Mecklenburg folgende Sage vom Schilfrohr.

An den völlig ausgewachsenen Blättern des Schilfrohrs findet man auf der inneren Seite zwei Vertiefungen nebeneinander. Die Stelle sieht aus, als wenn jemand hineingebissen hätte. Als unser Herr Christus, so erzählt man, in seiner Leidensnacht über den Bach Kidron gegangen ist, hat er vor Angst in ein Rohrblatt gebissen. Daher ist auf jedem Rohrblatt der Einschnitt von seinen Vorderzähnen.

Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg 1, 522.

In freier Ausgestaltung heißt es — gleichfalls in Mecklenburg — Jesus sei im Boot über das Wasser gesetzt, und als dieses leck geworden sei, habe er sich am Schilf festgebissen, um an Land zu kommen.

Uns Herr Christus is ens up'n Boot west, dat is lack worden, un he kann nich na fast Land ran kamen; un as he nu dicht an'n Retplan is, dunn gript he dornah, kann öwer nich vel to hollen krigen, un in den enen, wat recht'n stiwen Halm wir, het he mit den Tähnen beten, dorvon sünd de Bisse dor in.

Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg 1. Heft, Nr. 64.

2. Aus Ungarn.

Auch die Sage vom Esel, der den Heiland über den Fluß trug (oben S. 94), wird mit der vom Schilfrohr verschmolzen, wobei statt Gethsemane merkwürdigerweise Bethlehem genannt wird:

Als Jesus auf einem Esel nach Bethlehem ritt, hatte das Tier Hunger, und da es am Wegesrande Schilfrohr erblickte, wollte es im Vorbeigehen ein Blatt davon abreißen. Aber Jesus hatte Eile und konnte nicht warten. So mußte der Esel das Blatt wieder loslassen, allein die Spuren des Bisses blieben zurück. Seitdem haben alle Schilfblätter die Spuren von drei Zähnen.

Arany-Gyulai, Magy. Népköltési Gyüjtemény 1, 508 = E. Sklarek, Ungarische Volksm. S. 285 = Revue des trad. pop. 7, 484.

Andere Sagen vom Schilfrohr und deren Ursprung s. unten S. 206.

3. Eine neue Wendung findet sich in den Niederlanden:

Jesus war in die Hände seiner Feinde gefallen und hatte viel von ihnen zu erdulden; sie schleppten ihn unter anderem quer durch den Bach von Kidron. Manche Gewässer tragen darum noch heute die Spur von Jesu Mißhandlung: Gras oder Pflanzen, die trotz der Strömung quer darin liegen.

Joos, Vertelsels 1, 33, Nr. 14.

4. Auch die Lokalsage hat sich des Stoffes bemächtigt:

a) Als die Kriegsknechte den Herrn in Gethsemane gefangen hatten, schleppten sie ihn zum Hause des Richters Annas. Als sie über den Bach Cedron kamen, stürzten sie ihn über den Brückensteg ins Wasser hinab, so daß noch die Spuren von Füßen und Händen im Gesteine zu sehen sind.

Sepp, Symbolik 5, 92. Über Druckspuren siehe unten S. 235.

b) Christus betete in der Nacht, da er auf dem Ölberg gefangen genommen wurde, in einer Felsenhöhle am Fuße des Berges, und der Fels wurde vor Mitleid unter seinen Füßen weich, so daß man noch die Eindrücke dort sieht.

Ebendort.

5. Endlich findet sich noch folgende Sage von der Espe:

Unter einem Pappelbaum hat unser Herr Jesus in der Leidensnacht gezagt und gezittert. Die Bäume, die wir Zitterpappeln oder Espen nennen, zittern darum in treuem und bangem Gedenken noch heutigen Tages.

Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg 1, 522. 524. — H. Frischbier, Zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- und Westpreußen. Altpreußische Monatsschr. 22 (1885) S. 320.

III. Begebenheiten während der Verhöre.

1. Aus dem Archipel. (Um Caesarea.)

Die Jungfrau Maria war Jesus bis zum Tribunal der Juden gefolgt. Da sie nicht hineindurfte, blieb die arme Mutter vor dem Gerichtszimmer stehen und versuchte, etwas von der Beratung zu hören. Nun gab es aber zahlreiche Quellen in Jerusalem, und das Geräusch ihrer Fälle war so groß, daß es die Stimme der Priester übertönte.

Da verwünschte die Jungfrau voll Ungeduld die Quellen: „Ihr bösen Quellen, schweigt! Möge man nie wieder das Geräusch eurer Wasser hören!“ Seitdem schweigen die Quellen in Jerusalem, und die Stadt hat kein Wasser mehr.

La Tradition 10, 71.

2. Aus dem Terekgebiet. Erzählungen der Kosaken.

a) Als Christus im Hofe des Pilatus von den Knechten gepeinigt wurde, trat eine Mutter mit ihrem Kinde herzu. Als der Knabe die Qualen Christi sah, wollte er ihn aus den Händen der Peiniger befreien, weinte und bat, man möge Jesus verschonen. Da schaute Christus auf den Knaben und fing an zu weinen, die Tränen aber flossen über sein Gesicht und fielen auf die Steinplatten des Hofes. Da brachen die Platten, und aus ihren Spalten erhoben sich die schneeweißen duftenden Blüten des Maiglöckchens.

Sborn. mater. 34, 2, 4.

b) Nachdem Petrus den Herrn verraten hatte, bereute er bald seine Tat, weinte bitterlich und grämte sich sehr. Der Teufel aber freute sich. Da erschien dem Petrus der Herr im Traum und verkündete ihm seine Verzeihung. Petrus glaubte jedoch nicht sogleich und bat um ein Zeichen. Christus antwortete ihm nicht, sondern wies nur stumm auf eine Menge von Stachelbeersträuchern mit Beeren hin, die mit einem Mal emporgewachsen waren. „Petrus!“ sagte darauf der Herr, „das sind deine Tränen! Ich habe sie aus der Erde gesammelt und werde sie dir anrechnen beim letzten Gericht!“ Und Christus ward unsichtbar. Seit der Zeit erschien der Stachelbeerstrauch auf der Erde.

Sborn. mater. 34. 2, 6f.

3. Aus Malta.

Seitdem Petrus den Herrn dreimal verleugnet hatte, war der Hahn, der ihn durch sein Krähen strafte, eifrig bereit, dem Herrn zu dienen, und so kam es, daß er nie mehr von dessen Seite wich. Kurz vor seinem Tode sprach Jesus zu ihm: „Spüre nach, ob aus dem Kreise der Meinen ein Anschlag gegen mich geplant wird, und dann berichte mir.“ Da flog der Hahn bald hierhin, bald dorthin. Endlich kam er zurück und sagte schüchtern: „Judas Ischarioth ist es, der dir die Treue bricht.“ Da wurde der Herr verzagt, da er an Judas Ischarioth hing. Zum Hahn aber sprach er: „Laß ihn nicht aus den Augen und kreuze ihm den Weg.“ Der arme Hahn tat sein Mögliches, aber der Verräter ließ sich nicht beirren, sondern begab sich in den Tempel, um sich mit den Juden um den Blutlohn zu verabreden und wie der ganze Verrat auszuführen wäre. Der Hahn aber krähte während der Unterredung dreimal, und Judas Ischarioth fühlte sich beunruhigt, so daß er schnell den Handel abschloß. Da flog der Hahn zurück zum Herrn und fand ihn um den Tisch versammelt mit seinen Jüngern beim letzten Mahl. Weinend berichtete er mit menschlicher Stimme über all das, was er gesehen und gehört hatte, auch von den dreißig Silberstücken erzählte er und geberdete sich ganz trostlos, da das Leid ihn übermannte. Der Herr aber öffnete seinen Mund, um die ängstlichen Jünger zu beruhigen, und sagte liebreich zum Hahn: „Du hast mich gut bedient, und ich danke es dir jetzt und immer! Wenn es von dir abhinge, so hätte ich mich retten können! Doch möchte ich, daß du deine Wachsamkeit bis zu meinem Ende ausübst. Segne ihn, o Petrus!“ Da segnete Petrus den Hahn. Seitdem aber gilt der Hahn viel unter den Tieren.

Mitt. von Frl. B. Ilg

IV. Der Gang nach Golgatha.

1. Aus Mecklenburg.

An de ful Esch het de Herr sik rauhgt mit sin Krüz, dorvon steiht se nich still.

Anlehnung an die Sage vom ewigen Juden, die in Mecklenburg ebenfalls erzählt wird. Ein zweiter Erzähler meinte zu der Sage:

Ne, up den Weg na Golgatha het Herr Christus jo gor kenen Bom drapen, un rauhgt het he sik bloß an den Juden sin Dör, äwer de het em dat jo verbaden, un dorvon möt he as de ewige Jud noch ümmer rümmer wanken.

Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg 1. Heft, Nr. 63.

2. Aus dem Erzgebirge.

Als unser Herr und Heiland sich unter der Last des Kreuzes zur Schädelstätte schleppte und die Menschen kein Herz für ihren Schöpfer und Wohltäter hatten, da fühlten die Steine Mitleid. Denn als er niedersank, entsproßten seinem blutigen Schweiße die bescheidenen Blümchen, ihm die Härte des Weges zu lindern. Sie blühen noch heute an kargen Wegrändern. Der Volksmund aber würdigt ihr Verdienst und nennt sie Jesusschweiß [Galium aparine, das schneeweiße kleinblütige Labkraut].

Ztschr. Glückauf Jg. 11 (Juni 1891), Nr. 6, S. 48.

3. Kosakensage aus dem Terekgebiet.

Als Christus zur Hinrichtung geführt wurde, ließ man ihn das schwere Kreuz selber tragen, an das man ihn später schlug. Christus brach unter der Last des

Kreuzes zusammen; die Kräfte reichten nicht, und er stürzte zu Boden. Da schlug ihn einer der Pharisäer mit dem Stocke ins Gesicht. Blut spritzte aus der Wunde hervor. Maria Magdalena warf sich hinzu, das teuere Blut von der Erde aufzusammeln, aber die Krieger des Pharisäers stießen sie fort und zerstampften die Stelle, auf die das Blut geflossen war, mit ihren Füßen. Die Krieger gingen weiter und nahmen Christus mit sich fort, Maria Magdalena aber flehte: „Herr, erhalte dem Volk zum Gedächtnis den Wohlgeruch deines heiligen Blutes!" Und im selben Augenblick kamen aus der Erde, die mit Christi Blut getränkt war, die Blätter des Veilchens hervor, und alsogleich erblühte auch die duftende Blume.

(Nach einer Variante erblühten die Veilchen auf Golgatha am Fuße des Kreuzes.)

Sbornik mater. 34, 2, 3f.

V. Die Geißelung und Krönung.

A. Die Ruten der Kriegsknechte.

1. Die Weide.

a) Von der Trauerweide waren die Ruten genommen, mit denen der Herr Jesus vor seiner Kreuzigung von den rohen Kriegsknechten gegeißelt wurde. Um dieser Schmach willen mag sie den blauen Himmel gar nimmer mehr ansehen und nimmer froh werden. Fort und fort hängen ihre Äste zur Erde nieder in tiefem Weh.

Warnke, Die Pflanzen . . ., 1878, S. 57. Leoprechting, Aus dem Lechrain, 1855, S. 99. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 345. Ons Volksleven 11, 69.

b) Man sagt, die Ruten seien vom Weidenbaume gewesen. Seitdem senkt dieser seine Zweige trauernd und von Zähren triefend zur Erde und vermag sie nicht himmelwärts emporzurichten. Darum heißt der Baum jetzt die Tränenweide und wird auf Kirchhöfe gepflanzt.

Sepp, Symbolik 5, 102. Vgl. Gubernatis, M. d. pl. 2, 31 (die Trauerweide weint über die Geißelung).

c) Weil Christus mit Weidenruten geschlagen wurde, kann die Weide zur Strafe nur krüppliges Gebüsch oder niedrige Bäume bilden.

Ulr. Jahn, Volkssagen aus Pommern S. 490.

2. Der Brombeerstrauch.

a) Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß der Boden, auf dem der Brombeerstrauch mit seinen langen, peitschenähnlichen Ranken wächst, wie zerschlagen, wie zerklüftet und ausgedörrt erscheint. Kein Gras, kein Moos gedeiht unter ihm, kein Insekt, kein Tier sucht dort Schutz, weder Schmetterling noch Biene nähern sich seinen Blüten. Daraus entstand dann die Legende, daß der Strauch aus den achtlos fortgeworfenen Rutenbündeln erwachsen sei, mit denen die Kriegsknechte den Herrn vor seiner Kreuzigung gegeißelt haben, und daß aus dem Blut des Herrn die Blüte und Frucht entstanden wären.

Sonntagszeitung für Deutschlands Frauen Jahrg. 1902—1903, Heft 47, Beilage: Praktische Mitteilungen S. 1.

b) Als die Juden Jesus in ihrer Gewalt hatten, suchten sie überall auf dem Felde nach Reisholz, um ihn zu geißeln. Zuerst kamen sie zu einem Brombeerstrauch. Sobald dieser hörte, wovon die Rede war, setzte er auf all seine Zweige scharfe Dornen, und jeder, der ihn fassen wollte, wurde an den Händen geritzt. Die Juden gingen weiter. Sie kamen an das Ufer eines Wassers, wo Schilfrohr

stand. Aber kaum hatte das Rohr von Geißelung reden hören, so bog es alle seine Enden tief in das Naß, so daß niemand herankonnte. Die Juden waren böse und gingen weiter. Da gelangten sie zu einer Birke. Hier hatten sie keine Mühe, die Birke ließ ihre Äste gutwillig abschneiden. Als unser lieber Herr das vernommen hatte, sagte er: „Der Brombeerstrauch diene mir zur Krone, das Schilfrohr zum Zepter, und wenn später jemand mein Leiden malen will, soll er beides meinem Bilde beifügen; verflucht aber sei die Birke, die mich martern soll. Schande und Abscheu über sie!“ Seitdem wird das Birkenreis als Besen gebraucht, um den Unrat wegzufegen; auch ist die Birkenrute der Schrecken der Schulkinder geworden.

Aus den Niederlanden. Joos, Vertelsels 1, 34 Nr. 15. Vgl. Ons Volksleven 11, 68 = Js. Teirlinck, Bloeiende Ruezen 54: Die Birke läßt seitdem ihre Zweige niederhängen und dient als Kehrbesen.

3. Die Zwergbirke.

In Schottland heißt es, daß die Zwergbirke nicht höher wachsen darf, weil Jesus mit Ruten von ihrem Holze gegeißelt wurde.

Dyer, English Folklore S. 35 = Timbs, Things not generally known S. 97.

Parallele.

Als Saint Melaine in seiner Jugend die Tiere auf dem Felde hütete, verließ er sie oft, um Religionsübungen obzuliegen. Seine Mutter, die ihn deswegen mehrmals getadelt hatte, verlor schließlich die Geduld und schlug ihn in grausamer Weise mit Stechginster (genêt épineux). Das geschah zu Brain. Gott verfluchte den Stechginster, und seitdem gibt es dortzulande keinen mehr.

Rolland, flore populaire 4, 102.

B. Die Milbe.

Vlämische Sage.

Als unser lieber Herr gegeißelt werden sollte, erregte das Ereignis solche Entrüstung bei Menschen und Tieren, daß über nichts anderes gesprochen ward und jeder voll Mitleid war. Auch den kleinsten Tieren war das zu Ohren gekommen, und eine Laufmilbe (trombidium holosericeum L., 2 mm lang) machte ihrem Weibchen den Vorschlag, zur Geißelung hinzugehen. „Steck aber Geld ein!“ sagte das Männchen, „man kann nicht wissen, was passiert.“ Das Weibchen tat es, und frühmorgens gingen sie auf die Reise. Nach einer Weile sagte der Mann: „Komm, laß uns hier ein Schnäpschen trinken; auf nüchternen Magen schmeckt's am besten.“ Die Frau ließ sich das nicht zweimal sagen und ging mit in die Herberge. Unglücklicherweise standen unterwegs noch andere Schenken, und der letzte Heller ging drauf. So kamen sie in Jerusalem an, zu spät, um der Geißelung beizuwohnen, und in einem Zustand, daß sie einander stützen mußten, sonst wären sie in die Wagenspur getaumelt. Als sie an dem Orte, wo sie unsern lieben Herrn gegeißelt hatten, angelangt waren, fielen sie beide in ein Gerinnsel Blut. Nach langem Zappeln kamen sie heraus, hatten aber eine blutrote Farbe gekriegt, und alle ihre Nachkommen haben sie seitdem behalten.

Aus Denderleuw. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels 67.

C. Die Dornenkrone.

Die Dornenkrone war nach alten Zeugnissen entweder aus iuncus marinus oder rhamnus nabeca (paliurus) gemacht. Vgl. Barradius, commentar. IV

p. 249, Sandini historia familiae sacrae p. 217, Jacobus a Voragine ed. Graesse p. 227. — Noch heute erinnern volkstümliche Pflanzennamen an diese Sage. Rolland, flore pop. 4, 89 führt für jonc marin an: courouno dé boun Diou (Cant. Puy-l'Evêque) und erwähnt einen Brauch aus Pujet bei Fréjus, daß die Knaben am Tage ihrer ersten Kommunion zur Erinnerung an Jesus Christus mit einer solchen Dornenkrone in die Kirche gehen. — Für rhamnus cathartica (vgl. Nierembergius, hist. naturae 1635, 491—94) führt Rolland 4, 22 an: spino santo (aus Rom 1561 bezeugt), spino di Christo (aus den Abruzzen 1561 bezeugt), spina santa, spina di crucifissa (aus Sizilien, Pitrè Archivio d. trad. pop. 1886, p. 192). Den Sauerdorn (berberis vulgaris), mit dem Christus nach wallonischer Sage gekrönt wurde (Bulletin de Folklore wallon, Liège 1891—95, p. 206) nennt Rolland 4, 137 ff. sancta spina (1591 bezeugt), spin dalla croce (Treviso, vgl. Saccardo, Flora trevigiana, Venezia 1864), spin di cros (Friaul, vgl. Pirona, Vocabolario friulano 1871).

Berberis cretica heißt nach Rolland, flore pop. 145 auf Sardinien: spina Cristi, spina santa (Moris, flora sardoa, Taurini 1837—59). —

Nach Pitrè, appunti di botanica pop. siciliana 2 (= Rivista Europea 1876), p. 4 war die Dornenkrone aus „ranno" (spina santa, lycium europaeum) gemacht.

Vom Kreuzdorn heißt es noch jetzt in Mecklenburg, er werde so hochgeachtet, weil Christus ihn als Krone trug. Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg, H. 1, Nr. 62.

Der Weißdorn wird angeführt von Dyer, Plant Folklore p. 46 („mittelalterliche Legende"), Alfred Harou, mélanges p. 55 (= Folklore de Godarville p. 24): er wird nie vom Blitze getroffen, weil Jesus mit seinen Dornen gekrönt wurde; Kelly, curiosities of Indo-European Folklore p. 182: Wer einen Weißdornzweig trägt, dem kann weder Donner noch Sturm schaden, und das Haus, darin er ist, kann kein böser Geist betreten; Biblioteca del Folklore 8, 8 (Die wilde Rose wird nie vom Blitz getroffen). — Allgemeiner heißt es im Kanton Luzern: Dorngebüsche jeder Art werden nie vom Blitz getroffen, denn die Dornen gelten durch die Dornenkrone des Heilands als geheiligt. Auch die Stechpalme gilt aus demselben Grunde vor dem Blitzstrahl gesichert. (Schw. Arch. f. Volksk. 2, 282.) — Die Huzulen sagen, daß die Dornenkrone aus den Zweigen des wajderewo geflochten wurde, worunter sie bald den Sauerdorn, bald die Hundsrose verstehen (Kaindl, Die Huzulen S. 106).

Gegenüber den zahlreichen schlicht-tatsächlichen Angaben, welche Dornen zur Krone gedient haben[1]), stehen einige wenige mit Naturdeutung.

1) Eine parallele Erfindung in Westpreußen erwähnt A. Treichel, Volkstüml. aus der Pflanzenwelt 5 (= Schr. d. naturf. Ges. in Danzig N. F. 6, H. 2, 213). Die Stachelbeere heißt auch Christophsbeere, vom hl. Christophel, von dem man vorgibt, daß er mit einer „Krone von solchem Strauch sei gekrönet worden".

1. Aus Deutschland.

a) Deutschlands Volksglaube läßt die stachelige Bekrönung des Heilands aus dem harten Kreuzdorn gewunden sein. Der Schlehstrauch jedoch sträubte sich, als ihn die rohen Hände brechen wollten; weil er aber der ungestümen Gewalt nicht widerstehen konnte, ward er tief bekümmert bei dem Gedanken an seine Verwendung zu solch grausamer Handlung. Christus erkannte das berechtigte Mitleid des schwachen Dornbusches, wandte dankbar seinen Blick gegen ihn und sprach: „Was kannst du dafür, wenn rohe Hände einen Kranz von deinen Zweigen flechten, ihn mir aufs Haupt setzen und mit einem Stabe die spitzen Dornen in Stirn und Schläfe treiben? Zum Zeichen deiner Unschuld sollen die Engel dich umkleiden mit einem weißen Blütenkleide, heute, und wenn der Gedächtnistag an meine Leiden wiederkehrt.“ Diese göttliche Verheißung erfüllte sich denn auch sofort, und mit jedem neuen Lenze sieht man vor allen andern Sträuchern den Schlehdorn im schneeweißen Blütenkleide prangen.

Aus einem mir vorliegenden Ausschnitt aus dem „Leipziger Tageblatt.“ Vgl. Georg Rietschel, Weihnachten in Kirche, Kunst und Volksleben S. 138.

b) Ein Gedicht im „Vogtländischen Anzeiger“, das mir — leider ohne genaue Angabe der Nummer des Blattes — zugeschickt wurde, beruht gewiß auch auf mündlicher Überlieferung[1]):

Zu der schmerzensreichen Stätte
Wallt aus Zions dunklem Tor
Kreuzbelastet unser Heiland
Und das Volk der Stadt empor.
Frauen klagen, Kinder weinen —
Ahnend furchtbar Strafgericht.
Sieh! Da staut der lange Zug sich,
Weil der Herr zusammenbricht.

Neben einer wilden Hecke
Sinkt der Heiland aufs Gestein,
Matt von hundertfacher Marter
Und der Dornenkrone Pein.
Da ergeht ein schmerzlich Schauern
Durch die Schöpfung weit und breit,
Ölbaum neigt sich tief und Zeder,
Kraut und Baum in Traurigkeit.

Doch am schmerzlichsten von allen
Steht der Dornenstrauch am Weg,
Schnitt man doch die Marterkrone
Aus dem stachlichten Geheg.
Mußt von meinem Zweig du leiden!
Seufzt er zu dem Heiland bang:
Weh' dem Tage, da der harten
Erde ich dereinst entsprang!

Aber milde schaut der Heiland
Den verstörten Dornbusch an:
Was verirrte Menschen taten —
Ohne Schuld bist du daran.
Nur verführter Menschheit Frevel
Hat den Dorn mir eingedrückt!
Sei zum Zeichen deiner Unschuld
Rein mit Blütenglanz geschmückt!

Da durchdringt ein mächtig Leben
Wurzel, Stamm und Zweig und Ast,
Vor der Blüten Fülle schwinden
All die scharfen Dornen fast.
Und in jedem neuen Jahre
Um die stille Leidenszeit
Steht der Dornenstrauch am Wege
In der Unschuld weißem Kleid.

Ludwig Grimm.

c) Die wildwachsende Rostrose oder Weinrose heißt um Tübingen „des Heilandes Dornenkrone“, und die roten Punkte auf den Zweigen sollen von dem Blute des Heilandes herrühren.

E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebr. aus Schwaben 2, 249. Perger, Pflanzensagen

1) Vgl. Sébillot, Folklore de France 3, 368 (aus Lüttich): „gewisse Dornsträucher haben weiße Rosen, weil sie die Krone Christi geliefert haben.“

239f. Strantz, Die Blumen in Sage und Geschichte 1875, S. 33f. Vgl. Revue des trad. pop. 2, 549.

2. Aus Ungarn.

Die Zweige des Dornbusches sind so verworren, weil aus ihnen die Dornenkrone für Christus geflochten ward.

Ethnographia 12, 267.

3. Aus Mansfield, Ohio.

Aus einer kleinen, stachligen Pflanze (vielleicht Medicago maculata) mit rotbraunen Flecken auf den Blättern soll die Dornenkrone gemacht worden sein, sie soll sich mit Christi Blut gefärbt haben.

Bergen, Animal and Plant Lore p. 118.

VI. Der Essigtrank.

Die oben angeführte Sage vom Schilfrohr knüpft auch an die eindrucksvolle Stelle Marc. 15, 36 an: „Da lief einer und füllete einen Schwamm mit Essig und steckte ihn auf ein Rohr und tränkte ihn und sprach: Halt, laßt sehen, ob Elias komme und ihn herabnehme (vgl. Joh. 19, 29: Sie aber fülleten einen Schwamm mit Essig und legten ihn um einen Ysop und hielten es ihm dar zum Munde)".

1. Aus Schleswig-Holstein.

Es wird erzählt, ein Kriegsknecht hätte dem Heiland am Kreuze ein Schilfrohr zum Spott an den Mund gehalten. Christus aber habe sich an dem Tropfen, der am Blatte gehangen, gelabt und aus Dankbarkeit dieses Blatt mit seinen Zähnen gezeichnet.

Jahrb. f. Landeskunde d. Herzogt. Schleswig-Holstein 7, 391.

Ebenso in Belgien (Revue des trad. pop. 16, 48), den Niederlanden (Ons Volksleven 12, 105: Jesus biß vor Schmerz in das Blatt) und in der wendischen Lausitz (Schulenburg, Wend. Volkss. u. Gebr. 268).

2. Aus Mecklenburg.

Unsen Herrn Christus hebben se doch den Schwamm mit Essig up'n Ruhrhalm rupdahn, dor hed he in sine Angst dorin beten, un dorvon is de Tähnenbiss dor in.

Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg 1. Heft, Nr. 64. Anders in einer Variante, die W. ebendort anführt. Danach kommen die Einschnitte vom Teufel: All de schewen Beken in'n Lann, de het de Düwel hakt mit sin Grotmoder; un as se nu bi de Reknitzen sünd, dunn ritt de Ollsch enen Strang kort, un nu geht dat jo ümmer hen un her, dicht an't Water lang, un in'n Ret het's sik fast beten, dree Tähnen sünd noch in jede Blatt.

3. Aus Ruppin und der Westpriegnitz.

Im wesentlichen übereinstimmend: Handtmann, Sagen S. 83.

4. Variante.

Als Petrus über das Meer von Galiläa wandelte und zu sinken begann (Matth. 14, 30), griff er nach einem hohen Schilfstengel, der aus dem Meeresboden in die Höhe gewachsen war. Doch das Schilf beugte sich unter dem Druck von Petrus' Hand nieder. Er wollte sich gleichwohl mit aller Gewalt oben halten und biß in

seiner Angst in einen Knoten des Schilfstengels. Da kam der Herr, nahm den Sinkenden bei der Hand und sprach: „O ihr Kleingläubigen, warum zweifelt ihr?“ Seitdem ist der Schilfstengel zweimal gebogen (im dritten und vierten Glied) und zeigt noch deutlich die Spur des Bisses.

Handtmann S. 82, niederl. auch Ons Volksleven 11, 67.

Sehen wir uns nach dem Ursprung dieser und der oben S. 198 angeführten Sagen vom Schilfrohr um, so fällt uns zunächst auf, daß der Biß nicht nur von Christus und Petrus erzählt wird, sondern auch vom Teufel und seiner Großmutter. Auch weiter unten (S. 232) werden wir hören, daß entweder der Teufel oder sein Esel in die Schilfblätter gebissen habe. Das erinnert an Sagen wie die vom Teufelsabbiß und anderen Merkmalen, die der Böse an Pflanzen und Tieren zurückläßt (vgl. Bd. 1, S. 200), und an den Rollentausch zwischen Petrus und dem Teufel (siehe Bd. 1, Register). Ich führe hier noch einen polnischen Aberglauben an: die Wurzeln des St. Peterskrautes (Dentaria), in welche der hl. Petrus hineingebissen hat, kurieren Zahnweh (Globus 35, 270). Auch Christus wird dem Teufel gleichgesetzt (s. oben S. 183). Alle drei sind offenbar an die Stelle eines alten mythischen Wesens getreten, und wir haben es in den Schilfsagen mit altheidnischen Überlieferungen zu tun. Nun wissen wir, daß den nordwestlichen Deutschen, namentlich Friesen und Seeländern, von uralter Zeit her das Seeblatt (die nymphaea nenuphar) Gegenstand der Verehrung war (Grimm, Myth.[4] 545). Plinius erwähnt ein dem Donnergott geheiligtes Wassergewächs herba britannica (Grimm, ebd. 1000), das den Römern aus den zwischen Britannien und Germanien gelegenen Inseln gebracht wurde, vielleicht dieselbe Pflanze wie das Seeblatt, vielleicht hydrolapathum. Von der Nymphaea alba sagt man noch heute, daß sie den Alp banne (Söhns[4] 95). Den Lausitzer Wenden heißen die Blüten oder Samenkapseln einiger Schilfe wodneho muz'ä (des Wassermanns) porsty (Grimm, Myth.[4] 405; dazu Nachtr. 3, 142). Das Schilf hat also zugleich mit andern Wasserpflanzen eine vielleicht nicht unbedeutende Stellung im heidnischen Glauben innegehabt, und es ist möglich, daß es auch mit Donar in Verbindung gebracht wurde, dessen Abbild in unseren Sagen, wie ja auch sonst, der Teufel sein könnte. Möglich, daß der Gott sie in derselben Situation — im Boot — erfaßt habe, wie sie die Variante oben S. 198 darstellt. Eine Parallele vom sorbus (altn. reynir — Vogelbeerbaum) scheint das zu bestätigen. Es ist ein heiliger Strauch, weil ihn Thôrr im Strom faßte und sich daran hielt, weshalb gesagt wird: 'reynir er biörg Thôrs': sorbus auxilium Thori est (Sn. Edda 114. Die ausführliche Erzählung bei Golther, Handb. d. germ. Myth. S. 275). Noch heute glaubt man in Schweden, daß ein Stab von diesem 'rönn' gegen Zauber sichere, und am Schiff hat der gemeine Mann gern etwas von Rönnholz gemacht zum Schutz gegen Sturm- und Wassergeister. Grimm, Mythol.[4] 1016 [1165]. [Unter anderen Pflanzen, die mit Thor oder Donar in Ver-

bindung gebracht werden, wäre z. B. der Hederich (Gundermann)[1]) zu erwähnen, der auch Donnerrebe heißt. (Vgl. ferner: Grimm[4] 997. 999.)] — Somit würden die Varianten vom Essigtrank jünger sein als die von der Wasserfahrt und zu dem Zweck erdacht, die alten Sagen von dem über die Wogen fahrenden Gott durch rein christliche zu ersetzen.

VII. Das Kreuzesholz.

Bäume, die das Holz zum Kreuz geliefert haben sollen, nehmen eine besondere Stellung unter den übrigen ein. Die Espe gewährt nach polnischem Aberglauben Schutz vor Gewitter[2]), ebenso der Holunder (elder tree) nach englischer Sage[3]); der Nußbaum trägt in jeder Nuß einen Nagel, ähnlich denen, die zu Christi Kreuzigung dienten (Antwerpen).[4])

Die Tanne setzt ihre Äste rund um den Stamm, so daß lauter kleine Kreuze entstehen. Und eine nachhaltige Wirkung des göttlichen Blutes, das am Stamme niederfloß, ist das immerwährende Grün, das auch inmitten von Eis und Schnee dauert (Warnke S. 49; U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 490). Auch ihre stolz ragende Haltung hat sie zum Lohn für den Dienst, den sie dem Heiland erwiesen (U. Jahn, ebendort).

Vom „Knödelbaum" (Feldbirnbaum) erzählt das Volk der Neumark:

Als die gottlosen Kriegsknechte den Kreuzesstamm für unsern Heiland zimmern wollten, nahmen sie in der Eile einen abgebrochenen Knödelbaum, der grade dalag und von dessen hartem Holze sie keine Kenntnis hatten. Er schien aber passend, weil zufällig rechts und links Äste kreuzförmig zur Seite standen. Mit unsäglicher Mühe schlugen sie die großen Nägel ein.

Als nun das heilige Blut über den Stamm und in dessen Risse strömte, da ward des Holzes Fluch getilgt. Den abgebrochenen Baum überkam neues Leben und rief nach unten zu treibend eine frische Wurzel hervor. Als das Kreuz niedergelegt ward, riß sie sich die Erde festklammernd los und blieb im Golgathahügel. Und als nach der Zerstörung Jerusalems um den Hügel wieder freies Feld war, da sproß aus der Wurzel ein Baum hervor, wohl an Gestalt dem alten gleich, doch seine Blätter waren von roten feinen Adern durchzogen, seine Früchte enthielten blutroten Saft, schmeckten wunderschön süß und förderten trefflich Gesundheit und Wohlsein derer, die sie aßen. Alt und dornen war der Baum: die Blutknödel!

E. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg S. 169. (Nach Handtmann liegt hier eine alte Templersage vor.)

Viel natürlicher und dem Volksempfinden mehr entsprechend ist die Vorstellung, daß der Baum, der zum Tode des Erlösers mithalf, bestraft

1) Grimm, Myth.[4] 1014 [1163]: gund führt auf die alte Valkyrie, 'Donner' auf die blaue Farbe des Blümchens und auf Donar. Dazu tritt, daß den Letten der Hederich pehrkones heißt nach Pehrkon dem Gott.

2) Amélie Godin, Poln. Volksm., übers. nach der Originalsammlung von Glinski S. 152 Anm.

3) Notes and Queries 8. Ser., vol. 8, 104, vgl. 1. Ser., vol. 7, 177.

4) Rolland, Flore pop. 4 (1903), S. 50 = Harou, mélanges p. 58.

worden ist. Die Espe ist zu ewigem Zittern verurteilt (ostpreußisch, niederländisch, schottisch, ungarisch)[1]; die Erle wird blutigrot, wenn man sie schneidet[2]).

Im Westen Englands gibt es eine Überlieferung, wonach das Kreuz aus dem Holze einer Mistel gemacht wurde. Diese war bis dahin ein stolzer Waldbaum gewesen, seitdem aber muß sie zur Strafe ein Schmarotzerdasein führen.

Dyer, English Folklore p. 34 = Notes and Queries 8. Ser. 8, 489.

In Mantua erzählt man: Heutzutage ist die gewöhnliche Waldrebe (viburnum Lantana) ein bescheidener Strauch, der verborgen unter Zäunen wächst und sich nur zur Zeit der Blüte bemerkbar macht. Einst aber war er ein stattlicher Baum und wetteiferte an Größe mit der Eiche. Er hatte jedoch das traurige Schicksal, zum Kreuzesholz gebraucht zu werden, daher verfluchte ihn die Madonna und sprach: „Du wirst künftig weder Splitter noch Bretter geben!"

Archivio per lo studio delle trad. pop. 17, 442.

Auch der Seidelbast soll einst ein stolzer Baum gewesen sein. Als aber die Juden das Kreuz Christi aus seinem Holze zimmerten, traf ihn der göttliche Fluch, und er schwand nun immer mehr dahin, bis er endlich zu einem kleinen mageren Sträuchlein wurde.

Baumgarten 1, 147. Franz Söhns, Unsere Pflanzen, 1897, S. 11. Perger, Deutsche Pflanzensagen, 1864, S. 221.

Die Salweide ist nach huzulischer Sage ein verfluchter Baum, weil ihr Holz sich nach der Kreuzigung des Heilands zu Nägeln verwenden ließ. Die andern Bäume und Sträucher hatten sich dagegen gesträubt, indem die aus ihrem Holze gefertigten Nägel zersprangen oder stumpf wurden.

Kaindl, Die Huzulen S. 106. Vgl. Čubinskij, Trudy 1, 76: Aus der Weide waren die Kreuzesnägel gemacht.

Das Volk in Småland (Schweden) glaubt, daß die Birke, mit welcher der Heiland gegeißelt wurde, betula nana sei; sie wurde verflucht und mußte zusammengekrümmt auf dem Felde kriechen.

R. Dybeck, Runa (1845) S. 77. Früher war diese Birke ein hoher, stämmiger Baum; Afzelius, Sagohäfder 3, 116 (Schweden). Andere sagen, daß dies die Hangelbirke (betula alba) sei: Ons Volksl. 11, 69.

In Estland heißt es, das Kreuz Christi sei aus dem Wacholder- oder dem Piehlbeer- oder dem Schneeballenholz gemacht gewesen. Darum hätten diese Bäume die Wunderkraft, daß man mit einem Knüttel aus ihrem Holze den Teufel erschlagen könne.

Handschriftlich im Nachlaß von J. Hurt.

Die Juden des Südens erzählen, daß Jesus nicht am Kreuze, sondern an einem berberischen Feigenbaum den Tod erlitt. Um diese Pflanze für die Rolle, die sie mittelbar in jener Tragödie gespielt hatte, zu strafen, verfluchte er sie und

1) H. Frischbier, S. 320; Ons Volksleven 11, 71; W. Gregor, Folklore of Scotland p. 148; Henderson, Folklore of Northern counties p. 58; Folklore Journal 7, 41; v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren S. 83; vgl. Warnke S. 49.

2) Wossidlo, Volkstüml. aus Mecklenburg 1. Heft, Nr. 61.

bestimmte, daß ihre Früchte hinfort zahllose Stacheln tragen sollten, die die Pflanze zu einem von allen Menschen gemiedenen Baume machen würden.

L. Jacquot, Légendes sahariennes in Revue des traditions populaires 16, 266.

Parallele aus Serbien.

Der Sumach hatte in früherer Zeit Olivenfrüchte, aber Gott hat ihn verflucht, seitdem ein König einen Sündlosen an diesem Baum aufgehängt hat.

B. Karadžić, Život i običai srpskago narode S. 231.

Wie in so vielen andern Sagen, so wird auch hier die Handlung — daß ein Baum das Holz zum Kreuze liefert — durch den Gegensatz anderer Bäume gesteigert.

Aus Ungarn.

a) Als sie Christus kreuzigen wollten, suchten sie einen passenden Baum, um ihn zu behauen. Die Eiche leistete heftigen Widerstand. Der Weidenbaum neigte sich nach rechts und links, so daß sie ihn nicht schneiden konnten. Die Tanne wehrte sich mit ihren Nadeln. Doch mit der Espe machten sie weiter keine Umstände; sie schlugen sie ab. Jedes Blatt an ihr zitterte. Und noch heute zittert sie, denn sie fürchtet, daß wieder jemand an ihr aufgehängt wird.

Ethnographia 12, 221 = Revue des trad. pop. 7, 484; auch Magyar Nyelvör 12, 46

b) Es heißt, als man Christus kreuzigen wollte, so fand man keinen Baum, der ihn tragen konnte. Jedes Kreuz **brach unter ihm zusammen**: denn **er hatte alle Bäume in den Bann getan, nur die Espe hatte er vergessen.** Als man ihn schließlich an ein Kreuz aus Espenholz schlug, so brach es unter ihm nicht zusammen. Seit der Zeit weint die Espe.

Am Urquell 3, 268.

Aus Griechenland.

Als es laut wurde, daß die Juden Christus zum Kreuzestode verurteilt hatten, versammelten sich des Nachts **alle Pflanzen** und beschlossen, **ihr Holz nicht für das Kreuz herzugeben.** Aber wie sich unter den zwölf Aposteln ein Judas befand, so auch unter den übrigen Bäumen die **Steineiche**, und sie allein **sagte, daß sie den Beschluß nicht annähme.** Alle andern Pflanzen taten sie da in den Bann und sagten, sie solle auf ewig ausgestoßen sein für ihren furchtbaren Verrat.

Als die jüdischen Handwerker das Kreuz zu zimmern versuchten, sahen sie mit Erstaunen, daß, welches Holz sie auch nahmen, es sich nicht bearbeiten ließ, sondern sich warf, **zerbrach** und entzwei ging, und daß alle ihre Mühen vergeblich waren. Nachdem sie alle Holzarten probiert und ihren Willen nicht hatten durchsetzen können, nahmen sie auch das Holz der Steineiche, und nur dieses leistete keinen Widerstand; und so verfertigten sie das Kreuz.

Darum ist die Steineiche ein verfluchter Baum, und darum meiden sie die Holzhauer auf den Bergen, damit sie nicht ihr Beil beschmutzen noch die heilige Flamme des Feuers beflecken.

Politis, *μελέται* Nr. 179 = Gubernatis, myth. d. plantes 2, 85 = Ons Volksleven 11, 70.

VIII. Jüdische Kreuzesholzsage und ihr Verhältnis zur Edda.

Im Toldoth Jeschu findet sich das Vorbild der ungarischen und griechischen Volksüberlieferung. Die Lesart einer Wiener Handschrift lautet, wie folgt:

Jesus wußte, daß ihm ein Erwürgungstod komme; darum, als er noch die Schrift des erklärten Namens (vgl. S. 72) hatte, beschwor er **alle Bäume der**

Welt, sowohl die fruchtbringenden als die nicht fruchtbringenden, daß sie **ihn nicht aufnehmen** möchten. Wie aber die Jünger sahen, daß er in der Hand der Ältesten ist, zauberten sie zu seiner Rettung, aber sie vermochten nichts. Das war am Rüsttage des Sabbats, und an dem Tage fasteten die Leute und gingen traurig einher, und die Weisen sagten, ihn gleich zu hängen, um zu erfüllen, was da steht: „Du sollst wegschaffen das Böse aus deiner Mitte." Sie nahmen ihn, banden ihn an Händen und Füßen, brachten ihn auf einen Baum, **aber der Baum zerbrach sofort**, weil er unter dem Schwure stand; so machten es auch **alle Bäume**. Jesus sprach: „Ich weiß es, daß mich die Juden nicht lassen, bis sie mich töten." Alle Schüler sahen es und weinten und hofften, als sie sahen, daß die Hölzer unten zerbrachen und ihn nicht ertragen können, um so mehr irrten sie sich und glaubten an ihn und sagten, das geschehe infolge seine Würde. Es war aber dort ein Alter [= Judas], ein Haus und Garten; im Garten war ein Baum des Kohls — das ist kein eigentlicher Baum — höher als ein Palmenbaum; und da er von seinem Ahnen, der längst gestorben war, ein Testament hatte, in welchem geschrieben war, es werde ein Kampf entstehen für Israel infolge eines Bastards, und jener Bastard habe durch Erwürgung zu sterben, aber die Bäume würden ihn nicht ertragen ... da sagte jener Alte und andere Alten: „Lasset ihn uns auf diesen Kohl hängen!" **Und der Kohl nahm ihn auf**, denn er hatte nur die Bäume beschworen. Er blieb bis Abends hängen, und die Jünglinge und Frauen warfen Stricke, Kot, Pfeile und Steine auf ihn. Des Abends aber sandten die Weisen, ihn von dort herabzunehmen, und sie nahmen ihn herab, zu erfüllen, was da steht: „Seine Leiche bleibe nicht auf dem Holze," so taten sie auch und begruben ihn.

Krauß, Leben Jesu S. 106f. Vgl. die Lesarten S. 126. 148. Dazu die Anmerkung S. 225f.: „Daß kein Holz zum Kreuze Jesu tauglich erschien, weil Jesus sie alle beschworen hätte, ihn nicht aufzunehmen, hat folkloristisch an dem Galgen Hamans eine Parallele (Trg. scheni zu Esth. VII, 9). In anderen Ausgaben des Toldoth ist das so gewendet, daß alles Holz zu schwach war, Jesum aufzunehmen, so daß es zerbrach (gewiß wegen des Berichtes, Jesus sei unter dem Kreuze zusammengesunken). Was aber von der merkwürdigen Größe und Stärke des Kohlstengels berichtet wird, wird bereits von Winer, Bibl. Realwörterb.[3] s. v. Senf auf talmudische Stellen wie j. Pea VII, 4 und b. Kethub. 111b zurückgeführt (s. auch Wagenseil p. 40), und wird z. B. in der Version des Raymundus direkt auf diese Stelle angespielt. Das Ganze ist eine Wiederholung der Gleichnisrede Jesu Matt. 13, 31; Luc. 13, 19: Der Senf (*σίναπι*) kann das Größte werden unter dem Kohl (*λάχανον*) und kann sogar ein Baum (*δένδρον*) werden. Doch vermute ich, daß ein arger Kalauer, wie oft im Volksmunde, den Anstoß zu dieser Verdrehung gegeben: Johannisbrotbaum, semitisch חרוב, hat die Spottsucht wegen der dem Worte anhaftenden Bedeutung: zerstört (חרב) zu כרוב hinübergeleitet, vgl. Lev. r. c. 35, 6, wo חרוב mit חרב Schwert zusammengestellt ist."

Wie verhält sich diese Sage zur nordischen Baldersage (Gylfaginning, cap. 49, Snorra Edda I, 172f.)?

Die Hauptzüge der Baldersage bei Snorri stellt Kaarle Krohn in den Finnischen Beiträgen zur german. Myth. S. 112 wie folgt zusammen:

„Odins Sohn Balder hat durch schwere Träume die Vorahnung einer Lebensgefahr. Seine Mutter Frigg **vereidigt alle Dinge, Balder nicht zu schaden.** Während die Asen auf dem Richtplatze nach Balder schießend, hauend und Steine werfend spielen, begibt sich Loki in der Gestalt eines Weibes zu Frigg in die Fensalir und erfährt von ihr, daß sie aus Geringschätzung **unterlassen** hat, **den Mistelzweig**, welcher im Westen von Valholl wächst, **zu vereidigen.** Loki holt den Mistelzweig, überredet den blinden Hod, damit nach Balder zu schießen, und gibt ihm die Richtung an. Von diesem Pfeile durchbohrt stürzt Balder tot zur Erde. Die allgemeine Sorge bricht in Tränen aus. Frigg verspricht all ihre Huld demjenigen, der den Weg zur Unterwelt reiten wolle, um Balder auszulösen. Hermod, auch ein Sohn Odins, fährt neun Nächte lang durch finstere und tiefe Täler zum Flusse Gjoll, über welchen eine goldene, von der Jungfrau Modgud bewachte Brücke führt. Bei Hel angekommen erhält er auf seine Vorstellung die Antwort, Balder dürfe zu den Asen zurückkehren, wenn alle Dinge ohne Ausnahme ihn beweinten. Eine Riesin Thokk — man sagt, es sei Loki gewesen — weigert sich, Balder aus der Unterwelt loszuweinen: „Weder im Leben noch im Tode brachte mir Nutzen des Mannes Sohn; behalte Hel, was sie hat."

Über die auffällige Ähnlichkeit der eddischen Balderlegende mit der Passionsgeschichte[1]) hat zuletzt Rich. M. Meyer im Archiv für Religionsgeschichte 1907, S. 93 ff. gehandelt und folgende zwei Punkte hervorgehoben:

Erstens: Vor Balders Tod werden alle schädlichen Werkzeuge und Waffen „in Bann getan"; nur ein Mistelzweig wird übersehen, mit dem ihn dann der blinde Hod erschießt. Ebenso wird vor Christi Tod der Kohlstengel übersehen.

Zweitens: Die Unterwelt will Balder wiedergeben, wenn die ganze Welt um ihn weint; die ganze Welt weint um ihn — außer dem als Riesin Thokk verkleideten Bösewicht Loki. Um Christi Tod weint nach der Volkssage die ganze Natur außer der Zitterespe [s. unten S. 232].

Rich. M. Meyer bestreitet den genetischen Zusammenhang beider Erzählungen. Der altnordische Mythus beruhe vielmehr auf doppelter Anwendung eines bekannten Sagenschemas, das Meyer „Alle außer" nennt und durch eine lehrreiche Auswahl von Beispielen darlegt. Außerdem erinnert er an die „relative Unverwundbarkeit" von Helden wie Siegfried und Achilles.

Bei der Beliebtheit jenes Schemas, meint er, dürfe man auf seine Ver-

1) Auf das Toldoth Jeschu wies zuerst hin: Conrad Hofmann, Germania 2, 48. Daß christliche Einflüsse Schritt für Schritt in die germanische Mythe eingedrungen seien, behauptete Bugge, Studien über d. Entstehung d. nord. Götter- u. Heldensagen, übers. von O. Brenner, bes. S. 59; vgl. Golther, Handb. d. germ. Mythol., S. 372; E. H. Meyer, Mythol. d. Germanen, S. 401. Über den unzweifelhaften Zusammenhang zwischen dem Baldermythus und dem finnischen von Lemminkäinens Tod siehe Kauffmann, Balder, S. 242 f.; K. Krohn, Finnische Beiträge z. germ. Mythologie, bes. S. 212.

wendung in zwei einander fernen Mythen nichts bauen. Und das gelte erst recht von dem zweiten Fall, in dem Baldermythus und Passionsgeschichte — diese wieder erst in später Ausschmückung! — eine Schablone gemein haben. Alles weint um Balder — außer Loki. Alles weint um Christus — außer der Zitterespe. Meyer führt dann eine sicher unabhängige Parallele aus Japan an: Eine Göttin treibt alle Fische zusammen und fragt sie: „Wollt ihr dem erlauchten Sohne der himmlischen Gottheit ehrfurchtsvoll dienen?“ (nämlich als Nahrung). Alle erklären sich bereit. „Nur der Trepang sagte nichts“ — deshalb wurde sein stummer Mund aufgeschlitzt. Daher ist heutzutage der Mund des Trepang geschlitzt (Florenz, Japanische Mythologie, S. 273). „Die beiden ätiologischen Märchen von Zitterespe und Trepang sind auf das gleiche Schema gebaut — auf dasselbe, dem die einschränkende Vollständigkeitsangabe bei Balders Tod angehört: alle sind bereit, außer —.“

Ferner hat v. d. Leyen, Märchen in den Göttersagen der Edda S. 22f., die Frage des Zusammenhangs mit der sorgfältigsten Kritik untersucht. Ich führe folgende wichtige Sätze an:

„Ein übersehenes Wesen oder ein übersehener Gegenstand wird dem zum Verderben, der alle andern unschädlich machte oder für den sie unschädlich gemacht wurden — das ist ein Märchenmotiv, das sich oft nachweisen läßt. Beispiele: Grimm KHM 50, Gonzenbach I S. 342, Wenzig, westslav. M. S. 176, Waldau S. 376. — Eine Pflanze, eine Ranke, ein Stengel wird zur Todeswaffe, wenn Schwerter versagen. Auch diese Vorstellung kennt das Märchen: vgl. Clouston I, 163; Somadeva Kathāsaritsagara X, 65 transl. by Tawney II, 103; Jātaka Nr. 80; Grimm KHM 28; Starkadssage (Golther S. 326), Waldau S. 303 f. Damit wären die beiden wesentlichen Motive aus dem Bericht über Balders Tod als märchenhafte und zwar als späte Zutat erkannt (v. d. Leyen nimmt mit Detter, Paul und Braunes Beitr. 19, 495f. und Riedner, Ztschr. f. dt. Altert. 41, 305 an, daß Balder in der älteren Sagengestalt durch ein Schwert — und zwar durch das einzige, das ihn verletzen konnte, seinen Tod fand).

Was das Toldoth Jeschu anlangt, so sind nach v. d. Leyen auch in dieses Märchenmotive eingedrungen. Ein solches sei auch der Krautstengel, der für Jesus tödlich ist.[1])

Einen Zug freilich haben — wie v. d. Leyen S. 25 hervorhebt — nur die Gylfaginning und das Toldoth Jeschu gemein: **Judas und Loki holen und bringen selbst die tödliche Pflanze.** (In der obigen Lesart nicht klar.)

1) Ein mittelalterliches Erzählungsmotiv, das sich an die Baldersage ebenso ansetzte wie an das Toldoth Jeschu, nimmt auch Detter S. 514 Anm. 1 an. W. Schwartz, Indogerman. Volksglaube S. 267f. führt aus, es handle sich im Toldoth Jeschu nicht um Vergessen einer Staude, sondern um eine Wortspielerei in echt rabbinischem Geiste (vgl. ob. S. 210 Anm.). Dortselbst S. 95—104 Pflanzen als todbringende Waffen.

Und noch eine andere Ähnlichkeit besteht zwischen Loki und Judas: In der Gylfaginning reitet Hermod zu Hel hinab. Diese verspricht ihm, den Gott den Seinen zurückzugeben, wenn die ganze Natur um ihn klage. Und es klagten alle; nur **Loki**, als Unholdin in einer Höhle sitzend, **weigert sich, Tränen zu vergießen.**

Das Toldoth Jeschu berichtet (Eisenmeyer S. 191): nur **Judas beteiligte sich nicht an dem Fasten und Beten**, das die bestürzten Juden auf die Nachricht von Christi Auferstehung anhuben.

Diese Ähnlichkeiten ergeben sich aber, wie v. d. Leyen S. 25 sagt, aus der Situation. Ein Zusammenhang aus der jüdischen Schmähschrift und der nordischen Göttermythe brauche daraus nicht gefolgert zu werden.

Wenn es heißt: die ganze Natur trauerte um ihren Liebling, selbst die Metalle „wie du es gesehen haben wirst, daß diese Dinge weinen (wenn sie aus dem Frost in die Hitze kommen)," so „liege der Gedanke dieser Trauer so ungemein nah, daß er zu einer Entstehung nicht erst der Hilfe christlicher Reminiszenzen bedurfte!"

Gegen die Methode R. M. Meyers habe ich einzuwenden, daß die einseitige Betonung des allgemeinen Schemas ohne jede Rücksicht auf die so überaus wichtige Übereinstimmung in Einzelheiten niemals zu befriedigenden Ergebnissen führen kann. Wenn Meyer z. B. den „Raub des Rangzeichens" in derselben Weise behandelt (ebd. S. 97ff.), so darf ich darauf darauf hinweisen, daß sich im ersten Bande der Natursagen (S. 32f. 141) ein schlagender Beweis für den inneren Zusammenhang von Erzählungen gerade dieses Schemas findet. Wie Ahriman den Vertrag mit Ormuzd verschluckt und ausspeit, so auch in der modernen grusinischen Sage der Teufel, den Christus zum Ausspeien veranlaßt.

Die Übereinstimmungen, die v. d. Leyen hervorhebt, scheinen mir andererseits ausreichend, die Ausnahme eines Zusammenhanges zu begründen. Dazu kommt, daß wir in den oben angeführten Sagen aus Ungarn und Griechenland ausgezeichnete Parallelen zur nordischen haben. Warum sollte es nicht auch im Norden eine in christlichem Geiste gehaltene, dem Toldoth Jeschu wesensgleiche Legende gegeben haben, so daß die Volksüberlieferung zweimal aus derselben literarischen Quelle geschöpft hätte? Wichtig ist auch die westenglische Sage, daß Christi Kreuz aus der Mistel (mistletoe) verfertigt und seitdem verurteilt worden sei, als Schmarotzerpflanze zu leben. In welchem Verhältnis steht sie zu der Sage von dem tödlichen Mistelzweig? Die Mistel kann, wie Kaarle Krohn, finn. Beitr. S. 118 nach Henrik Schück (Studier II, 20—23) bemerkt, weder als Speer noch als Pfeil gedacht werden; „hier liegt einfach eine gedankenlose Kombination der Kreuzholzmistel mit dem Speere des Longinus vor". Die Longinuslegende berichtet nämlich, daß ein blinder Krieger dem Herrn vor dessen Tode einen Speer in die Seite

stößt, der vom Teufel geschärft und auf dessen Anstiftung ihm in die Hand gegeben ist. Sie findet sich in Dänemark (in einem 1732 gedruckten Volksliede) und in einer finnisch- und russisch-karelischen Variante (Bugge, Studier I, 38; dazu Krohn, Beiträge S. 114 und bes. 118).

Ebenso entstanden sind, wie Krohn S. 118 richtig bemerkt, die doppelten Widersacher des Balder, Hod und Loki, durch die Verknüpfung der verschiedenen Widersacher Jesu: des Judas, welcher den Kohlstengel zum Kreuzholz holt, und des blinden Kriegsmannes, welcher auf Anstiften des Teufels den Speer stößt. Daß es wirklich eine christliche Legende gegeben hat, in welcher die Kreuzholz- und die Longinus-Legende verschmolzen worden und an welche sich noch eine Unterweltfahrts-Legende (vgl. Christi Niederfahrt zum Hades, Bugge, Studier I 53, 234) angeschlossen, ist durch die finnische Rune von Lemminkäinens Tode bestätigt worden, über die K. Krohn, S. 83—112 eingehend gehandelt hat. Den wesentlichen Inhalt gibt er S. 112 in folgender Weise wieder:

Der „taugliche Sohn" Gottes [Christus] hat eine Vorahnung von der Todesgefahr, in welche er gerät. Ein blinder Hirt mit Schlapphut, welchen zu bestechen er unterlassen hat, durchbohrt ihn mit einem giftigen Wasserpflanzenstengel und wirft seinen Körper in den Fluß von Tuonela. Aus einer blutenden Bürste errät seine Mutter, die Jungfrau Maria, daß er getötet worden ist, und begibt sich eilig in die Unterwelt, wo sie ihn mit einem Rechen in dem Flusse sucht und findet. Es gelingt ihr aber nicht, ihn wieder zu beleben.

IX. Die Nägel am Kreuze.[1])

A. Die Fliege.

1. Aus Rußland.

Die Fliege gehört nicht zu den unreinen Tieren. Die Juden wollten einen fünften Nagel in den Leib Christi treiben. Die Fliege aber setzte sich ihm auf den Leib. Da dachten die Juden: Da ist ja bereits ein Nagel! und schlugen keinen ein. Dafür ist die Fliege nicht unrein.

Etn. Sbornik VI (Abt. I) S. 126.

2. Aus Estland.

a) Als Jesus ans Kreuz geschlagen wurde, setzte sich eine Fliege auf seinen Körper an die Stelle, wo ein Nagel durchgeschlagen werden sollte. Die Kriegsknechte sahen die Fliege, hielten sie aber für einen Nagel und ließen den Nagel uneingeschlagen. Für diese Wohltat ward der Fliege gewährt, von allem zu kosten, wonach sie je Verlangen hätte.

b) Es war den Kriegsknechten anbefohlen worden, mit fünf Nägeln Christum

1) Auf den Gemälden erscheinen meist die beiden Hände mit je einem Nagel und die übereinander gelegten Füße mit einem Nagel durchbohrt, so daß im Ganzen drei Nägel gebraucht wurden; so auch Nonnus in paraphras. evang. Joan. c. 19, v. 91ff. und der Auctor Christi patientis v. 664. Dagegen ist in den revelationes Brigittae 1, 10; 2, 6; 8, 15 von vier Nägeln die Rede, jedoch so, daß die Füße sich übereinander befinden, und der unterste (der rechte) Fuß mit einem besondern Nagel, also doppelt durchbohrt ist. Ebenso erwähnt Gregor. Turonens. de gloria martyrum I, 6 vier Nägel, jedoch die Füße getrennt. (Aus Hofmann, Leben Jesu.)

ans Kreuz zu schlagen. Die Maus aber und die Fliege hielten Rat miteinander, und die Maus entwendete einen Nagel, welcher durchs Herz geschlagen werden sollte, während die Fliege sich an die Stelle setzte, wo der Nagel hinkommen sollte. Der Aufseher aber hielt die Fliege für den Kopf des Nagels, denn es war finster. Dafür ward der Fliege gestattet, von jedem Tisch zu essen und jede Speise zu berühren. Die Maus aber bekam die Erlaubnis, auch in der Erde zu leben, um den Feinden und Verfolgern entrinnen zu können.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

B. Die Distel.

Aus Estland.

a) Als die Kriegsknechte Jesus ans Kreuz schlugen, vermißten sie den größten Nagel, den sie durch die Brust hatten schlagen wollen. Diesen Nagel hatte Maria, die Mutter Jesu, die mit Johannes dabei gestanden hatte, aus Mitleid entwendet und in die Erde versteckt. Als die Kriegsknechte den Nagel suchten und nicht finden konnten, ließen sie Jesus gleich den anderen Übeltätern ohne Brustnagel. An der Stelle, wo Maria den Nagel in die Erde gesteckt hatte, wuchs eine Distel hervor (Karnohakas = langstachelige Distel [Cirsium lanceolatum Scop.], auch Ochsenzunge [Anchusa officin. L.]). Von Golgatha aus verbreitete sich diese Distel über die ganze Erde.

b) Als Jesus nach Golgatha geführt wurde, da hatten die Kriegsknechte auch einen größeren Nagel mitgenommen, den sie Jesus durch die Brust schlagen wollten. Den Jüngern gelang es, diesen Nagel zu entwenden, und damit er nicht bei ihnen gefunden und sie vielleicht zu einem ähnlichen Tode verurteilt würden, verbargen sie den Nagel, indem sie ihn in die Erde steckten. Als die Kriegsknechte die Hände und Füße schon angenagelt hatten, suchten sie den Brustnagel und fanden ihn nicht. Eine große Fliege aber kam und setzte sich auf Jesu Brust. Die Kriegsknechten sahen die Fliege und meinten, das sei der Nagel, der schon eingeschlagen sei, und suchten nicht weiter. — An der Stelle aber, wo die Jünger den Nagel in die Erde gesteckt hatten, wuchs eine Distel (Ochsenzunge = Anchusa officinalis L.), die so scharfe Dornen hat, daß man sie mit der bloßen Hand nicht anfassen kann.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

C. Die Kröte.

Aus Estland.

a) Vor Zeiten hatten alle Vögel und sonstigen Tiere ihre Sprache, die auch von den Menschen verstanden wurde. — Als Christus am Kreuze hing, kam die Kröte herbei und machte darauf aufmerksam, daß die rechte Hand Christi noch frei und nicht angenagelt sei; das war von den Kriegsknechten übersehen worden. Und die Hand wurde angenagelt. Daher wird die Kröte, wenn sie den Menschen in den Weg kommt, von diesen mit einem spitzen Gegenstande durchbohrt und hoch zum Trocknen aufgestellt.

Aus dem handschriftl. Nachlaß von Dr. J. Hurt.

b) Die Kröte ist eine Tochter des Teufels, und man kann sie nur töten durch Spießen auf eine Stange. — Sie lebt im Schmutz, weil sie, als ein Nagel vom Kreuze des Erlösers herabfiel, ausrief: „Der Nagel ist in den Kot gefallen."

Wiedemann, Aus d. inn. u. äuß. Leben der Esten. S. 454.

D. Der Krebs.

Aus Bulgarien.

Die Juden hatten, um den Herrn zu kreuzigen, fünf Nägel zubereitet; vier für die Hände und Füße und einen für das Herz. Man hatte sie auf die Erde gelegt. Aber ein Krebs kam aus dem Wasser, erwischte einen Nagel und trug ihn ins Wasser. Darum segnete Gott den Krebs, und man ißt ihn in der Fastenzeit.

Schischmanoff Nr. 53.

E. Die Spinne.

Aus Galizien (Rutenisch).

Die Juden wollten Christum mit vier Nägeln kreuzigen, auch die Füße auseinander, aber ein Engel stahl den vierten Nagel. Eine Spinne bedeckte seine Schamteile mit ihrem Gewebe.

Zbirnyk 13, Nr. 132. Über die Spinne am Kreuze s. unten S. 225.

F. Sperling und Schwalbe.

Siehe unten Seite 222f.

G. Menschen.

1. Aus Bulgarien.

Als sie Christus kreuzigten, da riefen sie einen Meister herbei, damit er das Kreuz verfertige, und auch einen Ägypter (Zigeuner), damit er vier Nägel mache, womit sie Christum ans Kreuz nageln könnten. Weder der Meister noch der Ägypter machte dagegen eine Einwendung, trotzdem sie wußten, daß man Christum kreuzigen wolle. Der Meister verfertigte das Kreuz, so wie es ihm die Juden befohlen hatten, und der Ägypter schmiedete fünf statt vier Nägel. „Warum hast du fünf Nägel gemacht?“ fragten die Israeliten, „wir haben dir nur vier angesagt, zwei für die Hände, zwei für die Füße.“ „Ja, so habt ihr es angesagt,“ meinte der Ägypter, „aber ich dachte bei mir anders und machte auch einen fürs Herz.“ „Du hast es dir gut ausgedacht,“ versetzten die Israeliten. Als sie dies sprachen, hörte ihre Worte ein Schafhirt, der in der Nähe stand; ihm tat es gar leid um Christum, und damit sie ihm den Nagel nicht durch das Herz schlügen, stahl er ihn. Als nun die Juden den Nagel fürs Herz nehmen wollten, da war dieser nicht mehr vorhanden. Die Israeliten meinten, daß ihn einer der Umstehenden genommen habe, und gaben den Soldaten den Befehl, alle der Reihe nach zu durchsuchen, und bei wem der Nagel gefunden würde, dem solle er durchs Herz geschlagen werden. Als der Schafhirt dies hörte, da war er ganz hin vor Angst, und da gab ihm im letzten Augenblicke Gott den Gedanken ein, den Nagel hinabzuschlucken, damit ihn die Israeliten nicht fänden. Und im letzten Augenblick verschluckte er ihn, und er blieb ihm am Ende der Gurgel stecken. Deshalb haben viele Menschen am Ende der Gurgel den Nagel (Adamsapfel), weil sie eben von diesem Hirten abstammen . . . Der Ägypter wurde verflucht, daß er stets nur Nägel mache, und bevor er bitte und bettele, nichts zu essen bekomme. Auch der Meister, der das Kreuz verfertigte, wurde verflucht, daß er nie reich werden solle, darum gibt es bei diesem Handwerk keinen reichen Meister . . .

Strauß, Die Bulgaren S. 82f.

2. Aus Galizien (kleinrussisch).

a) Als Christus gekreuzigt wurde, brachte der Zigeuner vier Nägel und sagte, sie werden alle zu gebrauchen sein. Doch wurden nur drei gebraucht. Christus

aber verfluchte den Zigeuner, er solle ebenso unbrauchbar wie dieser vierte Nagel umherirren.

Zbirnyk 13, Nr. 131.

b) Der Zimmermann wird nie reich, weil er das Kreuz Christi gemacht hat; dagegen ist der Schmied gesegnet, weil er einen Nagel stahl.

Zbirnyk 13, Nr. 134.

3. Aus dem Gouvernement Jekaterinoslav (kleinrussisch).

Die Juden wagten selbst nicht, als sie Jesum kreuzigten, ihn mit Nägeln anzunageln, sondern stellten einen Zigeuner dazu an, fünf Nägel einzuschlagen. Der Zigeuner aber schlug nur vier Nägel ein und schwur, daß er nur auf vier Nägel aufgenommen wäre. Seitdem erlaubt es Gott den Zigeunern, an den Jahrmärkten falsch zu schwören.

Polivka, Arch. f. slav. Phil. 19, S. 263 nach Manžura im Sbornik Charkovsk. ist-fil. obščestva 6, S. 184.

4. Aus dem Gouv. Bessarabien.

Die Mutter Gottes geht ihren Sohn suchen, trifft einen Zigeuner und fragt ihn, ob er Jesus gesehen habe. Jener bejaht und erzählt, daß die Juden Jesum gekreuzigt und von ihm, dem Zigeuner, für gutes Geld die Nägel gekauft hätten. Vier Stück hätten sie nur gewollt, er aber habe ihnen als Dank für die gute Bezahlung fünf gegeben, und als für den letzten kein Platz mehr gewesen wäre, da habe er sie auf den Gedanken gebracht, den fünften Nagel Christus in die Seite zu stoßen. Die Mutter Gottes verflucht den Zigeuner — und seit der Zeit ist er schwarz und zum Sklaven geworden, beschäftigt sich mit dem Schmiedehandwerk und wird von allen verachtet.

Jubilejnyj Sbornik v čest' Millera izdan. pod. redak. W. A. Jančuka 95.

5. Aus der Lausitz (Wendisch).

Als die rohen Kriegsknechte Christum zur Richtstätte führten, wollten sie ihn hier erst, wie es damals Sitte war, „sperrbeinig" ans Kreuz schlagen; nur ein zuschauender Ägypter, oder wie wir sie jetzt nennen, „Zigeuner", hatte Erbarmen und praktizierte durch seine geheime Kunst einen der vier Nägel aus dem Korbe. Das gewahrte Christus und rief dem Wohltäter zu: „Ich weiß, was du jetzt für mich getan, und zum Lohne dafür soll deine Kunst in deinem Stamm sich bis an den jüngsten Tag forterben."

Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 47 f.

6. Aus Estland.

Als Jesus gekreuzigt werden sollte, wollte man ihm auch durchs Herz einen Nagel schlagen. Aber sie wußten nicht, wie dieser Nagel sein müßte. Der Baumeister machte aus Holz einen Probenagel, wonach der Schmied einen eisernen anfertigte. Bevor sie den Nagel einschlagen konnten, wurde er von irgend jemand gestohlen, und durch das Herz Jesu ward kein Nagel geschlagen.

Deshalb ist man gegen die Diebe nachsichtiger als gegen die Baumeister.

7. Aus den Niederlanden.

Als der Heiland gekreuzigt wurde, fehlte es an einem Nagel, um seine Hände zu befestigen. Sie suchten und suchten, aber nirgends war einer zu finden. Da kam just ein Weber vorbei. Als er sieht, wie das Werk nicht von statten geht,

läuft er nach Hause, holt einen großen Nagel und bringt den herbei. Als Jesus nun an seinem Kreuze hing, wandte er sich zu dem Weber und sagte: „Weber! Weber! Was hast du getan! Du sollst fürder nicht glücklich sein auf Erden!“ Und seitdem ist der Weber der unglücklichste der Menschen.

Joos, Vertelsels 1, 35 Nr. 16 = Teirlinck, Folklore flamand p. 30.

X. Die Vögel am Kreuze.

A. Der Kreuzschnabel.

Der Kreuzschnabel ist ein heiliges Tier. Als Christus am Kreuze hing, versuchte der Kreuzschnabel, die Nägel aus seinen Händen und Füßen zu ziehen und ihn vom Kreuze loszumachen. Dabei hat sich der Schnabel verbogen. (Nach einer Variante kamen zwei Kreuzschnäbel und wollten die Nägel aus den Wunden des Herrn ziehen, einer den linken, der andere den rechten. Sie brachten die Nägel aber nicht heraus und krümmten sich daran die Schnäbel. Deswegen gibt es zweierlei Kreuzschnäbel. Bei den einen stehen die Schnäbel links, bei den andern rechts übereinander.)

Frischbier, Altpreuß. Monatsschr. 22, S. 280. Zingerle, Sitten, Bräuche u. Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., 1871, S. 83. Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl., S. 178. Vonbun, Beitr. 111. Reusch, Sagen des preuß. Samlandes, 2. Aufl., 1863, S. 39. Pröhle, Harzbilder, 1855, S. 87. Panzer, Beitr. z. deutsch. Mythol. 2 (1855), S. 171, aus der Oberpfalz. Mitt. d. Vereins f. schles. Volksk. 2, 48. Grohmann, Abergl. u. Gebr. Nr. 524 = Krolmus 1, 160 (nordbömisch). Zbiór wiad. do antrop. Kraj. 5, 142, Nr. 37. Poetisch bearbeitet in einem lateinischen Gedicht in Schwenckfelds Theriotropheum Silesiae, Lignicii 1603, p. 253f. (nach Swainson, Folklore of British Birds p. 68); ferner von Longfellow und Rückert (Abt. Märchen, Jugend- und Heimatgedichte.)

Erweiterung in Steiermark.

Als der Herr Jesus gekreuzigt wurde, trauerten alle Vögel. Auch Gimpel und Krummschnabel legten ihr Leid an den Tag. Sie setzten sich auf das Kreuz und versuchten mit den Schnäbeln die Nägel herauszuziehen. Im Eifer aber bogen die einen sich hierbei den Schnabel krumm, während die Gimpel sich ihn stumpf hieben; zugleich bespritzten sich diese Brust und Leib mit rotem Blut.

Baumgarten I, S. 91.

B. Das Rotkehlchen.

1. Aus den Niederlanden.

Als Jesus voll Pein und Schmerz am Kreuze hing, sah er nicht weit davon ein kleines Vöglein im Walde. Das trauerte am Rande seines Nestes, und bittere Tränen rannen ihm aus den Augen, als es die scharfen stacheligen Dornen sah, die das Haupt unseres lieben Heilandes durchbohrten. „Niemand,“ sagte es zu sich, „niemand kommt, sein Leiden zu lindern. So will ich ihn zu trösten suchen.“ Es fliegt zum Kreuze, und es glückt ihm, einen Dorn aus dem Haupte zu lösen. Zur selben Zeit aber springt ein Blutstropfen auf des Vögleins Brust. Und Jesus sprach: „Zum ewigen Gedächtnis, liebes Vöglein, sollst du und deine Nachkommen dies rote Fleckchen auf der Brust behalten, und die Menschen sollen Euch Rotkehlchen nennen“.

Joos, Vertelsels 1, Nr. 20 (niedl. roodborstje). Bei Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels 57, fällt ein Tropfen vom Blut des sterbenden Christus auf das R., als es mitleidig am Fuß des Kreuzes sitzt; in einer Var. netzt es ein Blutstrahl aus der von der Lanze durchstochenen Seite. — Parallelen zur Hauptform der Sage: Ons Volksleven 9, 176 Sébillot, Folklore 3, 157. = J. Lecœur, Esquisses du Bocage normand 1, 248, A. Orain,

Le Folklore de l'Ille-et-Vilaine 2, 69, Dyer, English Folklore S. 66, Swainson, Folklore of british birds p. 15 (= C. Barbé, La Bretagne p. 361, Le Foyer breton 1, 107, Gubernatis, Mythologie des plantes 1, 130), Sloet, de Dieren in het Volksgeloof 219 erwähnt ein Volkslied aus der Bretagne), Notes and Queries 5. ser. 4, 96 („Sage der griechischen Kirche").

2. Wallonische Variante.

Die Stunde des Leidens war da. Von Schmähungen erschöpft, unter seinem Kreuz gebeugt, wankte Jesus langsam zum Calvarienberge. Alle kleinen Vögel nähern sich ihm und stoßen Schmerzensrufe aus. Man kommt an dem Ort der Qual an, die Soldaten reißen dem Opfer die Kleider ab, die Vögel flattern um ihn und suchen die Henker zu verjagen. Diese vertreiben sie mit Steinen. Das Kreuz erhebt sich, die Vögel stoßen Klagerufe aus. Plötzlich durchbohrt eine Eisenspitze Jesu Seite, das Blut fließt, und die Vögel beeilen sich, es zu stillen. Sie kommen nicht dazu, und des Kampfes müde weinen sie.

Jesus ist tot. Aber die Vöglein haben an ihrer Kehle ein blutrotes Zeichen bewahrt, das ihre ganze Schönheit ist.

Wallonia 2, 207, vgl. Sébillot légendes chrétiennes 20, III und Folklore 3, 157.

3. Aus Malta. Übertragung auf den Dompfaff.

a) Als Christus am Kreuze hing, kam der Dompfaff herbei. Er war in der Ferne gewesen und hatte von der Leidensgeschichte des Herrn nichts erfahren. Jetzt wurde er von unsäglicher Trauer erfüllt. Klagend machte er sich daran, die großen Nägel zu lösen, mußte aber davon ablassen, weil ihm die Kraft fehlte. Aber da er auf jeden Fall seine Liebe bezeigen wollte, stellte er sich auf den Kopf des Heilands und begann an der Dornenkrone zu zerren. Aber auch diese Mühe war vergebens, da das Schnäblein wenig Kraft hatte. So sagte er: „Kann ich nicht helfen, so kann ich doch lindern!" und stemmte sein Oberköpfchen so an den großen Dorn, der dem Heiland die Zunge durchbohrte, daß er sich lockerte und nicht weiter dringen konnte. Davon färbte sich sein weißes Häubchen rot, und er trägt es bis auf den heutigen Tag.

Mitt. von Frl. B. Ilg.

4. Baskische Parallele.

Einmal fiel ein kleines Stück Strohhalm in das Auge der Jungfrau Maria. Das Rotkehlchen, das auf einem Busch in der Nähe saß, sah ihre Tränen. Was tat es? Es flog sogleich zu seiner Freundin, der Schwalbe, und dann holte es in seinem Schnabel klares Wasser aus einem nahen Fluß, kam mit der Schwalbe zurück und ließ sich auf dem Gesicht der Maria nieder. Während nun das Rotkehlchen vorsichtig das Wasser in das Auge tröpfelte, fuhr die Schwalbe sanft mit ihrem Flügel unter das Augenlid und entfernte den Strohhalm.

Swainson, Folk Lore of British Birds, p. 15.

C. Elster und Rotkehlchen.

Das Verhalten des Rotkehlchens wird durch den Gegensatz der mitleidlosen Elster in folgenden Varianten hervorgehoben:

1. Aus Frankreich.

Als der Heiland am Kreuze hing, kamen zwei Vögel geflogen und setzten sich darauf. Der eine war eine Elster, die damals der allerschönste Vogel war. Sie hatte eine Federkrone auf dem Kopf und einen Schwanz, der war so schön wie der des Pfauen. Doch war sie leider so böse wie schön und wagte es, Christus

am Kreuz zu verspotten. Der andere Vogel war klein und hatte ein graues Federkleid an, er näherte sich schüchtern dem Gekreuzigten und stieß einige klagende Laute aus, mit seinen Flügeln wischte er die Tränen ab, die aus den Augen des Heilands fielen, und mit seinem Schnabel zog er die Dornen heraus, die auf des Heilands Stirn drückten. Da fiel von der Stirn ein Blutstropfen auf die Kehle des Vögleins und färbte für immer sein bescheidenes Federkleid. „Sei gesegnet," sagte Christus zu ihm, „weil du Mitleid hast mit meinen Schmerzen. Wo du hingehst, wird dich Glück und Freude begleiten. Deine Eier sollen die Farbe des Himmels haben, und du wirst der Gottesvogel, der Überbringer freudiger Nachrichten sein. Du aber", wandte er sich an die Elster, „wirst ein verwünschter Vogel sein. Die Federkrone und die schönen Farben, mit denen du dich brüstest, und die du doch nicht verdienst, sollst du verlieren. Dein Gefieder soll die Farbe der Trauers und des Unglücks zeigen. Geh, schlechter Vogel, so sehr du dich mühst, so wird doch der Regen vom Himmel stets dein Nest durchnässen."

Rolland, Faune pop. 2, 263: Aus der Bretagne (Chasse illustré, 30. Dez. 1872). Vgl. Sébillot, Folklore 3, 172. Orain, Le Folkl. de l'Ille-et-Villaine 2, 68 = Sébillot, Folkl. 3 170.

2. Wallonische und französische Variante.

Während das Rotkehlchen die Wunde an Jesu Seite zu schließen sucht, schwatzte die Elster: rac, rac, rac! denn sie sah vorher, daß es nichts erreichen würde. Seitdem kann sie weiter nichts sagen und ist ein verwünschter Vogel: ihre Begegnung bringt Unglück. Ihr einst glänzender Schmuck ist stumpf und gemein geworden. Es ist ihr verboten, ihr Nest unter dem Laube zu bauen, und da sie die Gabe wohlzutun verloren hat, bleibt sie den vier Winden ausgesetzt und wird beim geringsten Regen vom Himmelswasser durchnäßt.

Wallonia II, 207. Vgl. Sébillot, petites légendes chrétiennes p. 20 (Basse-Bretagne), Rolland, faune pop. 2, 264 (Saintonge). Orain, Le Folklore de l'Ille-et-Vilaine 2, 69—70. Sébillot, Folklore 3, 158 u. 161.

3. Aus Schottland.

Elster und Rotkehlchen am Kreuz, die Elster unbarmherzig, das Rotkehlchen gut, die Elster war schön und sang schön, Rotkehlchen beides nicht Die Elster wurde häßlich und stimmlos, das Rotkehlchen schön.

Calcutta Review 1901 July-Oct. p. 72.

4. Aus England.

Nach der Kreuzigung legte die Elster nicht tiefe Trauer an, wie die anderen Vögel es taten. Ihre Strafe dafür ist, daß sie sich neunmal von einem Zweig herabhängen muß, ehe sie ein Ei legen kann.

Swainson, Folklore of British Birds, p. 77.

D. Die Schwalbe.

1. Wallonische und französische Sage.

Die Schwalbe kam, um die Dornen, die Jesu Stirn zerrissen, nacheinander in ihrem Schnabel wegzutragen. Auch ist sie wohlwollend geblieben. Sie bringt Glück den Einwohnern des Ortes, wo sie sich ihr Nest baut. Im Dorfe würde der, welcher ein Schwalbennest zerstört, als Tempelschänder gelten, und man glaubt, daß er sich unfehlbar die Strafe des Himmels zuziehen würde.

Wallonia 2, 208 und J.-M. Noguès, Mœurs d'autrefois en Saintonge 66, vgl. Sébillot, Folklore 3, 168. Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 56 Anm. 2.

2. Bretonisch.

Die Schwalbe zog Dornen aus Christi Krone, die scharfen Dornen verwundeten sie, daher die rote Brust.

Swainson, Folklore of British Birds, p. 53.

3. Spanisch.

Die Schwalben folgten dem Heiland zugleich mit den heiligen Frauen auf den Calvarienberg und waren ebenso untröstlich wie jene. Dann holten sie die Stacheln aus der Dornenkrone, und als Jesus gestorben war, trauerten sie um ihn und nahmen ein schwarzes Gewand an, das sie nie wieder ablegten.

Caballero, cuentos, orac., adivinas, Madrid 1877, p. 227.

4. Slowenisch.

Als Christus im Sterben war, saß eine Schwalbe auf seinem Kreuze und tröstete den Heiland durch ihr Gezwitscher; darum dürfen Schwalben sich auch während des Meßopfers auf den Altar setzen, ohne verjagt zu werden; sie sollen nicht getötet, ihre Nester nicht zerstört werden.

Zeitschr. f. öst. Volksk. 4, 1898, S. 152.

E. Schwalbe, Kiebitz, Storch.

1. Aus Dänemark und Norwegen.

Drei Vögel kamen um die sechste Stunde nach Golgatha. Zuerst der Kiebitz. Er flog ums Kreuz und schrie: „pin ham! pin ham! (peinigt ihn!)." Darum ist er verflucht auf ewig, findet nimmer Ruh noch Rast, und seine Eier werden geraubt. Der Storch jammerte: „styrk ham! styrk ham! (stärkt ihn!)." Darum ist er gesegnet und überall willkommen. Die Schwalbe flehte: „sval ham! sval ham! (labet ihn!)." Darum wird sie von allen geliebt und baut sicher bei Menschen ihr Nest.

Schrader, Wundergarten der deutschen Sprache S. 122. Vgl. Menzel 2, 418 aus „Gesellschafter" 1832, S. 943; Swainson, British Birds p. 185. Norwegisch: ebenda S. 53, auch Folklore Journal 7, 55.

Die Schwalbe gilt aber in andern Sagen als verflucht.[1])

2. Niederländische Sage.

Früher konnten die Schwalben schön singen, und sie fanden ihre Nahrung auf der Erde. Als Christus in Todesqual auf dem Calvarienberg war, setzten sich ein paar Schwalben auf die Kreuzesarme und hörten nicht auf zu singen. Die Schmerzen des Sterbenden waren so heftig, daß er den Gesang nicht ertragen konnte, und er sagte zu den Schwalben: Weil ihr mich belästigt mit eurem Singen, sollt ihr von nun an nur zwitschern können, auch wird euch die Erde keine Nahrung mehr geben.

Seitdem können die Schwalben nicht mehr singen und müssen ihre Nahrung im Fluge ergreifen.

A. de Cock, Revue des trad. pop. 10, 302 = Vlaamsche Vertelsels S. 56; vgl. Joos, Vertelsels 1, Nr. 18 (im wesentlichen gleichlautend, nur belästigt dort eine Schwalbe den Erlöser durch ihr lustiges Lied).

1) Vgl. hierzu Tractat Chullin, fol. 65a (= Wünsche, babylon. Talmud S. 95): R. Simeon ben Eleasar sagt: Jeder Vogel, der in der Luft die Beute erschnappt, ist unrein. — Zbiór wiad. 7, 114, nr. 23: Weil die Schwalbe die Bienen fraß, welche Wachs zu Kirchenlichtern bereiten, gab ihr Jesus ein nur zweijähriges Leben. Nach diesem gehen sie ins Wasser und finden dort ihr Ende.

3. Aus Tirol.

Als unser Heiland am Kreuze hing, trauerte die ganze Natur. Die Vögel schwiegen, die Bäume zitterten, die Erde tat sich auf, und die Sonne wurde verfinstert. Da hörte Jesus plötzlich ein fröhliches Zwitschern und erblickte ein paar Schwalben auf einem Baume, die miteinander um die Wette sangen. Darob wurde unser Herr höchlich erzürnt, und er sprach den Fluch über die leichtsinnigen Vögel aus.

Deshalb wird man nie mehr eine Schwalbe auf etwas Grünem sitzen sehen, sondern sie hüpfen den ganzen Tag auf kotigen Wegen herum, um ihrer Beute nachzujagen, wobei sie fast immer schnattern.

Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl., S. 178.

F. Der Sperling.

1. Aus Rumänien.

Früher waren die Sperlinge viel größer, als sie jetzt sind; daß sie so klein geworden sind, kam aber so:

Als Christus am Kreuze hing, flogen Sperlinge um ihn herum und zwitscherten: „Jivivu, jivivu“ = er lebt, er ist lebendig!“

Wie nun die Sperlinge Jesus nicht in Ruhe sterben ließen, verfluchte er sie und sagte: „Möget ihr ganz klein werden, euch nur von Brosamen am Wege nähren, mögen euch die Kinder mit Netzen und die Reisenden mit Peitschen töten!“

Und so ist es von da an geworden.

Revue des trad. pop. 8, 602 aus Marianu, Ornitologia pop. rom.

2. Aus Rußland.

a) Als die Juden Christus gekreuzigt hatten und ihn begraben wollten, setzte sich der Spatz aufs Kreuz und rief: „živ! živ!“ (er lebt, er lebt!) Infolgedessen wurde die Bestattung verlegt. Da verwirrte Gott dem Spatz zur Strafe die Füße, und seit der Zeit hüpfen die Spatzen.

W. N. Jastrebow. Mat. po ethn. Nowoross. kraja p. 17. Vgl. Čubinskij, Trudy 1, 59—60.

b) Als Christus am Kreuze hing, rief er: „živ!“ (er lebt!) Dafür ist er verurteilt, immer zu hüpfen und zu rufen: „živ! živ!“

Ethnograf. Sbornik 6 (1864) Abt. 1, S. 124.

G. Sperling und Schwalbe.

1. Sage der Kosaken im Terekgebiet.

[Als Christus gekreuzigt werden sollte, fehlten seinen Henkern die Nägel.] Da rief einer der Pharisäer, der sich mit Zauberei und Hexenkunst beschäftigte, die Vögel an, die ihm gehorsam waren und seinen Ruf verstanden. Und es flog herbei zu ihm eine große Menge Vögel: da waren Adler, Weihen, Falken, der Kuckuck, die Nachtigall und die Schwalbe, Sperlinge und viele andere. Und da sagte der Hexenmeister zu ihnen, sie möchten schneller als der Wind zur Stadt fliegen in die Schmieden, Nägel mit sich nehmen und so rasch wie möglich zurückkehren. Alle Vögel weigerten sich, diesen Befehl zu erfüllen, und flogen nach allen Seiten davon, nur die Sperlinge gehorchten dem Pharisäer, flogen in die Stadt und brachten Nägel mit sich. Da ergriffen die Henker Christum und kreuzigten ihn. Als aber Christus die Augen schloß und seinen Geist aufgab, flogen die Sperlinge

zum Pharisäer, dem Zauberer, und zwitscherten ihm ins Ohr: „živ, živ!“ (er lebt! er lebt!); dadurch taten sie ihm kund, daß Christus noch nicht gestorben wäre. Der Pharisäer befahl darauf einem Krieger, mit dem Speer die Seite des Herrn zu durchbohren. Alsdann verließ der Pharisäer die Stätte, und mit ihm flogen die Sperlinge davon. Nun kamen die Schwalben, setzten sich auf das Kreuz Christi und sangen klagend, den Tod Christi beweinend. Und später, als Christus in die Höhle zur Beisetzung getragen wurde, flatterten sie hinterher und sangen voller Jammer. Darnach aber, bei der Auferstehung, flogen die Schwalben frohlockend umher und verkündeten als erste der Mutter Gottes vom freudigen Geschehnis. Und bei der Himmelfahrt sagte Christus zu den ihn begleitenden Schwalben: „Dafür, daß ihr mich liebt, werden auch die Menschen euch lieben. Und ich werde euch ein sanftes, stilles Wesen verleihen, und niemand von den Menschen wird euch gram sein.“ Die Sperlinge aber verfluchte er: „Über die ganze Erde sollt ihr euch zerstreuen, wie sich auch meine Peiniger auf ihr zerstreuen werden. Und ihr werdet den Menschen Schaden zufügen, die aber werden euch hassen und ausrotten wollen.“

Sbornik materialov dlja opisanija městnostej i plemen kavkaza 34, 2, 1 f.

2. Russische Variante.

Vor der Kreuzigung Jesu trugen die Schwalben die Nägel fort, die für die Henker hingelegt worden waren, aber die Sperlinge brachten sie wieder. Und als der Herr am Kreuze hing, riefen die Sperlinge immerfort voll böser Absicht: „žif! žif!“ das heißt: er lebt, er lebt, um seine Peiniger zu neuen Grausamkeiten anzustacheln. Dagegen riefen die Schwalben: „Umer, umer!“ er ist tot, er ist tot, damit man ihn nicht länger quäle. Darum ist es eine Sünde, eine Schwalbe zu töten, und ihr Nest bringt einem Hause Glück. Aber der Sperling ist ein unwillkommener Gast, und wenn er in die Hütte kommt, so ist er ein Vorbote des Unglücks. Zur Strafe für seine Sünden sind seine Füße durch unsichtbare Ketten miteinander verbunden, und darum kann er nur hüpfen, aber nicht laufen.

Ralston, Russian Folktales 331 = Afanasiev, narodn. russk. legendy 13. Vgl. Dragomanov Nr. 28. 29. Šejn, Materiali Nr. 119 (aus Jekaterinoslav).

G. Sperling und Krähe.

Aus Galizien (rutenisch).

Die Krähe ist sehr erpicht auf Menschenfleisch und Viehaas. Als die Juden Christum kreuzigten, beklagten alle Vögel Christi Qualen, nur die Spatzen kamen aufs Kreuz geflogen, saßen auf dem Querpfahl und riefen lachend: „živ, živ!“ (er lebt, er lebt!). Die Krähe aber wollte wieder Blut trinken, welches aus Christi Wunde zur Erde tropfte; darum auch hat sie solch blutbefleckten Unterschnabel, den wohl eine jede Krähe hat bis zu dieser Stunde. Denn Gott hat diesen Vogel verflucht.

Zbirnyk 12, S. 117, Nr. 135.

J. Lerche.

Aus Polen.

Die dreijährige Lerche, die im Polnischen einen besonderen Namen, nämlich Cierpiatka führt, ist deshalb so genannt, weil sie, während Christus am Kreuze hing, ihn umflatterte und rief: „cierpi, cierpi“, d. h. dulde, dulde!

Nach Zbiór wiad. d. anthrop. kraj. 9, 71 Nr. 6.

K. Lerche und Krähe (Schwalbe, Rabe).

1. Aus Bayern.

Alle Vögel waren betrübt über den großen Durst unseres Herrn. Die Lerchen wollten ihm Wasser zutragen. Zum Lohne erhielten sie den hohen Flug und den schönen Gesang. Denn vorzeiten konnten sie nicht so hoch sich emporschwingen und auch nicht so herrlich singen. Die Krähen dagegen blieben ungerührt. Darum müssen sie in dem heißesten Monat August Durst leiden, die Schnäbel aufreißen, können aber nicht trinken.

Panzer, Bayerische Sagen und Gebräuche = Beitrag zur deutschen Mythologie 2 (1855), S. 171 (aus Königstein).

2. Aus Luxemburg.

Die Lerchen brachten klares Brunnenwasser, die Schwalben Mistpfuhl. Letztere sind den Kindern verhaßt, und ihre Berührung ist giftig. Wer aber eine Lerche tötet, kommt in die Hölle.

Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, S. 465.

3. Aus Malta.

Als Christus am Kreuze litt, kam die Wiesenlerche und setzte sich hin an den Fuß des Kreuzes, ohne sich zu regen und ohne einen Ton von sich zu geben. Das Leiden des Herrn hatte sie nämlich stumm gemacht und ihr die Flüglein gelähmt. Da kam der Rabe herbei, flog aus purer Neugierde einige Male um das Kreuz und sagte dann zu ihr: „Du machst dich ja durch deine Geschäftigkeit unentbehrlich! Wie nett, daß du so große Vorliebe für Leichname hast! Mein Geschmack sind sie nicht!“ Aber der leidende Heiland erhob seine arme Stimme und sagte: „Deine Speise holst du dir hinfür von den verwesenden Leichnamen, deine Stimme aber verliere Schmelz und werde zum abstoßenden Gekrächze, du mitleidsloser Rabe, du Schwarzkittel! — Deine Stimme aber, o Lerche, schwelle an, je höher dich deine Flüglein tragen, und deine Augen blicken täglich in das Paradies hinein. Nur dich soll dein Flug bis zu den Sternen tragen!“ Seitdem ist die Lerche ein gesegneter Vogel, während der Rabe ein schwarzes Kleid trägt, da er stets mit den verwesenden Leichnamen zu tun hat.

Frdl. Mitt. von Frl. Bertha Ilg.

L. Taube.

1. Aus Schweden.

Die Turteltaube setzte sich auf einen nahen Baum und seufzte: „Kurrie! Kurrie!“ was soviel bedeutet als das griechische Kyrie: Herr! Seitdem ist sie nicht mehr froh und ruft immer: Kurrie.

Afzelius, Schwed. Volkssagen übers. von Ungewitter 3, 243; Folklore Journal 7, 55. Zu diesem Rufe vgl. flg. Parallele aus dem Talmud:

Chulin 139b berichtet über die Tauben, die der König Herodes sich hielt: „Ich sah, erzählte jemand, von diesen Tauben 16 Reihen, je eine Meile lang, und sie riefen *κύριε*, *κύριε*, Herr, Herr. Da war eine einzige Taube unter ihnen, welche „Mein Herr ein Diener!“ rief, weshalb die Diener des Herodes sie ergriffen und töteten.

Lewysohn, Zoologie des Talmuds 1858, S. 25.

2. Aus Belgien (Wallonisch).

Die Turteltaube hat den Schmerzensschrei bewahrt, den sie ausstieß, als sie auf einem der Arme des Kreuzes des Erlösers saß. Und dennoch ist sie Dank der himmlischen Gunst immer glücklich, von den Menschen mehr geliebt als jeder andere Vogel, denn sie ist sanft und gut.

Wallonia 2, 207.

3. Aus Posen.

Es flog eine Taube am Kreuze vorbei, und aus Mitleid mit dem Dulder zerfloß ihr die Galle. Seit dieser Zeit haben die Tauben keine Galle mehr.

Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen S. 169. — Alter Aberglaube, vgl. z. B. Walther v. d. Vogelw. 19, 13 Lachm.

M. Der Würger.

Der Würger (la pie-grièche) brachte die Dornen herbei, mit denen Jesus gekrönt wurde. Das Ei des Würgers trägt an seinem breiten Ende den deutlichen Abdruck einer Krone.

Laisnel de la Salle, Le Berry 2, 291. Vgl. Sébillot, Folklore 3, 168.

XI. Insekten. Kornwurm. Frösche. Fische.

A. Die Spinne.

1. Aus Frankreich (?)

Als Jesus auf dem Kalvarienberge mit dem Tode rang, sah eine Spinne seine Glieder mit Fliegen bedeckt, erbarmte sich seiner Qualen und ging daran, ein Netz um seine schmerzenden Füße zu ziehen. Nach dieser guten Tat zieht sich die mitleidige Spinne an das Ende eines Fadens zurück. Aber wie sie sich entfernt, zeichnet sich plötzlich der Schatten des Kreuzes auf ihrem Körper ab, so weiß wie eine Lilie, und die Gartenspinne hat ein solches immer behalten.

Revue des trad. pop. 9, 165, Nr. 90 (Herkunft nicht mitgeteilt). Vgl. Sepp, Symbolik 5, 135.

2. Grusinische Legende.

Um die Leiden Christi zu erhöhen, raubte ihm die Spinne die Möglichkeit zu sprechen: sie kroch hin und spann ihm den Mund zu, so daß der Heiland während der Zeit, da er am Kreuze litt, nicht reden konnte und schwieg. Darum liebt das Volk die Spinne ebensowenig wie die anderen Insekten, und wo man sie erblickt, wird sie unbedingt getötet.

Sborn. mat. 26, 2, 252.

B. Die Bienen.

Aus Frankreich (Morbihan).

Die Bienen sind aus den Tränen des Heilandes entstanden, die er am Kreuze vergoß; nicht eine fiel zur Erde, sondern alle flogen davon, um im Namen des Herrn den Menschen Süßigkeit zu bringen.

Sébillot, Folklore de France 3, 301.

C. Der Ölkäfer.

Man sagt, daß eine besondere Art des Meloe (= Maiwurm, Ölkäfer) eine Art roter Flüssigkeit aussondert, wenn man auf ihn speit. Die Kinder richten dabei

an ihn eine große Anzahl von Verschen (formulettes). In Castelnaudary erklärt man diese Besonderheit, indem man sagt, er hätte sich mit den Blutstropfen, die vom Kreuze herunterflossen, vollgesoffen. Die Kinder dieser Provinz bedecken das Insekt mit Speichel, bis es seinen roten Tropfen hergibt, und sagen: „Gib das Blut unsres Heilands heraus, oder ich töte dich!“ (Auch mit der Anrede „Johanniskäfer“:

Escarbat de Sant Jan
De nostre Segne rand le sang
Ou te tui, biell mayssant.)

Rolland 3, 345; Sébillot, Folklore de France 3, 302.

Auf heidnische Grundlage dieses Brauches weist der Umstand, daß der Käfer auf der Insel Mors 'des Teufels Reitpferd' (fannens riiheijst) genannt wird; hier ist der Teufel doch wohl an Stelle eines heidnischen Wesens (Donar?) getreten. Vgl. Grimm, Myth.[4] 860. Im Tal von Rimella heißt ein schwarzes Käferchen 'des Bösen Mutter' (Albr. Schott S. 334). Siehe auch Natursagen 1, 199.

D. Der Kornwurm.

Als unser Herr am Kreuze hing, kam langsam der Kornwurm gekrochen, um auch sein Mitleid zu bezeigen. Und das harte Schicksal des armen Heilandes tat ihm wirklich leid, und er hielt lange aus unter dem Kreuze. Zuletzt sprach ihn der Herr an und sagte: „Du möchtest wohl eine Gnade erbitten für dich und deinesgleichen, lieber Wurm?“ worauf dieser es bejahte, da ihm viel daran gelegen war. Der Herr aber sagte: „Ich kann das Korn der Menschen, das eine Gabe Gottes ist, nicht deiner Gefräßigkeit übergeben, aber wir machen es so: das Korn, das am Fest des hl. Kreuzes bearbeitet wird, soll dir zur Beute werden, und der Mensch soll kein Körnchen davon genießen.“ — Seitdem kommen in das Korn, das am Kreuzesfeste geschnitten, umgewendet oder geerntet wird, stets die Würmer, damit die Drohung des Heilandes sich erfülle. — (Viele Malteser sehen streng darauf, daß am genannten Tage weder gekocht, gefegt, noch irgendeine Arbeit verrichtet wird. Die Frauen kämmen ihr Haar nicht, sondern besorgen es den vorhergehenden Abend. „Ein Mann wollte unbeachtet der Tradition am genannten Tage Artischoken säen, und sogleich kamen die Würmer und und fraßen die Saat.“)

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

E. Die Frösche.

Die Frösche haben die Schwänze, die sie früher hatten, deshalb verloren, weil sie beim Tode des Heilands fortfuhren zu quaken.

Sébillot, Folklore 3, 256. Vgl. oben S. 17.

F. Die Fische.

a) Die Fische haben deswegen kaltes Blut und werden auch von vielen Leuten lebendig aufgeschnitten, weil sie bei dem Tode des Herrn im Wasser lustig schnalzten.

(Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie 2, 190. — Oberpfalz.)

b) Nahe bei Christi Kreuz war ein Teich. Als der Heiland starb, streckten die Fische alle ihre Köpfe heraus. Ein Fisch, der dem Kreuze am nächsten war, weinte blutige Tränen. Daher stammen die roten Augen des Fisches Rotauge.

(Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. 2, 344.)

XII. Die Marterwerkzeuge als Denkzeichen.

A. Der Hecht.

Der Hecht hat die Leidenswerkzeuge des Heilandes in seinem Kopfe: Kreuz, Leiter, Hammer, Nägel, Zange, Geißel, Schwamm. Die Juden zogen nämlich den Herrn Jesum, als er das schwere Kreuz trug, durch einen Bach, und da bildeten sich die Leidenswerkzeuge in dem Kopfe dieses Fisches nach.

Baumgarten 1, 111. Grohmann, Abergl. u. Gebräuche Nr. 556. Vgl. Revue des trad. pop. 17, 2, 161. Jahn, Zauber S. 7. Strackerjahn 2, S. 110 Nr. 405, S. 63. Mélusine 4, 474. Monseur, Folklore Wallon S. 10. Zeitschr. f. öst. Volksk. 3, 161 (das Volk des Marchfeldes erkennt im Kopfe des Hechtes das Eccehomobild). Birlinger, Volkstüml. aus Schwaben 1, 254. Schulenburg, wend. Volkssagen u. Gebr. 266. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen 2, 19. Friedrich, Symbolik S. 618. Blätter f. pomm. Vk 8, 185 = Rogasener Familienblatt 1, 56 (Kreuz, Beil, Spieß; „darum kann sich der Teufel zwar in jedes andere Tier, aber niemals in einen Hecht verwandeln").

B. Der Stockfisch.

In und um Wien will man im Gegräte des Stockfisches die Leidenswerkzeuge finden.

Zeitschr. f. öst. Volksk. 3, 161.

Parallelen:

Im Kopfe des Weißlings (gadus merlangus) sieht man die Jungfrau und ihr Kind.

Revue des trad. pop. 17, 161.

In gewissen Knochen im Eberkopfe wollen die Bauern der belgischen Ardennen ein Kreuz erkennen.

Ebenda 16, 152 = Sébillot, Folklore 3,12.

C. Die Eidechse.

Als Christus verlassen am Kreuze hing, kroch die Heggoas (Heckengeiß, Eidechse) herbei, um mit ihrer Zunge das herabtropfende Blut des Erlösers aufzulecken. Zum Danke für diese Teilnahme hat sie ein Gerippe, welches das ganze Leiden Christi, d. h. alle Marterwerkzeuge darstellt: Hammer, Nägel, Leiter, Kreuz, Geißelstock und Dornenkrone.

Vonbun, Sagen aus Vorarlberg S. 122.

D. Die Passionsblume.

Man erzählt, daß, als Christus am Kreuze hing, in den drei Stunden des Todeskampfes ein Tropfen seines hochheiligen Blutes auf ein Pflänzlein gefallen wäre. Dieses verdorrte, aber sein Same verbreitete sich über die Erde, keimte dann und gab die Passionsblume. Diese Blume bietet die Symbole der Passion Christi, d. h. die Apostel, die Dornenkrone, die drei Nägel, mit denen Christus gekreuzigt wurde.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 271. Vgl. Archivio d. trad. pop. 1886, p. 172 und Pitrè, Appunti di botanica bolognese p. 10. — Rolland, Flore pop. 2, p. 156 zitiert Paralipomena Americae fol. 101 (in De Bray, Grands voyages 1625 fol. t. II) „Narrant pleraque omnia instrumenta passionis dominicae in hoc flore conspici qualia sunt clavi, flagellum, columna, corona spinea, lancea." Die weite Verbreitung dieser Auffassung beweisen die bei Rolland aufgeführten Namen der Pflanze.

E. Krautkolben (Arum maculatum).

Das gläubige Volk des Marchfeldes will an den vielnervigen Blättern der Krautkolben die Passionswerkzeuge erkennen.

Zeitschr. f. öst. Volksk. 3, 161.

Ebenso in Schwaben: Birlinger 1, 771, 9.

XIII. Die Himmelsröte.

Aus Malta.

Damit das heilige Blut, das der Herr bei seinem Leiden vergossen hatte, nicht mit unwürdigen Dingen in Berührung komme, sprach Gott: „Fließe zusammen und einige dich auf dem Flecken, den ich dir bestimmen werde.“ Da floß das Blut zusammen, mochte es nun unter dem Kreuze, auf dem Wege, an den Händen der Schergen usw. haften, und kam an die bestimmte Stelle. Das Morgen- und Abendrot ist der Widerschein derselben.

(Als sich während dem Kriege mit Frankreich auf Malta die „aurora boreale“ zeigte, hieß es bei den Maltesern: „Gott stehe uns bei! Das ist das Spiegelbild des französischen Blutes, das ins Meer geflossen ist.“ Oder: „Das ist das Spiegelbild der Blutlachen, die die Deutschen in Frankreich anrichten.“)

Frdl. Mitt. v. Frl. B. Ilg.

XIV. Blutgefärbte Pflanzen.

A. Die Schneckenbohne.

Aus Malta.

Als Christus am Kreuze hing, geschah es, daß die vormals weiße Schneckenbohne sich hinaufrankte, um das Blut aufzusaugen, das von den Füßen des Herrn floß. Dann, um die großen Rißwunden zu schließen und zu kühlen, legte sie sich hinein und schloß die offenen Äderchen. So leistete sie dem Herrn einen Dienst, und so kam es, daß er sagte: „Die Form, welche du in meiner Wunde angenommen hast, soll dir bleiben, auch die blutigen Flecken, die dich jetzt zieren. Du sollst dich so hoch hinaufranken können, wie mein Kreuz es ist. Sei gesegnet!“ Seitdem ist die Blume mit hellen und dunkeln Flecken besät und hat eine Form mit tausend Windungen: so hat sie in der Wunde des Herrn gelegen.

Mitt. von Fräulein Bertha Ilg.

B. Das (durchlöcherte) Johanniskraut (hypericum perforatum).

1. Aus Deutschland.

Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges hatte die Pflanze eine besondere Wichtigkeit erlangt: man sagte, sie wäre aus dem Blute Johannis des Täufers entstanden[1]), oder es wurde gesagt, sie wüchse unter dem Kreuze Christi und hätte von dem herabfließenden Blute desselben ihre Heilkraft und den Namen Jesuwundenkraut, Herrgottsblut, auch wohl Mannsblut erhalten.

Bl. f. pomm. V. 6, 40 (aus Gilow, De planten, S. 1534), vgl. 6, 38. Nach Schiller, Zum Tier- und Kräuterbuch des Mecklenb. Volkes 2, 26 hat das Kraut auch Christi Kreuzblut geheißen. Woeste, Z. der vgl. Sprachk. 4, 223:

„Nach märkischer Volkssage wuchs unter dem Kreuze Christi das gelbblühende

1) So auch bei Sloet, De planten in het Volksgeloof S. 71. — Vgl. Menzel, Gesch. d. deutsch. Dichtung 1, 180: Vom Johannistage an zeigen sich welke Flecken auf den Baumblättern, und das Volk glaubt, es seien Flecken vom Blute des Johannes.

hypericum, welches von dem herabrinnenden Blute des Herrn seinen roten Tropfen, seine Heilkraft und den Namen Hiärguadsblaud erhielt."

2. Aus Norwegen.

Norsk Hist. Tidskrift 2 Rœkke 3, 166.

C. Verschiedene Pflanzen am Kreuze.

Der Knöterich hat auf den Blättern schwarzbraune Flecken. Als Christus gekreuzigt wurde, stand dies Kraut unter dem Kreuze und fing mit seinen Blättern die Blutstropfen auf, die aus den Wunden Christi herabfielen.

Menzel, Symbol. 1, 145 nach „Regensburger Flora" 1835, 1, 272. L. Strackerjan, Abergl. und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 2 (1867), S. 80. v. Schulenburg, wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewalde S. 268. Dasselbe wird vom polygonum persicaria (L.) erzählt: Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 118. Joos, Vertelsels Nr. 17. Ons Volksleven 12, 105.

Gottesgnad, in einigen Gegenden auch Josephstengel genannt, gilt als eine sehr heilkräftige Pflanze. Ihre Blüten sind deshalb so rot, weil sie am Fuße des Kreuzes von Christi Blut benetzt wurde. In dieser Stunde erhielt das Kraut auch seine wunderstarke Heilkraft.

Aus Tirol. Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. 1, 332.

Als der Herr am Kreuze hing, fiel sein Blut auf die Blätter des Knabenkrautes (orchis maculata), davon haben die Blätter der Pflanze noch heute die dunkelroten Flecken.

Aus Nordthüringen. Zschr. d. Ver. f. Volkskunde 10, 213. Auch in England: Hardwicke's Science Gossip 1865 p. 114.

Neben dem Kreuze standen gelbe Immortellen. Als Christi Blut auf sie floß, entstanden die roten Immortellen, die man verhältnismäßig selten findet.

E. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg S. 164.

Eine besondere Gattung der Federnelken hat im Herzen einen dunkeln Purpurflecken. Das, sagt man, sei ein Tropfen Blut, den der Heiland vom Kreuze habe hineinfallen lassen.

W. Grimm, zu KHM Nr. 88.

Die braunroten Flecken des aegopodium podagraria rühren von Christi Blut her, das bei der Kreuzigung herabtropfte.

Niederl. (Groningen): Volkskunde 15, 115.

Dasselbe wird von der Aaronswurz in Cheshire, England, gesagt, die darum auch Gethsemane heißt.

Dyer, English Folklore S. 35.

Als der Herr am Kreuze gestorben war, rissen die Kriegsknechte die drei blutigen Nägel, die durch die Hände und Füße des Erlösers geschlagen worden waren, aus dem Holz heraus und warfen sie auf die Erde. Als nun der teure Leib Jesu in dem nahen Felsengrabe bestattet worden war, ging Maria nochmals nach Golgatha zurück, um die blutigen Nägel als teure Andenken mitzunehmen. Als sie die Nägel aufhob, entsprossen an derselben Stelle noch unter ihren Händen am Boden blutrote Blumen (Nelken), die sie, erschreckend über die Ähnlichkeit mit den blutigen Nägeln in ihrer Hand, „Nägelein" benannte (griechisch: *Διὸς ἄνθος*, lateinisch: Dianthus).

Quellwasser fürs deutsche Haus 30 (1905), 15.

Auch die Moosrose soll, wahrscheinlich aber nach einer neueren Legende, aus einem Tropfen von Christi Blut entstanden sein, der ins Moos niederfiel.

Menzel, Symbolik 279.

Rosen und Anemonen sproßten aus Christi Blut hervor.

Sepp, Symbolik 5, 135.

Parallele:

Die Türken sagen, die Rosen seien durch Mohammeds Blut rot geworden.

Dyer, Folklore of Plants 306.

XV. Mitgefühl der Bäume und Pflanzen.

A. Die verdorrte Eiche.

Zu Hebron steht noch die uralt ehrwürdige, nun bald dreitausendjährige Eiche, unter welcher schon Abraham sein Zelt aufgeschlagen und die drei Fremdlinge zu Mambre bewirtet hatte. Sie mißt bereits 23 Fuß im Umfange, während ihre Zweige bis auf 90 Fuß sich in die Runde ausbreiten. Aber zur Zeit der Kreuzigung, wie noch John Mandeville (Travels p. 68) schreibt, verdorrte auch sie, wie damals alle anderen Bäume der Welt, und blieb fortan zum ewigen Gedächtnis stehen.

Sepp, Symbolik 5, 135. Vgl. Douhet, dictionnaire des légendes p. 54.

Hans Schiltbergers Reisebuch. Hrsg. von Langmantel (172. Publ. des Stuttg. Lit. Ver.) S. 72 erzählt:

Nicht verre von Ebron ist das Mamberthal, und da ist der türr paum, den haissen die haiden Kurruthereck, man haist in auch Sirpe; und der ist gewesen seyt Abrahams zeitten, und ist alleweg grün gewesen, huntz das unser herre an dem creutz starb, do ward er türr ... Die haiden haben den paum in grosen eren und hütten sein wol.

Schiltberger hat dies aus Mandeville, c. 6 genommen.

Über den dürren Baum siehe Zarncke, Der Priester Johannes. 1. Abhdlg. 7. Bd. der Abhdl. d. phil.-hist. Kl. d. sächs. Ges. d. Wiss. S. 1010ff. A. Graf, Roma (Torino 1883) 2, 491—506. Kuhn, Herabk. des Feuers 128ff. Max Müller, Chips 2, 209f.

B. Die Espe und die Trauerweide.

1. In Schlesien heißt es: die Espe zittere deshalb, weil sie die Kreuzigung mit angesehen habe.

Mitt. d. Vereins f. schles. Vk. 6, 37.

2. Ebenso in Nord-Ohio.

Bergen, Animal and Plantlore 117.

3. Aus demselben Grunde soll in der schlesischen Sage die Trauerweide ihre Äste hängen lassen.

Mitt. d. Vereins f. schles. Vk. 6, 37.

C. Die Birke.

Aus Schweden.

Die Hangelbirke (betula nana) wuchs an dem Kreuze des Heilandes und trauerte so tief, daß ihre Zweige sich neigten, was man noch heute sieht.

Runa (1847) S. 26.

Eine schlesische Legende von der Trauerbirke siehe unten S. 233.

D. Verschiedene andere Bäume.

Als Jesus am Kreuz den letzten Seufzer aushauchte, trauerte die ganze Natur. Dichte Wolken verhüllten die Sonne, Blitze durchzuckten die Luft, und der Donner verbreitete Schrecken um sich, die Erde öffnete sich an vielen Orten und ließ grundlose Tiefen erscheinen, Menschen, Tiere und Vögel flüchteten sich in die entlegensten Winkel und konnten vor Schrecken keinen Ton hervorbringen. Nur die Bäume, die Büsche und Blumen sprachen leise miteinander und klagten:

Die Fichte (pin) von Damaskus sagte: „Er ist tot, so werde ich als Zeichen der Trauer von jetzt ab ohne Schatten sein, und ich werde entlegene Orte bewohnen."

Die Weide von Babylon raunte: „Er ist tot, so werden sich meine Zweige von nun an zu den Wassern des Euphrat beugen und Tränen vergießen."

Der Weinstock von Sorrent klagte: „Er ist tot, so sollen meine Trauben in Trauer schwarz werden, und der Wein aus ihnen soll Lacrimae Christi heißen."

Der Taxus sagte traurig: „Er ist tot; ich aber bin dunkler geworden, weil ich von nun an Hüter der Friedhöfe sein werde, keine Biene wird sich auf meine giftigen Blüten setzen, kein Vogel sich auf meinen Zweigen schaukeln, und mein Hauch wird tödlich sein."

Die Schwertlilie von Enze sprach: „Er ist tot, so werde ich meinen Goldkelch zum Zeichen der Trauer mit violetter Farbe verschleiern."

Hoch auf dem Kaukasus fühlte der Buchsbaum einen traurigen Hauch: das war des Sterbenden Seufzer, der von Golgatha zum Himmel stieg. Der Saft erstarrte in seinen Zweigen; seine Blätter wurden noch dunkler, und die Zweige drängten sich aneinander. Da klagte er traurig: „Er ist tot. Und zum Andenken werde ich immer auf steinigen und unbewohnten Höhen bleiben. Meine schwarzen Zweige werden die Gräber bedecken, und mit ihnen wird man heiliges Wasser auf die Totenbahre sprengen."

Die Winde sagte: „Er ist tot, so werde ich jeden Abend meine Blüte schließen und sie erst am Morgen wieder öffnen."

Die Eiche ließ ihre Eicheln fallen, und die Fruchtbäume ihre Früchte, die Platane verlor ihre Rinde, von der Ceder Libanons bis zum Ysop der Täler hörte man schmerzliche Klagen gen Himmel steigen.

Nur die stolze und hochmütige Pappel blieb unbeweglich und sagte: „Er ist für die Schuldigen gestorben, ich aber bin unschuldig, was geht mich dieser Schmerz an." Über ihr stolzes Haupt flog ein Engel, der hörte diese Worte. Er trug einen Goldkelch, den er am Stamm des Kreuzes mit Blut gefüllt hatte, zum Himmel und ließ einige Tropfen davon auf die Wurzeln des Baumes fallen: „Damit du an dem allgemeinen Schmerz teilnimmst, sollen an den heißen Sommertagen, wenn der Windhauch alle Pflanzen und Blätter unbeweglich läßt, die deinigen in fortwährender Bewegung sein, und man wird dich Zitterpappel nennen."

Ledieu, Nouvelles et légendes rec. à Démuin p. 154 ff.

E. Die Nachtviole.

Nachdem bei dem Kreuzestode Christi alle Blumen bereits in tiefem Schlafe versunken waren, blieb nur noch die Nachtviole wach und sandte zur Erquickung dem sterbenden Gottmenschen balsamische Düfte empor. Als Lohn dafür entfaltet sie seit diesem Tage auf Gottes Geheiß immer zur Nachtzeit die Pracht ihres Kelches.

Österreichisch. Mitteilung von F. Branky bei Rolland, Flore pop. 1, 247.

Übertragung.

Der Gegensatz zwischen der schönen Belaubung und dem kümmerlichen Aussehen des Stammes des Terpentinbaumes gab Veranlassung zu folgender Sage:

Als Muhammed starb, begaben sich alle Bäume ihres Blätterschmuckes zum Zeichen der Trauer, nur der Terpentinbaum behielt sein Laub. Das machten ihm die anderen Pflanzen zum Vorwurf, indem sie es als einen Akt der Pietätlosigkeit ansahen. Der Terpentinbaum aber zeigte ihnen seine klaffenden Seiten und sein fast geschwundenes Mark und sagte bloß: „Die wirkliche Trauer sieht man nicht am Blätterschmucke, sondern in der Seele. Ihr sehet, daß ich mein Inneres selbst zerrissen habe."

L. Jacquot, Légendes Sahariennes in Revue des traditions populaires 16, 310.

XVI. Gefühllosigkeit der Bäume und Pflanzen.

Aus Deutschland.

Von der Espe erzählt man, daß sie deshalb zittern muß, weil sie allein beim Tode des Heilandes teilnahmlos blieb, während alle anderen Bäume bebten.

Panzer, Beitrag zur deutsch. Myth. 2, S. 201. So auch in Rückerts Gedicht, Reclamsche Ausg. 1, S. 249. Vgl. oben S. 231. 234.

Aus Rumänien.

Der Tabak ist ein Teufelskraut. Als die Juden den Herrn kreuzigten, welkten alle Pflanzen, einzig der Tabak wuchs fröhlich weiter.

Etn. Obozrĕnie 10, 4, 117. [Siehe Nachtr.]

XVII. Christus und der Teufel.

Niederländische Sagen.

a) Als Christus am Kreuze hing, wollte sich der Teufel oben auf das Kreuz setzen, weil er meinte, daß er den Herrn überwunden hätte. Aber Christus befahl ihm, sich im Schilfrohr zu verbergen. Der Teufel mußte gehorchen, doch aus Wut biß er in alle Schilfblätter. Die Spuren sieht man noch heute.

Var.: Die Bisse rühren von dem Esel her, auf dem der Teufel am Schilfe entlang ritt.

Aus der Provinz Groningen. Volkskunde 15, 115.

b) Christus befiehlt dem Teufel, der sich oben auf das Kreuz setzen will, sich in den Kopf der Steinbinsen zu verbergen. Der Teufel muß tun, was der Herr sagt. Seitdem hat die Spitze der Binse eine Farbe, als wenn sie im Feuer gelegen hätte.

Joos, Vertelsels 1, Nr. 19.

c) Der Heiland war für die Menschen am Kreuze gestorben. Der Teufel war böse, sehr böse, denn er dachte: nun werden alle Menschen in den Himmel kommen. „Nein," sagte er, „so soll es nicht werden. Ich will die Erde und die Menschen durch den Donner schrecken." „Böser Satan," antwortete Gott, „ehe du donnerst, will ich mein Feuer aus dem Himmel senden, um die Menschen zu warnen. Sie sollen sich bekreuzigen, und du sollst keine Macht haben." Darum bekreuzigen die Menschen sich noch heute beim Blitz und fürchten den Donner nicht, so sehr er auch dröhnt.

Joos, Vertelsels 2, 110, Nr. 24.

XVIII. Verwandelte Juden.

„Eines Abends, als ich in Begleitung eines intelligenten alten Mannes über eines unserer Lancashire-Moore ging, hörten wir plötzlich über uns das Pfeifen einer Schar Regenpfeifer. Mein Begleiter erzählte, daß, als er ein Knabe war, die Leute dies für schlechte Vorbedeutung hielten, denn wer „die wandernden Juden" höre, der würde bald von Unglück betroffen werden."

Notes and Queries, Ser. IV, vol. 8, p. 268.

Swainson, British Birds, p. 180 gibt die Fortsetzung:

Als ich meinen Freund über diesen Namen der Vögel befragte, sagte er: „Es gibt eine Sage, daß sie die Seelen der Juden seien, die bei der Kreuzigung dabei waren und darum verdammt wurden, auf ewig in der Luft herumzufliegen."

Die „Sieben Pfeifer" (Seven Plovers), die nach englischem Aberglauben ein schlechtes Omen sind, sollen Juden gewesen sein, die bei der Kreuzigung halfen.

Conway, The wandering Jew p. 87.

Es gibt einen Aberglauben in Lancashire, der den Regenpfeifer mit der verwandelten Seele eines Juden identifiziert. Wenn sieben beisammen sind, heißen sie die Siebenpfeifer, und ihr Ruf, heißt es, bringt denen Unglück, die ihn hören.

E. Phipson, Animal Lore of Shakespeares time p. 262 = Dyer, English Folklore 95.

Die knockers (kleine Geister) sollen die Juden sein, die Christus kreuzigten.

Aus Cornwall. Folklore Journal 5, 89.

XIX. Die Grablegung.

1. Aus Bulgarien.

Der Knoblauch wuchs aus dem Grabe Christi hervor.

Strauß, Bulgaren S. 76.

2. Aus Rumänien.

Als Maria Magdalena das Grab Christi mit Öl besprengte, kamen Insekten mit blauen Flügeln, tranken das ganze Öl und tauchten auch ihre Flügel hinein, um guten Geruch zu bekommen. Die Heilige aber verwünschte das Tier zur Strafe: der angenehme Geruch solle sich in Gestank verwandeln, daß jedermann sie fliehe. So ist's noch heute: den Gestank der Spanischen Fliege kann niemand ausstehen.

Marianu, Insectele S. 80.

3. Aus Schlesien.

Als die Freunde Jesu den heiligen Leichnam vom Kreuze herabgenommen, legten sie ihn in der Mutter Schoß, bis man ihn vom Blute gereinigt hatte und ihn begraben konnte. In tiefstem Schmerze saß sie da, die Mutter Gottes, und schaute ihrem geliebten Sohne ins bleiche Antlitz, auf dem der fahle Schein des Todes schwebte. Die ganze Natur trauerte mit ihr, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchdrang.

Die Birke besonders, unter der die Mutter Gottes saß, zeigte das innigste Mitleid. Sie ließ ihre schwanken Äste und Zweige tief herabhängen bis auf den Leichnam des Erlösers.

Seit jener Zeit gab Gott allen Birken dieser Gattung das Merkmal, daß sie ihre Zweige zur Erde herniederbeugen. Auch führen sie von da ab den Namen Trauerbirken.

Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch, S. 87.

4. Wallonische Sage.

Die Grauammer (emberiza miliaria) verriet das Grab Christi durch den Ruf: „Dizo, dizo sis' pír" = dessous, dessous cette pierre.

Sébillot, Folklore de France 3, 161. Vgl. ob. S. 54, wo Grauammer zu lesen ist.

XX. Jesu Himmelfahrt.

1. Aus Böhmen.

Als der liebe Gott in den Himmel fuhr, war alles still, nur die Zitterpappel nicht; daher zittert sie noch heute und wird auch nicht aufhören.

Grohmann, Aberglauben und Gebräuche, Nr. 706.

2. Aus Tréguier.

In alten Zeiten pflegte die Lerche den Seelen der Verstorbenen die Himmelspforte zu öffnen, weshalb sie auch Alc'honeder (= porte-clefs) heißt. Sie flog täglich zweimal aus, am Morgen zu denen, die in der Nacht starben, am Abend zu denen, die während des Tages starben. Aber als Christus gen Himmel fuhr, wollte er sie nicht mehr als Pförtnerin, weil sie so oft „Herrgott!" (Diu!) fluchte, und ersetzte sie durch den hl. Petrus.

Seitdem will sie noch immer von Zeit zu Zeit in den himmlischen Aufenthaltsort eindringen; sie fliegt in kaum erkennbare Fernen hinauf und beteuert mit ihrem Gesang, daß sie nie wieder fluchen werde; aber wenn sie Sankt Peter vergebens angefleht hat, gerät sie in Wut und läßt sich pfeilschnell herab, indem sie ganz gehörig flucht.

Sébillot, Folklore de France 3, 187 = G. Le Calvez, Revue des trad. pop. 12, 54.

3. Aus Estland.

Die Wacholderbeere hat deshalb ein Kreuz an der Blütenstelle, weil Jesus von einem Wacholderbusch aus gen Himmel gefahren sein soll.

Handschriftlich aus dem Nachlaß von J. Hurt.

4. Aus Ungarn.

Die Entstehung der Berge steht mit der Himmelfahrt Jesu in Verbindung. Im Augenblick der Himmelfahrt, als Jesus sich langsam erhebend die Erde verließ, begann die Oberfläche der Erde, die damals ganz glatt war, ihm nach empor zu steigen. Zurückblickend winkte Jesus mit der Hand, darauf blieb die Erde stehen, und so ist sie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Magyar Nyelvör 37, 45.

5. Paulinus Nolanus, epist. II, 4 (al. 31) ad Severum erzählt, daß Helena dort, wo Christus zum Himmel aufstieg, habe eine Kirche bauen lassen, daß aber die Stelle, wo Christus stand, nie habe getäfelt werden können, weil der Boden die Steine immer wieder ausgestoßen habe.

Vgl. Sulpicius Severus, sacra historia, lib. II, c. 33.

Ähnlich der Autor de locis Hebr. ex Act. Apostol. bei Hieronymus.

Die Fußtapfen Christi würden heutigentags noch gezeigt, und obgleich fromme Pilger immerwährend Boden davon nähmen, verschwände doch niemals

die heilige Spur. Als man endlich eine Kirche darüber errichtet habe,' habe die runde Kuppel propter dominici corporis meatum nie völlig geschlossen werden können: transitus Domini a terra usque ad coelum patet apertus.

Vgl. Beda, de locis sanctis c. 7.

Ja selbst Casaubonus exercit. 16, 154 sagt:

Miraculum de sanctis Domini vestigiis pristinum statum continuo recipientibus, quidquid homines molirentur, propter consensum tot scriptorum fide videtur dignissimum.

Aus Rud. Hofmann, das Leben Jesu nach den Apokryphen, S. 399 f.

Eine interessante Parallele zu dieser Himmelfahrtssage findet sich auf Ceylon.

Der Fußabdruck Adams auf dem von Mohammedanern so genannten Adamsberge wird von den Buddhisten auf Buddha bezogen. Er soll diese Spur hinterlassen haben, als er zum Himmel aufstieg.

La Tradition 3, 196.

Im übrigen verweise ich auf die zahlreichen Nachweise in den Ethnographischen Parallelen von Rich. Andrée, in der Zeitschrift La Tradition, Band 3 (1889) S. 193 ff., 228, 312, 375 ff.; in verschiedenen Bänden des Archivio per lo studio delle trad. pop. unter der Überschrift: Impronte maravigliose, z. B. 18, 402: Fußtapfen der Madonna und des Jesuskindes bei Montalbano d'Elicona und bei Paul Sébillot, Folklore de France 1, cap. 4: les empreintes merveilleuses. Für alle Überlieferungen gilt die treffliche Bemerkung von Augustin Chaboseau:

'que chacun des cultes qui se sont succédé ou qui coexistent dans la contrée où l'empreinte est visible, l'attribue à son Dieu particulier. C'est ainsi que la plupart des empreintes de l'Inde sont attribués par les Vishnouïtes à Vishnou, par les Sivaïtes à Siva, par les Islamites à Mahomet.'

La Tradition 3, 376.

17. Kapitel.

Sagen von Judas Ischarioth.[1])

I. Judas' Kindheit.

Nach Fr. Müller, siebenbürg. Sagen, 2. Aufl., S. 219 erzählt man in Schäßburg über Judas' Kindheit folgendes:

Judas zeigte schon in seiner Kindheit, daß er einst große Schlechtigkeiten verüben werde. So verwandelte er sich einst in den Armen seiner Mutter in eine Schlange und biß sie, sich hinabbeugend, in den Fuß in der Nähe der Ferse. Davon haben die Menschen vor der Ferse alle eine Vertiefung.

1) Über Judassagen s. de Vooys, Tijdschr. v. Ned. Taal-en Letterk. 20, 155 f. u. Creizenach, Judas Ischarioth.

Vgl. dazu das arab. Kindheitsevangelium cap. 35 (Thilo p. 109), wo es heißt,

daß Judas als Kind vom Teufel besessen gewesen sei und jeden, der ihm in den Weg kam, angefallen und gebissen habe. Seine Mutter brachte ihn zum Jesuskinde, damit dessen Wunderkraft ihn heile. Jesus spielte gerade vor seinem Hause; Judas stürzte sofort auf ihn zu und biß ihn in die Seite. In demselben Augenblick wich der böse Geist in Gestalt eines tollen Hundes von ihm, Christus aber wurde später, als er am Kreuze hing, an eben jener Stelle von der Lanze getroffen.

Dazu noch Hammer, Rosenöl, S. 79:

Als säugendes Kind biß Walid der Mutter die Brustwarze ab, als Knabe mißhandelte er seine Gespielen mit Schlägen und Stößen. Im zwanzigsten Jahre verlor er seinen Vater und brachte sogleich die Erbschaft durch.

II. Eindruck des Verrates.

Aus Rumänien.

Alle Tiere und Menschen flohen vor Abscheu das Geschlecht des Judas, der Christus verriet. Nur sein Nachbar lobte die Tat des Ruchlosen. Dafür strafte ihn Gott und verbannte ihn zum Aufenthalt in den Kleidern des Judas. Sobald der Mensch die Kleider berührte, wurde er zur Laus, die noch heute in den Kleidern der Juden lebt und erst dann sie verläßt, wenn die Juden gut, gerecht und wahrheitsliebend werden.

Marianu, Insectele S. 578.

III. Judas' Tod.

Nach Beda, de locis sanctis cap. 4 war der Baum, an dem er sich erhängte, ein Feigenbaum, wie auch Juvencus hist. evang. 4, 632 singt:

Informem rapuit ficus de vertice mortem.

Adrichomius, theatrum terrae sanctae p. 175 sagt, es sei eine sycomorus gewesen, die noch jetzt auf der Westseite des Berges Sion in einem Wäldchen zu sehen sei.

Theophylact. ad Matth. 27 erzählt, der Baum, an dem Judas sich habe erhängen wollen, habe sich **gebogen**, und so habe ihn der Tod nicht erreicht; darauf habe er die Wassersucht in solcher Weise bekommen, daß er so anschwoll, daß er einen Steg nicht überschreiten konnte, stürzte und **barst**.

Aus Rud. Hofmann, Leben Jesu S. 333.

Nach Sepp, Symbolik V, 137 sieht man noch jetzt zu Jerusalem am Berg des Ärgernisses einen Baum, welcher schräg gegen das Tal Gehinnom sich **hinabbiegt** und an dem der Verräter seinen Tod gesucht haben soll.

Auch die Volksüberlieferung erzählt vom Feigenbaume, nennt aber daneben noch andere Bäume.

A. Der Feigenbaum.

1. Aus Portugal und Italien.

a) Judas erhängte sich an einem Feigenbaume. Seitdem bringt er Früchte, ohne Blüten zu haben.

Leite da Vasconcellos, Tradições pop. 106 = Revue d. trad. pop. 4, 410. Vgl. Pitrè, Appunti di Botanica pop. Sicil. p. 7 („seitdem blüht er nicht"). Usi e cost. Sic. 3, 244. Gubernatis, Myth. d. plantes 2, 139.

b) Der Volksglaube konnte sich nicht vorstellen, daß der Feigenbaum, nachdem sich Judas an ihm erhängt hatte, noch Früchte hervorbringen konnte. Daher glaubte man, daß dieser Feigenbaum von Christus verflucht worden sei, und daß alle wilden Feigenbäume von dem verfluchten abstammten.

Gubernatis, ebenda 1, 193.

2. Aus Griechenland.

. . . „Der Feigenbaum aber **bog sich** und blieb seitdem halb niederhängend und gab seine Seele erst auf, als Christus auferstanden war."

Politis Nr. 183.

3. Aus Spanien.

Bei Fray Diego de Hojeda, La Christiada VII p. 455 (Bibliotheca de autores españoles vol. XVIII. Madrid 1831) ist von einem **Feigenbaume** die Rede. [Zitiert von Wilh. Creizenach, Iudas Ischarioth, S. 8.]

B. Der Holunder.

Daß Judas sich am Holunder erhängt habe, steht schon bei Shakespeare, loves labours lost Act. 5, sc. 2. (Well follow'd, Judas was hang'd on an elder.)

Nach Notes and Queries 8. Ser., 8, 254 erzählt Mandeville, daß man ihm diesen Baum gezeigt habe. Vgl. Brand, Popular antiquities p. 734; Timbs, Things not generally known p. 97.

Volkssagen.

1. Aus Mecklenburg.

Von dem Verräter Judas Ischarioth heißt es, er habe sich am Holunderbaume erhängt. Daher verbreitet der Holunder einen unangenehmen, stinkenden Geruch. Der Schwamm, der auf dem Holunder wächst, heißt Judasohr.

Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg 1, 524; Notes and Queries 8. Ser. 8, 489; Perger, Deutsche Pflanzensagen 312 u. 261; Warncke, Die Pflanzen S. 55. — Daß der Holunder auch in Ungarn als verflucht gilt, sagt das Märchen bei v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren, 1893, S. 63.

2. Aus Frankreich.

Man erzählt in der Haute-Bretagne, daß der Holunder einst herrliche Früchte trug; aber seitdem Judas sich daran aufgehängt hat, sind seine Beeren so bitter geworden, daß man sie nicht essen kann. Indessen bewahrt die Blüte ihre Heilkräfte, besonders wenn sie am St. Johannistage gepflückt wird.

Revue des trad. pop. 4, 410.

Die heidnische Grundlage der Sage.

Aus dem heidnischen Glauben, der hier verchristlicht erscheint, führt Kaindl, Huzulen S. 83 einen interessanten Beleg an:

Einen krummen, knorrigen Baum, in dessen Wipfel es laut braust und dröhnt, soll man nicht fällen. In solchen Bäumen pflegt nämlich der Teufel zu wohnen, und dieser würde den Holzfäller sicher verwunden. Auch unter Holundersträuchern wohnt der Teufel; deshalb darf man nie einen solchen entwurzeln, sonst stirbt man, oder man leidet anderen großen Schaden.

Časopis Matice Moravské 16 (Brünn 1892) 195.

Auch nach podlachischem und rutenischem Aberglauben wohnt in den Wurzeln des Holunders der Teufel, und es ist daher gefährlich diesen Baum zu fällen.

Globus 35, 271 aus Kopernicki, Des idées médicales.

Ebenso ist der Holunder bei den Letten von besonderer Bedeutung: Puschkeitis lebte nach altlettischem Glauben unter einem Holunderbaum und wurde in diesem unterirdischen Wohnsitze mit Opfern von Bier und Brot geehrt, in der Hoffnung, daß dessen Erdgeister die Scheuern versorgen würden.

Magazin, herausg. von der lettisch-literarischen Gesellschaft VI, 1838, S. 144.

In der Ztschr. f. österr. Volksk. 2, 355 findet man überdies folgenden lehrreichen Überblick über Holunder-Aberglauben:

1. Er gilt als Wohnort des Teufels oder eines Dämons.

D. J. Wahylewič, Huculowé (Časopis českého Museum 1839) 56. M. Dragomanow, Małorusskija narodnyja predanija i razskazy (Kiew 1876) 47—48. P. Čubinskij, Trudy (Petersburg 1872) I, 77. Fr. Řehor, Čert, mosaika z lidových podáni halicko-ruských. Zlatá Praha 1895, 118. Zorja (Lemberg 1887) 45. Z. Morawski, Myt roślinny w Polsce i na Rusi (Tarnow 1884) c. 13. Adolf Bastian, der Mensch in der Geschichte 3, 193—4 usw.

2. Unter dem Holunderstrauche haben auch die altlitauischen und slawischen Hausgeister ihre Wohnung gehabt.

Joh. Lasicii, de diis Samagitarum (Basel 1615) 55. De Russorum, Moscovitarum et Tartarorum religione, sacrificiis etc. (Speijer 1582) 260. A. Brückner, Lituanica, Arch. f. slaw. Philol. 13, 216). Ders., mythol. Stud. (Arch. f. slaw. Philol. 14, 189—90).

3. Und überhaupt hat der Holunder schon seit dem Mittelalter bei verschiedenen Völkern eine unheimliche Zauberbedeutung gehabt.

Bastian 2, 280. 3, 193—4. Grimm, D. Myth.[4] 2, 543. 3, 188.

4. An dem Orte, wo ungetaufte Kinder begraben liegen, oder sogar aus deren Leichen wächst ein Holunderstrauch.

Zorja, Lemberg, Jahrg. 1887, 297; 1883, 115.

C. Die Pappel.

Aus Malta.

Als Judas den Herrn verraten hatte, machte er sich auf und suchte nach einem Baume, an welchem er sich erhängen könnte; er war sehr verzweifelt; zuletzt sah er einen Pappelbaum, der voller Früchte hing. Daran erhängte er sich, und gleich fielen die Früchte ab, ebenso auch die dunkle Rinde des Baumes. Seitdem trägt die Pappel keine Früchte mehr, und von einem Menschen, der nichts

taugt und geizig ist, sagen wir: „Der ist wie der Pappelbaum: weder ißt noch kostet man etwas von ihm seit den Tagen Judas'."

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

D. Die Zitterpappel.

Der im Kleinrussischen allgemein ausgesprochene Gedanke, daß die Blätter der Bäume zittern, seit sich Judas an einem Baume erhängte (Gubernatis, Myth. d. pl. 1, 143), findet sich sonst nur in Beziehung auf die Zitterpappel oder Espe. So heißt es in Dänemark:

Als Judas die dreißig Silberlinge in den Tempelschrein geworfen hatte und verzweifelt fortging, um einen Baum zu finden, an dem er sich hängen könnte, traf er zuerst eine Espe, und an dieser führte er seinen bösen Vorsatz aus. Noch heute zittern die Blätter der Zitterespe vor Schreck darüber.

Kamp, Danske Folkeminder (aus dem westl. Seeland).

Die gleiche Sage in Rußland:

La Tradition 4, 253; Etn. Sbornik 6, Abt. 1, 126; Federowski, Lud białorusski 1, 565; Dobrovolskij, Smolenskij Sbornik 1, 245 Nr. 29; Gubernatis, Myth. d. pl. 1, 193.

Globus 35, 270 (Ukraine).

In Polen mit dem Zusatz: Unter diesem Baume darf man nicht bei Gewitter stehn, weil der Blitz dort am ehesten einschlägt

Zbiór 7, 118, Nr. 139. Vgl. ob. S. 207.

In der wendischen Lausitz findet sich folgendes längere Märchen:

Als der Herr Christus durch die weite Welt wandelte, kam er einmal mit seinen Jüngern in ein kleines Häuschen, um dort Herberge zu nehmen. Das kleine Häuschen gehörte einer armen Witwe, und die Witwe wollte den Herrn gern beherbergen, aber weil sie doch so arm war, so konnte sie dem Herrn gar nichts zu essen vorsetzen. Der Herr aber sprach: „Sorge dich nicht, arme Witwe, ich will für dreißig Silberlinge Brot holen lassen!"

Und er fragte die Jünger, wer es holen wollte. Judas war geschwind bei der Hand und sagte: „Meister, ich will gehen!" Und der Herr gab ihm die dreißig Silberlinge, und Judas ging damit fort in die Judengasse, um Brot zu kaufen. Als er in die Judengasse kam, fand er dort unter einem Bottich eine Gesellschaft Juden sitzen, die spielten Karten und Würfel. Sie riefen dem Judas zu, er möchte doch mitspielen. Judas wußte nicht, ob er der Aufforderung folgen sollte oder nicht, und sprach bei sich: „Setz' ich oder setz' ich nicht? Ich verliere doch alles!" Aber der Versucher gewann zuletzt den Sieg, und er setzte von den dreißig Silberlingen, die ihm der Herr anvertraut hatte. Das erste Mal gewann Judas. Da setzte er alle dreißig Silberlinge und gewann auch das zweite Mal. Zum dritten Male setzte er alles zusammen, aber da ließ ihn der Teufel im Stich, und er verlor die dreißig Silberlinge samt seinem Gewinste. Er war außer sich und wußte gar nicht, was er machen sollte. Die Juden aber sagten, sie wollten ihm die dreißig Silberlinge wiedergeben, wenn er ihnen seinen Meister auslieferte, und Judas nahm den Vorschlag an.

Als sie nun beim Abendmahl saßen, fragte der Herr seine Jünger: „Welcher von euch hat mich verkauft?" Sankt Johannes fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" und auch Sankt Petrus fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" und auch der falsche Judas rief: „Herr, o Meister, bin ich's?" Da sagte der Herr: „Judas,

Judas, du falscher Judas, das weißt du am besten!“ Da stand Judas auf und lief in seiner Angst hinaus, um sich zu hängen. Der Herr Jesus rief ihm nach: „Kehre um, o Judas, deine Sünde ist dir vergeben, und deine Strafe ist dir erlassen!“ Aber Judas hörte nicht darauf und lief immer fort, bis er in den Wald kam. In dem Walde stand eine Tanne, aber Judas ging weiter und sprach: „Dein Holz ist zu weich, und meine Sünde ist zu schwer, du Tanne kannst mich nicht tragen.“ Und Judas lief immer weiter, bis dahin, wo eine Espe stand. Da blieb er stehen und sprach: „Dein Holz ist hart, Espe, du mußt mich tragen können!“ und hängte sich auf an der Espe.

Aber von Stund an fing die Espe an zu beben und zu zittern und wird so beben und zittern bis zum jüngsten Tage.

Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 193.

E. Die Schwarzpappel.

Nach Handtmann, Was auf märkischer Heide sprießt, S. 12, soll sich Judas an der Schwarzpappel erhängt haben. Darum durchschwirre sein ruheloser Geist wimmernd ihre Äste, daß das Laub zittert und bebt. (Vgl. Pieper, Volksbotanik S. 468 f.; Claassen, Pflanzenwelt, 1897, S. 176.)

F. Die Weide.

1. Aus dem Lechrain.

An einer Weide hat sich Judas der Verräter erhängt; seit der Zeit sind alle Weidenbäume hohl.

Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 99.

2. Aus Pommern.

Als Judas Ischarioth den Herrn verraten hatte, hängte er sich an einer Weide auf und stürzte hinab, sein Leib **barst auseinander** (vgl. ob.), und die Eingeweide fielen auf die Erde. Seit der Zeit wächst die Weide selten über Manneshöhe, auch müssen sich ihre Zweige zur Erde **herabbeugen**. Und wie Judas verschüttet auch sie ihre Eingeweide, weshalb alle Weidenbäume im Alter hohl werden.

U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen S. 490.

3. Aus den Niederlanden (Nord-Limburg).

Judas hat sich an einer Weide aufgehängt, die darum auch Judasbaum heißt. Und wenn die Weiden alt werden, so bersten sie, gleichwie auch Judas barst.

Volkskunde 15, 116.

4. Aus Portugal.

Judas erhängte sich an der Weide, darum gibt sie keine Frucht.

Leite da Vasconcellos, trad. pop. Nr. 234 f.; Revue des trad. pop. 4, 410.

5. Aus Tirol.

Im Tiroler Volksglauben ist es die Weinrebe. Nach einer sehr ansprechenden Vermutung von Adalbert Kuhn läge hier eine Verwechslung von wîde und ital. vite vor. In den Mysterien scheint nirgends ein bestimmter Baum erwähnt zu sein.

Creizenach, Judas Ischarioth S. 8.

Daß die Weide ebenso wie der Holunder im heidnischen Altertum von Bedeutung war und somit auch in diesen Sagen ein verchristlichter Überrest jener Zeiten vorliegt, ist außer Zweifel. Vgl. z. B. den polnischen Aberglauben: „Ein alter Weidenbaum ist der Sitz des Teufels, und man wagt ihn nicht anzurühren" (Globus 35, 271 aus Kopernicki, Des idées médicales).

G. Die Tamariske.

Aus Italien.

Heute ist die Tamariske ein Strauch, aber vor dem Kommen Christi war sie — der Legende zufolge — ein großer Baum, so groß, daß Judas sich daran erhängte. Seit jenem Augenblick neigte sich die Tamariske, wurde kleiner und schließlich zu dem Zwergstrauche, der sie jetzt ist: schlecht und häßlich, nicht einmal dazu gut, ein Feuerchen anzufachen.

Nach einer anderen Legende war und ist die Seele Judas' verdammt, immer in der Luft zu schweben, und allemal, wenn eine Tamariske erscheint, hält er an, sie anzuschauen. Und das ist seine Strafe: der furchtbare Anblick seines verfluchten Leibes, den Judas selbst schaut, wie er baumelt an dem Strauche der Tamariske.

Pitrè, Appunti di Bot. Sic. 7 = Usi e cost. Sic. 3, 277. Vgl. Crane, Italian pop. tales 195 = Pitrè, Fiabe, novelle e racconti pop. sic. 1, 138; Gubernatis, Myth. d. plantes 1, 193.

H. Der Wacholder und die Birke.

1. Aus Steiermark.

An einer Birke hat sich Judas, der Verräter, erhängt.

Baumgarten 1, 128.

2. Aus Malta.

Judas suchte einen Baum, sich zu erhängen, und fand den Wacholderbaum, welcher schöne Früchte trug. Sogleich aber färbten sich diese dunkel und schrumpften ein, nachdem er sich erhängt hatte. So ist es bis auf heute.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

I. Der Judasbaum.

Fritsch, teutsch-lat. Wörterbuch I p. 493: Art. Judasbaum, gibt an, daß eine Art des wilden Johannisbeerbaumes als der Judasbaum bezeichnet werde. Vgl. Pritzel-Jessen, Die deutschen Volksnamen d. Pflanzen S. 88.

Denselben Baum (cercis siliquastrum), als 'arvulu di Giuda' in Sizilien bekannt, nennt auch Gubernatis, Myth. d. plantes 1, 193. 2, 50.

K. Der Tabak, die Zwiebel, der Knoblauch und der Rettich.

1. Aus Rußland.

Dies ist alles aus dem Körper irgendeines großen Sünders gewachsen, vielleicht des Königs Herodes, vielleicht auch Judas'. So entstand der Tabak aus dem Bauch, die Zwiebel aus den Augen, der Knoblauch aus den Zähnen, der Rettich aber daraus (membrum virile).

Mansura, Skazki S. 144.

2. Aus Litauen.

Die Litauer nach ihrer Mehrheit können den Tabak nicht leiden und nennen ihn Teufelskraut, weil der Teufel ihn gesät habe. Als sich nämlich Judas erhängt hatte, sein Leib barst und das Eingeweide herausfiel, tat es dem Satan leid, daß solche Bosheit auf Erden verschwinden sollte, darum säte er das Eingeweide mit aller Bosheit jenes (Menschen) auf den Acker aus. Daraus erwuchs der Tabak, ein Kraut voller Bitterkeit und Schlechtigkeit, so wie es Judas war.

Jurkschat 1, Nr. 15, S. 50.

IV. Judas als Mann im Mond.

Hierüber wird ein späterer Band handeln. Vgl. vorläufig: Scheffler, Französische Volksdichtung und Sage 2, 233; Romania 8, 254; Sébillot, Folklore de France 2, 19; Rochholz, Naturmythen S. 248; Roscher, Selene.

18. Kapitel.

Mariensagen.

I. Eine äsopische Fabel in christlichem Gewande.

Zu den interessantesten Mariensagen gehören solche, die sich mit einer äsopischen Fabel verbunden haben. Ihre Entwicklungsgeschichte erfordert freilich ein weites Ausholen, ehe die Verschmelzung dargelegt werden kann, aber der lange Weg der Beweisführung lohnt der Mühe.

A. Fabeln ohne Maria.

Äsop erzählt, daß Zeus alle Tiere mit ihren Jungen vor sich kommen ließ, um zu entscheiden, welche Mutter den Preis verdiene. Auch die Äffin erscheint und erregt mit ihrem häßlichen Sprößling das Lachen der Götterversammlung. Sie aber ruft aus: *Ζεὺς μὲν οἶδε τὴν νίκην· ἐμοὶ δὲ πάντων οὗτός ἐστι καλλίων*, oder wie es in der deutschen Bearbeitung Steinhöwels heißt: „Obrister got, du kennest, daz der sig an mir ist; und ob ieman anders hoffnung hette zuo synem kind, so ist doch myn urtail, daz myne kind über alle kind die schönsten synt."

Aesop Nr. 364 (Halm) = Babrius 56. Danach Avian 14, nach diesem Steinhöwel 125, Boner 79, Burkhard Waldis 1, 81 (mit Anm. von Kurz).

Eine leichte Änderung dieses dankbaren Stoffes weist eine lateinische Bearbeitung auf. Die Affenmutter kommt vor den Löwen und hofft auf dessen Lob. Aber mit Lächeln erwidert er: Ihr scheint mir mehr merkwürdig als lobenswürdig. (Daran schließt sich, locker angeknüpft, eine Fortsetzung, die von einer anderen Fabel herstammt.)

Romulus app. 36 (Oesterley, mit Anm.) = Hervieux, Les fabulistes latins 2, 528.

Wie hier an die Stelle des Götterkönigs der Tierkönig getreten ist, so finden wir anderswo auch den Beherrscher der Vögel, den Adler; als verblendete Mutter erscheint nunmehr die Eule. Diese Fabel steht bei Abstemius: Der Adler hat in einer Vogelversammlung erklärt, er wolle die schönsten Vogelkinder zu seinem Hofgesinde erwählen. Nimm die

meinigen, sagt die Eule, denn sie überragen alle durch Schönheit. Wie sehen sie denn aus? fragt der Adler. Wie ich, antwortet die Eule. Und alle lachen sie aus.

Neveleti, Mythologia Aesopica 1610 p. 583.

Noch einen Schritt weiter, und wir gelangen zu Lafontaines Fabel 'L'aigle et le hibou' (5, 18), in der die Eule den Adler bittet, das Leben ihrer Kinder zu schonen. Auf die Frage, wie er sie von den übrigen Vögeln unterscheiden könne, erwidert sie: Es sind die schönsten. Als der Adler gleichwohl die Jungen frißt, klagt sie ihn bei den Göttern an, aber es wird ihr die Antwort:

N' en accuse que toi
Ou plutôt la commune loi
Qui veut qu'on trouve son semblable
Beau, bien fait et sur tous aimable.
Tu fis de tes enfants à l'aigle ce portrait:
En avoient-ils le moindre trait?

Variante bei Robert, Fables inédites (1825) 1, 348 (Fuchs und Krähe). Vgl. auch Verdizotti, Cento favole morali 1577 Nr. 5: L'aquila e il guffo.

Eine andere Version setzt mit gutem Geschmack den räuberischen Habicht statt des königlichen Adlers ein.

Desbillons, Fabulae Aesopicae 8, 4: Accipiter et noctua.

Sehen wir uns nun in der Volksüberlieferung um, so haben wir zunächst eine rumänische Fabel der des Abstemius an die Seite zu stellen.

Nachdem Gott die Welt geschaffen hatte, versammelte er alle lebenden Wesen mit ihren Sprößlingen, um selbst zu sehen, was jedes seiner Geschöpfe hervorgebracht hatte, und sie zu belohnen. Schon hatte er alle Tiere an sich vorbeiziehen lassen, da stellte sich die Krähe mit ihrem Jungen vor. Als Gott sah, wie häßlich das war, sprach er: Es ist unmöglich, daß dein Junges mein Geschöpf sein soll. Es ist zu häßlich und zu schmutzig. Geh und suche ein anderes. Schmerzerfüllt suchte die Krähe überall auf Erden, aber nirgends fand sie ein niedlicheres. Abermals kam sie zu Gott und erklärte ihm rund heraus: ihr Junges sei der Gipfel der Schönheit, und es sei schlechterdings kein schöneres zu finden. Du hast recht, sagte Gott, so sind alle Mütter: und er bedachte auch sie und ihr Junges.

Revue des trad. pop. 9, 620.

Während diese Erzählung noch deutlich an Äsop anklingt, zugleich aber, indem ein häßlicher Vogel auftritt, auch an Abstemius erinnert, so stellt sich eine polnische Version neben die Fabel von Lafontaine und deren Parallele vom Habicht und der Eule. Doch zeigt sie (und damit begegnet uns zum erstenmal diese einschneidende Änderung) jenen ätiologischen Schluß, der für den Volksgeschmack so überaus charakteristisch ist.

Gott befahl dem Habicht, kleine Vögelchen zu fressen. Als die Eule das hörte, war sie entsetzt, daß er ihre Kinder rauben werde, lud den Habicht ins Wirtshaus

ein, gab ihm zu trinken und bat ihn, er möchte ihre Kinder in Ruhe lassen. Woran kann man deine Kinder erkennen? fragte der Habicht. — Daran, daß sie die schönsten sind, gab sie zur Antwort. Lange flog nun der Habicht umher und suchte seine Nahrung, bis er einmal den kleinen Eulen begegnete. Da sie aber sehr häßlich waren, fraß er sie auf. Seitdem fliegt die Eule nicht bei Tage, sondern nur in der Nacht herum, aus Scheu, daß man sie verhöhnen könnte.

Zbiór wiad. do anthrop. krajowej. 5, 131, Nr. 17. Stan. Ciszewski, Krakowiacy 1, Nr. 274.

Man sieht, wie die Fabel zur Natursage geworden ist. Das Motiv der Feindschaft der Vögel, die die Eule verfolgen, kommt in zahlreichen Volksüberlieferungen vor, und oft dient es — genau so wie hier — zur Begründung des lichtscheuen Wesens der Eule. In weiterem Zusammenhang sind auch alle die Sagen zu nennen, die sich mit den Ursachen der Lebensweise der Tiere beschäftigen. Sie bevorzugen namentlich die Scheuen, die Gespenstigen, wie denn überhaupt das Ungewöhnliche in der Natur weitaus den meisten Sagenstoff geliefert hat.

Variante aus Malta.

Er war einmal ein Jäger, der in den Wald ging. Unterwegs begegnete ihm die alte Eule und sprach: „Du gehst wohl in den Wald, um zu jagen? Welche Tiere willst du erlegen?“ Worauf der Jäger entgegnete: „Ich möchte gerne Vögel schießen, die schönsten und fettesten!“ Aber da fing die Eule laut zu schreien und zu weinen an und rief: „Die schönsten, fettesten Vögel! Das sind ja dann meine Jungen! Bitte versprich mir, nur häßliche, magere Vögel zu schießen, damit meine geliebten Kinder unversehrt bleiben! Versprich es mir!“ Da versprach es der Jäger, der weichherzige, und fragte: „Wie sehen denn aber deine Kinder aus? Haben sie ein schönes Gefieder und einen hübschen, runden Leib?“ „Jawohl!“ versetzte die Eule; „du brauchst dich gar nicht viel zu erkundigen: die schönsten, bestgestalteten Vögel, die du zu sehen bekommst, sind meine Kinder. Häßliche kannst du ruhig schießen.“ Da begab sich der Jäger wohlgemut in den Wald und schoß eine Menge häßlicher Vögel. Auf dem Rückwege kam ihm die alte Eule wieder entgegen. Er zeigte ihr die toten Vögel. Aber da fing die Eule an furchtbar zu schreien und zu weinen und rief in einem fort: „Du hast mir meine Kinder getötet, meine schönen, runden Kinder! Du hast mir die Freude meines Lebens genommen, das Licht meiner Augen. Und doch gabst du mir das Versprechen, nur magere, häßliche Vögel zu schießen!“ Der Jäger versetzte: „Ich suchte mir die abscheulichsten unter den Vögeln heraus, und wenn das deine Kinder sind, so tut es mir leid, daß dein Geschmack nicht mein Geschmack ist.“ Und damit ging er nach Hause. Die Vögel aber, die toten, behielt die Eule bei sich, weil es wirklich ihre Jungen waren.

B. Ilg, Maltesische Märchen u. Schwänke 1, 219.

Blicken wir von hier aus noch einmal auf unseren Ausgangspunkt, auf die Fabel von Zeus und dem Affen, zurück, so liegt die erstaunliche Wandelbarkeit dieses Gegenstandes deutlich vor Augen. Hätten wir nicht die vermittelnden Glieder, man könnte zweifeln, ob die maltesische Sage wirklich äsopischer Herkunft sei. Aber bei aller Sagenforschung muß man

an dem Grundsatz festhalten, daß Verwandtschaft, sei sie auch noch so fern, immer dann bestehen kann (nicht muß), wenn der Grundgedanke oder das Hauptmotiv gemeinsam ist.

Wie frei aber mit diesem Hauptmotiv, der Affenliebe, verfahren wurde, erhellt auch aus einer zweiten Sagenform, die in ihrem Kern ebenfalls zu Zeus und dem Affen gehört, die aber in selbständiger Weiterentwicklung eine neue Sagenkette hervorgebracht hat. Es ist eine Form, die weit mehr als die vorige den Einflüssen der Naturdeutung ausgesetzt war und darum als Typus solcher Wandlungen gelten darf.

Bei Odo von Sherrington heißt es:

Als die Tiere einmal eine Versammlung hatten, schickte die Kröte ihren Sohn hin, doch vergaß er seine neuen Schuhe. Da berief sie den Hasen, weil er so gut laufen kann, zu sich und trug ihm für guten Lohn auf, ihrem Sohne die Schuhe zu bringen. Der Hase fragte: Wie kann ich ihn in solcher Versammlung herausfinden? Die Kröte erwiderte: Der, der am schönsten ist unter allen Tieren, ist mein Sohn. — Etwa die Taube oder der Pfau? sprach der Hase. — Keineswegs, war die Antwort, da ja die Taube einen schwarzen Leib und der Pfau häßliche Füße hat. — Wie sieht also dein Sohn aus? — Die Kröte sagte: Wer einen solchen Kopf hat, wie ich, solchen Bauch, solche Beine, solche Füße, das ist der schönste: mein Sohn. Und dem übergib die Schuhe! — Der Hase kommt mit den Schuhen hin und erzählt dem Löwen und den anderen Tieren, wie die Kröte ihren Sohn allen übrigen vorziehe. Der Löwe sagt: Ky crapaud ayme, la lune ly semble. Si quis amat ranam, ranam putat esse Dianam.

Ernst Voigt, Kleinere lat. Denkmäler der Tiersage 1879 S. 114; auch Hervieux 2, 604 = Wright, Latin stories app. 53, doch enthalten beide die Szene vor dem Löwen nicht, die durch die obenerwähnte Sagenform (Affe vor dem Löwen) bestätigt wird.

Es ist klar, daß der Kerninhalt noch immer der gleiche ist wie in der ersten Sagenreihe, die mit der Fabel vom Affen beginnt. Mit der durch Abstemius überlieferten Fassung stimmen sogar Einzelheiten überein. Man vergleiche

bei Abstemius: Qua forma, inquit aquila, sunt filii tui?
Qua ego sum, bubo respondit.
bei Odo: Dixit lepus: qualis igitur est filius tuus?
Dixit bufo: qui tale caput habet, quale est meum, talem ventrem usw.

Das ist im großen und ganzen dasselbe. Ein Unterschied liegt eigentlich nur — in einem einzigen Buchstaben. Wir haben jetzt bufo, die Kröte, statt bubo, der Eule. Ist das ein neckischer Zufall, oder darf man nicht vielmehr annehmen, daß hier eine Verwechslung stattgefunden habe? In diesem Falle wäre also eine von beiden, die Kröte oder die Eule, bloß durch einen Fehler zur Sagenfigur geworden. Indessen muß man einräumen, daß auch das so häufig bemerkbare Streben nach Abwechslung den Personentausch herbeigeführt haben kann. Wenn nun des weiteren nicht die Kröte selbst, sondern nur die Erzählung ihrer Einfalt belacht wird, so schwächt das zwar die Wirkung ab, andererseits gibt die Ein-

führung einer neuen Person, des Hasen, der Handlung mehr Leben und Fülle.

Diese Rolle des Überbringers hat in der Volksüberlieferung die törichte Mutter selbst, so daß sie auch selbst (also wie in der ersten Sagenreihe) verlacht wird.

In einer kleinasiatischen Variante fehlt freilich dieser letzte Zug, aber sie muß hier erwähnt werden, da sie ein wichtiges Glied in der Entwicklungskette bildet. Sie erzählt:

Die Vögel und andere Tiere schickten ihre Kleinen zur Schule, und die Mütter brachten ihnen mittags zu essen. Einmal hatte das Rebhuhn keine Zeit hinzugehen, und da sie gerade ihre Nachbarin, die Schildkröte, bemerkte, bat sie diese, an ihrer statt das Frühstück mitzunehmen. Sehr gern, sagte die Schildkröte, aber leider kenne ich ja deine Kleinen nicht. — Sieh dir alle genau an, erwiderte das Rebhuhn; die schönsten, das sind die meinigen. Die Schildkröte nahm also das Frühstück des Rebhuhns und ging zur Schule. Dort sah sie sich rechts und links um, — keins der Kinder war schöner als ihre; und sie gab ihnen nicht nur ihr eigenes Frühstück, sondern auch noch das des Rebhuhns. Die Rebhuhnkinder mußten für diesmal hungern.

Georgeakis et Pineau, Le folklore de Lesbos 1894 p. 98.

Sehen wir von dem modernen Aufputz dieser niedlichen Geschichte ab und vergleichen wir sie mit der Fabel bei Odo, so ergibt sich die Übereinstimmung, daß eine vergessene Sache dem Kinde nachgebracht wird. Dabei kommt die Lächerlichkeit der Affenliebe zutage. Wenn das Verlachen der Mutter hier nicht mit erwähnt ist, so findet es sich wiederum in einer nahe verwandten Sage der Aromunen, die aber andererseits eine neue und nicht unerhebliche Verschiedenheit aufweist: sie läßt die Jungfrau Maria auftreten und fügt die naturgeschichtliche Pointe hinzu.

B. Fabeln in Verbindung mit Mariensagen.

1. Aromunische Sage.

Die Mutter Maria saß neben dem Ausgang der Schule, um ihrem Sohne einen Kuchen zu bringen. Sie forderte die Schildkröte auf, ihn dem schönsten Kinde der Schule zu geben. Jene sah sie allesamt an und gab ihn ihrem eigenen Sohne. Da mußte Maria lachen und sagte: „Jede Mutter hält doch ihr Kind für das schönste. Weil du aber trotz meines Unglücks mich zum Lachen gebracht hast, sollst du in Zukunft im schönsten Grase leben, und deine Gebeine sollen nicht verwesen."

Papahagi, Din liter. poporana a Aromînilor 1900 S. 769.

2. Variante aus Malta.

Eines Tages arbeitete der kleine Jesus mit seinem Vater beim Bau eines Hauses. Seine Mutter aber hatte vergessen, ihm sein Vesperbrot mitzugeben, und da sie viel zu besorgen hatte, beauftragte sie die Eidechse, ihrem Sohne das Stück Brot zu überbringen. Aber diese stellte sich dumm und fragte: „Wie schaut er denn aus?" worauf die Mutter Gottes versetzte: „Gib dem schönsten Sohne das Brot,

und du kannst nicht fehlgehen!" So machte sich die Eidechse davon und suchte, suchte, konnte aber den schönsten Sohn nicht finden. Da kam der Mauersalamander[1]) herbei und sagte: „Gib mir das Brot, ich kenne den schönsten Sohn!" Die Eidechse freute sich da über diese Worte und gab das Brot her. Der Mauersalamander aber fütterte damit seinen Sohn. Die Mutter Gottes hatte jedoch alles gesehen und betrübte sich sehr. Dann aber sprach sie: „Wer euch beide tötet, eure Schwänze aber nicht außerdem 'umbringt', so werden diese, solange sie sich krümmen (und in die Höhe schnellen), dessen Vater und Mutter fluchen!" Darum schlägt man die Schwänze dieser Tiere noch besonders tot, will man nicht, daß den eigenen Eltern geflucht werde.

3. Nahe verwandt ist ferner eine mazedonische Sage, die die Entstehung der Seidenraupe erklärt:

Die Mutter Maria traf auf dem Wege zur Schule, wo sie das Brot zum Abendmahl austeilen wollte, die Schildkröte. Sie beauftragte das Tier, für sie zur Schule zu gehen und den Kindern dort das Brot zu spenden. Die Schildkröte tat es, hob aber das schönste Stück Brot bis zuletzt auf und reichte es ihrem Sohne. Verwundert fragte Maria, warum sie so gehandelt habe. Die Schildkröte antwortete: „Das schönste Stück habe ich für den schönsten Sohn bestimmt, und dieser hier ist der schönste." Da mußte Maria lachen, aber sie bereute es bald, denn jede Mutter findet bekanntlich keinen Sohn schöner als den eigenen. Voll Abscheu gegen das Lachen spuckte sie aus, und ihr Speichel wurde zur Seidenraupe. Maria sagte zu ihr: „Laub sollst du essen und Seide hervorbringen. Man darf dieses Tier nicht schimpfen, noch anrühren, noch darf man reden, wenn es Seide fertigt, denn sonst stirbt es sofort."

Marianu, Insectele 1903 S. 280.

Diese beiden Sagen erkennt man leicht als ein Gemisch nicht zusammengehöriger Bestandteile. Und zwar sind dies:

1. Sagen von Maria und der Kröte, der sie wünscht, niemals zu verwesen, sondern zu verdorren.

a) Aus Ungarn.

Bitterlich weinend zog die Jungfrau Maria in ihrem großen Schmerze des Wegs. Sie trauert, trauert, weint, härmt sich. Da begegnet sie einer Kröte. Fragt die Kröte: „Wohin gehst du, wohin gehst du, schöne Jungfrau Maria? Was trauerst du, was härmst du dich?" Die Jungfrau Maria antwortet: „Wie sollte ich nicht weinen, arme Kröte? Einen Sohn hatte ich, den haben sie getötet." Darauf versetzt die Kröte: „Weine nicht, weine nicht, schöne Jungfrau Maria! Ich hatte zwölf, und in einer Radspur hat ein Rad sie alle zermalmt; dennoch weine ich nicht." Da erwiderte die Jungfrau Maria: „Wenn du deine Söhne nicht beweinst, so sollst du auch nimmer verwesen."

Darum verwest die Kröte nicht, auch wenn sie stirbt, sie vertrocknet nur. Wer's nicht glaubt, suche eine verendete Kröte. Gedenket der Jungfrau Maria!

Magyar Nyelvör 5, 570. (Deutsch: Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 13, 74.)

b) Aus Polen.

Als der Herr Jesus gekreuzigt war, ging ein Bauer auf die Wiese, um zu mähen, und aus Mutwillen mähte er vier kleinen Fröschlein die Köpfe ab. Da

1) „uizagh" gilt als Sinnbild der Häßlichkeit.

geschah's, daß die hl. Jungfrau in großer Betrübnis über den Tod ihres Sohnes durch die Wiese schritt, und als die Mutter der Frösche sie erblickte, sprach sie zu ihr: „O Frau, bekümmere dich nicht; sieh mich an! Ich hatte vier Kinder, und der Bauer hat sie mir weggemäht.“ Die Mutter Gottes war dem Frosch für diesen Trost dankbar und sprach zu ihm: „Weil du so gut warst und mich in meinem Kummer tröstetest, wird deine Nachkommenschaft niemals verwesen.“ (Hier ist also, wie in der Legende der Aromunen, Marias Wunsch nicht als Fluch aufgefaßt.)

Zbiór wiad. d. anthrop. kraj. 7, 116 Nr. 33.

c) Rumänische Variante aus der Bukowina.

Einst soll die Mutter Gottes das Kindlein Christus gesucht haben, welches seit einigen Tagen fehlte. Während dieselbe ihren Sohn suchte, erblickte sie in einem Straßengraben eine Kröte, die dort wehklagte. Von der Mutter Gottes um die Ursache ihres Weinens befragt, gab sie zur Antwort, daß ein rollendes Rad ihre neun Kinder zertreten hätte, die sie jetzt beweine. Die Mutter Gottes wollte die Kinder der Kröte sehen und sagte, sie möge ihr dieselben zeigen. Die Kröte erfüllte diesen Wunsch und zeigte ihre Kinder. Der Anblick derselben aber soll die Mutter Gottes so angeekelt haben, daß sie die Kröte anspuckte mit den Worten: „Nie mögest du verwesen!“ Und der Fluch der Mutter Gottes blieb an der Kröte haften, denn die Kröte, von der Sense verwundet oder vor Altersschwäche zugrunde gehend, geht gar nicht in Verwesung oder Fäulnis über, sondern ihr Fleisch und ihre Haut trocknen ein, und erst dann werden sie zu Erde.

Zeitschr. f. österr. Volkskunde 9, 172. Vgl. Șezătoarea 5, 36.

d) Aus Bessarabien.

Die Mutter Gottes geht ihren Sohn suchen, begegnet einem Frosch und erzählt ihm auf seine Frage, welches Leid sie zu tragen habe. Da tröstet sie der Frosch: „Einen Sohn hast du verloren, heilige Mutter, ich aber hatte ihrer zwölf, und wie grün und glotzäugig waren sie alle; und da fuhr ein Bauer mit seinem Wagen durch die Furt und zerdrückte mit einem Rad alle zwölf; nicht einer ist mir geblieben! Und doch habe ich mich getröstet: alles geschieht nach dem Willen Gottes.“ Der Mutter Gottes wurde leichter nach diesen Worten, und sie segnete den Frosch für immer: „Du mögest stets in Ehren gehalten werden bei den Menschen. Sie werden das Wasser trinken, in dem du dich badest, und werden sich davor nicht ekeln. Dich töten ist große Sünde, dieweil du in ihrem Kummer die Mutter unseres Herrn Jesu Christi getröstet hast!“ Und seit der Zeit trinken die Menschen das Wasser, in dem der Frosch sich badet, und haben keinen Abscheu davor, und den Frosch töten — ist große Sünde.

Jubilejnyj Sbornik v čest' Millera S. 95.

2. Die Sage von der Schildkröte und der Entstehung der Seidenwürmer.

a) Balkansage.

Als man Christus zum Kalvarienberg führte, folgte ihm seine Mutter Maria klagend und weinend. Auf dem Wege sah sie eine Schildkröte, und da lächelte sie. Aber bald bereute sie das Lächeln, und sie verwünschte sich selbst und sagte: „Möge doch mein Mund Würmer bekommen!“ Kurz danach spuckte Maria aus, und was erblickte man? Aus ihrem Munde kamen Würmer, das

waren die Seidenwürmer, die bis heute existieren. (Hier findet sich also das Motiv des Bereuens und Ausspeiens wieder, das schon oben begegnete.)

Revue des trad. pop. 8, 284 = Marianu, Insectele S. 280, Variante = Politis, *Μελέται* Nr. 330. Fast wörtlich gleich Strausz, Die Bulgaren S. 85 (nach Sapkarev, Narodni starini 3).

b) Aus Bulgarien (Erweiterung).

Als Christus gestorben war, stellte sich die heilige Jungfrau ihm zu Häupten und fing an zu weinen. Alle Frauen der Stadt, wo sie sich auch befanden, kamen herbei mit einer Kerze und einem Blumenstrauß.

Der Frosch erfuhr auch, daß der Sohn der Jungfrau tot war. Da pflückte er auch einen Strauß, machte sich eine Kerze und ging zur hl. Jungfrau auf den Hügel. Er trat in das Zimmer, machte das Kreuzzeichen, zündete seine Kerze an, stellte sie an das Haupt Christi und legte den Strauß an seine rechte Schulter. Dann beugte er das linke Knie, drückte mit seinen beiden Pfoten das rechte Knie und erhob die Augen, um zu weinen. Alle Frauen beweinten Christus der Reihe nach, und alle, welche einen Toten in ihrer Familie hatten, baten Christus, ihm in der anderen Welt ein glückliches Leben zu verleihen. Der Frosch weinte auch, und dabei sandte er seinem Männchen einen Gruß, welches er vor kurzem verloren hatte. Als die Frauen das sahen, bekamen sie Lust zu lachen, und obwohl sie sich beherrschten, bemerkte es die hl. Jungfrau doch. Als der Frosch sich erhoben hatte, um nach Hause zu gehen, ergriff er die hl. Jungfrau bei der Hand und sprach zu ihr: „Bleibe recht gesund, liebe Schwester, hl. Jungfrau, und Gott tröste dich! es ist nichts zu machen, wenn der verwünschte Tod kommt. Gestern verlor ich mein Männchen, und heute ist die Reihe an deinem Sohne. So ist diese verwünschte Welt, und man geht nicht lebend in die Erde, liebe Schwester, hl. Jungfrau!“

Alle Frauen lachten versteckt und hielten sich die rechte Hand vor den Mund, damit es die hl. Jungfrau nicht bemerke; aber trotz ihres Kummers mußte sie selbst über die Worte des Frosches lachen, empfand jedoch sogleich, daß sie eine Sünde begangen hatte: „O daß meine Lippen Würmer bekommen mögen, weil ich gelacht habe! was habe ich vor mir, daß ich lache? einen Sohn, der sich verheiraten könnte, tot vor mir ausgestreckt, die Nägel im Körper.“

Und durch ein großes Wunder wurden die Lippen der hl. Jungfrau sogleich mit Würmern bedeckt. Soviele Worte sie gesprochen hatte, so viel Würmer fielen ihr aus dem Munde. Gott segnete diese Würmer, und sie verwandelten sich in Seidenraupen und spannen sogleich ihre Puppen. Als das die Frauen sahen, bat jede um einige und züchtete sie. Und wenn die Seide teuer ist, so geschieht es darum, weil sie aus dem gesegneten Munde der hl. Jungfrau kommt.

Schischmanoff Nr. 52.

c) Aus Sizilien (Variante ohne Entstehung der Seidenwürmer).

Maria war verzweifelt über den Tod Jesu, und es gab nichts, sie zu trösten. Die guten Nachbarinnen suchten sie so oder so zu zerstreuen; aber alles war vergebens. Da fiel eines Tages zufällig ihr Blick auf eine Schildkröte, und das genügte, Maria ein Lächeln abzugewinnen. Dies war das einzige Lebewesen, das die Madonna erheiterte, und darum wurde sie gesegnet.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 348.

d) Aus dem Archipel.

Am Gründonnerstag essen die Christen in und um Konstantinopel Linsen. Folgendes ist der Grund davon:

Am Gründonnerstag war die Jungfrau Maria sehr traurig, denn die Juden hatten ihr den Sohn genommen. Und niemand dachte an die Mutter Jesu. Nur eine Schildkröte dachte an sie und brachte ihr Linsen zur Mahlzeit. Trotz ihres Schmerzes mußte Maria lächeln über die Freundlichkeit der guten Schildkröte. Und seitdem wird Maria stets lächelnd dargestellt.

La Tradition 10, 71.

e) Parallele Sage von der Eule aus Lesbos.

Wißt ihr, warum die Eule immer von kleinen Vögeln verfolgt wird? — weil, als man Christus kreuzigte, die Eule ihr Kleid aufhob und es über den Kopf zog und ging, um die Mutter Gottes zu trösten. Diese war darüber so befriedigt, daß sie ihr gelobte, ihr jeden Tag kleine Vögel zu schicken, damit sie zu essen hätte.

Politis Nr. 366. Vgl. G. Georgeakis et L. Pineau, Folklore de Lesbos S. 337f.

Ein Überblick über diese Mariensagen zeigt, daß sie in die Sage von der zur Schule wandernden Schildkröte eingedrungen sind. Hierher gehört übrigens noch eine polnische Sage, die mir sehr altertümlich klingt, und die zu der Vermutung Anlaß geben könnte, daß alle diese Mariensagen erst eine späte Verchristlichung älterer Traditionen seien. Sie lautet:

Sieben Jahre wehte der Wind nicht, als der Sohn ihm starb, so daß die ganze Welt mit Spinnweben überdeckt war und jede Kreatur Mühe hatte, zu atmen. Er war beständig voll Trauer, und niemand konnte ihn erheitern, bis endlich einmal ein Hahn zum Winde kam und ihm sagte, daß ihm alle Tage hundert Söhne stürben und er deshalb doch nicht bekümmert sei. Und er sprang auf den Zaun und krähte freudig Kikeriki, bis der Wind lächelte. Seitdem begann der Wind weiter zu wehen. (Die Auffassung, daß die Worte des Hahnes zum Troste, nicht zum Abscheu gereichen, war schon in der obigen polnischen Variante auffällig.)

A. Pleszczyński, Bojarzy międzyrzeccy 153, Nr. 4 (Warschau 1893).

II. Die Verwandlung der Diebin. (Willkürliche Verbindung mit Maria.)

1. Aus Schweden.

a) Der hl. Jungfrau Dienerin stahl ein rotes, seidenes Knäuel nebst einer Schere aus dem Nähkorbe Marias und versteckte das Knäuel im Busen. Sie leugnete den Diebstahl, Maria schlug sie, und sie wurde in eine Schwalbe verwandelt, die noch das gestohlene, seidene Knäuel vorne an der Brust trägt, die Schere aber im Schwanze, und sie ist verdammt, nimmer auf dem grünen Zweige Ruhe zu finden, und so singt sie zwischen Himmel und Erde fliegend: Jungfru Maria skyllde mig, att jag stal en sax och ett silxe-nysta; jag svor om Gud, jag tog' et inte, jag tog' et väl ilell, jag tog' et väl il-ell! [Jungfrau Maria beschuldigte mich, daß ich eine Schere und ein seidenes Knäuel stahl; ich schwur bei Gott, ich stahl es nicht; ich stahl es doch wohl, ich stahl es dennoch].

Cavallius, Wärend och Wirdarne 1, 344.

b) Man sagt, daß die Schwalbe einst Kammerjungfer bei der hl. Jungfrau gewesen sei, aber eines Tages habe sie ihrer Herrin ein Knäuel roten Fadens und eine Schere gestohlen. Zur Strafe für diese Missetat wurde sie in einen Vogel verwandelt und dazu verurteilt, ewig die gestohlenen Gegenstände zu tragen, den

ersten unter der Kehle, den zweiten am Schwanze. Seit dieser Zeit wiederholt sie ohne Unterbrechung mit trauriger Stimme: *

„Meine Frau hat verloren, meine Frau hat verloren ihren roten Zwirnsknäuel und ihre Schere."

* Mélusine 1, 554.

c) Der Kiebitz war einst eine Dienstmagd der Jungfrau Maria. Der stahl sie eine Schere, und weil sie das Vergehen leugnete, wurde sie zur Strafe in jenen Vogel verwandelt. Jetzt ruft dieser daher: „tyvit! tyvit!" (ich stahl sie!), und als deutlichen Hinweis auf die gestohlene Schere trägt er einen gespaltenen Schwanz.

Afzelius, schwedische Volkssagen, übs. von Ungewitter 3 (1842), 243, Swainson, British Birds, p. 186.

2. Sage der Schweden in Finnland.

Jungfrau Maria hatte eine diebische Kammerjungfer, die ein rotes Seidenknäuel und eine Schere stahl. Als der Diebstahl entdeckt wurde, wollte sie sich entschuldigen, aber wurde zur Strafe für ihr Vergehen in eine Schwalbe verwandelt. Daher hat die Schwalbe noch heute einen braunen Fleck unter der Kehle und einen gespaltenen Schwanz als Merkmal des Knäuels und der Schere, und noch immer zwitschert sie von ihrer Unschuld:

„Jungfru Marias nyckelpiga sägir att jag stulit af henne ett silkesnystan och en silfra sax, men det har jag ej gjort." (Jungfrau Marias Kammerjungfer sagt, ich hätte ihr gestohlen ein Seidenknäuel und eine silberne Schere, aber das habe ich nicht getan).

Nach einer anderen Erzählung schob die Jungfer die Schuld auf die Schwalbe, die einen braunen Fleck unter dem Kinn und einen gespaltenen Schwanz hat, alles Merkmale des Knäuels und der Schere, weshalb sich die Schwalbe noch heute entschuldigen will mit ihrem Gezwitscher: „Jungfru Marias nyckelpiga" usw.

Nyland, S. 220, Nr. 190.

Variante der Stimmdeutung in Finnland.

„Viti viti via, Jungfru Maria, som stal mett seltjenystan o fingersaxs."

[Viti viti via, Jungfrau Maria, die meinen seidenen Knäuel und Fingerschere stahl (sic)].

Nordlander, 166, 304.

3. Aus Norwegen.

Die hl. Jungfrau bedurfte einst einer Dienerin. Sie ließ daher alle Vögel der Welt kommen und wählte die Schwalbe. Aber eines Tages nahm der Vogel der Jungfrau ein Knäuel rotes Garn und eine schöne Schere. Die Mutter Gottes bemerkte das sogleich und sagte zu ihrem Sohne, daß die Schwalbe es gestohlen hatte. Zur Strafe verurteilte sie der Herr, die geraubten Gegenstände ewig zu tragen. Daher trägt sie einen großen roten Fleck unter der Kehle und hat einen gegabelten Schwanz. Ihr Ruf lautet: „Min fru har fœrlorat, min fru har fœrlorat ett rædt nystan och en sa . . . ax!" (Meine Frau hat ihr rotes Knäuel und ihre Schere verloren.)

La Tradition 3, 124 f.

4. Aus Dänemark.

a) Ein Mädchen stahl die goldene Schere seiner Frau, die hernach das Mädchen fragte, ob es die Schere nicht genommen hätte, und bat sie, die Wahrheit zu

sagen und zu gestehen. Das Mädchen erklärte, wenn es die Schere gestohlen hätte, so wolle es ein Kiebitz werden, alle Tage umherfliegen und Leute Diebe schelten. Gleich wurde es ein Kiebitz, der noch immer heute ruft: „tyv it!“ (muß wohl heißen: Dieb nicht!)

Kristensen, Folkeminder 8, 373, Nr. 666.

b) Ein Dienstmädchen, das für ihre Frau nähen sollte, stahl einen roten Lappen und eine Schere. Die Frau vermißte die Sachen und fragte das Mädchen. Es antwortete aber: „Einen roten Lappen und eine Schere, die sah ich nimmer!“ Zur Strafe wurde es in einen Vogel verwandelt. Die Schere wurde sein Schwanz, der rote Lappen an seine Kehle befestigt. Wenn die Schwalbe ihr „vit, vit, videvit“ singt, fügt sie immer hinzu: „en rød klud gen saxs, en rød klud gen saxs, det har ji aldij sét!“

Kristensen, Sagen 2, 264 Nr. 56.

c) Das Mädchen sagte: „Habe ich die Sachen gestohlen, so will ich ein Kiebitz werden!“ Daher hat der Kiebitz eine Schere im Schwanze.

Ebenda 264, Nr. 60.

d) Dasselbe von der Weihe (milvus), daher hat die den Schwanz gegabelt.

Ebenda 265, Nr. 62.

e) Es war einmal eine Kammerjungfer, die war sehr stolz und schnippisch, wie manche sein können; sie ging an Werktagen in dunkelblauem Seidenkleide und an der Brust mit weißem Besatz. Unter anderen Sachen nahm sie von ihrer Herrin einen Garnknäuel, eine Nadel und eine Schere. Das merkte die Frau und setzte ihr zu, sie sollte bekennen, daß sie es gestohlen hätte. Das wollte sie nicht, sondern schwur, daß es nicht wahr wäre; ja sie sagte, sie wollte zu einem Vogel werden, der draußen herumflöge, wenn sie ein Dieb wäre. Mit einem Mal wurde sie ein dunkelblauer Vogel mit weißer Brust, mit einem Kopf wie ein Garnknäuel, einem Schnabel wie eine Nadel und einem Schwanz wie eine Schere und schwirrte zum Fenster hinaus und zum nächsten Hause hin. Da setzte sie sich und wollte sich von der Beschuldigung reinwaschen, zwitscherte und sagte: „Die Frau beschuldigte mich, ich hätte ihr Nadel und Garn gestohlen, Nadel und Garn, Nadel und Garn und eine kleine Schere.“ (Svelle, Svala, ski, svet. Fruen skyldte mig for, jeg har stjålet Nål og Tråd, Nål og Tråd, Nål og Tråd og en bitte Saks. Svelle, Svala, ski, svet.) Darauf flog sie weg, und so soll sie es an jedem Orte treiben, solange die Welt steht. So entstand die erste Schwalbe.

Grønborg, Optegnelser på Vendelbomål (Kopenh. 1882), S. 121f.

III. Bestrafte Fische.

1. Aus Portugal.

a) Als die hl. Jungfrau eines Tages am Meeresufer wandelte und eine Seezunge erblickte, richtete sie an diese die Frage: „Sind viele Fische da?“ Die Seezunge wiederholte nach ungezogener Kinder Art die Frage, wobei sie das Maul verzog und die Stimme der hl. Mutter Gottes nachahmte. Zur Strafe hat sie ein schiefes Maul behalten.

Mündlich. Durch den verstorbenen deutschen Generalkonsul Heinrich Dähnhardt in Lissabon.

b) Unsere liebe Frau stand am Ufer des Flusses und fragte die Seezunge, ob es Flut oder Ebbe sei. Die Seezunge machte eine Fratze. Da sagte unsere liebe Frau: „Behalte den Mund an der Seite!“ Und sie behielt ihn so.

Frdl. Mitteilung von Herrn Consiglieri-Pedroso in Lissabon.

2. Aus Brasilien (Amazonas).

Eines Tages ging die hl. Jungfrau an den Ufern des Amazonenstroms spazieren, wo die Flut bis auf eine sehr weite Entfernung von der Mündung bemerkbar war. Da begegnete sie dem Fische „Aramaça“ und sprach freundlich zu ihm: „Aramaça, steigt die Flut oder fällt sie?“ Die hl. Jungfrau war damals schon recht alt, und ihre Stimme zitterte ein wenig. Der Fisch, anstatt zu antworten, wagte es, ihr die Achtung zu versagen. Er äffte die Stimme unserer Frau nach, und indem er abscheulich den Mund verzog, um sie zu verhöhnen, wiederholte er in spöttischem Tone die Frage: „Aramaça, steigt die Flut oder fällt sie?“ Da verfluchte ihn die hl. Jungfrau, und seitdem hat der Fisch ein schiefes Maul, wie man noch heute sehen kann.

Santa-Anna Nery, Folklore brésilien p. 224.

3. Aus Norwegen.

Einst ging Maria dem Strande entlang. Auf dem weißen Sande lag eine große Heilbutte dem Lande so nah, daß die See kaum über sie ging. Maria stand still, betrachtete den schönen Fisch und sprach: „Ein schöner Fisch liegt auf dem Strande.“ Die Butte machte ihr ein schiefes Maul, daß sowohl Mund als Augen verkehrt im Kopfe standen. Da sprach Maria: „Saavidt du strækker, sä langt du rækker, begge dine öjne paa ét kindben skal staa!“ [Soweit du dich streckst, solang du dich reckst, sollen deine beiden Augen an einem Backenknochen stehen.] Seit der Zeit trägt die Heilbutte ihre beiden Augen an der einen Seite, ihr Mund ist auch sehr schief.

O. Nicolaissen, Sagen og eventyr 2, S. 18.

4. Aus Island.

Einst ging die hl. Jungfrau längs der See, und eine Heilbutte erschien und verzerrte die Augen vor ihr. „Du sollst immer so schön sein, Weiblein!“ sagte Maria, und seit der Zeit trägt die Heilbutte ihre beiden Augen an derselben Seite.

Þorkelsson, Þjóðsögur (1899) S. 186.

Parallelen mit verblaßtem Sageninhalt.

1. Der Scholle, welche Jesus bei einer Fahrt über das galiläische Meer verächtlich angesehen hatte, steht das Maul schief.

Rußwurm, Eibofolke (Schweden in Estland) S. 189.

2. Die Butte wurde stumm, weil sie Jesus nachgespottet hatte.

Wiedemann, Aus d. inn. u. äuß. Leben der Esten S. 448.

3. Die Flunder hat Gott gelästert, darum hat sie ein schiefes Maul.

Bl. f. pomm. Vk. 5, 140, Nr. 9.

IV. Maria als Spinnerin.

A. Bestrafung der hochmütigen Spinne.

a) So schöne Fäden spinnen wie die hl. Jungfrau konnte niemand. Die Spinne aber sagte, sie spänne schöner und viel geradere Fäden! Und sie spann auch und hing sich an ihrem Gespinst auf und sagte der hl. Jungfrau, sie solle

sich auch an das ihrige hängen. Da sprach die hl. Jungfrau: „Nun sollst du auch dann an deinem Gespinst hängen, wenn du es nicht willst!“ Seitdem hängt die Spinne immer an ihrem Gespinst! Auch das sagte die hl. schöne Jungfrau Maria noch, daß verflucht sei im Himmel und auf Erden, wer die Spinne nicht tötet.

Kálmány, Világunk al. ny. S. 39.

b) Vor langer Zeit hat die Mutter Gottes lange, sehr feine Fäden gesponnen. Die Spinne saß in der Ecke, schaute dieser Arbeit zu und sagte spöttisch, sie könne einen noch dünneren Faden spinnen. Wirklich war der von der Spinne gewobene Faden dünner, länger und gleichmäßiger.

Zur Strafe gab Gott der Spinne Gift.

Zbiór wiád. do anthrop. kraj. 5, 152, Nr. 50.

B. Der Altweibersommer.

1. Aus Deutschland.

a) Nach der Legende sind die fliegenden Spinnweben die Fäden des weißen Grabgewandes der hl. Jungfrau. Bei ihrer Himmelfahrt entfiel ihr das Gewand und wurde in der Luft von den Winden zerrissen.

Menzel, Gesch. d. deutsch. Dichtung 1, 146 aus: Breslauer Sammlungen 1717, Okt. 1, 2—11. Die gleiche Sage vom verlorenen Mantel oder Schleier: Wuttke, Volksaberglaube S. 185.

b) Im Tal der Altmühl glaubt das Volk, die hl. Jungfrau fliege mit den 11 000 Jungfrauen in der Luft, und jede von ihnen spinne an einem goldenen Rocken, den ihr ein Engel vorhalte. So überspinnen sie Berg und Tal mit dem Liebfrauensommer.

Menzel, ebenda = Schöppner Nr. 1127.

c) Derselbe Volksglaube kommt auch bei Passau vor, doch sind es hier nicht die 11 000 Frauen aus der Ursulalegende, sondern **heidnische Elben,** welche die liebe Frau begleiten.

Menzel, ebenda. Vgl. Rochholz, Kinderlied und Kinderspiel 142.

2. Aus Frankreich.

a) Die Fäden der Jungfrau (les fils de la Vierge) heißen auch ‚Marienwerflinge‘ (jetons de Marie), weil man sagt, Maria werfe sie von ihrem Spinnrocken herab.

Laisnel de la Salle, Le Berry 2, 299. Vgl. Sébillot, Folklore 3, 302.

b) Der hl. Epiphanias lehrt uns, daß Marias Geschicklichkeit im Spinnen ohnegleichen war und daß die Christen des Okzidents zur Erinnerung daran den durchsichtigen, weißen Fäden, die an feuchten Herbstmorgen umherfliegen, den Namen ‚Fäden der Jungfrau‘ gegeben haben. Darum brachten auch die Verlobten der ersten Christen lange Zeit der Himmelskönigin einen Spinnrocken zum Altar, der mit Purpurbändern umwunden war.

Douhet, Dictionnaire des légendes p. 917 aus Orsini, La Vierge, mère de Dieu; auch wird verwiesen auf J. E. Darras, la légende de Notre-Dame (Paris 1852) p. 24.

Über die Spinnerin im Mond, die die Fäden herabwirft, siehe die später erscheinenden ‚Mondsagen‘.

Zum Ursprung der Sage vgl. die Bemerkung in Grimms Myth.[4] S. 390: „daß **Elbe und Zwerge** das von Frau Holda und Frikka (ebd. S. 223 ff.) begünstigte Spinnen und Weben treiben. Die fliegenden Spinneweben im

Herbst hält der Volksglaube für ein Gespinst von Elben und Zwergen; von den Christen wurde es Marienfäden, Mariensommer genannt, weil man sich auch Maria spinnend und webend dachte.“ Paul Herrmann, Deutsche Mythologie S. 98f. erinnert dagegen an die drei seilspinnenden Schicksalsfrauen, die den Menschen eine Grenze setzen, innerhalb deren sich Leben, Glück und Besitz zu bewegen habe. Diese Vorstellung von Schicksalsgeistern ging in die andere von göttlichen Wolkenfrauen über, als deren Gespinst nun der Altweibersommer galt. Das Volk sagt nämlich auch: die Metten haben gesponnen, d. h. die das Schicksal abmessenden (as. metan = ahd. mezan), und es soll Glück bringen, wenn ein solcher Faden an den Kleidern hängen bleibt. Das Wort „Sommer“ der alten Weiber ist volksetymologische Entstellung und hat nichts mit der Jahreszeit zu tun: es bedeutet vielmehr Schleppgewand (vgl. die engl. Bezeichnung des Gespinstes: gossamer = gods samar = Gottes Schleppkleid). Die Legende von dem zerrissenen Gewande der Maria steht somit im engsten Zusammenhang mit jenem einst richtig verstandenen Namen. Zu der Vorstellung von der himmlischen Spinnerin Maria gehört auch der nordische Name für den Gürtel Orions: neben dem alten Friggjarrockr (Friggerock) — Friggs Spinnrocken — entstand Mariärock, Marirock und Marriteen. „Hier ist deutlicher Zusammenhang des Sternbildes mit heidnischer Götterlehre.“[1])

V. Pflanzensagen.

A. Die Tränen der Mutter Gottes.

1. Die Marienblümchen (Gänseblümchen) entstanden aus den Freudentränen, die Maria über den Gruß des Engels Gabriel vergoß.

Pieper, Volksbotanik S. 343. Vgl. oben S. 7.

2. Sie entstanden aus den Schmerzenstränen, die Maria auf der Flucht nach Ägypten vergoß. (Tirol.)

Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols p. 398, vgl. Söhns,[4] S. 73.

3. Das Zittergras wird Mutter Gottes-Tränen genannt: die Ährchen sollen die Tränen Marias sein. (Kujawien).

Rogasener Familienblatt, Jahrg. 4 (1900), S. 36.

4. Als die Juden Jesus Christus zur Folterung griffen und ihn quälten, stand die Mutter Gottes nicht weit davon und weinte bitterlich. Wohin die Tränen fielen, da erstarrten sie zu Pfefferkörnern. Wenn man eins wegnimmt, wächst sofort ein anderes an dessen Stelle. (Russisch.)

Mansura, Skazki S. 146.

Parallele.

5. Als auf Erden eine große Hungersnot ausbrach und Gott der Herr sich keinesfalls erweichen ließ, fing die Mutter Gottes bitterlich zu weinen an. Die

1) Grimm, Myth.[4] 224, 251, 606. Wenn die heidnische Spindel zugleich auch Jacobsstab oder Petersstab heißt, so zeigt das die Willkür der Umdeutungen auf weibliche oder männliche Gestalten des Neuen Testaments.

Tränen verwandelten sich in Erbsen: die sammelten sich die Menschen und nährten sich damit. Seit jener Zeit begann man Erbsen zu bauen, und das Volk nennt sie auch Mutter Gottes-Tränen. (Polnisch.)

Zbiór wiad. 6, 279, Nr. 145.

6. Als die Juden Christum peinigten, sah die Mutter Gottes diese seine große Pein und weinte sehr. Und kaum waren ihre Tränen zu Boden gefallen, so entstanden sogleich aus ihnen Perlen. Die Menschen aber sammelten sie und verkauften sie und verkaufen sie auch heute; da es aber nicht allzuviel Tränen gab, so gibt es jetzt wenig echte Perlen, und deshalb sind sie so teuer.

Zbirnyk 12, 116, Nr. 133 (Kleinrussisch).

7. „Frauentränen" heißt eine Nelkenart (die weiße Lichtnelke, melandrium pratense). Sie ist aus den Tränen unserer lieben Frau entsprossen, als diese den Heiland auf dem Kreuzwege nach dem Kalvarienberg geleitete. (Steiermark).

Germania 1891, 387, mitget. von Schlossar. Vgl. Grohmann, Abergl. u. Gebr.: Wer sich mit slzičky panny Marie — Sankt Marientränen — die Augen wischt, ist vor Augenschmerzen gesichert.

8. Die karminrote wilde Nelke (dianthus silvestris, böhm. karafiátek planý), die an Rainen, Abhängen oder auch in Gärten wächst, ist entstanden, als Maria sowohl den Weg zur Todesstätte als auch den Ort des Leidens mit ihren Tränen netzte. Die Blumen tragen das Zeichen der Tränen an sich. (Böhmen.)

Grohmann, Abergl. und Gebr. Nr. 680 = Květy 1846, 523.

9. Am Kreuze stand Jesu Mutter. Es wuchs aber auf dem Kalvarienberge eine grünblättrige Pflanze mit Blüten von tiefem Himmelsblau. Marias Augen waren so blau wie die Blumen, aber ihre Augenlider waren vom Weinen so rot wie die Knospen. Wie sie nun weinte, fielen ihre Tränen auf die Blätter und hinterließen Flecke. Und seitdem sind die Blätter gefleckt geblieben von einem Geschlecht zum andern, und die Pflanze wächst in den Gärten der Hütten und heißt Marientränе. Aber die Bücher nennen sie Pulmonaria.

England. Folklore Journal 6, 118. Vgl. unten S. 258, 4.

10. Die Zaren fragen: „Welches Kraut ist das wichtigste?" Der weise Zar (David Essevitch) antwortet: „Der Weiderich ist das größte." Denn als die Mutter Gottes zu ihrem Sohne ging, fielen ihre Tränen auf die feuchte Erde, da entsproß der Weiderich.

Gaster, Greek-Slavonic p. 73.

11. Eine der Orchideen (die gefleckte Orchis) heißt Marientränе, auch unserer lieben Frauen Zähre. Die schwarzen Stellen auf ihren grünen Blättern sind von den heißen, bittern Tränen gesengt, die Maria unterm Kreuze weinte.

Strantz, S. 246.

Parallelen.

1. Als unser Heiland die Kaiserkrone sah, die von außen ja so schön, in der Wurzel aber giftig ist, da jammerte ihn der Blume, und eine Träne floß in ihren Kelch. Seitdem senkt sie ihre Krone und weint über sich selbst.

Claaßen, Pflanzenwelt in Natur, Geist und Leben. 1897. 1. Hälfte. S. 242.

2. Die weißen Rosen heißen Sankt Magdalenen-Rosen, weil sie ursprünglich rot waren, aber durch die Reuetränen der Heiligen entfärbt wurden.

Revue des trad. pop. 2, 549.

3. Der Tau bildet sich von den Tränen der hl. Barbara, welche des Morgens im Felde herumgeht und weint. Der Tau ist daher heilig und ein gutes Heilmittel gegen Augenkrankheiten und frische Wunden. (Kleinrussen in Österreich-Ungarn.)

Zeitschr. f. öst. Volksk. 7, 16. Vgl. die Tränen der Eos: Roschers Lex. d. gr. u. röm. Myth. u. d. Wort Eos.

4. Aus den Tränen zweier himmlischer Turteltauben entstehen die Myrrhenblümchen.

Ztschr. f. rom. Phil. 3, 473. Im übrigen siehe den Band: Pflanzensagen.

B. Blutstropfen der Mutter Gottes.

1. Die Wurzelblätter des Jungfrauenmantels (ranunc. rep. L.) zeigen auf der oberen Fläche rotbraune Flecke als wie von Blutstropfen. Diese rühren daher, daß unserer lieben Frau Blut darauf fiel.

Baumgarten 1, S. 140.

2. Die dunklen Flecke auf den Blättern einiger Knötericharten rühren von Blutstropfen her, die die hl. Jungfrau verlor, als sie sich in den Finger geschnitten hatte.

Pieper, Volksbotanik S. 391.

3. Da Maria vom hl. Geist empfangen, ihre Base Elisabeth heimsuchen ging, begegnete sie ihr an der Schwelle ihres Hauses. Während die hl. Jungfrau ihrer Base die freudenreiche Botschaft mitteilte, fielen auf ein zu ihren Füßen sprossendes Saichblüeml (eine Art Löwenzahn, Leontodon taraxacum) als wahrhaftiges Zeugnis, daß sie eine unbefleckte Jungfrau sei, einige Tropfen Blut ihrer Reinigung. Des zum ewigen Gedächtnis blieb dem Blümlein zu seinen grünen Blättern allzeit ein blutrotes Blatt.

Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 99.

Parallelen siehe bei Pflanzen unter dem Kreuze und im Band Pflanzensagen. Ferner vgl. noch folgende

Kosakensage aus dem Terekgebiet (Kaukasus).

[Als der Kopf Johannis des Täufers der Herodias gebracht wurde, öffnete er den Mund und fuhr fort, der Königin über ihr ungesetzliches Zusammenleben mit Herodes Vorwürfe zu machen.] Um den Kopf zum Schweigen zu bringen, befahl Herodias ihren Dienern, die Zunge aus dem Munde hervorzuziehen, und sie durchbohrte sie dann mit einer Nadel. Das Blut floß in großen Tropfen auf die Erde; an den Stellen aber, wo es hinfiel, wuchs und erblühte eine schöne Pflanze, welche seit der Zeit Johannisblut genannt wird (d. i: hypericum perforatum, durchlöchertes Johanniskraut, Hartheu).

Sbornik mater. kavkaz. 34, 2, 5.

C. Die Milch der Mutter Gottes.

1. Die Mutter Gottes ließ beim Säugen des Christkindes Milch auf eine Distel tropfen. Von da an bekam sie weiß gefleckte Blätter. Seitdem heißt sie Mariendistel.

Menzel, christl. Symbol. 1, 141f. = v. Martens, Italien 2, 237; vgl. Perger, S. 70; Söhns S. 18; Our Lady's Thistle: Folkard, Plantlore p. 41; Catalogus plantarum p. 12 nennt carduus lacteus Mariae: Lady Thistle, vgl. den English Catalogue p. 45: Lady or Milke Thistle, auch in der Phytologia Britannica 1650, p. 22, Suffolk Folklore p. 2.

Die blaue Distel, die bei Knocke in den Dünen der vlämischen Küste blüht, heißt Onze-Vrouwe-distel (nach Ons Volksleven 11, 127, weil sie um Mariä Himmelfahrt blüht [?]).

2. Da Maria und Joseph gezwungen waren, aus Bethlehem nach Nazareth mit dem Kinde zu flüchten, setzte sich Maria unterwegs, um das Kind zu stillen. Einige Tropfen fielen auf die Erde, und wo sie fielen, erschien gleich „Maries Tisdel", silybum Marianum, darum hat sie weißen Saft und daher der Name.

Skattegraveren (1884) 2, 142. Vgl. Pritzel-Jessen, Volksnamen der Pflanzen S. 378.

3. Die weißen Flecken auf den Blättern der Nessel rühren von der Jungfrau her. Auf der Flucht nach Ägypten träufelte sie Milch darauf.

Nork, Mythol. der Volkssagen 951, aus Hagens Germania 7, 429.

4. Das Lungenkraut (pulmonaria officinalis) heißt in Shropshire sowohl the Virgin Mary's Cowslip als auch the Virgin Mary's Honeysuckle. Man erzählt, daß die Blätter durch Milch der Maria gefleckt worden seien.

Georgina F. Jackson, Shropshire Word-Book p. 464 u. d. W. Virgin Mary's Honeysuckle. Vgl. Folkard, Plantlore p. 41: die pulmonaria wird auch Unser Frauen Milch genannt (Gubernatis, Myth. d. pl. 1, 216). Bei Pritzel-Jessen S. 319 ist 'Unser lieben Frauen Milchkraut' aus Ostpreußen und Schlesien bezeugt.

5. Das polypodium vulgare soll nach deutscher Sage, wie einst aus Freyas Milch, so jetzt aus Marias Milch entsprossen sein.

Folkard, ebenda.

6. Als Maria eines Tages kein Wasser hatte, ihre roten Rosen zu begießen, wurde ihr von Nachbarsleuten welches gebracht, aber Joseph, den das Fieber gepackt hatte, trank es aus. Die Rosen vertrockneten, und das Jesuskind, das sich sonst mit ihnen vergnügt hatte, fing darüber zu weinen an. Da ließ Maria einen Milchtropfen auf die welken Blumen fallen, und alsbald lebten sie wieder auf und wurden ganz weiß.

Sébillot, Folkl. 3, 368 = Rolland 5, 251 (aus Revue de Gascogne 1883, 78).

D. Blumen, die unter den Füßen der Mutter Gottes aufblühten.

1. Aus Tirol.

Die Muttergottesschühlein heißen deshalb so, weil sie unter den Füßen der Mutter Gottes aufgeblüht sind und ihren Schuhen ähnlich sehen.

Zingerle, Sitt., Br. u. Mein. des Tiroler V., 2. A., 1871, S. 109. Aus d. Unterinntal.

2. Aus Palästina.

Die Rose von Jericho ist in der Wüste auf der Stelle emporgesproßt, welche Maria auf der Flucht mit dem Fuße berührte.

Karl von Raumer, Palästina, 1835, 79. Eine alte Sage der Pilger, die nach dem hl. Grabe zogen. So erzählt sie z. B. schon Jost Artus der Lautenist auf seiner Pilgrimschaft ins gelobte Land mit Felix Fabri in den Kuriositäten Bd. II, 5, S. 418.

Anders in einer arabischen Variante:

Eines Tages schloß die hl. Jungfrau eine solche Rose mit der Hand, und seitdem sind sie geschlossen geblieben, wie man sie gewöhnlich sieht.

Rolland, Flore populaire 2, 89.

Über die Rose von Jericho siehe: Revue des sociétés savantes 1872 deuxième sémestre p. 136—142; Nierembergius, de miraculosis naturis terrae promissae cap. XI (mir unbekannt); Genter Ztschr. Volkskunde 12, 88—96.

Grässe, Beiträge 91 f. sagt über sie:

„Sie hat nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einer Rose und wächst in Arabien." „Diese Pflanze verdirbt nie noch verfault sie. Man kann sie ganz aus der Erde nehmen oder abbrechen, sie hält sich unter allen Umständen. Setzt man die dürre und geschlossene Pflanze ins Wasser, so öffnet sie sich nach und nach, schließt sich aber wieder, sobald man sie herausnimmt. . . Man trieb aber ehedem mancherlei Betrug mit ihr; denn die Einwohner der Gegenden, wo sie wächst, verkauften sie den Kreuzfahrern und Pilgern sehr teuer, indem sie ihnen versicherten, sie sollten dieselbe, wenn sie sich nicht ein Unglück zuziehen wollten, nie anders als zur Christnacht ins Wasser setzen, dann werde sie ihnen aber die Zukunft verkünden."

Der Glaube, daß sie nur in der Christnacht aufgehe und blühe, gegen den schon Tabernaemontanus in seinem Kräuterbuch (1588) und später Erasmus Franciscus in seinem ost- und westindischen wie auch sinesischen Lust- und Staatsgarten (1668) und andere sich wandten, ist noch heute mehrfach bezeugt.

Landweibel von Einsiedeln, Jakob Ochsner, 1798—1871, berichtet (in den Jahren zwischen 1862 und 1871):

Ein Nachbar von mir hat noch immer eine Jerichorose oder hl. Rose, und zwar seit vielen Jahren, um selbe in der hl. Weihnacht 12 Uhr aufblühen zu lassen und den Leuten zu zeigen, denen auch noch versichert wird, daß dieselbe zu keiner anderen Zeit aufblühe, und daß so eine nur vom hl. Vater in Rom bezogen werden könne.

Schweiz. Arch. f. Volksk. 8, 302. Vgl. ebd. 1, 65 (aus dem Kanton Zug).

Eine hohe Bedeutung wird der mehr oder minder vollkommenen Entfaltung der Weihnachtsrose (Jerichorose) zugeschrieben und daraus auf die Fruchtbarkeit der Wiesen und der Obstbäume geschlossen.

Ebenda S. 302.

Bemerkenswert ist, daß in England eine ähnliche Sage von dem am Weihnachtsabend blühenden Schwarzdornbusch von Glastonbury existiert, der angeblich von dem Stocke Josephs von Arimathia herrührt, den dieser auf seiner legendarischen englischen Reise auf dem nahen Wearyall Hill in die Erde gestoßen haben soll.

Brand, Observ. on pop. antiqu. (Lond. 1842) t. III p. 203 f.[1])

Eine andere Parallele bei Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 250, lautet:

Der Polei blüht in der Johannisnacht (24. Juni) und hält sich in gutem Zustande bis in die Christnacht. Gerade um Mitternacht, bei der Geburt des Kindleins, blüht er wieder auf und gewinnt frisches Leben. Speziell mit dem Polei schmückt man die Krippen- und Stallgrotte.

1) Vgl. Menzel, christl. Symbol. 2, 286 aus Prätorius, Saturnalia S. 82.

Vgl. im übrigen über Blühen in der hl. Nacht: Tille, Geschichte der deutschen Weihnacht S. 219 ff.

Über Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen, siehe: Der Urquell, N. F. 2, 86 ff. und den Band Pflanzensagen.

Parallele aus einem altchinesischen Leben Buddhas:

Als Buddha geboren war, ging er einige Schritte nach jeder Himmelsrichtung, und unter seinen Füßen entsprang eine Lotosblume.

Beal, Sâkya Buddha 49.

E. Verschiedenes.

1. Aus Italien.

Nach dem Tode Jesu hat die Madonna viele Tage lang nichts weiter als Minze (menta) gegessen. Diese ist daher gesegnet.

Finamore, Tradizioni populari Abruzzesi 227; Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 250.

Nach Bauhinus, de plantis p. 55—57, 65 f., der mehrere alte Quellen zitiert, ist Mentha spicata und Mentha Saracenica (costus hortensis) = Sanctae Mariae herba [mentha], S. Virginis mentha, Balsammünz und Unser Frauen Münz, frz. Mente de notre dame.

2. Aus Frankreich (Gegend von Dinan).

Wenn sich in einem Büschel Veilchen ein weißes findet, so hat die Jungfrau es mit ihrem Mantel berührt.

Sébillot, Folklore 3, 451.

3. Aus Deutschland und Holland.

a) Einst wollte ein Fuhrmann seinen Wagen, der mit Weinfässern schwer beladen war, einen sandigen Hügel hinauffahren. Es war ein heißer Sommertag. Die Pferde trieften von Schweiß, und die Wagenräder schnitten tief in den lockeren Sandboden ein. Plötzlich blieben die Pferde stehen, sie waren zu sehr ermüdet und vermochten den Wagen nicht mehr fortzuschaffen. Der Fuhrmann wurde hierüber sehr böse und wollte sie mit unbarmherzigen Schlägen und lästerlichem Fluchen zum Weitergehen zwingen. Doch seine Anstrengungen waren vergeblich. Da — auf einmal, als er gerade einen bösen Fluch getan und die armen Pferde schrecklich gepeitscht hatte, erschien ihm die Mutter Maria. Sie tadelte seine Roheit und versprach, für einen Trunk Weines den Wagen auf den Berg zu schaffen. Dann erfaßte sie die Zügel der Pferde, und ruhig und gehorsam zogen die Tiere den Wagen den Berg hinauf. Als sie oben waren, gab sie dem Fuhrmann die gute Lehre, in Zukunft sein ungestümes Wesen und sein gottloses Fluchen zu unterlassen; durch Ruhe und Besonnenheit erreiche man viel eher das Ziel. Hierauf erbat sie sich das versprochene Glas Wein. Doch der Fuhrmann geriet in große Verlegenheit, als er merkte, daß ihm ein Glas fehle. Aber die Mutter Gottes ergriff eine am Wege blühende, kleine, weiße Ackerwinde und bat, diese zu füllen. Die roten Streifen, die mitunter in der Blüte sind, rühren von dem roten Weine her. In Erinnerung hieran heißt die Pflanze auch Mutter Gottes Trinkbecher [Muttergottesgläschen].

Wagner, Entdeckungsreisen in Flur und Wald, 1882, S. 23; Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen, 2. Aufl., 1889, S. 163. Grimm, Märchen, Anhang: Kinderlegenden Nr. 7 und Myth.[4] 999. Vlämisch bei Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 119. Teirlinck, Folklore flamand p. 38. Da die Ackerwinde (convolvulus arvensis) auch Teufelsdarm heißt — Grimm[4] 860 — so liegt wohl christliche Umdeutung heidnischen Glaubens vor.

b) Ein Klausner bat einst die hl. Jungfrau um Obst für die armen Bewohner des Gebirges. Da nahm Maria den Kranz, den sie auf dem Haupte trug, herab, zerpflückte ihn und streute ihn über die Berge. Daraus entstanden die Preißelbeeren, die wachsen seitdem reichlich auf den Bergen.

Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube, 1854, S. 158.

4. Aus dem Archipel.

Als die Jungfrau Maria durch das Tal Josaphat kam, blieb sie stehen, erfreut durch den lieblichen Geruch der blühenden Orangen- und Zitronenbäume. Ehe sie weiter ging, segnete sie diese Bäume. Und seitdem sind zu jeder Jahreszeit die Orangen- und Zitronenbäume mit duftenden Blüten und reichlichen Früchten beladen.

La Tradition 10, 71.

5. Slawische Sage.

Die Anemone (pulsatilla patens) wurde wegen ihrer Giftigkeit von der Mutter Gottes verflucht. Seitdem blüht sie, während alle anderen Blumen den ganzen Sommer hindurch blühen, nur im Frühjahr, und zwar blüht sie nicht von der Wärme auf, sondern vom Wind, nach dem sie auch Windblume genannt wird.

Etn. Sbornik VI, Abt. 1, S. 126.

6. Aus Tirol.

Die Mutter Gottes wandelt dann und wann auf der Erde umher und sitzt gern auf Kirschbäumen. Tritt sie nun auf ein Kirschlaub, so zeigen sich alsbald kleine Schlangen auf den Blättern des Baumes, und wo die Schlangen auf dem Blatte sitzen, wird dasselbe dem Schlangenleib nach ausgefressen. Ganz deutlich kann man den Kopf der Schlange unterscheiden. Dies ist sodann der Vorbote eines Schlangenregens, der alles verheert. Eine Bäuerin im Bozner Boden zeigte im Oktober 1885 dem Gewährsmann dieser Sage solch geschlängeltes Kirschlaub und jammerte entsetzlich in ihrer Furcht vor dem zu erwartenden Schlangenregen.

Heyl, Volkssagen aus Tirol, S. 246.

Vgl. Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl., S. 372:

In alten Zeiten waren die Menschen einmal so lasterhaft, daß Gott Schlangen regnen ließ. Zu warnender Erinnerung sieht man auf den Blättern der Kirschbäume schlangenförmige Zeichnungen.

VI. Einzelne Sagen.

1. Aus Island.

Einstmals entbot die Jungfrau Maria sämtliche Vögel zu sich und befahl ihnen, über einen brennenden Scheiterhaufen zu schreiten. Die Vögel wußten, daß sie die Himmelskönigin war und große Macht hatte; daher wagten sie nicht, ihrem Gebot ungehorsam zu sein, und sprangen sogleich alle in das Feuer hinein und hindurch; nur das Schneehuhn nicht. Als sie aber aus dem Feuer herauskamen, waren ihrer aller Füße federlos und bis auf die Haut versengt und sind von da an bis zum heutigen Tage so geblieben. Und das haben sie davon, daß sie für die Jungfrau Maria durch das Feuer gegangen sind. Nicht besser aber erging es dem Schneehuhn, dem einzigen Vogel, der sich geweigert hatte, durchs Feuer zu gehen; denn Maria zürnte ihm und bestimmte, es solle von allen Vögeln der unschädlichste und wehrloseste werden, aber dabei so verfolgt, daß es beständig, außer

während des Pfingstfestes, in Furcht schweben müsse, und zwar solle der eigene Bruder des Schneehuhns, der Falke, es sein Leben lang verfolgen und töten und von seinem Fleische leben.

Eine Gnade jedoch gewährte die Jungfrau Maria dem Schneehuhn, nämlich die, daß es je nach den Jahreszeiten die Farbe wechseln und im Winter ganz weiß, im Sommer braungrau sein dürfe; dann könne es der Falke nicht gar so leicht erkennen und im Winter nicht vom Schnee, im Sommer nicht vom Heidekraut unterscheiden.

An dieser Bestimmung hat sich nichts wieder geändert, und ebensowenig daran, daß der Falke es verfolgt, tötet und frißt; nicht eher aber, als bis er an das Herz des Schneehuhns gekommen ist, merkt er, daß es seine Schwester ist. Er wird dann jedesmal, wenn er ein Schneehuhn getötet und bis zum Herzen aufgefressen hat, von so großem Kummer befallen, daß er noch lange danach furchtbar schreit und klagt.

Marg. Lehmann-Filhés, Isländ. Sagen. Auch englisch bei Powell-Magnussen, II. Serie S. 663.

Daß die Vögel nackte Füße haben, erklärt man im Rutenischen daher, daß sie sündenlos sind.

Dragomanov S. 6, Nr. 11.

2. Aus Brasilien.

Eines Tages wurde im Himmel ein Fest zu Ehren der hl. Jungfrau veranstaltet. Alle Tiere der Schöpfung waren dazu eingeladen. Die Schildkröte aber, die nur kleine Tagereisen machen kann, sah kein Mittel, so hoch hinaufzugelangen. Daher bat sie den Geier, sie mit sich zu nehmen. Der Geier willigte ein, und sie setzte sich auf seinen Rücken. Doch als der boshafte Vogel in einer gewissen Höhe angekommen war, ließ er die arme Schildkröte absichtlich fallen, und sie zerschellte an einem Felsen in tausend Stücke. Da stieg die hl. Jungfrau vom Himmel nieder, sammelte die zerstreuten Stücke der Schildkröte, gab ihr das Leben wieder und überhäufte sie mit Segnungen. Den Geier aber verfluchte sie auf ewig. Seit jener Zeit ist die Schildkröte mit einer Mosaikschale bedeckt, die aus mehreren Stücken zusammengesetzt ist, und der Geier bringt Unheil allem, was er anrührt. Sein Leichnam bleibt verlassen liegen, selbst die Ameisen wollen ihn nicht.

Santa-Anna Nery, Folklore brésilien p. 192.

3. Aus Poitou.

Seitdem die hl. Jungfrau der tollen Katze einen Stockschlag über das Kreuz versetzt hat, schleppt sie sich auf den Pfoten hin und kann kein Übel anrichten.

Sébillot, Folklore 3, 139 = L. Pineau, Le Folklore du Poitou 524.

4. Aus Italien.

a) Wer das Fleisch der Katze ißt, wird exkommuniziert, weil die Katze dem Teufel verwandt ist. Die Katzen sehen — wie er — in der Finsternis, sie sind ganz eigentlich Söhne des Teufels.

Eine Katze macht eine Ausnahme von der Regel, die Katze Surian, die auch vorzüglich für die Mäusejagd sich eignet. Sie hat ein graues Tigerfell, und auf der Stirn trägt sie das Zeichen eines M, das so viel heißen soll wie: „Katze der Madonna“, deshalb, weil man sagt, daß die Madonna in ihrem Hause zu Nazareth eine derartige Katze gehalten hätte.

Nardo = Cibele, Zoologia pop. Veneta p. 77.

b) Eines Tages erlitt ein Lastschiff bei Trapani Schiffbruch. Die Mannschaft, in Lebensgefahr, wandte sich an die Madonna und bat flehentlich, sie aus der schrecklichen Bedrängnis erretten zu wollen. Die Madonna erbarmte sich ihrer: sie „ging in den Körper" eines Stockfisches und eilte, das Leck des Schiffes zu verstopfen, so daß dies gerettet wurde. Hierauf wurde der Stockfisch gesegnet und trägt in seinem Innern das Bild der Madonna von Trapani.

Pitrè, Usi e cost. Sic. 3, 370. Aus Palermo. Vgl. Natursagen 1, 275.

c) Die Jungfrau Maria besuchte als Kind auch die Schule der hl. Sibylle und lehrte ihre Gefährten heimlich Messe lesen. Eines Tages merkte die hl. Sibylle, daß alle Schülerinnen Messe lasen und fragte: „Wer hat euch das gelehrt?" „Das ist Maria gewesen," antworteten sie. Da zündete die hl. Sibylle voll Zorn ein großes Feuer an und befahl allen Schülerinnen, die Bücher in die Flammen zu werfen. Sie taten es alle, aber Maria verbarg das ihrige unter dem Arm. Die hl. Sibylle fragte Maria: „Hast du auch dein Buch verbrannt?" Sie antwortete: „Ja, ich habe es nicht verbrannt." Maria hatte die Wahrheit gesagt, aber die hl. Sibylle hörte auf das erste Wort und verstand sie so falsch.

Seither haben wir alle Achselhöhlen Sie sind durch den Eindruck des Buches unter dem Arm Marias entstanden. Und so kam es auch, daß der Engel Gabriel der Maria während des Messelesens erschien.

de Nino, Usi e cost. abruzz. 4, 16.

5. Aus Malta.

Die Mutter Jesu hatte etliche Hühner, junge Geschöpfe, die das erste Ei legen sollten. Und da es im Hause ärmlich zuging, freute sie sich auf die Eier und wachte über den Hühnerstall. Eines Tages nun sollte eins der Tiere legen, aber die Mutter Jesu fand nur die leere Schale vor, was sie sehr betrübte. Und so kam es, daß sie rief: „Möge der, der das erste Ei meiner Henne ausgetrunken, ein Dieb werden, vor den Menschen als Dieb gelten! Möge jeder, der das erste Ei einer Henne ißt, ein Dieb werden!" (Aberglaube der Malteser, die darum ein erstes Ei nur mit anderen gemischt essen.)

Seit der Zeit gilt der Igel als Dieb, denn er war es, der den Eierdiebstahl begangen.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

6. Aus Deutschland.

a) Der Krebs war einst ein giftiges Tier. Die hl. Maria faßte es einmal in ihre Finger und sagte: „Du sollst den Menschen zur Nahrung dienen."

Mitt. der Schles. Gesellsch. f. Volksk. Heft III, 9 (aus Oberschlesien).

b) Von der Mutter Gottes wird erzählt, daß sie der Blindschleiche die Augen ausstach. Denn sie wußte, daß diese sonst das Kind im Mutterleibe nicht verschont haben würde.

E. Meier, Sagen aus Schwaben 1, 224. Bei Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, 1, 381 heißt es: die Blindschleiche habe die Mutter Gottes gestochen, und seitdem sei sie blind. Vgl. Zeitschr. f. dtsch. Myth. 4, 48. Siehe auch oben S. 7.

c) Maria war mit dem Sohne hinter neun Türen versteckt. Die Blindschleiche schoß hindurch und hätte wohl die göttliche Jungfrau durchstochen, wenn der Jesusknabe den Wurm nicht mit Blindheit geschlagen hätte.

Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., 1871, S. 95.

7. Aus Rumänien.

a) Da die Mutter Maria nicht genug Milch für ihr Kind hatte, bat sie ihren reichen Nachbar, den Besitzer einer großen Rinderherde, um Unterstützung. Der aber wies sie schroff ab. Der andere Nachbar aber, der arm war und nur eine einzige Kuh besaß, schenkte ihr bereitwilligst die erbetene Milch. Dafür belohnte ihn Maria: sein Kuhstall füllte sich mit vielen herrlichen Kühen; den bösen Nachbar aber verfluchte sie, und daher fand er statt seiner Kühe eine große Zahl roter Käfer mit schwarzen Punkten, die Ritterwanzen (Lygaeus equestris L.), rum. Kühe des Herrn, vaca Domnului.

Marianu, Insectele S. 425.

b) Die Jungfrau Maria sprach mit der Sonne (rum. Maskul.!) über den Übermut des Pic-împĕrat. Da kam dieser auch schon herbei und belästigte die beiden in schlimmster Weise, da er sich auch hier als Herrscher fühlte. Die Sonne aber nahm ihn und warf ihn ins Wasser, um ihn zu ertränken. Maria jedoch erbarmte sich und rettete ihn vom Tode; was sie aber aus dem Wasser zog, war nicht mehr der Pic-împĕrat, sondern eine Mücke, die auch heute noch Furcht vor der Sonne hat und deshalb nur nachts hervorkommt (Culex pipiens L. = gemeine Stechmücke).

Marianu, Insectele S. 313.

c) Die Mutter Maria wollte Christus eine Schüssel Kirschen bringen; aber soviel sie auch einen Kirschbaum schüttelte, es fiel keine einzige Kirsche herunter, denn sie waren alle dem Satan geweiht. Deshalb verfluchte Maria diese Früchte, und aus ihnen entstanden kleine Fliegen, die Trypeta cerasi L., die noch heute Sehnsucht haben nach ihren Schwestern, den Kirschen, zu ihnen kommen, sie küssen und in sie ihre Eier legen, aus denen die Maden entstehen.

Marianu, Insectele S. 389.

d) Als Gott einmal Kirschen essen wollte, verwandelte sich jede Kirsche in eine Fliege, sobald er sie an den Mund brachte; Gott verfluchte sie deshalb, sie sollten nun Fliegen bleiben bis in alle Ewigkeit. Und das sind die Trypeta cerasi.

Marianu, Insectele S. 389.

8. Aus Weißrußland.

Früher wuchsen die Steine so groß wie die Hütten. Einst aber stieß sich die Mutter Gottes mit dem Finger an einen Stein und sagte: „Gott gebe, daß ihr nicht so wachset!“ Seitdem wachsen die Steine zwar, aber nur langsam, und sie werden nicht mehr so groß.

Federowski, Lud białorusski 1, Nr. 511. Vgl. S. 86. 276. (20.)

9. Aus Polen.

Einst hatten die Schlangen Beine zum Gehen. Aber es begab sich, daß die Mutter Gottes durch einen Wald ging und eine Schlange plötzlich hinter einem Baume hervorschnellte und sie erschreckte. Da verfluchte die Mutter Gottes sie, daß sie einem Faden gleich auf Erden einherkrieche. Und seit dieser Zeit verloren die Schlangen die Beine und müssen auf der Brust kriechen.

O. Kolberg, Lud 19, 201, Nr. 14.

19. Kapitel.

Sagen von Joseph.

I. Der grünende Stab.

Die apokryphe Überlieferung — z. B. das Jakobusevangelium (Mitte des 2. Jahrh. n. Chr.) — erzählt von einer Würdigkeitsprobe, der sich Joseph nebst anderen um Maria freienden Jünglingen zu unterziehen hatte. Er bestand sie, indem sein Stock Blüten trieb und eine weiße Taube daraus hervorflog. (Hennecke, Neutest. Apokr. 57.)[1])

Die Volksüberlieferung geht über diesen Bericht hinaus und gibt den Namen der Pflanze an, in die sich der Stock verwandelte.

1. Aus Malta.

Als für die hl. Jungfrau ein Mann gewählt werden sollte, befanden sich in einem Kloster viele Jünglinge, aus deren Reihe man die Wahl treffen wollte. Aber da all diese jungen Leute von makellosem Rufe waren, so wollte man ein Wunder abwarten, welches den Würdigsten bezeichnen sollte. Man versammelte sie alle im Chor der Kirche und brachte lange Wanderstäbe herein, worauf jeder einen wählte. Auch brachte man mit den Stäben zugleich eine weiße Taube herein, welche nun auf den Altar gesetzt wurde. Jene Stäbe waren aber sämtlich dürr und abgelagert, der Prior sprach jedoch: „Derjenige, dessen Stab grünen wird, soll der Bräutigam sein." Und gleich darauf blühte der Stab des hl. Joseph, trieb Blätter, Knospen und Schößlinge; die weiße Taube aber flog auf ihn zu und setzte sich auf die oberste Blüte. So bewirkte Gott durch ein Wunder, daß der hl. Joseph der Mann der Mutter Maria wurde. Der Stab aber blüht heute noch, es ist die Rosenmalve, und wir nennen sie „Josephsstab" (bastun ta San Giuseppe).

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

2. Aus Italien.

a) Aus Toskana.

Zuerst hatte Joseph einen einfachen Stock. Als ihm aber ein Engel ankündigte, daß er der Gemahl der hl. Jungfrau werden solle, freute er sich so, daß der Stab in seinen Händen zu blühen anfing. Es ist dies der Oleander (mazza di San Giuseppe = St. Josephsstock).

Gubernatis, Myth. d. pl. 1, 192; 2, 257 = Folkard, Plantlore p. 40. Vgl. Archivio 14, 720.

1) Über den Stab Josephs in der apokr. Lit. u. der davon abhängigen mhd. Dichtung siehe O. Schade, liber de infantia Mariae et Christi Salvatoris, Königsberg 1869, S. 19 f. mit Anm. 114; Vita Beatae Virginis Mariae, hg. von A. Vögtlin, S. 47; Bolte im Euphorion 4, 323—333 und Zschr. f. Vk. 15, 393. 18, 455 (Basset, Le bâton qui reverdit). — Über den Aaronsstab: Jewish Encyclopædia 1, 5: Aaron's Rod. Im Česky Lid 4, 22 (1894) untersucht Iwan Franko den Ursprung der Sage von dem aufblühenden Stab Přemysls und vergleicht die Sage vom Aaronsstab, die sich in der apokr. Lit. so stark verbreitete. Fr. setzt die selbständige Entwicklung der böhmischen Sage voraus, gibt aber jüdisch-christlichen Einfluß zu. Vgl. Hennecke, Neutest. Apokr. 104; Natursagen 1, S. 319.

b) Aus Bologna.

Es heißt, daß Joseph einen Stengel der weißen Campanula (Bastunzein d' San Juséf = Bastoncino di S. Giuseppe) in der Hand gehabt habe, als ihm der Engel verkündete, er solle Marias Gemahl werden. Bei dieser Verkündigung fing der Stengel in seiner Hand zu blühen an.

Berti, Appunti di Botanica Bolognese S. 8.

3. Aus Tirol.

Im alten Testament gab es noch kein Immergrün. Als aber die seligste Jungfrau Maria so weit herangewachsen war, daß sie sich verloben konnte, stellten sich gar viele und vornehme Freier ein, denn die Jungfrau war über die Maßen schön, so schön, daß die Sonne nicht untergehen wollte, sooft sie ihr ins Antlitz schien. Weil sie aber inniglicher Frömmigkeit pflag, wollte sie nur den frömmsten unter den Brautwerbern haben, gleichviel ob er hohen oder niederen Standes wäre. Deshalb bat sie den Herrn inständig, er möge ihr durch ein Zeichen ihren zukünftigen Gemahl zu erkennen geben. Und ihre Bitte wurde erhört. Also sagte sie eines Tages zu den Freiern: „Derjenige soll mein Bräutigam werden, dessen Wanderstab grüne Sprossen treibt." Die Freier waren darüber sehr bestürzt. Eines Abends saß die holde Jungfrau bei ihren Eltern vor der Haustür und genoß der wohltuenden Kühle. Da kam ein armer Zimmermann, namens Joseph, des Weges einhergegangen, der einen Wanderstab mit grünem Geschirre bei sich führte. Sogleich erkannte die Jungfrau das Zeichen, und es ging nicht lange hin, da wurde sie mit dem frommen Zimmermann verlobt. Bei der Feier steckte dieser seinen Wanderstab in die Erde, und üppiges Geranke wuchs mit Schnelligkeit aus dem Stabe hervor und klomm daran in die Höhe. Wie das der hl. Josef ersah, zog er den Stock nimmer aus dem Boden, und es umschlang ihn immer mehr des lebendigen Grüns und welkte nimmer jahraus und jahrein und trieb auch fort, als alle Bäume ihr Laub zur Erde schüttelten. Darum ward das Gewächs Immergrün geheißen.

Heyl, Volkssagen aus Tirol S. 44 f.

Parallelen.

1. Nach den Mitt. des Oriental. Sem. 4, 2. Abt., 188 wird eine Steppenpflanze „Asa-i-Musa" von den mohammedanischen Eingeborenen in Turkestan auf den angeblich in der Umgegend von Buchara vergrabenen Stab Mosis zurückgeführt.

2. Usener, Sintflutsagen S. 190 führt eine altgriechische Parallele zu dem Wunder des wieder ergrünenden Holzes an, die er zu der bekannten Christophoruslegende (Legenda aurea ed. Graesse p. 432) stellt. Als Herkules dem Atlas die Last des Himmelsgewölbes abnahm, soll er seine Keule an dem Hermes Polygios zu Trözen abgestellt haben. Es begab sich das Wunder, daß die Keule Wurzel schlug und von neuem Sprossen trieb.

3. Wenn Pausanias (II 31, 10) den wilden Ölbaum, der daraus erwachsen war, gesehen haben will, so kennt auch die christliche Lokalsage solche Wunderbäume. Der ägyptische Bischof Cyriacus erzählt folgendes Ereignis: Einmal pflanzte Jesus die drei Stäbe eines Hirten und

seiner zwei Töchter in die Erde, und alsbald wurden aus den drei Stäben drei Bäume mit Blüten und Früchten bedeckt. Diese Bäume sollen noch zur Zeit des Cyriacus gestanden haben. (Rud. Hofmann, Leben Jesu S. 184.) Ein anderes Wunder (vgl. Paulus, Samml. merkw. Reisen 3, 79) erzählt:

Eines Tages (den 25. Mai) hatte der Herr Christus einen dürren Stab in die Erde gesteckt; alsbald wuchs aus ihm ein Olivenbaum hervor, der noch heutigentags grünt in Buk, nicht weit von Moharrak.

4. Eine limburgische Sage berichtet von Sint Jan's appelen, wie folgt:

Der hl. Johannes mit dem Beinamen „het Lam", der im Jahre 631 den bischöflichen Stuhl von Maastricht bestieg, war früher ein reicher Grundbesitzer und bebaute selbst seine Äcker. Eines Tages kam ein Pilger aus dem heiligen Lande zu ihm aufs Feld — andere sagen, daß es ein Engel war - und sagte: Eure Werke sind dem Herrn angenehm, deshalb hat er Euch zum Bischof von Maastricht auserkoren. Das schien Johannes unmöglich zu sein, und er antwortete, während er seinen Pflugstok in die Erde steckte: „Eher wird dieses trockne Holz Früchte tragen, als daß Eure Voraussage erfüllt werden wird." Kaum aber hatte er die Worte gesprochen, — o Wunder! — da bedeckte sich der Stock mit frischen, grünen Schößlingen und wuchs auf zu einem Baum mit Früchten, Äpfeln von sehr gutem Geschmack.

Später verbreiteten sich Abkömmlinge dieses Baumes im Lande, und heute findet man überall jene süßen Äpfel, die zum Andenken an den heiligen Bischof Johannes Sint Jan's appelen genannt werden.

H. Welters, Limburgsche Legenden, Sagen, Sprookjes en Volksverhalen S. 74.

5. Variante aus Belgien.

Ein Landmann aus Tihange, namens Jean l'Agneau, lebte um das Jahr 618. Als er eines Tages um seine Besitzung ging, wurde er von einem Pilger angeredet, der zu ihm sagte: „Der Bischofsstuhl in Lüttich ist leer, Gott will, daß du ihn einnehmest." „O, was für ein guter Spaß!" sagte der Landmann. „Ich bin ungelehrt, und du sagst, daß Gott mich zu solcher Würde erheben wolle? Nein, ich werde nicht glauben, daß Gott dich zu mir geschickt hat, ebensowenig wie ich glaube, daß mein Stock grünen und Früchte tragen kann."

Als er dies sagte, steckte er seinen Stab in die Erde, der zu seinem großen Erstaunen sogleich Wurzel schlug und Blätter und Früchte trug. Der Stock, der von einem Apfelbaum war, gab Früchte, die man seitdem unter dem Namen pommes de Saint Jean (Sint-Jansappel) kennt.

Revue des trad. pop. 13, 505. Vgl. Teirlinck, Folklore flamand p. 52.

6. Etwas ferner steht eine in ihrer schließlichen Ätiologie vergleichbare Variante aus Tirol:

Als die hl. Clara in ihrer letzten Krankheit lag und ihren Klöstern ein Andenken vermacht hatte, erinnerte man sie an ihr jüngstes Kloster in Brixen und fragte sie, ob sie nicht auch diesem etwas vermachen wolle. Da war es ihr leid, daß sie der jungen Töchter in Brixen vergessen hatte, weil sie so siech war, und sie sprach: „So habe ich doch gar nichts, damit ich sie in Freude versetzen könnte, ach hätte ich doch eine Birne aus dem Garten, die wollt' ich ihnen gerne

senden!“ Da war es aber nicht um die Zeit, daß man reife Birnen hatte. Ein Bruder jedoch ging im Vertrauen auf die Heiligkeit der Jungfrau hinaus in den Garten und sah einen Ast voll zeitiger Birnen, die brach er ab und brachte sie Sankt Claren. Davon nahm sie eine, lobte Gott und sandte sie ihren Töchtern in Brixen und hieß dieselben von ihr fröhlich grüßen. Das geschah, und die Töchter Sankt Claren in Brixen pflanzten mit dem Kern der süßen Frucht in ihrem Garten einen Baum, der ward groß und stark und alle Jahre voll Blüten und Früchte. Dieser Baum steht noch heute daselbst, und seine Früchte heißt man noch immer Sankt Clarabirnen.

Heyl, Volkssagen aus Tirol, S. 130.

II. Die Entzündung der Milchgänge.

Aus Sizilien.

Die kurze, aber schmerzhafte Krankheit der partiellen Entzündung der Milchgänge ist vom hl. Joseph aus Unmut über ein Weib eingeführt worden.

Einst ging dieser an einem Weibe vorüber, das sich gerade die Haare machte, und bat sie: „Gib mir ein Almosen“. Sie aber entgegnete: „Ich kann dir keins geben, weil ich mir eben die Haare mache.“ Indem fing ihr Kindlein an zu weinen, und sie hob es auf, es an die Brust zu legen. Da riß sich der hl. Joseph ein Haar aus dem Bart und steckte es ihr in die Brust. Davon entstand jene Entzündung. Als Joseph dann wieder vorbeikam, gab sie ihm ein Almosen und bat ihn, die Brust wieder zu heilen. Er erfüllte ihre Bitte, indem er das Haar wieder in seinen Bart zurückkehren hieß.

Nach Pitrè, Fiabe e leggende pop. sicil. und Usi e costumi 2, 176.

Nachträge.

Zu S. 3:

Estnische Variante. (Aus J. Hurts hdschr. Nachlaß.)

Als Jesus gekreuzigt war, entstand unter den Kriegsknechten ein Streit, ob Jesus Gottes Sohn sei oder nicht. Der eine meinte, er sei es, da sich die Sonne verfinsterte. Der andere entgegnete, daß Gottes Sohn nicht hätte sterben können. Da sagte der erste: „Aber er kann auferstehen!" Darüber lachte ihn der andere aus und meinte, was tot sei, sei tot, und wies dabei auf einen Fisch, dem er die eine Seite abgegessen hatte, und meinte: wenn der Fisch wieder zu leben beginnen könnte, so würde er an Jesu Auferstehung glauben. Dabei warf er den Fisch in den Fluß. Der Fisch bewegte den Schwanz und schwamm munter davon. Dieser Fisch ist die Butte (Brachse? = latikkala), die gewissermaßen nur eine Seite hat, als wäre die andere bereits abgenagt.

Zu S. 12 ff.:

Aus Malta.

Als das Jesuskind in der Grotte zu Betlehem geboren wurde, kamen mehrere Tiere, um den Neugeborenen anzuhauchen, da es sehr kühl war in der steinernen Grotte. Die Kuh wäre auch sehr gerne hingegangen, aber da sie schwer trächtig war, ließ sie dem Jesuskind durch den Ochsen sagen: „Die Kuh ist nicht imstande, dir bis hierher zu folgen, aber das Kalb, das sie nun bald haben wird, möchte sie dir schenken." Da freute sich der kleine Jesus, der an Weisheit ja ein Mann war, und sagte: „Verflucht sei der Mann, der eine Kuh einspannt, doppelt verflucht sei er aber, spannt er sie ein, sobald sie schwer trächtig ist!" Und die Kuh kam dann öfters und bot der hl. Maria ihr volles Euter an, damit der Neugeborene nicht Hunger leide.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

Zu S. 15:

1. Aus Italien.

Unter den Tieren, die sich in dem hl. Stalle von Bethlehem befanden, war auch der Maulesel, damals noch fruchtbar, wie jedes andere Tier. Als nun eines Tages die Madonna zu nah an ihm vorüberging, da hatte er die traurige Idee, ihr einen Tritt zu geben. Da verfluchte ihn die Madonna zur Strafe, und seit jener Stunde war der arme Maulesel nicht mehr fruchtbar.

Archivio 17, 442.

2. Von den Azoren.

Der Maulesel wurde verflucht, unfruchtbar zu sein, weil er dem Christkind Stroh aus der Krippe zog.

Folklore 14, 136.

Zu S. 16, III, 1:

Bald jemand im Sterben liegt und recht Schmerzen leidet, kann man öfters hören: wenn nur die Nachtigall käm und tät uns auflösen! Da kommt dann diemalen ein Vogel geflogen und singt so lieblich und fein, daß die Schmerzen auf-

hören und man entweder besser wird oder stirbt. Auch ruft man gerne die Mutter Gottes darum an, die Nachtigall zu schicken und den Kranken zu zeichnen zum Leben oder Tod.

Leoprechting, Aus dem Lechrain S. 79.

Zu S. 17:

Aus den Niederlanden.

Ein Hirt gedachte in der Christnacht des Jesuskindleins, das in einer Krippe auf Stroh lag. „Ach!“ sagte er und weinte heftig, „ich schlafe auf einem Federbett, und Jesus liegt auf Stroh!“ Plötzlich erschien ihm ein Engel und sprach: „Wenn du einst an Jesus' Seite im Himmel sitzest und der Christtag zu läuten beginnt, dann sollst du mit dem Kindlein dein Bett auf die Erde ausschütten, und die Federn sollen lustig niederwirbeln.“ Und wenn es nun am Christtag schneit, dann ist der Hirt an der Arbeit, sein Bett auszuschütten, und alles wird in das Gewand der Unschuld gekleidet, und Wald und Feld schlafen ruhig und wohl unter der blanken Decke, die vom Himmel kommt.

Joos, Vertelsels 1, Nr. 11 Vgl. die Sage von Frau Holle, die ihr Bett schüttelt, nebst deren Übertragung auf Maria: Grimm, Myth.[4] S. 222. 251. In Schottland heißt es, wenn die ersten Schneeflocken fallen: the men o' the East are pyking their geese and send ng their feathers here away, here away Im preußischen Samland sind die Schneeflocken Flaumen, die aus den von den Engeln geschüttelten Bettchen fallen. „Die Vergleichung der Schneeflocken und Federn ist uralt. Die Scythen erklärten die nördliche Weltgegend, weil sie mit Federn angefüllt sei, für unnahbar (Herodot 4, 7).“ Grimm, ebd. S. 222. 533.

Zu S. 29:

Vgl. Rückert, der Weißdorn (Poet. Werke 2, 238. 1868).

Zu S. 30:

Den Glauben, daß die Sonne am Sonnabend immer eine Zeitlang scheine, bezeugt für Frankreich Charles Perrault. Vgl. Zs. f. Volksk. 17, 453 Nr. 16 (Bolte).

Zu S. 36:

Von den Azoren.

Auf der Flucht nach Ägypten sah Maria schöne Dattelpalmen mit Datteln, blickte auf und rief: „O welche Datteln!“ Seitdem ist das O auf dem Dattelkern zu sehen.

Folklore 14, 136.

In der poet. Legende lies Z. 1 peri, Z. 4 chiddi, Z. 9 parra.

Zu S. 37:

Aus Italien.

Als Jesus auferstanden war und auf Erden wandelte, ehrten ihn die Menschen durch Niederknien, die Bäume durch Rauschen, die Pflanzen durch Verneigen. Der Kürbis, der den Heiland nicht sehen konnte, kletterte an einer benachbarten Zypresse empor, um ihm zu huldigen. Seitdem klettert er noch jetzt.

Rivista delle trad. pop. 1, 582.

Zu S. 38, 3:

Aus Estland.

Eines Abend war die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde durch den Wald gegangen. Alle Bäume hatten sich vor dem Jesuskinde verneigt, besonders demütig und ehrfurchtsvoll waren die Tanne, die Fichte und der Wacholder gewesen.

Nur die Espe hatte stolz gestanden und ihr Haupt von den Strahlen der Abendsonne umspielen lassen. Da hatte die heilige Jungfrau gesagt: „Weil du, Espe, so hochmütig bist, sollen deine Blätter beim leisesten Windhauch zittern und vor Furcht beben. Aber euch, ihr Tanne, Fichte und Wacholder, soll immer eine grüne Krone zieren, als Zeichen meines Dankes."

Seitdem muß das Espenlaub zittern, während die Nadelbäume sich das Jahr über ihres grünen Schmuckes freuen dürfen.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

Zu S. 38, 4:

Estnische Variante aus dem Kirchspiel Tarwastu.

In alten Zeiten verfolgte der Teufel einmal ein junges Mädchen, die hieß Maie. [Auch oben S. 38 ist Maie zu lesen.] Sie versteckte sich hinter einer dünnen Espe und bat, sie zu verdecken. Sie sprach:

O Espe, hilf Espe!
Heilige Espe, rett Maie!
. . . . . .
(Oh aaba, aawita aaba,
Päha aaba, pästä Maie:
Maie temme(?) neitsikene!)

Die Espe aber hörte nicht die Bitten des Mädchens, gab ihr keinen Schutz, sondern vertrieb sie. Da sagte Maie:

Erzittern soll dein Laub,
Erbeben soll dein Blut,
So wie ich eben zittre.
(Nönda suo lehe libisgu,
Nönda suo weri wärisgu
Kui minu weri wäriseb.)

Und von der Zeit an soll das Espenlaub zittern.

Maie aber ging zu einer Eiche und bat diese:

O Eiche, heilige Eiche,
Hilf Eiche, rett Maie!
. . . . . .
(Oh tammi, päha tammi,
Päha tammi, pästä Maie:
Maie temme neitsikene!)

Die Eiche verbarg Maie unter ihren breiten Blättern. Der Teufel wagte Maie dort nicht zu suchen und unterließ sein Nachstellen.

Seit der Zeit ist die Eiche unter dem Estenvolk ein heiliger Baum.

Zu S. 40 ff.:

Kaukasische Sage.

Ein Ossete, namens Chetag, der Enkel des Ahnvaters der Kabardiner, Inal, floh vor seinen Feinden aus der Kabarda und fiel unweit des jetzigen Auls Salugardon und des Dorfes Alagyr in der Nähe des heiligen Hains Sanadat ermattet zu Boden. Schon bereitete er sich zu sterben, als er plötzlich eine Stimme vernahm: „Komm in den Wald, Chetag, in den Wald!" Aber Chetag antwortete: „Ich bin so matt, daß ich mich nicht bis zum Walde schleppen kann; mag er zu mir

kommen!" Und so geschah es. Der Wald kam zu Chetag und barg ihn vor seinen Verfolgern. Und noch bis auf den heutigen Tag steht der Hain in einer waldlosen Gegend, und in der Mitte eines großen Waldes, drei Werst von Alagyr, wird ein freier Platz gezeigt, von wo jener Hain zum Schutze Chetags weggewandert ist. (Die ossetischen heiligen Haine befinden sich an solchen Stellen, wo sonst kein Wald vorhanden ist.)

Das Ausland 64 (1891), 812 (C. Hahn, Heilige Haine und Bäume bei den Völkern des Kaukasus) aus Pfaff, Reisen im nördl. Ossetien.

Zu S. 42:

Aus Polen.

Die Zitterpappel ist durch Zittern bestraft worden, weil sie durch den Lärm ihrer Blätter Jesus verriet, der sich hinter ihr vor den verfolgenden Juden versteckt hatte.

Globus 35, S. 271 aus Kopernicki, Des idées médicales. (Heidnischer Hintergrund dieser Sage geht schon aus dem polnischen Aberglauben hervor, daß ein Stückchen Zitterpappelholz, das man in den Körper eines Vampyrs legt, diesen im Grabe zurückzuhalten vermag.)

Zu S. 49:

Parallele aus den Admiralitätsinseln.

Ein Mann aus Sauch (Platz auf der Halbinsel) ging auf den Fischfang. Ein böser Geist erspähte ihn, lief ihm nach und wollte ihn töten und auffressen. Der Mann aber flüchtete in den Wald. Auf der Flucht tat sich vor ihm ein Baum auf, und er schlüpfte hinein, worauf sich der Baum wieder um ihn schloß. Der verfolgende Geist sah den Mann nicht mehr und ging von dannen. Als er fort war, öffnete sich der Baum wieder, und der Mann trat ins Freie. [Der Baum fordert dann zwei weiße Schweine von dem Manne, dieser betrügt ihn: eins der beiden ist ein schwarzes, das er mit Kalk weiß angestrichen hat.] „Daher nimmt der Baum heute nicht mehr den Mann schützend auf, wenn er von einem bösen Geist verfolgt wird."

Parkinson, Südsee S. 716.

Zu S. 51:

1. Von den Azoren.

Als Maria und Joseph auf der Flucht nach Ägypten mit dem Jesuskinde durch die Wüste zogen, sah eine Wachtel sie und rief: „aqui vai! aqui vai!" (da gehn sie! da gehn sie!). Da verfluchte Maria die Wachtel und sagte, sie solle sich nie hoch in die Luft erheben können! Sie müsse immer an der Erde fliegen. Die Bachstelze aber folgte den Flüchtigen und wischte mit ihrem langen Schwanze Sand über deren Fußspuren, damit die Feinde ihre Fährte verlören. Maria segnete die Bachstelze, sie solle immer heiter sein, niemand dürfe sie töten. Daher tötet man die Bachstelze nicht und hält es für ein gutes Zeichen, wenn sie den Weg kreuzt.

Folklore 14, 136.

2. Aus Westflandern.

Als die hl. Familie auf der Flucht nach Ägypten unter einem Olivenbaum rastete, flog eine Lerche herzu und fing an, laut und lustig zu singen. Die Jungfrau Maria aber, die aufs höchste ermattet und betrübt war, konnte den frohen Gesang nicht ertragen, er schnitt ihr ins Herz und machte sie noch trauriger. Sie sah daher auf und sagte zu dem Vöglein: „Ich sitze hier seufzend und weinend,

und du kommst und schwatzest voller Freuden über meinem Haupte. Vöglein, Vöglein, nie sollst du fürder auf einem Zweige sitzen.“ Da flog die Lerche zwitschernd in die Höhe und rief: „Unsere Liebe Frau, gib mir ein Kornährchen, ich will's nie wieder tun, ich wills nie wieder tun!“ (Onze Lieve Vrouw, geef mij een koornaarken, ik zal het nooit meer doen, ik zal het nooit meer doen). Seitdem baut die Lerche ihr Nest im Kornfeld und fliegt fortwährend aufwärts und niederwärts, ohne sich je auf einen Zweig zu setzen.

Mont en Cock, Vlaamsche Vertelses S. 76.

Zu dieser und den im Abschnitt VI angeführten Sagen vgl. S. 224.

3. Aus Ungarn.

Unser Herr Christus floh vor den Juden auf einem schlecht laufenden Esel. Sie waren schon sehr nahe an ihn herangekommen, als der Esel auf einmal störrisch wurde. Christus schlug und stieß ihn; aber weder hin noch her rührte er sich. Als dies der vorderste Kläffer sah, hieß er sogleich die Leute anhalten: „Ach, Juden, wir sind wohl kaum auf der rechten Spur. Dieser elende Mann auf dem Esel ist nicht der, den wir suchen. Ein Jesus Christus hat nicht nur solch ein störrisches Tier.“

Nach diesen Worten wandten sich die Juden. Unser Herr Christus aber streichelte den Esel und sprach also: „Ei mein liebes kleines Tier, womit soll ich dir danken, daß du mich gerettet hast?“ „Gib uns, mein lieber Herr, jeden Tag Futter. Laß von nun an die Esel glückliche Tiere sein!“ „Gut, du arme Seele, ich mache dein ganzes Geschlecht glücklich. Bisher habt ihr nur ab und an Hafer erwischt. Von nun an sollt ihr kein Korn mehr sehen. Dürre Stengel seien euer Futter. Die könnt ihr Winter und Sommer fressen, auf Weg und Steg gibt's deren genug.“

Arany-Gyulai, Magyar Népköltési Gyüjtemény 3, 476.

Zu S. 54:

In der 7. Variante ist statt Grünfink: Grauammer zu lesen.

Zu S. 59:

Von den Azoren.

Die trocknen Lupinen rascheln auf der Flucht. Maria verflucht sie, daß sie bitter werden und den Hunger nicht stillen sollen. Man müsse sie dreimal in Salzwasser legen, ehe man sie essen könne.

Folklore 14, 136.

Zu S. 60:

Aus den Abruzzen.

Als sich der Jesusknabe auf der Flucht vor Herodes in einem Lupinenfelde verborgen hatte und die Soldaten ihn dort fanden, verfluchte er die Lupinen. Deshalb sättigen diese nicht, auch wenn man eine Menge davon ißt. Dann barg er sich mitten in Olivenzweigen und segnete den Baum. Daher sagt man:

La 'liva bbenedétte aàrde vérd' e ssécche.

Dann barg er sich in Mehlteig, daraus Brot gemacht werden sollte, ward wiederum nicht gefunden und segnete den Teig, daß er unaufhörlich Brot gab. Es war aber Freitag. Daher sagt man:

Bbendétte chelu pane che lu vennardì se spiane.

Weiterhin wollte er sich am Freitag in den Haaren einer Frau, die sich kämmte, verstecken; aber sie ließ es nicht zu. Da sprach Christus:

Mmaldétta chela trécce, che dde vennardì se strécce.

Dann wollte er sich Freitags in einem Gewebe bergen, doch die Weberin wehrte ihm. Jesus sagte:

Mmaldétta chela téle, che dde vennardì se spele.

Zuletzt holten Herodes' Soldaten die Jungfrau ein. Da hatte diese statt des Kindes ein kleines Bündel Gras im Arm.

Archivio 4, 474.

Zu S. 66:

Vgl. Rückert, Das Wunder auf der Flucht. Poet. W. 4, 133. 1868 (Spinne und Taube). Dazu noch folgende Parallele aus dem Spreewald:

Als sie Johannes verfolgten, hatten Spinnen die Höhle zugesponnen. Und wie die Verfolger die Spinngewebe sahen, gingen sie wieder ab.

Schulenburg, Wend. Volkssag. S. 267.

Zu S. 70:

Nach Grimm, Myth.[4] S. 251. 999 hießen mehrere Arten des Farnkrautes Freyjuhâr, später Frauenhaar, Mariengras u. dgl. Nach John Gerardes Herbal war der Rispenfarn (Osmunda regalis L.) dem hl. Christoph geweiht, der hier an Thors Stelle gesetzt ist (Deutsche Rundschau 64, 46).

Zu S. 82:

Aus Malta.

1. Als Strafe hatte Gott der Herr den Menschen das Niesen auferlegt, und jeder, der nieste, mußte sterben. Die Leute wurden damals sehr alt, und da die Welt zu überfüllt geworden wäre, ließ Gott viele durch das Niesen sterben. Die Menschen hatten nun oft versucht, sich davor zu schützen durch allerlei vorbeugende Mittel; so gab es auch ein Kraut, welches das todbringende Niesen verhindern sollte, aber mit der Zeit sahen sie stets ein, wie unzulänglich ihre Versuche blieben, und verzweifelten so sehr, daß sie irre redeten und den Verstand verloren. So kam der Wahnsinn in die Welt.

Wie nun der Versucher dem Herrn in der Wüste von den Leiden erzählte, die dieser auf die Menschheit und das Tierreich gebracht, nachdem er ihm gezeigt, wie groß und unheilbar dieses Leid sei, sagte er zuletzt, gleichsam um ihn zur Verzweiflung zu bringen: „Deine Umbarmherzigkeit ist so riesengroß, daß du es über dich bringst, durch das Niesen die armen Menschen sterben zu lassen wie die Fliegen!" Der Herr aber öffnete seinen Mund und sprach so laut, daß die ganze Welt es vernahm, daß die Menschen, die Tiere der Erde, des Wassers und der Luft es hörten: „Du sollst es zum letzten der Vorwürfe machen: wer beim Niesen meinen Namen anruft oder den eines meiner Heiligen, dem wird der Tod nichts anhaben können! Geh!" Da hob sich der Satan hinweg.

Seitdem stirbt kein Mensch mehr am Niesen, weil sie sofort einen heiligen Namen nennen und irgendeinen frommen Wunsch aussprechen für sich und für die andern.

2. In der alten Zeit geschah es, daß ein Mensch, der niesen mußte, dem Tode verfiel, da ihm sein Blut bis zum letzten Tropfen aus der Nase lief. So starben Hunderte, ja Tausende, und der Jammer war groß unter den Geschöpfen der Erde.

Es lebte da nun ein Mann, der sehr fromm und heilig lebte, abseits in der Wüste. Ihn dauerten die armen Menschen, und gerne hätte er sie vom großen Übel befreit: sein Herz war voller Mitleid, und um einen Menschen zu retten, hätte er freudig sein Leben hingegeben. Eines Tages nun kamen viele der armen Menschen, die die Furcht vor dem Tode ergriffen hatte, zu ihm und erzählten von dem grausamen Geschicke, das Gott über sie verhängt. Und so erschütternd war ihr Leid, daß der Heilige versprach, sich bei Gott für sie zu verwenden. Er zog sich zurück und betete, schrie laut um Erhörung. Gott erhörte sein Flehen und befahl ihm zu sprechen. Da bat der Heilige um einen andern Tod für die Menschen, da der jetzige so erschrecklich plötzlich eintrete und keine Zeit lasse, Vorkehrungen zu treffen. Da gab ihm Gott zwei Gefäße und sagte: „Eines birgt ungetrübtes Leben und sanftes Sterben, das andere langsamen Tod! Nimm das eine in die rechte, das andere in die linke Hand und zeige dich dem Volke!“ So tat der Heilige, und kaum erblickten ihn die Leute, so stürmten sie auf ihn zu und entrissen ihm die Gefäße: sie wußten sich vor Neugierde nicht zu lassen! Aber plötzlich zerschlugen sie im Eifer eines der beiden Gefäße, und um den Inhalt kümmerten sie sich nicht. Zuletzt aber sagten sie zum Heiligen: „Was hast du uns gebracht? mache an dir die Probe!“ Da bestrich sich der Heilige ohne Furcht und Bedenken mit dem Inhalt des zerschlagenen Kruges, und die Leute taten dasselbe, wollten aber auch den zweiten Krug erproben und — holten sich die Pest, da diese ihnen vom Herrn bestimmt war, auf daß die Erdbewohner nicht zu zahlreich würden. Durch das Niesen stirbt heute niemand mehr, doch Tausende durch die Pest, die noch irgendwo steht im Kruge, den niemand finden kann, und bis zum Ende der Welt wüten wird und töten.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

Zu S. 83:

Gastropacha neustria ist jetzt Malacosama neustria = Ringelspinner, ein Schmetterling, der seine Eier in Form eines Ringes um dünne Äste herumlegt. Seine Raupe (nach der Färbung volkstümlich Livreeraupe genannt) ist sehr schädlich.

Aus Ungarn.

a) Als Christus mit St. Peter auf der Landstraße herumwanderte, erblickten sie einen würmigen Hund. St. Peter bedeckte seine Nase und wich ihm aus, Christus aber ging den graden Weg vorwärts. Bald darauf begegneten sie einem Besoffenen. Christus wich ihm schon von weitem aus. Petrus fragte nun Jesum, warum er also getan. Dieser versetzte: „Sieh, Peter! jener würmige Hund fügt niemand ein Leid zu, dieses Schwein da aber greift jedermann an; deshalb muß man ihm aus dem Wege gehen.“ Seither spaltet sich die „Landstraße“ am Himmel.

[Beim Auge des Cepheus-Sternbildes weicht Christus dem Besoffnen aus; die Kneipe, wo dieser sich betrunken, sind die Sterne $\alpha, \beta, \gamma, \chi$ der Cassiopea. Andere Überlieferungen nennen diese Sterne der Cassiopea die Kneipe, das Auge des Cepheus den würmigen Hund; der Besoffene ist das Gestirn Deneb.]

Kálmány, Am Urquell 4, 45.

b) Christus fuhr auf dem kleinen Wagen einher und streute Stroh auf die „Landstraße“ (s. ob.). Als er zurückkehrte, brach die Deichsel; seit der Zeit ist sie krumm.

[Die 3 ersten Sterne des kleinen Bären bedeuten die Deichsel (oder auch 3 Paar Ochsen), die 4 hinteren Sterne sind die 4 Wagenräder.]

Am Urquell 4, 46.

Zu S. 84 (vgl. auch Kap. 10, D):

Aus Niederbayern.

Am späten Abend kamen Christus und Petrus auf ihrer Wanderung nach Lindau am Bodensee, suchten eine Herberge, wurden aber von den Bürgern der Stadt überall abgewiesen. Vor der Stadt wohnte ein armer Taglöhner mit seinem Weibe in einem kleinen Häuschen. Diese nahmen die Gäste willig auf, setzten ihnen Speisen, wie sie eben versehen waren, vor und bereiteten ihnen ein Lager von Stroh. Als Christus und Petrus das spärliche Mahl genossen hatten, gaben sie sich den armen Leuten zu erkennen, und der Herr sprach: „Weil ihr so gute Leute seid, so dürft ihr einen Wunsch aussprechen: er soll euch erfüllt werden.“ Sie besannen sich nicht lange und meinten, wenn sie um ihre Hütte nur ein Gärtchen und dabei ein kleines Gütchen hätten, wie es die reichen Bürger der Stadt im großen haben. „Euer Wunsch sei euch gewährt,“ sprach der Herr. Ehe noch die armen Leute aus dem Schlaf erwacht waren, hatten die Gäste ihre Wanderung am frischen Morgen angetreten. Als der Tagelöhner und sein Weib erwachten, war ihr Erstes, sich vor ihrer Haustüre umzusehen. Wie groß war ihr Staunen und ihre Freude, als sie um ihre Hütte einen schönen Garten mit fruchttragenden Bäumen und dabei Wiesen und Äcker mit schweren Ähren erblickten. Eben kam einer der reichen Bürger der Stadt, welchem sie alles erzählten. Dieser eilte in die Stadt zurück, der Rat versammelte sich und faßte den Entschluß, den göttlichen Wanderern eine Deputation nachzusenden und den Herrn auch um die Erfüllung eines Wunsches zu bitten. Als die Abgeordneten die Wanderer erreicht hatten, machten sie viele Bücklinge, brachten Entschuldigungen vor und beteuerten, daß sie ihnen gewiß Nachtquartier gegeben haben würden, wenn sie gewußt hätten, wer sie wären; ihre Gegend sei schön und fruchtbar, wenn sie nur auch Reben hätten. „Sie seien euch gewährt!“ sprach der Herr. Als die Abgeordneten mit vielen Bücklingen ihren Rückweg angetreten hatten, fragte Petrus unwillig: „Herr, wie magst du den groben Kerlen, die uns kein Nachtlager gönnten, Wein wachsen lassen?“ „Beruhige dich, Peter,“ entgegnete der Herr, „er ist auch danach!“ (Bekanntlich ist der Seewein etwas sauer.)

Merkens, Was sich das Volk erzählt[2] 1, 76.

Zu S. 86:

Aus dem Spreewald.

Als Jesus Christus reiste, stieß er sich sehr mit dem Fuße an einem Stein und verfluchte die Steine, daß sie nicht mehr wachsen sollten.

Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 269.

Zu S. 88:

Slawische Varianten.

Die Mutter Gottes reiste einmal mit dem Gottessohn; sie bekamen Hunger, baten Leute, die auf dem Felde arbeiteten, um etwas Brot. Aber die Leute wiesen sie ab, das Korn sei ohnedies kaum eine kleine Spanne hoch. Gott bestrafte sie damit, daß das Korn seitdem zwar ebenso hoch wächst wie früher, aber oben eine kaum eine Spanne hohe Frucht trägt. — Weiter kommt die Mutter Gottes zu einem Fluß, auf der Wiese weidete daneben ein Pferd; das wollte sie nicht über das Wasser

tragen, sondern fraß eifrig das Gras. Deswegen wurde das Pferd verwünscht, daß es fortwährend frißt und nie satt wird.

Gavrilović Nr. 15, S. 85. Vgl. ferner Swiętek, Lud nadrabski 580; Mater. antropol., archeol. i etnograf. 4. Abt., 2, 192; Zbornik za nar. život južnih Slavena 12, 152; Zeitschr. Karadžić 2, 216.

Zu S. 91:

Estnische Varianten.

a) Einst wollte Altvater einem ertrinkenden Menschen zu Hilfe eilen, der auf dem jenseitigen Ufer eines breiten Flusses unter eine Fähre gefallen war. Schwimmen konnte er nicht. Er ging zu einem Pferde, das am Ufer weidete, und bat, es möchte ihn auf den Rücken nehmen und über den Fluß tragen. Das Pferd sagte: „Mir gibt man nicht viel Zeit zum Fressen, und wenn ich diese Zeit dann noch auf anderes verschwende, so kann ich nicht satt werden und muß hungrig an die Arbeit gehen. Ich habe keine Zeit, deinen Willen zu erfüllen!“ Altvater ging fort, aber zur Strafe ließ er dem Pferde einen nie vergehenden Hunger und fortwährenden Appetit, so daß es immer schnell mit den Zähnen zu packen versucht, wenn ihm etwas Freßbares in greifbare Nähe kommt.

Ein Ochs nahm Altvater bereitwillig auf den Rücken und trug ihn über den Fluß. Altvater wollte sich ihm dankbar erweisen und erlaubte dem Ochsen, sich etwas zu wünschen. Der Ochs bat für sich und sein Geschlecht um eine Verteidigungswaffe, mit der er sich schützen könnte und nicht nötig hätte, sich vor allen anderen zu fürchten und vor ihnen zu flüchten. Altvater hielt den Ochsen für ein armseliges Geschöpf und verlieh ihm sofort zwei Hörner, damit er dem Feinde Widerstand leisten könne.

b) Vor Zeiten, als der Himmel tiefer hing und Thaara [der Donnerer] häufig auf Erden weilte, den Erdenkindern seine Weisheit lehrte und ihnen mit Rat und Tat half, geschah es einst, daß Thaara sich an einem Fluß niedersetzte, um auszuruhen, denn er war müde. Da erscholl vom jenseitigen Ufer ein Hilferuf. Altvater wollte dem Unglücklichen zu Hilfe eilen, aber seine müden Füße gehorchten ihm nicht. Er bat das Pferd, das unweit graste, ihn hinüber zu tragen. Das Pferd antwortete: „Habe keine Zeit, herumzuschlendern, will fressen!“ Da kam ein Ochs, um am Fluß zu trinken, dem erzählte Altvater seine Not. Der Ochs sprach: „Obgleich ich nicht so flinke Beine habe wie das Pferd, so will ich dich doch gern hinübertragen.“ Als sie über den Fluß waren, sprach Altvater: „Du bist ein tüchtiges, gehorsames Tier. Was du dir zum Lohn erbittest für deine Mühe, will ich dir gern gewähren.“ Da bat der Ochs um eine Waffe, mit der er sich und sein Geschlecht vor seinen Feinden schützen könnte. „Zwei starke Hörner sollen deinen Kopf schmücken,“ sprach Thaara, „aber das Pferd soll Tag und Nacht fressen, und sein Verlangen nach Futter soll unersättlich sein!“ — Seitdem hat der Ochs Hörner und das Pferd einen immerwährenden Appetit. Noch jetzt kann man zwischen den beiden Hörnern die Stelle erkennen, wo Altvater gesessen hat.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

c) Jesus wünschte einen Fluß zu überschreiten, doch nirgends war Steg noch Nachen zu finden. Verhalten des Pferdes und des Rindes, sowie Strafe und Lohn wie gewöhnlich: Unruhe und steter Hunger, Ruhe und Wiederkäuen.

Neus, Estnische Volkslieder S. 435.

d) Ein Lied aus Pleskau bei Neus, ebd., entspricht der Variante, oben

S. 92 (die aus Grimm oben S. 88 angeführte Sage stammt aus Tettau und Temme, Volkss. Ostpreuß., Lit. u. Westpr. S. 29).

Zu S. 94:

In der 9. Variante lies: cladonia rangiferina = Renntierflechte.

Zu S. 95:

Aus einer Münchener Handschrift (cgm. 335, f. 56a).

Eine halbe meil von Racheln grab ist ain veld, und dâ Christus daselb ging, da säet ein paur zisern. dâ sprach Christus zŭ ihm: son, was säest du dâ? sprach der paur lugenhäftiglîch: hêrr, ich säe stein. dâ sprach Christus: sô sein auch stain. zŭ stund was der sam verchert in stainein zisern: der vint man noch heut zu tage vil in demselben acker.

Anzeiger f. Kunde der deutsch. Vorzeit 1866, 311.

Zu S. 99 ff.:

1. Sage der Burjäten.

Ein Mensch, der Gottes Roß erschreckt hatte, so daß Gott herunterfiel, wurde in einen Bären verwandelt.

Etn. Obozr. 2, 1, 109 f. Ebendort die Varianten der Altaier (Chan, von einem bösen Geist — Erlik — in einen Bären verwandelt, weil er dessen Mütze durch ein Mädchen stehlen ließ) und der Sojoten (Dschelbega ließ nach der großen Flut nur einen alten Mann und dessen Frau übrig. Der Alte wurde zum Bär). Weiteres in den „Tiersagen".

2. Estnische Sagen.

a) Ein junges Mädchen spottete einst über das minder hübsche Aussehen einer Gottheit und wurde dafür in einen Bären verwandelt. Ein abgehäuteter Bär hat darum große Ähnlichkeit mit einem Mädchen, besonders an Brust, Hüften und Beinen.

Wiedemann, Aus d. inn. u. äuß. Leben d. Esten. S. 451.

b) Eine alte Jungfer hatte sich einen Pelz verkehrt angezogen, die Haare nach außen, und war auf einen Baum geklettert und hatte gebrummt. Der Erlöser war vorübergegangen und hatte das Mädchen bemerkt, das auf dem Baume brummte. Da hatte der Heiland gesagt: „Hast du dich zu einem Schrecknis gemacht, sollst du es auch bleiben!" Und da war das Mädchen zu einem Bären geworden.

Aus Hurts hdschr. Nachlaß.

3. Weitere Varianten.

Am Urquell 3, 17. Dragomanov S. 5, Nr. 10 (Müller im umgewendeten Pelz will Gott an einem Damm erschrecken und wird verwandelt): ebd. Var.: Verwandlung von Menschen, die unter der Brücke versteckt sind, um Gott zu erschrecken. Cordier, sup. et lég. des Pyrénées p. 9: Ein Schmied, stolz auf seine Kunst, schlägt in Gegenwart des Heilands auf Eisen, daß diesem die Stücke ins Gesicht fliegen. Jesus sagt: Ein Bär sollst du sein und auf die Bäume klettern außer auf die Buche! Jener erwidert: Gut, so werde ich ihn entwurzeln. (Man sagt, der Bär halte sich nicht gern in Buchenwäldern auf.) Folklore 12, 194 (aus Polen: ein den Heiland erschreckender Mensch wird zum Bären; ein Mädchen, das Christus durch Kuckuckrufen stört, wird zum Kuckuck).

Zu S. 100, 8 und 9:

8. Lettische Variante.

Der Bär stammt von einem Müller ab. Dieser badete einstmals und sah einen alten Mann mit eisgrauem Bart vorübergehen, — das war aber Gott der Herr. Da dachte der Müller bei sich: man muß den Alten erschrecken; nahm zwei Pelzmäntel, wendete das Fell nach außen und zog einen über die Arme, den anderen über die Beine. Dann sprang er an den Weg und begann zu brummen. Gott der Herr aber sprach zu ihm: „So werde denn ein Bär, wenn du so gut brummen kannst!“

Živ. Starina 5, 441, Nr. 4.

9. Litauische Variante.

Als der Erlöser mit seinen Schülern auf der Erde wanderte, wollte ihn einst ein Tartar (andere sagen ein Weißrusse [Gudas]) erschrecken, versteckte sich unter einer Brücke, über die jene kommen mußten, und brüllte wie ein Bär, als sie nahe waren. Die Schüler hörten eine solche Stimme zum ersten Male und fragten Jesus, wer da brülle. Der Herr antwortete, daß es ein Tier sei, das sie noch nie gesehen hätten und „Bär“ heiße. Gleich darauf sahen die Schüler auch einen zottigen Bären unter der Brücke hervorlaufen und mit furchtbarem Gebrüll im Walde verschwinden. Darum sind auch die Fußspuren der Bären denen der Menschen gleich.

Etnogr. Obozr. 2, 3, 143 (Var. ebd. 144).

Zu S. 102ff.:

1. Aus Prätorius' Weihnachtsfrazzen S. 137.

Eine Jüdin versteckte sich mit ihren Kindern hinter eine Wand. Der Jude fragte höhnisch den vorbeiwandelnden Christus, was hinter der Wand stecke. „Ein altes Weib,“ sagte Christus, „mit einigen Kindern.“ Da grunzten die hinter der Wand wie Schweine, und der Jude lachte Christus aus. „Nun denn“, sagte Christus, „so sollen es Schweine sein.“ Und siehe da! Hinter der Wand spazierte eine Sau mit ihren Ferkeln hervor. Seitdem essen die Juden kein Schweinefleisch, aus Furcht, einen Verwandten zu verspeisen.

Menzel, Gesch. der deutschen Dichtung 2, 82.

2. Aus Mecklenburg.

Als der Herr Christus zum Richtplatz ging, schlossen die Juden ihre Kinder ein, damit sie sich nicht an ihm versehen und ihn nicht bedauern sollten. Wie er aber vorbeikam, da wollten die Kinder heraus. Der Herr sprach: „Laßt die Kinder heraus!“ Die Juden aber sagten: „Es sind keine Kinder, es sind Schweine.“ Da sagte er noch einmal: „Lasset die Kinder heraus!“ Aber die Juden sagten wieder: „Es sind keine Kinder, es sind Schweine.“ Da sagte er: „Wenn es denn Schweine sind, so sollen es auch Schweine bleiben.“ Als sie nun nachher die Kinder herauslassen wollten, waren es lauter Schweine.

Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebr. aus Mecklenburg 1, 523, Nr. 37, 2.

3. Aus Schwaben.

a) Die Sau hat unter dem „Hochrucken“ im Genick ein Wirbelbein, das da aussieht, als sitze ein Mädchen im Zuber. Dies nennt man die Saujungfer; wer diese beim Essen bekommt, wird ausgelacht, denn es ist eine Jüdin.

b) Mal gingen Jesus und Petrus über Feld und kamen in eine Stadt; da saß ein Pharisäer auf seiner Hausbank. Dachte der: „Den Gescheiten da will ich geh' doch fragen!" „He, he, ihr Herren," rief er; „was meint ihr, was unter diesem Zuber sei?" Es hatte der Pharisäer am selbigen Tage eine Sau geschlachtet, und war der Zuber zum Austrocknen umgestürzt worden. Es hatten sich aber des Pharisäers Kinder spielend darunter gesetzt. Entgegnete der Herr: „Deine Kinder sind drunter." Lachte der Pharisäer und rief: „Weit gefehlt! Meine Sauen sind drunter." Sprach der Herr: „Nun, so sollen's auch Sauen sein!" Und plötzlich rannten des Pharisäers Kinder grunzend unter dem Zuber als Säulein hervor. Von dorther schreibt sich's, daß die Juden kein Saufleisch essen dürfen und daß die Sauen Eingeweide haben gleich denen der Menschen; ist auch von selbiger Stunde an den Sauen im Rückgrat ein Bein gewachsen, welches aussieht wie ein Zuber, in dem eine Jungfer sitzt, die Saujungfer, nach der man bei Tische so gierig langt.

A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 122, 360 = Merkens, Was sich das Volk erzählt[2] 1, 69.

Hierzu bemerkt Höfler in der Zeitschrift des Vereins f. Volksk. 5, 102, daß der erste und zweite Halswirbel beim Schweine in der Tat eine eigentümliche Bildung zeigen, die den Vergleich mit dem Badezuber und dem daraus hervorragenden Kopf der Jungfrau zulassen (vgl. daselbst Abb. 2). Die Annahme, daß die Eingeweide der Menschen denen der Schweine gleichen, entspricht einer von Höfler nachgewiesenen jüdischen Meinung, daß es am menschlichen Leibe einen Judenknochen gebe, der als Sitz der unsterblichen Seele galt. Die Übertragung des Knochenbefundes am Schwein auf den Menschen mag geschehen sein, ehe menschliche Leichen ein anatomisches Objekt waren. „Die stets schaffende Volksseele aber knüpfte an den Knochennamen eine Sage an, um dieses oder jenes ihr Unverständliche zu erklären."

4. Aus dem Gouvernement Irkutsk.

Die Juden sperrten ein schwangeres Weib unter einen Trog und ließen Christus raten. Ein Schwein mit Jungen kam hervor.

Etnogr. Obozrênie 4, H. 2/3, 251 f.

5. Sage der Votjaken.

Die Votjaken halten es für Sünde, Schweinefleisch zu essen, denn das Schwein sei des Votjaken Mutter gewesen.

Živaja Starina 10, 202.

6. Lettische Variante.

Das Schwein ist früher eine Jüdin gewesen. Als Gott der Herr auf Erden wandelte, verlangten einst die Juden, er solle erraten, was unter zwei Trögen versteckt sei; unter dem einen aber befand sich eine Jüdin mit ihren Kindern, unter dem anderen — eine Sau mit Ferkeln. Jesus antwortete: „Hier unter diesem Trog ist eine Sau mit ihren Ferkeln, unter jenem aber eine Jüdin mit ihren Kindern."

Die Juden lachten ihn aus, daß er falsch geraten habe. Doch als sie die Tröge

aufhoben, war aus der Jüdin eine Sau mit Ferkeln geworden und aus der Sau eine Jüdin mit ihren Kindern.

Darum essen sie jetzt kein Schweinefleisch mehr.

Živaja Starina 5, 441.

7. Varianten.

Genter Zschr. Volkskunde 17, 16. Revue des trad. pop. 4, 362. 409. 5, 435. 6, 727. 7, 487. 717. 10, 120. 15, 357. Cubinskij, Trudy 1, 49—50. Kiewskaja starina 23, 143. 32, 448—449. Etnografičeskoje Obozrenie 13—14, 251—252. Zapiski geograf obščestwa po otd. etnografii 5, 715. Romanow, Bjelorusskij sbornik 4, 159. Dikarew, Cornomorski narod. kazki i anekdoty S. 5. Mročko, Sniatyńszczyzna 1, 62. Kolberg, Chełmskie 2, 157. Swiętek, Lud nadrabski 583—584. Zbiór wiadomości do antropologii krajowej 2, 130—131. 5, 167. 11, 39. 15, 265. Die flandrische Erzählung bei Ch. G. Leland, Etruscan Roman Remains (London 1892), 254 beruht offenbar auf der Var. S. 106, 7 b.

Die Verwandlung findet sich schon im arab. Kindheitsevangelium Kap. 40 (Tischendorf S. 202). Vgl. Hammer, Rosenöl S. 265: Jesus brachte eines Tages einen gedeckten Tisch vom Himmel herunter, um eine Menge Volks zu speisen. Die ungläubigen Juden, die über dieses Wunder spotteten, wurden in Schweine verwandelt, so wie andere ihrer Vorgänger, welche die Feier des Sabbaths entheiligten, in Affen (vgl. Natursagen 1, 320). Ihre Abkömmlinge haben Schweins- und Affengesichter behalten. Reinsch, Pseudoevang. verweist noch auf Weil, bibl. Legenden der Muselmänner S. 292 und Kessaeus bei Sike, Evangelium Infantiae. Notae p. 54.

Variante aus einem provençalischen Kindheitsevangelium.

Die Juden sperren heimlich Knaben und Mädchen in einen Saal, um Jesus raten zu lassen, was darin wäre. Jesus sagt: Schweine und Sauen. Die Juden sehen entsetzt ihre Kinder in Schweine verwandelt und halten Jesum für den größten Teufel.

K. Bartsch, Denkmäler der provençal. Lit. (Bibl. d. Lit. V. zu Stuttg. 39), S. 301, 19—303, 10. Vgl. Reinsch, Pseudo-Ev. von Jesu und Marias Kindheit S. 98.

Englische Variante des 13. Jahrhunderts.

Die Juden verbergen ihre Kinder in einem Ofen, um sie nicht an Jesu Spielen mit teilnehmen zu lassen. Als sie zu Jesus sagen, daß Schweine darin sind, verwandelt er die Kinder alle in Schweine.

Reinsch, S. 127, vgl. Horstmann, Altengl. Legenden p. 34—36 (1875), v. 997—1050. Auch in William Caxtons Infancia saluatoris, wo den Kindern ihre frühere Gestalt wiedergegeben wird.

Zu S. 107 ff.:

Aus Estland.

Der Teufel (Wanapagan) ist drei Tage nach der Reihe im Walde gewesen. Er ist sehr müde. Er sieht am Fluß einen breiten Stein und daneben einen dichten Busch, der Schatten spendet. Er streckt sich auf dem Stein aus. Die Müdigkeit und die Hitze des Sommertages überwältigen ihn. Er schläft ein. Er schläft so süß, daß ihm der Speichel aus dem Munde fließt. Wie er erwacht, sieht er den Speichel, faßt die zusammenhängende Masse, zieht sie zur Hälfte, wirft den einen Teil davon in den Busch und den anderen Teil in den Fluß. Aus der ersten Hälfte wurde im Busch eine Schlange, aus der zweiten im Fluß ein Aal. Da der

erste Teil Gift enthielt, so ist die Schlange giftig. Weil aber der Aal und die Schlange beide aus einem Stück geboren sind, sagt man, der Aal sei der Halbbruder der Schlange. (Vgl. Bd. 1, 218.)

Aus dem handschr. Nachlaß von J. Hurt.

Zu S. 111, „Kreis ähnlicher Erzählungen“ (vgl. S. 105, Var. 6, Z. 3):

Aus Koblenz.

Als noch Christus met seine Jinger of der Welt erem es gezoge, om alle Leit seine neie Glauwe ze predige on beizebrenge, koomen se och onner annere of de Mussel. Ohwer die huhe Berg do on die Sonn, die dozemol esu heiß geschinne hat, moochten en gar net gefalle; dann kaum hann se paar Schritt gange, hann se gleich geschwezt wie die Bäre. Wie se nau esu eines Daags puddelpletschenaß vur Schweiß getrebst (getrieft) hann on sech onner en Baum gelegt hatte, om sech e besje auszerohe on abzekehle, leeß Christus de Petrus komme on soot zo em: „Hier emol, Pitter, de kanns doch esu got laufe, — lauf emol geschwind henne en dat Dorf enen on holl mer e Scheppche Wein, ech kann et vur Duurscht bahl net mieh aushalle!“ Ob änem och Geld derfur hat metgewe, davon weis mer nicks. Petrus leeß sech dat net zweimal soon on mooch sech, weil ä sellewer och Duurscht hat gehat, gleich of die Labbe (Sohlen) on leef iwwer Kopp on Hols spurestreichs en et Dorf enen.

Eh ä ohwer an seine Här hat gedacht,
Hat ä irscht sellewer en Schoppe gekracht,

on soff en allmieëlech gruße holzene Becher en einem Zuch ratsch! aus. Nau leeß ä sech ohwer och fur seine Här dä Becher geschwiwwelte voll enschenke, esu voll, dat dä Wein emmer, wann ä ganze es, erausgeschlappt es. — „Waart,“ daacht Petrus, „dem Schlappe sall ech schunn abhelfe!“ on tronk esu ganz behaglech näxt dä hallewe Becher aus. Dat nau Christus nicks dervon merke sollt, helt ä geschwind sei Mäß aus em Sack eraus on schneidt dä Becher, su weit als ä leer wor, ronden erem ab. Wie ä nau widder gange es, feeng och dä Wein widder zu schlappere an. Et Pitterche wußt ohwer dem Geschlappersch geschwind e Enn ze mache: ä tronk widder ab on schnitt och widder ab. Esu koom ä nau zo seinem Här on soot: „Dau mooß nohre net maine, dat ech dir hei (hier) e Schnäpsje brenge, die Scheppcher sein hei ze Lann net grießer. Et scheint mer ohwer, dat dat Säftche do net iwwel es, on iwwer dat Winnige do looß der nohre kai grau Hoor driwwer waxe; dau kanns jo leicht aus dem winnige vill mache.“ Du soot ohwer Christus zo im: „Mei lewer Pitter, dau bes nit esu domm, wieste aussehs! dau haß et faustedeck henner de Uhre! Gell, dau wollst de Sichere spille, falls et heit nicks mieh zu trenke gäf? Iwwerigens weere ech dir heit et Maul schunn sauwer halle, wann mir ons heit Owend am Wiertshaus de Gote andohn. Dat soon ech dir ohwer, wann dau mir noch emol en Schoppe ze brenge haß, dann breng mer en ordentleche, on ne esu en miserawele.“

Heit ze Daag heiße of der ganze Mussel, von onne bes owe, dem St. Pitter ze Ehre, die kleine Scheppcher all noch „Miserawelcher“.

Merkens 1, 89 (vielfach mündlich am Rhein). Vgl. Firmenich 1, 523.

Parallelen zu Goethes Hufeisenlegende gibt Bolte im Goethe-Jahrbuch 19, 307 und 21, 257. — Auf den heidnischen Ursprung der Sage von der Entstehung der Pilze deutet auch deren Stellung im Volksglauben. Nach Grimm, Myth.[4] 3, 199 sitzt die Kröte, ein giftiges Zaubertier [Seelentier],

auf Schwämmen und Pilzen. Der Schwamm heißt deswegen Krötenstuhl, ein Pilz wird Weißkrötling genannt. Nach Th. Bodin (Die Natur, N. F. 5. Jahrg. 1875, S. 601) heißen die gelben Holzpilze Hexenbutter. Wenn die Milch keine Butter geben will, und es wachsen am Holz der Brunnensäule gelbe Pilze, so gilt es im Oldenburgischen als ein Zeichen, daß die Butter weggehext werde. Hexeneier nennt der Landmann des Niederrheines die übelriechenden Wulste, aus denen die gemeinen Gichtschwämme (eine Art Morcheln, in Fichtenwäldern) hervorwachsen. Sie werden getrocknet und zu Zaubereien, besonders zu Liebestränken aufbewahrt. Der Bovist (auch Hirschbrunst und Bullenkrut genannt) gilt als Reizmittel für Kühe. Vom Schmelztiegelpilz (cyathus crucibulum) heißt es im Vogtlande: so viel Sporenhüllchen er enthalte, so viel Groschen koste das Getreide nach der Ernte.

Zu S. 112 ff.:

Aus Nordwestrußland.

Die Läuse wurden von Gott erschaffen auf die Bitte eines müßigen Weibes.

Šejn, Materiali Nr. 205 (Inhaltsangabe von Polívka, Arch. f. slaw. Phil. 19, 260). Vgl. ferner Zytje i Slowo 1894, 2, 185, Nr. 14.

Aus den Niederlanden.

Christus und Petrus kommen an einem faulen Weibe vorbei. Um ihr Arbeit zu geben, erschafft Christus die Flöhe, indem er Staub auf sie wirft.

Vincx, Grappige Vertelsels. Tweede Reeks 2, 9.

Estnische Varianten.

a) Als Jesus noch auf Erden lebte, ging eine alte Jungfer zu ihm und fragte, ob man am Sonntag auch arbeiten dürfe. Jesus nahm eine Hand voll Sand und warf ihn auf den Kopf der Fragenden. Aus jedem Sandkörnchen wurde eine Laus. „Das sei eure Sonntagsarbeit, daß ihr einander den Kopf sucht," sprach Jesus. So ist das die Faulen quälende Ungeziefer unter die Menschen gekommen.

b) In früheren Zeiten war ein Teil der Menschheit faul geworden und hatte nur immer geschlafen. Da hatte Gott auf die schlafenden Faulenzer eine Handvoll Erde und eine Handvoll Sand geworfen. Aus der Erde waren Flöhe und aus dem Sande Läuse entstanden. Nun konnten die Faulen nicht mehr ruhig schlafen, sondern mußten beständig kratzen und fangen.

c) Ein Mädchen hat einmal an einem Sonntage gearbeitet. Es hatte nicht geglaubt, daß die Arbeit am Sonntag keinen Segen habe.

Da waren vom Himmel eine Handvoll Läuse und Flöhe auf das Mädchen gefallen.

So sind diese kleinen Tierchen entstanden.

Aus dem hdschr. Nachlaß von J. Hurt.

Zu S. 113, 7:

Variante aus Borghetto.

Als der Herr die Welt schuf und Adam und Eva bildete, machte er nur gute Dinge. Flöhe und Läuse gab es überhaupt noch nicht.

Nach langer, langer Zeit, erzählt man, habe eine alte Frau, weil ihr die Kräfte zur Arbeit fehlten und sie Tag und Nacht mit den Händen über dem Bauch auf

dem Bette in Langerweile lag, zu Christus gebetet: „O ewiger Gott, sende mir ein paar Flöhe und Läuse, um mich mit deren Jagd ein wenig zu unterhalten. Tu mir doch diese Gnade an!“

Und so viel Gelübde sandte sie zu Gott, daß er ihr unzählige Flöhe und Läuse schickte. Und nun suchte sie und jagte nach ihnen, suchte und jagte, und so verbrachte sie die Zeit glücklich und zufrieden.

Seitdem aber breiteten sich die Flöhe und Läuse zu solchen Millionen aus, daß es nicht möglich ist, sich von ihnen wieder zu befreien.

Daher das Sprichwort: „Verdammte Alte, die euch herbeisehnte!“

Archivio 2, 555. Ebenso in Palermo, doch sind es dort nur Flöhe.

Zu S. 115:

Ferner vgl. H. Sachs, Fabeln 4, Nr. 395. Birlinger, Volkstümliches 1, 360. Eyering 2, 574. Aurbacher[3] 1, 65. Reiser 1, 353. Cornelissen en Vervliet Nr. 32. Skattegraveren 10, 1. 12, 1. Hyltén-Cavallius 2, XLI. Åberg Nr. 156. Strauß S. 300. Schischmanoff Nr. 79. Siebenbürg. Archiv. 33, 527 (rumän.) usw.

Zu S. 115, C:

1. Lettische Variante.

Warum gerät Weiberarbeit nie bis zum Ende? Sie selbst sind Schuld daran.

Als Gott der Herr wanderte und nach dem Wege fragte, antwortete ihm ein Weib: „Ich habe keine Zeit.“ Der Herr ging weiter und fragte einen Bauern, der auf dem Felde ackerte; dieser ließ sofort Pferd und Pflug stehen und wies Gott den Weg. Darum findet Weiberarbeit jetzt nie ihr Ende, und nie hat ein Weib Zeit, der Bauer aber vollendet sein Tagwerk und hat darum stets genug freie Zeit.

Živaja Starina 5, 437.

2. Russische Variante.

Gott geht über ein Feld, sieht eine junge Frau bei der Arbeit und ruft sie zu sich. Sie antwortet unwillig, daß sie keine Zeit dazu habe. Da verflucht sie der Herr: sie solle in alle Ewigkeit keine Zeit zur Erholung finden. — Beim Weitergehn trifft er einen Bauer und ruft ihn zu sich; der kommt, und sie plaudern miteinander. — Seit dieser Zeit arbeitet der Mann und erholt sich dazwischen, das Weib aber findet keine Ruhe, kaum hat es etwas beendigt, stürzt es sich auf das Nächste.

Šejn, Materialy 2, Nr. 225, S. 399 f. Vgl. Romanow, Bialorusskij Sbornik 4, 160; Mensik, Mor. poh. a pov. S. 332 (Polívka, Arch. f. slav. Phil. 19, 262).

Zu S. 127 (oder 102):

Aus Mecklenburg.

Uns' Herrgott geit eens betteln bi' ne Buurfru, dee is so nerig wäst. As he nu rinkickt in de Stuw' un um'n Almosen biddt, geit se in een Eck stahn und röppt: Kuckuck. As uns' Herrgott dor hen geit, geit se uppe anner Siet in de Eck stahn und röppt wedder: Kuckuck. Dor fröcht uns' Herrgott, warum se dat ded'. Ja, se hadd ehr Lust doran. Na, denn sall se ok ehr Lebenstiet Kuckuck ropen und ehr Nakœmlinge ok, wenn de Johrstiet is, un nahst sœlen se sik ernähren as Ruffvœgel; un ehr Mann sall to'n Wädhopp warden un ümmer: Puup puup ropen.

Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberl. 2, 1, 47.

Zu S. 129:

1. Aus Mähren.

Kolár-Kochovský, Chudobinky S. 8 (Biene entsteht aus des Heilands Blut: eine geizige Bäuerin wollte mit der Heugabel den bettelnden Petrus schlagen, aber Jesus streckte die Hand entgegen) ähnlich Zs. Lud. 6, 351 Nr. 1; Mater. i prace Komis. językowej 1, 5; Sébillot, Folklore de France 3, 301 (die Bienen entstehen in den Kirchen, vgl. ob. S. 225); B. Krek, Slovenske nar. pravljice 33.

2. Schwedische Variante mit neuem Schluß.

Als am Anfang der Heiland mit St. Peter auf der Erde wanderte und die ganze Welt erschuf, kamen sie eines Tages an eine Hütte. Sie baten um etwas zu essen und waren beide hungrig. Das Weib, das dort wohnte, war gut gesinnt, schenkte ihnen ein großes Brot, und da sie weggingen, vermochten sie nur die Hälfte davon zu essen. Der Heiland erhob alsdann ein Rasenstück und verbarg darunter, was vom Brote übrig geblieben war. Tags darnach war aus der Erde eine Kohlpflanze ersprossen. Der Heiland ging zu dem Weibe und sprach: „Gestern gabst du mir Brot, heute gebe ich dir Kohl. Solange du Brot und Kohl hast, wirst du nicht hungern."

Cavallius, Wärend 2, 100.

3. Russische Variante.

Zu einer blutarmen alten Frau kommt Gott in Gestalt eines alten Mannes und bittet um Nachtlager. Er muß mit einem Platz hinter dem Ofen vorlieb nehmen, und da das Weib nichts zu essen hat, zieht er einige Brotreste hervor und läßt die Alte aus ihnen Brot backen. Sie gehorcht, und aus den Resten entsteht so viel Brot, daß es den ganzen Backtrog füllt.

Einen Monat nähren sich die beiden von dem Brot. Als die Frau wiederum backen will, bittet Gott um Mohn und tut ihn in den Teig. Die Alte zieht das fertig gebackene Brot aus dem Ofen: es ist riesengroß aufgegangen, und der Mohn ist erblüht. Da wendet sich das Weib zu ihrem Gast und ruft: „Gewiß bist du Gott," — im selben Augenblick verschwindet er und hinterläßt eine Helligkeit in der Hütte. Seit der Zeit ging es der Alten gut.

Sejn, Materiali 2, 398 Nr. 223.

4. Aus Finnland.

a) Die Bäuerin knetete den Teig zum Brot. Da kam ein Bettler heran, — das war aber der Heiland. Als nun die Bäuerin ihr Brot bereitete, sagte der Alte: „Magst du mir nicht auch eins backen, wenn auch nur von der Größe des Blättchens von einem Badequast?" Die Frau machte eins von dieser Größe. Als sie es aber in den Ofen tat, ging es so groß auf, daß es nicht mehr aus der Ofentür herausgeholt werden konnte. Da mochte es die Bäuerin nicht fortgeben. Der Heiland bat sie, ein noch kleineres zu backen. Das tat die Frau, aber auch dieses wuchs so, daß es ihr leid ward es zu geben. Der Heiland bat sie, ein drittes zu bereiten, doch die Bäuerin sagte: „Ich habe keine Zeit zu verlieren, ich muß nach meinen Kälbern sehen." Der Heiland sagte: „Geh nur hin." Die Frau schwirrte zum Rauchfang hinaus, denn sie war zum Schwarzspecht verwandelt, und rief immerzu: „ptrü, ptrü, ptrü!" Sie flog zum Gehege, um nach den Kälbern zu sehen, doch die waren alle tot. Sie brach in Weinen und Klagen aus: „tiuu!" Seit der

Zeit lockt der Specht immer: „ptrü, ptrü, ptrü!“ und klagt: „tiuu!“ (Ptrü, ptrü: in Finnland der Lockruf für die Kühe).

b) Ein Weib buk Brot. Da trat der Heiland zu ihr und sagte: „Gute Frau, backe mir ein kleines Brötchen.“ Die Bäuerin bereitete es und schob es in den Ofen. Es ging so groß auf, daß es der Bäuerin leid tat es fortzugeben. Sie machte ein anderes Brot und tat es in den Ofen. Der Heiland sprach:

„Wachse, wachse, winziges Brötchen,
Jesus läßt das Brot gedeihen.“

Es wuchs und ging so auf, daß man einen Teil des Ofens abbrechen mußte, um es herauszubekommen. Auch dieses Brot mochte die Frau nicht hergeben. Der Heiland sagte: „Auch dieses gibst du nicht?“ Sie antwortete: „Ich will ein drittes bereiten und auf der Herdplatte backen.“ Sie machte ein drittes und buk es auf dem Herde. Als die Bäuerin es mit der Brotschaufel vom Herde nehmen wollte, verwandelte sich's in eine Schwalbe, schwirrte hinaus und fing an auf dem Zaunpfahl zu singen. Und der Heiland verschwand. Da erschrak das Weib doch sehr: „Was soll das bedeuten, daß sich das Brot in einen Vogel verwandelt, und ein Mann so verschwindet, daß man ihn nicht mehr wiedersieht?“

(Süd-Karelen.)

Frdl. Mitt. von Herrn Prof. K. Krohn, Übersetzung von Frau Prof. Schreck.

Zu S. 136:

Aus Sardinien.

Gegen 5 Stunden von Alghēro (im Nordw. von Sardinien), in der Nurralandschaft[1]), ist die sog. „Pischina[2]) di Baracis“, wo sich ein Tempel der antiken Stadt gleichen Namens erhob, die, wie die Tradition will, infolge einer Himmelsstrafe versunken wäre, verschluckt und begraben unter den Wassern, die in jenen Sumpf zusammenströmten.

Christus, als Pilger verkleidet, ging einmal betteln in Barace, aber niemand gab ihm irgend etwas. Schließlich wandte er sich an eine gute Alte, die außerhalb der Stadt wohnte. Die lud ihn ein, einzutreten, indem sie ihm sagte, er möchte warten, bis das Brot gebacken wäre, um es gemeinsam dann zu verzehren.

Nachdem von Christus das Wunder der Vergrößerung der kleinen Brote, die die Frau ans Feuer gelegt hatte, vollzogen war, sagte er ihr, sie möchte mit ihrem heißgeliebten Sohne fliehen und sich niemals umwenden, was für ein Geräusch sie auch hören würde. Es würde das besser für sie sein.

Die Frau hatte kaum das Backen des Brotes beendet, als sie sich auf den Weg machte nach Monteforte mit dem Korb auf dem Kopfe und dem Bübchen im Arm.

Inzwischen machte von Monteginato her das Meer eine heftige Bewegung und ergoß sich furchtbar auf das Land. Sie, entsetzt von dem Getöse der Wellen und von dem verzweifelten und herzzerreißenden Geschrei der Unglücklichen, die ertranken, konnte nicht widerstehen, wandte sich zurück, um zu sehen, und ward zu Stein.

Noch heutigen Tages sieht man auf dem Grund des Sumpfes deutlich zahlreiche Trümmer, und nicht weit davon, in der Gegend, die „Para de'l Canistrèt“ heißt, findet man einen Fels, darstellend die Frau mit dem Korb auf dem Kopfe und dem Kinde im Arm.

Archivio 19, 446.

1) Nurra ein Gebirge. 2) Tränkplatz.

Zu S. 137:

Bei Sébillot, petite légende dorée de la Haute-Bretagne p. 207 ist das Ende der Stadt Herbauge nach Albert Le Grand, La vie des saints de Bretagne, édition Kerdanet 1837, p. 647 [mir unzugänglich] in folgendem Wortlaut mitgeteilt:

Ils n'estoient guere loin que sainct Martin s'estant mis en oraison, il se fit un effroyable tremblement de terre, laquelle s'ouvrant, engloutit cette ville, avec ses tours, murs, chasteaux, faux-bourgs et autres appartenances qui en moins d'une heure fondirent en abyme, et en leur lieu se fit un grand lac qui s'appelle à présent le lac de Grandlieu. L'hostesse de saint Martin, oyant le fracas et le tintamarre que causoient la cheute des édifices, les cris et lamentations de ceux qui périssoient, se detourna pour regarder ce que c'estoit, sans se soucier de la deffense du saint; mais elle en fut punie sur-le-champ, ayant été convertie en une statue de pierre.

Zu S. 143:

Aus Luxemburg.

Unser lieber Herrgott und St. Peter sprachen einst bei einer Frau um Herberge an, wurden aber von ihr abgewiesen. Sie gingen daher ins Nachbarhaus, wo die Frau sie gut bewirtete und ihnen neue Bettücher aufs Bett legte. Am folgenden Tage sagte unser Herrgott zur Frau, daß sie für ihren Lohn das während des Tages machen solle, womit sie den Tag angefangen. Die Frau maß aber die Bettücher, um zu sehen, ob man nichts heruntergeschnitten habe, und sie konnte den ganzen Tag Leinwand messen. Die Frau erzählte es der Nachbarin. Diese dachte: Wenn sie wiederkommen, dann fängst du Geld zu zählen an. Als aber unser Herrgott und St. Peter wiederkehrten, mußte diese Frau frühmorgens gähnen und gähnte nun den ganzen Tag.

Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes 435, 3.

Zu S. 144:

Variante aus West-Hageland.

Im wesentlichen wie oben Nr. 4, b. Ehe die reiche Nachbarin ans Geldzählen geht, will sie sich noch einmal tüchtig schneuzen, um dann ungestört zu sein. Das setzt sie bis zum Abend fort. Aus dem Nasenwasser ist die Dijle enstanden.

J.-F. Vincx, Grappige Vertelses 2, 29.

Zu S. 146:

Aus Österreich.

Die heilige Jungfrau hatte sich einmal auf ihrer Flucht nach Ägyptenland ohne den heiligen Joseph in einem finstern Walde verlaufen, wo sie voller Angst und Not lange herumirrte, bis sie endlich schon spät in der Nacht aus demselben heraus und in ein Dörflein kam. Dort klopfte sie an einem stattlichen Bauernhause an. „Wer ist da?“ rief die Besitzerin des Hauses, die aus dem Fenster guckte. „Ich bitt' Euch, laßt mich und mein Kindlein herein für diese eine Nacht bloß, denn wir kommen von weither, sind todmüd', und es friert uns sehr.“ „Mein Haus ist kein Wirtshaus! Seht, wo Ihr sonst unterkommt!“ war die Antwort, und traurig ging die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde weiter. Da gewahrte sie auf einmal eine kleine halbverfallene Hütte, aus der noch ein Lichtschein schimmerte. Auch hier klopfte sie an. „Herein!“ rief es von innen heraus, und als die heilige Jungfrau in die Stube trat, kam ihr ein armes Weiblein gar freundlich

entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Die heilige Jungfrau bat um Nachtquartier. „Sehr gern!“ sprach das arme Weiblein und bereitete ihren Gästen ein bequemes Nachtlager, nachdem sie sie mit etwas Milch und Brot erquickt hatte Als nun am andern Morgen Maria weiter zog, dankte sie dem armen Weiblein und sprach: „Was du heute zuerst tust, das soll dir tausendfältig belohnt werden.“ Da lief das arme Weiblein flugs an ihr Spinnrad und spann fleißig den ganzen Tag, und als sie am Abend auf ihre Arbeit sah, da gewahrte sie mit freudigem Schrecken, daß sie tausend Rocken gesponnen hatte. — Einige Zeit darauf, als die heilige Jungfrau auf demselben Wege aus Ägyptenland in ihre Heimat zurückkehrte, begegnete sie wieder der hartherzigen reichen Bäuerin, die ihr damals ein Obdach verweigert hatte; als diese die heilige Jungfrau sah, ging sie mit freundlicher Miene auf sie zu und bat sie gar schön, doch ihr lieber Gast sein zu wollen. Maria folgte ihr in ihr Haus und ward aufs köstlichste bewirtet; sie und ihr Kind erhielten auch auf weichem Pfühle ein herrliches Nachtlager. Als nun am andern Morgen die heilige Jungfrau ihre Heimreise fortsetzte, bedankte sie sich und sprach: „Was du heute zuerst tust, das soll dir tausendfältig belohnt werden.“ Als das das reiche Weib hörte, war sie außer sich vor Freude und bedachte sich, was sie tun sollte. Aber so viel und so sehr sie auch darüber nachdachte, es wollte ihr nichts einfallen. Da schlug sie sich endlich vor lauter Ärger an den Kopf. Das war heute ihre erste Arbeit gewesen, und die ist ihr auch zur Strafe für ihre Hartherzigkeit und Heuchelei so tausendfältig belohnt worden, daß ihr bald Hören und Sehen verging.

Merkens, Was sich das Volk erzählt[2] 1, 59.

Zu S. 154, Anm. 2 und S. 155:

Vgl. Hopkins, The fountain of youth (Journ. of the American Oriental Society 26, 1—67. 411—415. 1905). Bolte, Archiv für neuere Sprachen 102, 241 (über Runzelmühlen).

Zu S. 164:

Die oberpfälzische Variante ist im vollen Wortlaut auch bei Merkens, Was sich das Volk erzählt 1, 74, Nr. 87 abgedruckt.

Zu S. 165:

1. Aus den Niederlanden.

Christus und Petrus sprechen bei einem Schmiede vor, um einen zerbrochnen Stock machen zu lassen. Dieser fertigt sie kurz ab. Im Weitergehen treffen sie ein altes Weib, das sie belehrt, sie müßten ihn „Meister aller Meister“ anreden, dann werde er ihnen helfen. Sie tun es, und er erfüllt ihr Begehren. Christus hält darauf die Alte ins glühende Schmiedfeuer, und als er sie herauszieht, steht da eine blühende junge Frau. Als die beiden fort sind, versucht der Schmied das gleiche Verfahren an seiner Frau. Es mißglückt, er läuft ihnen nach, bittet um Hilfe und bewegt sie zur Umkehr. Christus bringt aber nur noch einen Affen zustande.

Vincx, Grappige Vertelsels. Tweede Reeks 1, 58.

2. Vgl. ferner: Čubinskij 1, 154. Karłowicz, Pod. lit. 39, 58. Kolberg, Lud 8, 97 (Polívka, Arch. f. slav. Phil. 29, 254).

3. Amerikanische Negersage (aus Virginia).

Ein Sägemüller lebt mit seinem Sohne und nimmt einen Mann in die Lehre. Als der Sägemüller einmal über das Alter klagt, schickt der Mann alle außer dem

Sohne fort und zersägt ihn. Nach dem Zusammenlegen der Teile ist der Vater wieder jung. Trotzdem behandelt der Sohn den Mann stets unfreundlich, und als der Vater einmal ausgegangen ist, erzürnen sie sich, und der Mann verläßt das Haus. Der Vater kommt mit einer Alten wieder, die verjüngt werden soll; der Sohn wagt nichts vom Streit zu sagen und behauptet, er werde die Alte jung machen. Es mißlingt ihm aber, und er soll gehängt werden. Am Galgen bereut er laut seine Unfreundlichkeit gegen den Fremden. Da erscheint dieser und rettet ihn, indem er die Alte belebt.

Groome, Gipsy Folk Tales S. 291 = Athenaeum 20. Aug. 1887, S. 245.

Wenn in dem öfters hinzugefügten Teil der Sage, der von der Hufbeschlagung handelt, Wodan zu erkennen ist, so ließe sich vielleicht vermuten, daß der Hauptbestandteil ursprünglich von Thor erzählt worden sei. Die Gleichsetzung Thor = Christus findet sich z. B. bei Mont en Cock, Vlaamsche Vertelsels S. 360 (Christus mit dem Hammer blitzend im Donnerwagen); über Thor = Schmied siehe Wolf, Beitr. z. d. Myth. 1, 99. Es scheint indes, als ob die Züge, die auf Thor passen, erst nachträglich hineingekommen sind. Der ursprüngliche Mythengehalt liegt wohl in den slawischen Varianten vor, und die Figur des Teufels dürfte, wie in so vielen Sagen, namentlich des 1. Bd. der Natursagen, so auch hier aus dem Osten zu den Germanen und anderswohin gelangt sein.

Zu S. 172 bis 178:

S. 172, 4. Z. v. u. lies: Montanus, W. Kap. 6. — Zu S. 173 vgl. Wisser, Wat Grotmoder vertellt 2, 75; Rogasener Familienblatt 1903, 41. — Zu S. 178 vgl. Montanus S. 563[2]; Skattegraveren 2, 205; Siebenbürg. Archiv 33, 410 (rumän.).

Zu S. 184:

1. Aus den Abruzzen.

Der hl. Petrus drängte fortgesetzt den Meister, daß er den Calabreserhut erschüfe[1]), aber Christus wollte nicht eigentlich etwas davon wissen. Indessen ließ Petrus nicht ab, in ihn zu dringen, bis Christus, um ihn los zu sein, die erste harte Sache segnete, die ein Esel auf der Straße hatte liegen lassen.

Gesagt, getan. Alsbald schnellte ein Männlein mit kegelförmigem Hut empor. Das war berauscht und aufgeregt und konnte den Mund nicht öffnen, ohne fortgesetzt zu fluchen: „Petrus, Paulus und Christus!“ Beim Sehen und Hören dieses Wunders blieb Petrus versteinert stehen, und indem Christus auf diese Demütigung Wert legte, ermahnte er ihn, in Zukunft nicht wieder viel begehrend und eigensinnig zu sein.

Finamore, Cred., us. e cost. abruzzesi 169.

2. Kleinrussische Sage.

Petrus macht die Kleinrussen aus Weizenmehlteig, Paulus — die „moskali“ (Großrussen) aus rotem Lehm. Hund verschlingt die Kleinrussen usw.

Etn. Obozr. 2, 4, 93.

3. Varianten.

La Tradition 2, 357 (Ursprung von Engländern und Franzosen), vgl. Journal of Am. Folklore 3, 302. Folklore Journal 4, 283 (Ursprung der Russen, mongolisch). Volks-

1) Oben spitz zulaufender Hut mit breiter Krämpe.

kunde 9, 28 (Ursprung der Franzosen, wie oben S. 185). Fernerstehend: Volksk. 9, 149 (Müller aus einem erhängten Dieb gemacht).

Zu S. 199:

1. Estnische Sage.

An Flüssen und Bächen lebt ein Vogel, der die Rohrdommel (estn.: hüüp) heißt. Im Frühling hört man ihn mit einer tiefen Stimme rufen, die oft Werste weit schallt.

Die alten Leute sagen, Pilatus sei zur Rohrdommel geworden, zur Strafe dafür, daß er Jesus hatte kreuzigen lassen. Das sei so zugegangen: Pilatus war seines Amtes entsetzt und in ein Gefängnis am Ufer der Donau geführt worden, wo er unter einem großen Kübel (törs) gefangen gehalten wurde. Pilatus war unter dem Kübel nicht umgekommen, sondern war zur Rohrdommel geworden.

Über Pilatussagen, die als Lokalsagen außer dem Bereich meiner Aufgabe liegen, siehe Zs. f. Volksk. 17, 42 ff.

2. Aus Brandenburg.

Als Petrus den Herrn zum drittenmal verleugnet hatte und bitterlich weinend zur Tür des Hohenpriesterpalastes hinauswankte, wollten ihn die Knechte verfolgen, doch sie fanden ihn weder in der Nähe, noch bemerkten sie ihn in der Ferne. Freilich war er nicht weit gekommen, vielmehr dicht neben der Tür kraftlos zusammengesunken, aber Gott hatte es also gefügt, daß ein Strauch ihn aufnahm und mit dichtem Gezweige und Blattwerk vor den Augen der Späher verbarg. Petri Reuetränen netzten nun des Strauches Zweige und blieben dort in dichten weißen Perlenreihen hängen. (Die Schneebeere, Lonicera tartarica, heißt vielfach Petristrauch.)

Handtmann, Was auf märk. Heide sprießt S. 10[1]).

Zu S. 200:

Als Christus auf dem Wege zur Richtstätte mit dem Kreuz auf dem Rücken hinfiel, half ihm der Hauptmann Longin aufstehen und das Kreuz tragen. Dafür

1) Das Buch ist nur mit Vorsicht zu benutzen, da der Verf. die Überlieferung überall durch eigene Zutaten entstellt. Überdies scheinen mehr Sagen aus herrnhutischen und baptistischen Kreisen (vgl. S. 29. 73. 91) als echt volkstümliche vorzuliegen.

Neutestamentliche Sagen stehen noch auf S. 11 f. (Judas an der Schwarzpappel erhängt, vgl. oben S. 240); S. 13 (Espe beugt sich nicht „vor Jehovah im Garten Eden"; und Weide als „Judas-Hängebaum"); S. 17 (Eberesche aus Judas' Gebeinen erwachsen); S. 19 (Bocksdorn, Lycium barbarum, aus dem Dornstock entsprossen, mit dem der Schuster Ahasverus den Heiland schlug, als dieser auf dem Wege nach Golgatha vor dessen Tür unter der Kreuzeslast zusammenbrach); S. 21 (Aus der Stacheleiche [Stechpalme], ilex aquifolium, wurde die Dornenkrone gemacht; seitdem glänzen die Blätter und haben rot gefärbte Spitzen und Ränder); S. 23 (Aus dem Ysopstengel entstand der Topinambur); S. 24 (Die Weide war vordem ein niedriger Strauch. Als Jesus in Gethsemane von den Häschern umdrängt wurde, reckten sich die Kidronweiden, um zu sehen, was vorging. Seitdem auch die zerrissene Rinde und die Knorren der abgerissenen Zweige); S. 27 f. (Trauerweide gebeugt seit Christi Tod); S. 33 (Wacholder als Kreuzholz); S. 36 und 43 (Austreibung der Teufel und Entstehung der Erlen und Binsen); S. 47 (Brombeere bei der Geißelung; vgl. oben S. 201); S. 66 (Marienblümchen beim Gang der Maria zu Elisabeth entsprossen, vgl. oben S. 7); S. 76 (Rosmarin am Fuß des Kreuzes oder am leeren Grabe entsprossen); S. 129 und 137 (Schlüsselblumen und Maiglöckchen aus Mariä Tränen entstanden).

wurde ihm der Gürtel des Herrn zuteil, der jedesmal, wenn der Hauptmann den kaiserlichen Palast betreten hatte, diesen erzittern machte.

Schließlich heilt die Berührung mit dem Gürtel des Kaisers Augen.

Živaja Starina 9, 392.

Zu S. 201:

Aus der Mark Brandenburg.

Der Heiland wurde mit Holunderruten gegeißelt. Seitdem verlor der Holunder (sambucus nigra) alle Schönheit. Seine Haut ward gleich der des Heilandes, dessen Leib der Schrunden voll wurde. Bemüht, dem Herrn möglichst wehe zu tun, zersprengte er sein bis dahin leicht biegsames Holz in ächzendem Krach, senkte trauernd die frisch aufstrebenden weißen Blüten nieder und zeitigte die blutige Tränenfrucht.

Handtmann, Was auf märkischer Heide sprießt S. 5.

Zu S. 203:

Bezüglich der Dornenkrone berichtet der Palästinareisende Sir John Maundeville: „Denn Ihr sollt wissen, daß unser Herr Jesus in der Nacht, als sie ihn gefangen nahmen, in einen Garten geführt und dort scharf verhört wurde. Und die Juden verspotteten ihn und machten eine Krone aus den Zweigen der Aubépine (des Weißdorns), welche in selbigem Garten wuchs, und drückten sie auf sein Haupt, so fest und so tief, daß das Blut herniederrann über sein Antlitz, den Hals und die Schultern. Und darum hat der Weißdorn der Tugenden viele, denn wer davon ein Zweiglein an sich trägt, den können weder Donner noch Blitz schädigen, und kein böser Geist kann in ein Haus hinein oder in irgend einen Platz, wo solcher aufgehangen ist. Und in selbigem Garten verleugnete der heilige Peter dreimalen seinen Meister. Nachher wurde der Herr vor die Bischöfe geführt, und vor die Schriftgelehrten in einen anderen Garten, der dem Annas gehörte, und auch hier wurde er befragt, gescholten und verspottet und abermals gekrönt mit einem weißen Dorn, der Barbaryne (Berberitze) heißt und in diesem Garten wuchs, weshalb er gleichfalls viele Tugenden besitzt. Und dann wurde er in den Garten des Kaiphas geführt und da mit weißen Eglantines (Hagerosen) gekrönt. Und hierauf führten sie ihn in die Halle des Pilatus, und dort wurde er nochmals verhört und gekrönt. Und die Juden setzten ihn auf einen Stuhl und bekleideten ihn mit einem Mantel, und hier machten sie eine Krone aus Joncs marines (Stechginster) und knieten vor ihm und verhöhnten ihn und riefen: „Heil! König der Juden!“ Und die Hälfte dieser Krone ist in Paris (in der Sainte Chapelle), und die andere Hälfte ist in Konstantinopel. Und Christus trug diese Krone auf seinem Haupte, als sie ihn ans Kreuz schlugen, und darum müssen die Menschen sie heilig halten und höher schätzen als irgendeine andere Krone in der Welt.“

In diesem Bericht Maundevilles finden wir verschiedene Überlieferungen wunderlich vermischt. Nach dem in Nordeuropa allgemein verbreiteten Glauben war die Krone, wie bereits erwähnt, aus Weißdorn, dessen süßer Duft die Luft erfüllte, als, wie eine alte Romanze erzählt, die heilige Dornenkrone in Paris von neuem erblühte, während der siegreiche Kaiser Karl der Große betend vor ihr auf den Knieen lag. Der Weißdorn wird überall vom Volke hochgeschätzt; in der Bretagne und in Irland gilt es für ungeheuer, auch nur ein einzig Blatt von gewissen alten, einzelnstehenden Dornbüschen zu brechen, welche in versteckten Mulden der Moorlande wachsen, weil die Elfen darunter ihre Zusammenkünfte halten. Die Bar-

baryne (Berberis vulgaris L.) ist die Spina Santa einiger Gegenden Italiens, wo die Berberitze diesen Namen erhalten zu haben scheint, weil sie dreiteilige Dornen als Sinnbild der heiligen Dreifaltigkeit trägt. Die Joncs marines der Dornenkrone sind eine morgenländische Tradition, welche jedoch ziemlich jener Pflanze entspricht, die möglicherweise zur Dornenkrone geflochten wurde, denn kein Dorn ist häufiger in Palästina als der Judendorn (Zizyphus Spina Christi Tourn.) und der Nebk der Araber (Paliurus aculeatus Tourn.), welche beide den Namen Spina Christi führen.

Junker von Langegg, Deutsche Rundschau 63, 416.

Zu S. 207:

1. Aus den mittleren Grafschaften Englands.

Da der Holunder das Holz für Christi Kreuz geliefert hat, darf dessen Reisig nicht in Bündel für Brennholz gebunden noch zu anderem geringen Gebrauch verwendet werden.

Deutsche Rundschau 63, 414.

2. Aus dem Spreewald.

Von Kreuzdorn war das Kreuz Christi gemacht. Und wie seine beiden Hände auf dem Kreuze festgenagelt waren, so stehen sich noch die Dornen gegenüber.

Schulenburg, Wend. Volkssagen S. 268.

Zu S. 208:

1. Aus Ostpreußen (Fischhausen).

a) Der Splint (Knebel), der in Jesu Mund gesetzt wurde (?!), soll von dem Holze einer Pappel genommen sein.

Seitdem zittert die Pappel, wie Christus in seiner Todespein.

Frischbier, Altpr. Monatsschr. 22, 320.

b) Die Zitterpappel zittert, seitdem sie den Heiland an dem Kreuze, das aus ihrem Holze gefertigt war, leiden sah.

Ebd.

2. Sage der Neger in Louisiana (Nordamerika).

Ebenso wie die vorige Variante, handelt jedoch vom cottonwood-tree (Pappelart).

Journal of Am. Folklore 18, 251.

3. Die Jesiden verehren die Espe, weil Christi Kreuz, wie sie sagen, aus ihrem Holze gemacht wurde.

Menant, Les Yézidis p. 86.

4. Aus Schweden.

Der Schwarzsauer („lummer", lycopodium complanatum) war früher ein hoher, starker Baum. Nachdem aber Christi Kreuz aus ihm verfertigt worden war, konnte er nimmer gedeihen, sondern wurde ein kleines, schwaches Gewächs.

G. Wigström, Folkdiktning 2, 127.

Zu S. 209:

Nach Justus Lipsius, de cruce 1, 3, cap. 13 war das Kreuz aus Eichenholz, „erstens weil glaubwürdige Männer die Stückchen jenes heiligsten Holzes, die heute noch vorhanden sind, dieser Art zuschreiben; dann weil jener Baum in Judäa einst gewöhnlich und häufig war und es jetzt noch

ist; drittens, weil jenes Holz stark und zum Anheften und Tragen geeignet ist .... Wenngleich Schriftsteller einer früheren Zeit dreierlei [Zeder, Zypresse, Föhre] oder viererlei Arten von Holz [Palme, Zeder, Zypresse, Olive] im Kreuze des Herrn annehmen, so halten wir dies mehr für einen absonderlichen, als für einen wahren Ausspruch."

Deutsche Rundschau 63, 414. Der Schlußsatz bezieht sich auf die außerhalb unserer Aufgabe liegende Legende von der Vorgeschichte des Kreuzes und seiner Wiederauffindung durch die Kaiserin Helena im J. 326 (ebenda S. 409 ff). Über die Eiche als Kreuzesbaum s. auch Revue d. trad. pop. 19, 297. Nach dem apokr. Ev. Nicodemi war das Kreuz aus den zwei Holzarten der Palme und der Olive zusammengesetzt.

Zu S. 209 ff.:

Toldoth (= Pluralis: Geburtsgeschichten) ist fälschlich als Singularis gebraucht.

Zu S. 214[1]:

Die Dreizahl der Nägel wird im 13. Jahrh. üblich.

Otte, Kirchl. Kunstarchäologie[5] 1, 538.

Zu S 217:

1. Englisches Gedicht in einer mittelalterlichen Handschrift.

Die Juden verlangen drei Nägel von einem Schmied. Dieser glaubt an Jesus und gibt vor, die Nägel nicht anfertigen zu können, da seine Hand verletzt sei. Als er sie vorzeigen muß, scheint sie wirklich krank zu sein. Seine Frau aber kommt scheltend hervor und sagt, so wolle sie die Nägel machen, was sie auch ausführt.

Morris, Legends of the holy rood S. 48, vgl. S. XVIII. Auf den Hebriden heißt es: Eine Frau soll das Feuer nicht mit dem Rock anfachen. Denn als die Nägel zur Kreuzigung gemacht wurden, fachte des Schmiedes Tochter das Feuer so an. Folklore 13, 33.

Auch Norris, Cornish Drama S. 433—439 enthält die Geschichte der Kreuzesnägel

2. Erzählungen elsässischer Zigeuner.

a) Als man Christus kreuzigen wollte, ging eine Zigeunerin vorbei und stahl einen der 4 Nägel; darum wurde Jesus nur mit 3 Nägeln gekreuzigt, die beiden Füße nur mit einem. Deshalb dürfen die Zigeuner einmal in sieben Jahren stehlen.

Groome, S. XXIX.

b) Als unser Herr Jesus Christus ans Kreuz geheftet werden sollte, da folgten ihm in der Volksmenge auch zwei Brüder auf die Richtstätte hinaus: der eine der beiden Juden hieß Schmul, der andere Rom-Schmul. Beim Anblick der Kreuzaufrichtung und der sonstigen Vorbereitungen zum Martertode Jesu blieb Schmul nicht bloß teilnahmlos, sondern bezeugte sogar seine Freude darüber; Rom-Schmul dagegen neigte jetzt zu anderen Gesinnungen, ihm ging das bevorstehende Schauspiel sehr nahe, und gern hätte er den Heiland von der Todesqual errettet. Leider war dies unmöglich. Da wollte er aber dennoch etwas tun, und nun stahl er wenigstens einen der vier Nägel, mit welchen der Herr ans Kreuz geheftet werden sollte. Und so kam es denn auch, wie man's bekanntlich auf vielen Bildern sieht, daß die Füße Christi übereinandergelegt werden mußten und nur mit einem Nagel angeheftet wurden. Rom-Schmul bekannte sich übrigens sofort zum Christentum, während sein Bruder ein Jude blieb. Er ist's, welcher der Stammvater der Roms oder Zigeuner ward.

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Hrsg. von Julius Rodenberg. Bd. 1 (1874), 92.

3. Ebenso wie 2, a im Gipsy Lore Journal 1, 1889, S. 253. Sage der littauischen Zigeuner. Über das Schmiedehandwerk der montenegrinischen Zigeuner siehe Ausland 1874, 403.

4. Aus Estland.

Als Jesus ans Kreuz geschlagen wurde, ward auch ein eiserner Nagel gebracht, der Jesu durchs Herz geschlagen werden sollte. Irgend jemand aber stahl den Nagel; das war der erste Dieb in der Welt, vordem hatte es keinen Diebstahl gegeben. Die jetzigen Diebe sind alle Nachkommen jenes einen Diebes.

Weil der Nagel gestohlen war, wurde später mit einem Speer in Jesu Herz gestochen.

Aus dem Nachlaß von J. Hurt (ebenso oben Nr. 6).

5. Aus Lesbos.

Maria hört, daß Christus gefangen worden ist, und macht sich auf, ihn zu suchen. Sie trifft unterwegs den Nagelschmied (einen Zigeuner) und fragt, was er mache. Er sagt, er mache fünf Nägel statt vier. Da verflucht sie die Zigeuner, immer im Elend zu bleiben.

Auszug aus einem längeren Karfreitagslied bei Georgeakis et Pineau, Folklore de Lesbos p. 273.

6. Aus Malta (Erweiterung).

Kurze Zeit vor der Kreuzigung des Herrn begab sich die Muttergottes zum Schmied, welcher die Nägel anzufertigen hatte, und bat mit diesen oder ähnlichen Worten: „Hab' Erbarmen! Schmiede die Nägel doch recht spitz, auf daß sie leicht in die armen Hände und Füße meines lieben Sohnes treten, ohne das Wundmal unnötig zu zerfetzen! Hab' Erbarmen, mein Sohn!" Der Schmied aber versetzte grob: „Jetzt, da ich weiß, wonach dein Verlangen steht, fertige ich dir die stumpfsten Nägel der Welt an. Auf diese oder jene Weise wird dein Sohn sich schon mit ihnen abfinden müssen! Ich mach' sie oben quer und unten stumpf und quer! Geh' mir aus dem Licht!"

Da fluchte ihm die Muttergottes und sagte: „Die Schwärze deines Gesichts gibt Zeugnis von deinem Herzen, und so soll es bleiben." Seit der Zeit sagen wir: Jeder, der sich sein Gesicht schwärzte, wurde ein Schmied (= die (üble) Veranlagung zeigt sich schon in der Jugend).

Die Muttergottes aber machte sich auf und suchte und fand den Tischler, welcher das Kreuz anzufertigen hatte. Da bat sie ihn mit diesen oder ähnlichen Worten: „Sei barmherzig und fertige das Kreuz, welches mein armer Sohn tragen muß, aus dem leichtesten Holze an! Sieh, mein armer Jesus ist ohnehin so müde und soll auch noch das Kreuz tragen!" Und der Tischler versetzte: „Ich hatte vor, das Kreuz leicht zu machen und legte den Eschenholzblock parat! Nun aber, da ich weiß, wonach dein Sinn steht, mach' ich's noch leichter als du denkst: ich werde Holunder verwenden! Und ein Knabe könnte das Kreuz tragen!"

Da segnete ihn die Muttergottes und sagte: „Der Segen Gottes sei über dir und deiner Arbeit, so daß der frohe Mut sie stets begleitet." Seitdem sind die Tischler meistens vergnügt, und Gesang kürzt ihnen das Geschäft.

Und wieder machte sich die Muttergottes auf, um den Mann zu suchen, der die Geißeln anzufertigen hatte, und bat ihn mit diesen oder ähnlichen Worten: Möchtest du doch ein gutes Herz zeigen! Sieh, mein Sohn soll gegeißelt werden, und seine Haut ist so weich, so fein, daß der geringste Streich sie zerfetzen wird!

Bitte, verwende doch lindes Material und drehe locker! Mein Sohn ist so zart!“ Der Mann aber versetzte: „Ist er so zart, desto besser für ihn! Ich hatte vor, mir den Auftrag wenig sauer werden zu lassen; nun aber, da ich sehe, was du willst, wird sich meine Arbeit verdoppeln müssen. Ich wollte nur Hanf verwenden, nun wird Leder nötig, und ich werde hübsch scharfe Widerhäkchen hineinflechten müssen. Das reißt so schöne Stückchen heraus!“

Da verfluchte die Muttergottes ihn und sein Gewerbe, wobei sie sagte: „Nur noch ein Weilchen, und deine Geißeln werden auf deinem Körper versucht werden, damit das Wort sich erfülle! Fluch begleite dich!“ Nicht lange danach wurde der Mann angeklagt und gegeißelt, bis seine Haut sich vom Fleische trennte und dieses von den Widerhäkchen zerrissen wurde.

Die Muttergottes aber ging weiter und suchte den Dornenstrauch auf, der die Dornenkrone liefern sollte für ihren Sohn. Und da bat sie ihn herzinniglich mit diesen oder ähnlichen Worten: „Lieber Strauch, lasse dich jetzt deine stärksten Dornen abfallen, damit die Peiniger sie nicht für meinen Sohn verwenden! Sei ein lieber Strauch und hab' Erbarmen!“ Da schüttelte, rüttelte sich der Strauch, und die größten Stacheln fielen ab, so daß nur noch die zuletzt gewachsenen, immerhin spitzen, aber doch biegsameren blieben. Da lobte die Muttergottes den Strauch und segnete ihn, wobei sie sagte: „Das Blut meines Sohnes soll dich fürderhin schmücken, und dein Stamm soll den Mastix hervorbringen, damit die Menschen in Dankbarkeit deiner gedenken!“ Seit der Zeit ist der Strauch gefleckt und bringt den feinen Mastix hervor, besonders zur Fastenzeit.

Frdl. Mitt. von Frl. B. Ilg.

Parallele zu 2, a.

Wenn man den Jesiden (über diese s. Bd. 1, S. 27 ff.) den Vorwurf macht, daß sie Diebe seien, antworten sie, Jesus habe ihnen das Stehlen erlaubt, zum Andenken daran, daß ein Dieb ihm zur Rechten gekreuzigt worden ist.

Menant, Les Yézidis p. 86.

Zu S. 218 ff.:

1. Aus Venetien.

Das mitleidige Rotkehlchen erhielt den roten Flecken von Christi Blut, und die Schwalbe flog so nahe an der Muttergottes vorbei, daß viele ihrer Federn weiß wurden wie deren Tränen; sie heißt daher auch: Vöglein der Madonna.

Rivista delle trad. pop. 1, 135.

2. Aus Dänemark.

Der Kiebitz rief am Kreuze Christi: „pin ham!“ (peinige ihn); der Regenpfeifer (charadrius pluvialis): „hæl ham!“ (verbirg ihn); der Sperling: „spar ham!“ (schone ihn), oder nach einer anderen Aufzeichnung: „spark ham!“ (versetz ihm einen Fußtritt); der Storch: „styrk ham!“ (stärke ihn); der Alpenstrandläufer (tringa alpina): „rylt ham!“ (dial. rüttele ihn); die Schwalbe: „sval ham!“ (erfrische, kühle ihn); die Lerche: „læsk ham!“ (labe ihn); der Steinschmätzer (saxicola oenanthe): „sten ham!“ (steinige ihn); der Sperber: „hug ham!“ (haue ihn); der Rabe: „riv ham!“ (kratz ihn); die Heerschnepfe (gallinago): „tuml ham!“ (tummle ihn). Die Eule soll am Kreuze Christi gerufen haben: „ynk ham!“ (bemitleide ihn).

Varianten: der Alpenstrandläufer: „ryk ham!“ (raufe, reiße ihn); der Regenpfeifer: „hjælep ham!“ (hilf ihm) oder: „sölle Pier!“ (dial. armer Peter oder: du Elender); die Grauammer (emberiza miliaria): „han ham!“ (höhne ihn) oder: „har ham!“ (dial. hasse ihn); die Krähe: „krat ham!“ (kratze ihn) (dial.). Zuletzt er-

schien die Baumlerche und rief: „vi, vi, vi er fri!“ (wir sind frei!). Es ist nämlich erlaubt, die Eier der bösen Vögel zu nehmen, die der freundlichen, wozu hier die Baumlerche gehört, aber nicht. Das kleine Rotkehlchen trocknete den (blutigen) Schweiß seines Angesichts durch seine Federn, daher sind seine Brustfedern rot. Der Kreuzschnabel wollte die Nägel mit seinem Schnabel ausziehen, dadurch wurde aber der Schnabel krumm. Storch und Schwalbe darf niemand töten. Der Kiebitz muß zur Strafe für seinen Ruf sein Nest auf der Erde bauen, kann daher auch auf keinem Baume sitzen, sondern muß auf der Erde ruhen.

Skattegraveren 1, 107. 430—33; Kristensen, Folkeminder 6, 235, 8, 374, Nr. 68—71; Sagn 2, 266, Nr. 74—82.

Færöische Sage.

Man erzählt, daß die Mantelmöwe (larus marinus) den roten Flecken, den sogenannten Blutstropfen unter dem Schnabel, erhalten habe, weil sie Christus am Kreuze habe anfallen wollen. Möglicherweise haben die Færinger dadurch einen solchen Abscheu vor diesem Vogel gewonnen, daß sie ihn nicht essen.

Winther, Færoernes Oltidshist. S. 403.

Aus Rumänien.

Früher waren die Sperlinge viel größer. Als Christus am Kreuze mit dem Tode rang, flogen Sperlinge immer um ihn herum und riefen: Er lebt, er lebt noch (e viŭ, e viŭ! also ihr Schrei wird so gedeutet). Da bestimmte Jesus zur Strafe, weil sie ihn nicht sterben ließen, sie sollten von nun an nur Brocken und Unkrautsamen fressen, Kinder sollten sie mit Schlingen fangen und die Wandrer auf dem Wege sie totschlagen. Seit jener Zeit werden die Sperlinge von Kindern gefangen und verspottet, von Wandrern mit Peitschen geschlagen und mit Steinen getötet. Auch sind sie (infolge der kärglichen Nahrung) immer kleiner geworden.

Papahagi, Ornitologia S. 406.

Zu S. 224:

Aus Braunschweig.

Bei der Kreuzigung rief der Hahn voll Mitgefühl: Ik mag et nich seihn.

Zeitschr. d. V. f. Volksk. 13, 92.

Zu S. 225:

Aus Malta.

Der Teufel kann sich in jede beliebige Gestalt verwandeln, nur nicht in die eines Menschen. Er hat meistens Hühnerfüße, und diese sucht er zu verstecken. Oft hat er aber auch die Füße eines Esels, eines Pferdes oder die einer Kuh. Verwandeln kann er sich auch und tut es gerne, in eine Katze oder einen Hund. Dies sind die eigentlichen Teufelsgeschöpfe, und er kann auch in sie hinein, kann in ihnen wohnen, und über ihre Seelen hat er zu bestimmen. Warum? Ein Hunde- und ein Katzenpaar führten sich unehrerbietig auf, als Christus am Kreuze hing, und achteten nicht der wehmutsvollen Worte, mit denen Christus sie von der Heiligkeit seiner Sterbestunde überzeugen wollte. Immerhin aber gilt der Fluch, den sie sich zugezogen und an dem sie heute noch tragen, mehr den Hunden, da die Katzen dem Kreuze ferner standen und weniger Verstand besaßen von Anbeginn.

Frdl. Mitt. von Frl. Ilg.

Zu S. 227:

1. Wendische Sage aus dem Spreewald.

Die Kröten haben einen König, der trägt eine Krone. Auf der Krötenkrone ist das Leiden Christi; mancher kann das ausdeuten.

Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 94. Dort werden drei Arten aufgezählt: die kleine weiße Krötenkrone (Galerites vulgaris, weiß verkieselt, klein), die „richtige Krötenkrone“ (Seeigel, ein Feuerstein mit bräunlicher verwitterter Rinde, oft mit anhaftender Kreide) und Galerites abbreviatus, Sen. Feuerstein.

2. Vlämische Sage.

Die Marterwerkzeuge sind im Kopfe des Schellfisches (oder auch des Hechtes).

Teirlinck, Folklore flamand p. 29.

3. Aus Dänemark.

Der Teufel kann sich in einen Hecht nicht umschaffen, der ist ein heiliger Fisch, hat zum Zeichen dessen einen Kreuzknochen im Kopfe. Die 5000 wurden vom Heilande mit Hechten gespeist.

Kristensen, Folkeminder 8, 374, Nr. 672.

4. Aus Italien.

a) Eidechsen darf man nicht töten, da sie des Heilandes Wunden leckten.

Rivista delle trad. pop. 1, 135.

b) Die Eidechse darf man nicht töten, da sie die Dornen aus dem Haupte des Herrn herauszog. — Var.: Sie zog aus Jesu Fuß den Dorn, den die Schlange hineingestochen hatte. — Var.: Sie zog Dornen aus den Füßen der Madonna.

Finamore, Trad. pop. abruzz. 236.

Zu S. 227D:

Solcher, die Leiden Christi symbolisierender Pflanzen finden wir mehrere abgebildet und genau beschrieben in des Priesters Giacomo Bosio: „La trionfante e gloriosa croce“ (Roma 1610), einem äußerst seltenen Buche, welches der Verfasser selbst ins Lateinische übersetzte (Crux triumphans et gloriosa a Jacobo Bosio descripta, Libri sex; Antverpiae 1617). In diesem Werke (Lib. II. p. 165) sind die mystischen Zeichen eines Kürbisses „Zucca“ im Klostergarten von Santa Pudenziana (angeblich der ältesten Kirche Roms, zuerst erwähnt im Jahre 499, neben der Basilika Santa Maria Maggiore) eingehend geschildert: „Und da war das Zeichen selbst des Kreuzes, besonders in dem kleineren Kürbisse, so lieblich gebildet, daß in grenzenloser Bewunderung wir alle von Staunen überwältigt und zugleich von innigster Herzensfreude durchdrungen waren. Und der Anblick dieses Kürbisses war wegen des Bildnisses darin überaus gnadenreich, denn in dessen weißem Marke erschien ein grünes Kreuz, welches uns alle mit heiliger und froher Andacht erfüllte. Und noch ein weiteres Wunder wurde bemerkt und sofort bestaunt; in jedem der vier Winkel des Kreuzes im größeren Kürbis lagen fünf winzige Samenkörnlein, ich sage genau fünf, nicht mehr noch weniger, gleichsam die Male der fünf Hauptwunden darstellend, welche unser Herr am Kreuze erhalten hatte“. Bosio vergleicht diesen Kürbis mit dem Crucifixo de la Cepa in Valladolid, einer Darstellung des Erlösers am Kreuze, welche „naturalmente, ma mirabilmente“ durch die gewundenen Wurzeln eines Weinstockes gebildet ist. Auch die von Bosio abgebildete Mohnblume (Papaver Rhoeas L.) zeigt ein Kreuz an der Stengelnarbe, und im Querschnitte der Frucht des Pisang (Musa sapientium L.) ist die Kreuzigung zu sehen, weshalb die Banane auf den kanarischen Inseln und in Südamerika niemals geschnitten, sondern nur gebrochen werden darf.

Während Bosio mit diesem Buche beschäftigt war, verbreitete sich im Jahre 1609 in Rom die Nachricht eines noch größeren Pflanzenwunders, und er war unentschlossen, ob er dieses „stupendo a maraviglioso fiore“ erwähnen sollte, da

ein solches Vorkommnis beinahe „troppo monstruoso e straordinario“ wäre, um demselben Glauben beimessen zu können; wollte dennoch es nicht gerne in seinem Werke übergehen, da täglich neue Bestätigungen darüber eintrafen. Dieser „maraviglioso fiore“ war die Passionsblume (Passiflora L.), die Granadilla der Neuen Welt. Abbildungen und Beschreibungen dieser Wunderblume wurden in demselben Jahre (1609) gleichzeitig in Spanien und Italien veröffentlicht. Bosios vorzüglichster Gewährsmann war ein Augustinermönch, Frey Emmanuello de Villegas, welcher zu jener Zeit Rom besuchte, und dessen Bericht durch zahlreiche Personen „di qualità e di gravità“ bestätigt wurde. „Es scheint,“ sagt Bosio, „daß diese wunderbare und mystische Blume der fünf Wunden, wie die Spanier sie benennen, von dem Schöpfer der Welt besonders auserlesen wurde, um das Leiden seines göttlichen Sohnes zu veranschaulichen, auf daß sie, wenn die Zeit gekommen, zur Bekehrung der Völker in den Ländern, wo sie wächst, dienen möge, nachdem ihnen diese Wunderzeichen erklärt worden.“ Bosio schildert die Passionsblume also: „Die oberen Blumenblätter sind in Peru „color di leonato“ (bräunlichgelb), in Neuspanien (Mejico) weiß und rosig angehaucht. In der Mitte der Blume erhebt sich die Säule, an welche der Erlöser gebunden wurde, und darüber befinden sich die Nägel, sämtliche von hellgrüner Farbe. Darüber ist die Dornenkrone von einer Art Schleier umgeben, welcher aus zweiundsiebzig Fransen, der Zahl der Dornen in der Krone, „di color pavonazzo“ (von violetter Farbe) gebildet ist. In der Mitte der Blume, unter der Säule, sieht man fünf blutigrote Male oder Flecken, welche deutlich die fünf Hauptwunden, die Christus am Kreuze erhalten, darstellen. Die Pflanze ist reich an Blättern, deren Gestalt Speeren- oder Lanzenspitzen gleicht und an jenen Speer erinnert, mit dem „der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite“. Diese Blume schließt sich vollkommen zur Nachtzeit und öffnet sich nur halb während des Tages, stets die Gestalt einer Glocke bildend, „so daß die also wunderbar eingeschlossenen Mysterien nicht offen dalägen“. Bosio stellt jedoch in seiner Abbildung die hüllende Glocke geöffnet dar: „per gusto dei pii lettori“, damit diese zu ihrer Erbauung die darin verborgenen Wunder und dieses große Wunderwerk unseres Schöpfers schauen und betrachten könnten.“ In dieser Verhüllung der Blume meint Bosio die Absicht des Allweisen zu erkennen, daß die Geheimnisse des Kreuzes den Heidenvölkern jener Länder nicht früher geoffenbart werden sollten, als bis die von ihm angesetzte Zeit gekommen.

Noch einer anderen Blume bedienten sich die Jesuitenmissionäre in Südamerika als eines überzeugenden Beweises, daß nach Gottes Ratschluß selbst die stumme Natur die heiligen Mysterien des wahren Glaubens offenbare. Es ist eine im Urwalde Mexikos und des Isthmus von Panama wachsende Orchidee, die Heiligengeistblume (Peristeria elata Hooker), von den Spaniern „El Esperitu Santo“ genannt, deren Griffelsäule die Gestalt einer weißen Taube mit gelbem Schnabel bildet, welche mit ausgebreiteten Flügeln über der gelblich-weißen Blüte zu schweben scheint. Hier sei anschließend das Sternbild des südlichen Kreuzes genannt, in welchem die Missionäre mahnend das heilige Zeichen der Erlösung, in Flammenzügen am Himmel geschrieben, wiesen.

Die Wandlung der heidnischen Mythen in christlichen Legenden läßt uns die heiligen Bäume und Pflanzen als ein Palimpsest erscheinen, unter dessen mönchischer Schrift und Schildereien wir die Aufzeichnungen längstvergangener Zeiten wiederfinden.

Junker von Langegg, Deutsche Rundschau 64, 49.

Zu S. 228:

Parallele aus Königsberg.

Das Nordlicht verkündet Krieg. Die zahlreichen glührоten Nordlichter des Winters 1870/71 hielt das Volk für den Widerschein des von den Schlachtfeldern aufsteigenden Blutes.

Altpreußische Monatsschrift 22, 226.

Zu S. 229:

a) Kleinrussische Sagen von der Kornblume (Ocymum basilicum L.; russ. vasil'ka genannt).

[Die Juden haben das Kreuz, an dem Christus gestorben war, vergraben, Unrat darüber angehäuft und übelriechende Kräuter ausgesäet, damit niemand in die Nähe käme.] Gott sah die Bosheit der Juden und gab dem Basilius (welchem, ist unbekannt) Samen einer duftenden Pflanze, damit er ihn an derselben Stelle aussäe. [Durch dieses Kennzeichen ist dann auch die fromme Kaiserin Helene imstande, den Ort, wo das Kreuz vergraben liegt, zu finden.]

Seit der Zeit wird das Kreuz Christi mit Kornblumen geschmückt.

Etnogr. Obozr. 3, 2, 122.

Die Kornblume ist in dem Grabe des hl. Basilius des Großen gefunden worden, der bei Lebzeiten die Blumen sehr geliebt und seine Zelle stets mit ihnen geschmückt hatte.

ebenda S. 123.

Zur Zeit der Regierung des Ivan Vasiljevič des Schrecklichen lebte in Moskau Basilius der Gerechte. Er starb auf einem Kirchhof und lag, als man ihn fand, zwischen Blumen, die wunderbar dufteten. Man nannte sie die „Blume des Basilius".

ebenda S. 123.

Zwei Kinder werden für ihren Ungehorsam von ihrer Mutter verwandelt: der Knabe in eine Kornblume, das Mädchen in eine Brennessel.

ebenda S. 125—128.

b) Das rote Leberkraut (hepatica rubra L.) wird in Palästina Blutstropfen Christi genannt.

Deutsche Rundschau 64, 49.

c) Aus Christi Blutstropfen erklärt man den Ursprung der roten Zeichnungen an der weißen Blüte des gemeinen Sauerklees (Oxalis acetosella L.), welchen die alten italienischen Maler, besonders Fra Giovanni Angelico da Fiesole (Santi Tosini, geb. 1387, gest. 1455) im Vorgrunde ihrer Kreuzigungen anzubringen liebten.

Deutsche Rundschau 63, 415.

d) Die dunkelrot gesprenkelte Wurzel, welche in vielen Gegenden Norwegens noch Baldursstaude und Baldurs Stirne heißt, wird jetzt häufig St. Johannisblut genannt, da die dunkelroten Flecken an derselben stets zuerst am Gedächtnistage der Enthauptung Johannis, dem 29. August, erscheinen sollen.

Deutsche Rundschau 64, 45.

e) Weiteres über Pflanzen am Kreuze siehe Teirlinck, Folklore flamand p. 32 und Ons Volksleven 11, 1 ff.

Zu S. 230:

Aus dem Spreewald.

Als Jesus Christus starb, splitterten die Felsen. Daher wird man nie mehr einen Stein ohne Risse finden, nur die „kleinen runden plätschigen“ [bohnenförmige dunkle Feuersteine] haben keine. Das Plätschige ist von der Luft abgezogen, denn sie kommen mit dem Blitze. Wo er in Wiesen unter Rasen eingeschlagen hat, findet man sie, aber sehr selten.

Schulenburg, Wendische Volkssagen S. 270.

Zu S. 232, XVI:

Über den Ursprung des Tabaks siehe G. Polívka, Lidové povesti o původu tabáku im Zbornik u Slavu Vatroslava Jagića (Jagić-Festschrift) S. 378—388. 1908.

Zu S. 232, XVII:

Aus Belgien.

Als der Herr am Kreuz starb, hatte er die Menschen von der ewigen Verdammnis errettet. Der Teufel war voll Zorn darüber und dachte: Nun ist alles für uns verloren, die Menschen werden unseren Platz im Himmel einnehmen. Aber so weit soll es niemals kommen, wiederholte er schäumend vor Wut, denn ich werde die Welt und die Menschen durch den Donner vernichten. Aber Gott antwortete ihm: „Schweige, böser Geist; eh' du den Donner schickst, werde ich Feuer vom Himmel senden, um die Menschen zu benachrichtigen; sie werden das Kreuzeszeichen machen, und du wirst nicht mehr die Macht haben, ihnen zu schaden.“ Darum machen die Leute das Kreuzeszeichen, wenn es blitzt, und denken dann, den Donner brauchen sie nicht zu fürchten, so heftig er auch sei.

La Tradition 5, 107.

Zu S. 233:

Slavische Sage.

Die Marienblümchen sind aus den Tränen der Maria Magdalena entstanden, als sie zum zweitenmal vor dem leeren Felsengrabe stand. Denn sie glaubte, man habe den Herrn weggenommen. Die Blumenblätter hatten die weiße Farbe des Gewandes der Engel, die vor dem Grabe saßen. Der eine von ihnen segnete die Blume: „Sittsam und bescheiden sollst du sein, ein Sinnbild der Demut dieser Heiligen. Grünen und blühen sollst du zu jeder Jahreszeit, selbst unter dem Schnee des Winters sollst du die Knospe bergen. Und weil du aus den Tränen einer ehemals Schuldigen entstanden bist, sollst du ein Liebling der unschuldigen Kleinen sein.“ (Globus, Band ?)

Zu S. 236:

a) Nach John Maundeville zeigte man um 1340 am Teiche von Siloah „unter dem Berge Sion, gegen das Tal von Jehosaphat zu“ den Holunderbaum, an dem sich Judas in Verzweiflung erhängte.

Deutsche Rundschau 63, 415.

Aus dem Gouvernement Tver.

b) Judas, der Verräter, wußte, daß der Herr alle Menschen aus der Hölle führen würde. Nun, und als er den Herrn verraten und für ihn 30 Silberlinge erhalten hatte, gedachte er folgendes zu tun: aus dem Garten herauszugehn und das Geld bei sich zu behalten. Und dann lief er sich aufhängen, um früher als Christus in die Hölle zu kommen. Läuft zu einem Baum, sich an einem Zweige

aufzuhängen, der aber neigt sich zur Erde; er läuft zu einem andern, er neigt sich zum Boden. Er lief und lief — konnte auf keine Weise sich aufhängen, denn nicht ein einziger Baum nahm ihn bei sich auf. Das heißt also, der Herr läßt es nicht zu und will, daß er, der Verräter, vorher Buße tun solle, aber Judas will das nicht, sondern denkt nur an das eine: wie er so schnell als möglich in die Hölle kommen könnte. Er sieht, die Sache ist faul, und Eile tut not; da ersah der Verräter ein tief ausgefahrenes Geleise, und an seinem Rande hielt sich kaum noch ein überhängender Baum, der sofort in den Hohlweg stürzen mußte. Judas eilte hinzu, setzte sich hin, und der Baum stürzte auf ihn und preßte den Verräter so stark, daß ihm die Augen aus der Stirn heraussprangen. Nur war es ihm nicht gelungen, früher als der Herr in die Hölle zu kommen. Dieser hatte die Menschen schon von dort herausgeführt. Der Verräter fand sich mit dem Beutel in der Hand als erster in der Hölle beim Satan ein.

So also hat Judas sich umgebracht und nicht an der Espe sich aufgehängt. Für sein Geld hat man später das Dorf „Skudelbnoje“[1]) gekauft, in dem aber bis heute ein so furchtbarer Gestank herrscht, daß niemand im Dorfe wohnen kann, außer den Schlangen, die heutigen Tages noch dort wohnen.

Živaja Starina 9, 392.

c) An einer Espe hat sich Judas, der Verräter, erhängt. Darum zittern die Blätter der Espe beim leisesten Lufthauch, und im Herbst färben sie sich leuchtend rot, — mit der Farbe des Blutes.

Etn. Obozrènie 13, 4, 97.

Zu S. 243:

Aus Rumänien.

Jedes Jahr fraß der Sperber die kleinen Krähen. Um das zu verhindern, trägt ihm die alte Krähe eine Gevatterschaft an, die der Sperber annimmt mit dem Versprechen, keine jungen Krähen mehr zu fressen. Da er sie aber nicht kennt, fragt er die alte Krähe, wie ihre Jungen aussehen. Sie sagt ihm, es seien die schönsten von allen jungen Vögeln. — Der Sperber kommt am nächsten Tage zu jungen Amseln und andern; da sie hübsch sind, hält er sie für junge Krähen. So fastet er bis zum dritten Tage. Da kommt er an ein Krähennest, sieht die häßlichen Jungen und frißt sie ohne Bedenken. — Bald darauf trifft ihn die alte Krähe und setzt ihn zur Rede. Jetzt klärt sich das Mißverständnis auf: die Mutter hatte ihre häßlichen Kinder für die schönsten von allen Vögeln gehalten. — Seit jener Zeit verfolgen die Krähen den Sperber.

Marianu, Ornitologia 2, 41 (ebd. S. 39 auch die oben aus der Revue des trad. pop. angeführte Variante).

Aus Schweden.

a) Der Fuchs kam gegangen, ihm begegnete die Eule. „Hast du einige Junge angetroffen?“ sprach sie. „Ja gewiß!“ „Es sind doch wohl nicht die meinen, die du geholt hast?“ „Wie sahen sie aus?“ „Sie sind die schönsten auf der Welt.“ „Nein, die, welche ich mir holte, waren die häßlichsten, die man sehen konnte.“

Cavallius, Wärend 2, XXVI.

b) Die Eule bat den Habicht, er möge ihre Jungen nicht töten. „Wüßte ich nur, wer deine Jungen seien!“ „Die schönsten, die du sehen wirst, sind meine“ usw.

Cavallius, Wärend 1, 318.

1) „Das Dürftige“.

Zu S. 253:

a) St. Columkille watete eines Tages durch eine der sandigen Furten, die es auf den Inseln gibt. Da verspottete ihn die Flunder, die auf einem Stein ruhte. Deshalb bekam sie für alle Zeiten ein schiefes Maul (Hebriden).

Folklore 13, 37.

b) Das schiefe Maul der Flunder entstand, als sie dem Klippfisch Gesichter schnitt. Es ist ihr zur Strafe so geblieben, wie sie es verzogen hatte (Sutherland).

c) St. Columba begegnete einer Masse Flundern. „Ist das ein Umzug, ihr Flundern?“ fragte er. „Ja, Colum-Kil Krummbein!“ sagten die Flundern. „Wenn ich krumme Beine habe,“ sagte St. Columba, „so sollt ihr ein krummes Maul haben!“ Und seitdem hat die Flunder ein schiefes Maul (Tiree und Jona).

John Greg. Campbell, Superstitions of the Highlands and Islands of Scotland p. 223. (Weiteres in den „Tiersagen“.)

Zu S. 255:

Die glänzenden Tröpfchen an den Spitzen des Sonnentaus (Drosera L.) werden häufig „Unserer lieben Frau Tränen“ genannt.

Deutsche Rundschau 63, 418. Weiteres über Marienpflanzen siehe bei Is. Teirlinck, Folklore flamand p. 40 und Volkskunde 7, 153. 186. 193.

Quellenverzeichnis.[1])

Aesop: Fabulae Aesopicae collectae ex recognitione Caroli Halmii. Lipsiae 1852.

Acta Sanctorum. Octobris tom. X.

Afanasiev: narodnyja russkija legendy. London 1859.

Afzelius: Schwedische Volkssagen, übers. von Ungewitter. Leipzig 1842.

*Albina (Revista populară). Jahrg. I—IV. 1897—1900.

Alpenburg, Joh. Nepomuk Ritter von: Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857.

Alsatia, hrsg. von Stöber, Jahrg. 1853.

Andree, Richard: Ethnographische Parallelen. Stuttgart 1878.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1866.

Apokryphen, Neutestamentliche, hrsg. von Edgar Hennecke. Leipzig 1904.

*Arany László és Gyulai Pál: Magyar Népköltési Gyujtemény. I. II. kötet. Pest 1872. III. kötet. Pest 1882.

Archiv für Literaturgeschichte VII.

Archiv für slawische Philologie.

Archiv für vergleichende Religionsgeschichte.

Archiv, Schweizerisches, für Volkskunde.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolare dir. da G. Pitrè e S. Salomone-Marino.

*Árnason, Jón: Íslenzkar þj ðs gur 1 2. München 1862. 64.

Árnason, Jón: Isländische Volkssagen. Übers. von Marg. Lehmann-Filhés. Neue Folge. Berlin 1891.

Árnason, Jón: Icelandic Legends. Transl. by G. Powell and E. Magnússon. II. Ser. London 1866.

Arndt, E. Mor.: Märchen und Jugenderinnerungen I. II. 1817.

Asbjörnsen und Moe: Norwegische Volksmärchen, übers. von Bresemann.

Ausland 30, 1857; 42, 1874; 64, 1896.

Avianus, Fabulae rec. Lachmann. Berolini 1845.

Baader, Bernhard: Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden. 1859.

Babrius: Fabulae rec. Lachmann, Berlin 1845.

Bartsch, C.: Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I. II. 1879 80.

Bauhinus, Johannes: De plantis a divis sanctisve nomen habentibus. Basileae 1591.

Baumgarten, P. Amand: Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. (Jahresb. des Mus. zu Linz, 29. Jahrg. 1863. Linz 1864.)

Beal: The Romantic Legend of Sâkya Buddha. London 1875.

Bechstein, Ludwig: Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853.

Bédier: Les fabliaux. Paris 1893

Benfey: Pantschatantra I. II. Leipzig 1859.

Bergen, F. D.: Animal and Plant Lore 1899 (= Memoirs of the American Folk-Lore Society VII).

van den Bergh van Eysinga, G. A.: Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen. Göttingen 1894.

Bernoni: Tradizioni popolari Veneziane. Venezia 1875—78.

Berti, Carol. Coron.: Appunti di Botanica Bolognese (Estr. d. Rivista Europea) Firenze 1875.

*Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria VIII.

Birlinger, A.: Volkstümliches aus Schwaben. 1861.

Bladé: Contes populaires rec. en Agenais. Paris 1874.

—, Contes populaires de la Gascogne I—III. Paris 1886.

Blätter für pommersche Volkskunde, hrsg. von Haas und Knoop.

Blätter, Slawische, hrsg. von Luksić I. Wien, 1865.

1) Bücher, die von Mitarbeitern durchgesehen sind, habe ich durch Sternchen hervorgehoben; Bücher, aus denen ich einige von andern angeführte Stellen wiederholt habe, ohne sie selbst einzusehen, habe ich nicht mit verzeichnet; Zeitschriften, deren Band nicht angegeben ist, sind vollständig durchgearbeitet.

*Bondeson, August: Svenska Folksagor. 1882.
Boner, Ulr: Der Edelstein. Hrsg. von Fr. Pfeiffer. Leipzig 1884.
Brand: Observations on popular antiquities of Great Britain ed. by Hazlitt. III. London 1870.
Bugge, O.: Studien über die Entstehung der nord. Götter- u. Heldensagen. 1889.
Bütner: Claus Narr 1572.
Burne, Sophia: Shropshire Folklore. London 1883.
Caballero, Cuentos, oraciones, a divinas y refranes. Madrid 1877.
Calcutta Review.
Campbell, John Greg.: Superstitions of the Highlands and Islands of Scotland. Glasgow 1900.
Carnoy, Henry, et Nicolaides, Jean: Traditions populaires de l'Asie mineure. Paris 1889.
Catalogus plantarum horti medici Oxoniensis. 1648 (Oxford).
Catalogue, An English, of the trees and plants in the Physicke Garden of the Universitie of Oxford [1648].
*Cavallius: Wärend och Wirdarne 1868.
Cerquand, M.: Légendes et récits populaires du pays basque I—IV. Pau 1875.
Chapiseau, F.: Folklore de la Beauce et du Perche. Paris 1902.
Chauvet, Horace: Folklore Catalan. Légendes du Roussillon. Paris 1899.
Cibele s. Nardo.
Claassen: Die Pflanzenwelt in Natur, Geist und Leben I. 1897.
Clemens s. Evangelien.
Codrington, R. H.: The Melanesians. Oxford 1891.
Colshorn, C. u. Th.: Märchen u. Sagen. Hannover 1854.
Conway, M. D.: The wandering Jew. London 1881.
Cordier, E.: Superstitions et légendes des Pyrénées I. II. 1867.
Cosquin: Contes populaires de Lorraine 1. 2. Paris (1886).
*Crane, Th. F.: Italian popular tales. Boston, New York 1889.
Creizenach: Judas Ischarioth.
*Čubinskij: Trudy etnografičesko-statističeskoj ekspedizii v zapadno-russkij Krai, snariashennoj imperatorskim russkim geografičeskim obščestvom. Iugo-sapadnyj otdiel. Materialy i izsledovanja sobrannyja d. rd. P. P. Čubinskim. I ff. 1872 ff.
Curtze: Volksüberlieferungen des Fürstentums Waldeck. Arolsen 1860.
Desaivre, Léo: Croyances, présages etc. (Extrait des Bulletins de la Société de Statistique, Lettres et Arts de Deux-Sèvres). Niort 1881.
Desbillons: Fabulae Aesopicae I. II. Mannheim 1768. 1780.
Deulin: Contes du roi Cambrinus. Troisième éd. 1874.
*Djurklou, G.: Sagor och Äfventyr ber. på svenska Landsmål. Stockholm 1883.
*Dobrovolskij: Smolenskij etnografičeskij Sbornik I = Zapiski imp. russk. geograf. obščestva XX.
Douhet, Comte Jules: Dictionnaire des légendes du christianisme. Paris 1855.
*Dragomanov, Michael: Malorusskija narodnyja predanija i razskazy. Kiev 1876.
Dutoit: Das Leben des Buddha. Leipzig 1906.
van Duyse, P.: Het Klaverblad. Brüssel 1848.
*Dybeck, R.: Runa (1845).
Dyer, F. F. Thiselton: The Folklore of Plants. London 1889.
—, English Folklore. London 1884.
Eisenmenger: Entdecktes Judentum. 1711.
Encyclopædia, Jewish, publ. by J. Singer. New York and London 1901 ff.
Ethnographia. A magyar neprajzi társaság értesítöje. Szerkesztik Dr. Munkácsi B. és Dr. Sebestyén Gy. Budapest 1890 ff.
Evangelia apocrypha ed. Tischendorf, ed. altera. Lipsiae 1876.
Evangelien, die geheimgehaltenen oder sog. apokryphen, übers. von Rich. Clemens. 1—5. Stuttgart 1850.
Evangelium Infantiae ed. Henr. Sike. Trajecti ad Rhenum 1697.
Evangelium des Nicodemus. Nach einer arabischen Handschrift übers. von Güldenstubbe. 1880.
Eysinga s. van den Bergh.
Familienblatt, Rogasener, hrsg. von O. Knoop.

*Federowski, Michael: Lud białoruski na rusi litewskiej . . . I ff. W. Krakowie 1897 ff.

Finamore, G.: Tradizioni popolare Abruzzesi (Curiosità pop. trad. p. p. c. di Pitrè XIII).

Firmenich: Germaniens Völkerstimmen I—III. Berlin 1843—66. Nachtrag 1868.

Folkard: Plantlore.

Folklore Record, The, I—V 1878—1882; The Folklore Journal 1883—1889; The Folklore I ff. 1890 ff.

Frey, Jakob: Gartengesellschaft. Hrsg. von J. Bolte. Stuttgart 1896.

Friedreich: Symbolik und Mythologie der Natur. Würzburg 1859.

Frischbier, H.: Zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885).

Gaster, M.: Greeko-Slavonic. Ilchester lectures on Greeko-Slavonic Literature and its relation to the Folk-Lore of Europe during the middle ages. London 1887.

—, Chrestomathie roumaine. Leipzig 1891.

*Gavrilović: Dvadeset srpskich narodnich pripovedaka. Belgrad 1906.

Georgeakis, G., et Pineau, L.: Le folklore de Lesbos. 1894.

Gerarde, John: The Herball Historie of Plantes. Enlarged by Johnston 1633. (1. Aufl. 1597.)

Germania. 1891.

Gittée, Aug., et Lemoine, Jules: Contes pop. du Pays Wallon. Gand 1891.

Globus 1 ff.

Glückauf. Zeitschrift des Erzgebirgsvereins. (1881 ff.)

Godin, Amélie: Polnische Volksmärchen, übers. nach der Originalsammlung von Glinski.

Golther, Wolfgang: Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895.

Grässe: Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Dresden 1850.

—: Sagenbuch des preußischen Staats. Glogau 1869.

Gredt: Sagenschatz des Luxemburger Landes. Luxemburg 1883.

Grimm, Brüder: Kinder- und Hausmärchen.

—, Deutsche Sagen. 4. Aufl. Hrsg. von Reinh. Steig. Berlin 1905.

Grimm, Jakob: Deutsche Mythologie. 4. Ausg. Hrsg. von E. H. Meyer. Gütersloh 1875—78.

*Grinčenko: Etnografičeskije materialy. 1. 2. 1895. 97.

Grohmann, Joseph Virgil: Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren I. Prag und Leipzig 1864.

—, Sagen aus Böhmen. Ebd. 1863.

*Grønborg: Optegnelser på Vendelbomål. Kopenhagen 1882.

Größler, Hermann: Sagen der Grafschaft Mansfeld. Eisleben 1880.

Groome: Gipsy Folk Tales. London 1899.

Grünbaum, Max: Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde. Leiden 1893.

*Grundtvig, F. L.: Svenske Minder fra Tjust. 1882.

Gubernatis, Angelo de: La Mythologie des Plantes. I. II. Paris 1882.

Haas, Rügensche Sagen und Märchen. Greifswald 1891.

Halliwell: Popular Rhymes and Nursery Tales. 1849.

Hammer, Joseph von: Rosenöl. Stuttgart und Tübingen 1813.

Handtmann, E.: Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Berlin 1883.

—, Was auf märkischer Heide sprießt. Berlin 1890.

Hardwicke's Science Gossip 1 ff.

Harou, Alfred: Mélanges de Traditionnisme de la Belgique. (Collection internationale de la Tradition, Vol. X.) Paris 1893.

—, Le Folklore de Godarville. Anvers 1893.

Hauffen: Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895.

Haupt, Karl: Sagenbuch der Lausitz. I. II. Leipzig 1862. 63.

Haxthausen, August Freiherr v.: Transkaukasia I. II. Leipzig 1856.

Henderson: Notes on the Folklore of the Northern Countries of England and the Borders. 1879.

Hennecke s. Apokryphen.

Hermann, Paul: Deutsche Mythologie. Leipzig 1898.

Hertz, Wilhelm: Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart 1872.

Hervieux: Léon: Les fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge I, II. Paris 1884.

Heyl, Joh. Adolf: Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897.

Hofmann, Rudolf: Das Leben Jesu. Nach den Apokryphen. Leipzig 1851.

Hurwitz, Heimann: Sagen der Hebräer. 1826.

Ilg, Bertha: Maltesische Märchen und Schwänke I. Leipzig 1906.

Jackson, Georgina F.: Shropshire Word-Book.

Jahn, Ulrich: Volksmärchen aus Pommern und Rügen I. Norden 1891.

—, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. Aufl. Berlin 1889.

Jähns: Roß und Reiter I. Leipzig 1872.

*Jahrbuch für Landeskunde d. Herzogt. Schleswig 7.

Jahrbuch für romanische Literatur 7.

*Jastrebov, W. N.: Materialy po ethnografii Noworossijskago kraja.

Joos, Amaat.: Vertelsels van het vlaamsche volk 1. 2. Thielt 1890.

Jurkschat, C.: Litauische Märchen und Erzählungen. Aus dem Volke gesammelt. I. Heidelberg 1898.

Kaindl, Raimund Friedrich: Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Wien 1894.

*Kálmány, Lajos: Szeged Népe. I. kötet Aradon 1881. II. kötet Aradon 1882. III. kötet Szegeden 1891.

—, Világunk alakulásai nyelvhagyományainkban. Szegeden 1893.

*Kamp, J.: Danske Folkeminder. Odense 1877

Kazwînî: Zakarija ben Muhammed ben Mahmûd El-Kazwînî's Kosmographie. Aus dem Arabischen übersetzt von Hermann Ethé. Erster (einziger) Halbband. Leipzig 1868.

Kelly, Walter K.: Curiosities of Indo-European Tradition and Folklore. London 1863.

K[illinger], K. v.: Erin VI. Sagen und Märchen. Stuttgart u. Tübingen 1849.

Kirchhof, Hans Wilhelm: Wendunmuth. Hrsg. von Hermann Österley I—V. (Bibl. d. Litt. V. in Stuttgart 1869.)

Knoop, O.: Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1893.

—, Volkssagen, Erzähl., Abergl., Gebräuche u. Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885.

—, Volkstümliches aus der Tierwelt. Rogasen 1905.

Koehler, Reinhold: Kleinere Schriften, hrsg. von Joh. Bolte I—III. Berlin 1900.

Koran: Deutsch von Ullmann.

Krauß, F. S.: Sagen und Märchen der Südslawen I. II. Leipzig 1883.

Krauß, Samuel: Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen. Berlin 1905.

*Kristensen, E. T.: Sagn fra Jylland. 1880.

—, Jyske Folkeminder. 1871 ff.

—, Øen Anholt. 1891.

— Aventyr fra Jylland.

—, Skjæmtesagn.

Krohn, Kaarle: Suomalaisia Kansansatuja I. Helsingfors 1886.

— Finnische Beiträge zur german. Mythologie. Helsingfors 1906. S.-A. aus den Finnisch-ugrischen Forschungen 1904—1905.

Kurz: Die junggeglühte Frau. Jahresb. d. Städt. Realschule zu Gotha. 1908.

Lafontaine: Fables éd. Regnier.

Laisnel de la Salle: Le Berry II (Litt. pop. de toutes les nations t. XLIV).

*Landsmål, Svenska, ock Svenskt Folklif II.

Ledieu, A.: Nouvelles et légendes rec. à Démuin. Paris 1895.

Lehmann-Filhés, Margarete: s. Árnason.

Leite da Vasconcellos, J.: Tradições populares de Portugal. Porto 1882.

*Leland, Ch. G.: Etruscan Roman Remains. London 1892.

Lemke, E.: Volkstümliches in Ostpreußen. 1—2. Mohrungen 1884—87. 3. Allenstein 1899.

Leoprechting: Aus dem Lechrain. 1855.

Lewysohn: Zoologie des Talmuds. Frankfurt a. M. 1858.

v. d. Leyen: Märchen in den Göttersagen der Edda. 1899.

Liber de infantia Mariae et nativitate Christi Salvatoris ed. O. Schade. Königsberg 1869.

Lumina (Revistă poporana a Aromînilor).

Lütolf: Sagen, Bräuche, Legenden. Luzern 1862.
Luzel: Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne I. — Litt. pop. de tout. l. nations II.)
Magazin, hrsg. von der lettisch-literarischen Gesellschaft 1 ff. 1833 ff.
Magazin für die Literatur des Auslandes. 1868.
Magazine, Celtic, XI.
Majer, Friedrich: Allgemeines mythologisches Lexikon I. II. (1803 f.)
*Mančura: Skazki.
*Marianu, St. F.: Insectele în limba, credinţele şi obiceiurile Românilor. Bucureşĭ 1903.
—, Ornitologia poporană română I. II. Bucureşĭ.
Maurer, Konrad: Isländische Volkssagen. Leipzig 1860.
Meier, Ernst: Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852.
—, Volksmärchen aus Schwaben. Stuttgart 1853.
Mélusine publ. p. H. Gaidoz et D. Rolland.
Menant: Les Yézidiz. Paris 1892.
Menghin: Aus dem deutschen Südtirol. Meran 1884.
Menzel, Wolfgang: Christliche Symbolik I. II. Regensburg 1854.
—, Geschichte der deutschen Dichtung I. II. 1875.
Merensky, A.: Deutsche Arbeit am Njassa. Berlin 1894.
Merkens: Was sich das Volk erzählt. 2. Aufl. Jena 1901.
Meyrac, A.: Traditions, coutûmes, légendes et contes des Ardennes. Charleville 1890.
Mitteilungen des Orientalischen Seminars 4.
Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.
—, Ethnologische, aus Ungarn.
— des Nordböhmischen Exkursionsklubs.
*Møller, P. L.: Franske Folkesagn (København 1871).
Monseur, E.: Le Folklore Wallon. Bruxelles [1892].
Mont, Pol de, en A. de Cock: Vlaamsche Vertelsels, Deventer 1898.
Montanus, Martin: Schwankbücher 1557—1566. Hrsg. von J. Bolte 1899.
Montanus: Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube. 1854.
Monumenta Estoniae antiquae I, 1. 2. Setukeste laulud. Pihkva-Eestlaste vanad rahvalaulud ühes Räpinäja Vastseliina lauludega välja annud Dr. Jakob Hurt. I. köide Hels. 1904, II. köide Hels. 1905.
Morris, Rich.: Legends of the holy rood. London 1871.
Müllenhoff, Karl: Die Natur im Volksmunde. Berlin 1898.
—, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig, Holstein und Lauenburg. 1845.
Müller, Fr.: Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. Hermannstadt 1885.
Müller, Hans: Aus Davos und Umgebung. Basel 1875.
Nardo-Cibele: Zoologia pop. Veneta (= Curiosità, vol. IV).
Natur, Die, Neue Folge. Bd. 5. 1875.
Neus: Estnische Volkslieder.
Nevelet: Mythologia Aesopica 1610.
*Nicolaissen, O.: Sagen og eventyr fra Nordland 1. 2. 1887.
de Nino: Usi e Costumi Abruzzesi IV: Sacre leggende. Firenze 1887.
*Nordlander, J.: Mytiska Sägner från Norrland (Svenska Fornminnes föreningens tidskrift, 14. Heft).
Nork: Mythologie der Volkssagen.
Notes and Queries.
*Nyelvör, Magyar. A magyar tudományos, akadémia nyelvtudományi bizottságanak megbizásából szerkeszti s kiadja Szarvas Gábor. Budapest 1871 ff. (Seit 1895 hrsg. von Simonyi Zs.)
*Nyland IV. Helsingfors 1889.
*Obozrĕnije, Etnografičeskoje I ff. Lemberg.
Orain, Ad.: Folklore de l'Ille-et-Villaine 1. 2. Paris 1879.
Panzer, F.: Beitrag zur deutschen Mythologie II (Bayrische Sagen und Gebräuche) München 1855.
*Papahagi, Pericle: Din literatura poporană a Aromînilor. (= II. Teil der Materialuri Folkloristice hrsg. von Gr. G. Tocilescu.) Bucureşĭ 1900.

Parkinson: Yorkshire Legends and Traditions 1. 2. London 1888.

—, Dreißig Jahre in der Südsee. Leipzig 1907.

Perger, A. Ritter von: Pflanzensagen. Stuttgart 1864.

Peter: Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II. Troppau 1867.

Pfoundes, C.: The popular literature of Old Japan (Reprinted from the Trans. Roy. Soc. of Literature Vol. XII, Part III, 1881). London, H. King.

Phaedrus s. Hervieux.

Philo vom Walde: Schlesien in Sage und Brauch. Berlin [1883].

Phipson, E.: The Animal Lore of Shakespeare's time. London 1883.

Phytologia Britannica natales exhibens indigenarum stirpium sponte emergentium. Londini 1650.

Pieper, Richard: Volksbotanik. Gumbinnen 1897.

Pitrè, G.: Usi e costumi, credence e pregiudizi del popolo Siciliano I—IV (= Bibl. delle Trad. Pop. Sic. XIV—XVII). Palermo 1889.

—, Appunti di botanica popolare Siciliana. Lettera al prof. A. de Gubernatis (= Rivista Europea 1875). Lettera seconda (= Rivista Europea 1876).

—, Fiabe e leggende. (Bibl. delle trad. pop. Sicil. 18.) Palermo 1888.

*Pleszczyński, A.: Bojarzy międzyrzeccy. Warszawa 1893.

*Ploennies, M. v.: Die Sagen Belgiens. Köln 1846.

Pluquet, Fréd.: Contes pop., préjugés, patois, proverbes . . . de Bayeux. 2. éd. Rouen 1834.

*Politis: *Πολίτης, Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ: Παραδόσεις. Τόμος Α′ καὶ Β′* (= *Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ* Αφ. 255—262). Athen, Sakellarios 1904.

Powell s. Árnason.

Pritzel und Jessen: Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. 1882.

Pröhle, Harzbilder. Leipzig 1855.

Ralston, W. R. S.: Russian Folktales. London 1873.

Rappold, J.: Sagen aus Kärnten. Augsburg 1887.

Reinsch, Robert: Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Marias Kindheit in der roman. u. german. Literatur. Halle 1879.

Reiser, Karl: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus 1. 2. Kempten, o. J.

Reusch: Sagen des preußischen Samlandes. 2. Aufl. Königsberg 1863.

Revue des traditions populaires. Red. Paul Sébillot.

Riesengebirge, Das (Zeitschrift).

Rietschel, Georg: Weihnachten in Kirche, Kunst u. Volksleben. Bielefeld 1902.

Rivista delle tradizioni popolare 1. 2.

Robert: Fables inédites. 1825.

Rochholz: Naturmythen. Leipzig 1862.

Rolland, Eugène: Faune populaire I—IV. Paris 1876.

—, Flore populaire I—IV. Paris 1896—1903.

Romania, Band VIII.

Romulus: Die Paraphrasen des Phaedrus und die aesopische Fabel im Mittelalter. Von Hermann Oesterley. Berlin 1870.

Rundschau, Deutsche 63. 64.

Rußwurm, C.: Eibofolke oder: die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö I. II. 1855.

—, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Ösel und Runö. Reval 1861.

Roscher: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.

Sachs, Hans: Sämtliche Fabeln und Schwänke hrsg. von Götze und Drescher.

Hans Sachs-Forschungen, hrsg. von Stiefel. Nürnberg 1894.

Salon, der, hrsg. von Jul. Rodenberg 1874.

Santa-Anna Nery, F.-J. de: Folklore brésilien. Paris 1889.

Saupe, H. A.: Der Indiculus Superstitionum. Progr. d. Realg. Leipzig 1891.

*Sbornik, Etnografičeskij, isd. Imperatorskim Russkim Geografičeskim Obščestvom. VI. Petersburg 1864.

*Sbornik, Jubilejnyj, v čest' Millera izdan. ped. redak. W. A. Jančuka.

*Sbornik materialov dlja opisanija městnostej i plemen kavkaza.

*Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i kniž. Sofia.

Schade: Narrationes de vita et conversatione beatae Mariae virginis. Halis Saxonum 1870.

Schambach und Müller: Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1855.
Scheffler: Französische Volksdichtung und Sage 1. 2. Leipzig 1884. 85.
Schischmanoff, Lydia: Légendes religieuses Bulgares. (Coll. de contes et chansons pop. XXI.) Paris 1896.
Schönwerth, F.: Aus der Oberpfalz I—III. Augsburg 1857—1859.
Schott, Arth. u. Alb.: Walachische Märchen. Stuttgart 1845.
Schrader, Herman: Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Weimar 1896.
Schreck, E.: Finnische Märchen. Weimar 1887.
v. Schulenburg: Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig 1880.
Sébillot, Paul: Folklore de France I—III. Paris 1905 ff.
—, Petites légendes chrétiennes de la Haute-Bretagne. Paris 1885.
—, Légendes de la mer I. II. Paris 1886. 87.
—, Petite légende dorée de la Haute-Bretagne. Nantes 1897.
—, La littérature orale de l'Auvergne. (Litt. pop. de toutes les nations XXXV.)
—, Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne II. Paris 1882.
*Sejn: Materialy dlja izučemja byta i jazyka russkago naselenija ševero-zapadnago kraja 2 (= Sborn. otd. russk. jaz. islov. Imp. Ak. Nauk. T. LVII. St.-Pet. 1893).
Sepp: Symbolik zum Leben Christi V: Der mythische Christus. Regensburg 1846.
*Şezătoarea, Revistă populară. Red. A. Gorovei.
Sike s. Evangelium.
Simrock: Deutsche Märchen. Stuttgart 1864.
*Skattegraveren 1 ff. 1883 ff.
Sklarek, Elisabeth: Ungarische Volksmärchen. Leipzig 1901.
Sloet: De Dieren in het germaansche Volksgeloof en Volksgebruik. s'Gravenhage 1887.
Söhns: Unsere Pflanzen. 4. Aufl. Leipzig 1897.
Steinhöwels Äsop. Hrsg. von Österley. Tübingen 1873.
Stiefel: Über die Quellen des Hans Sachs s. Hans Sachs-Forschungen.
Strackerjan, L.: Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1. 2. 1867.
Strantz: Die Blumen in Sage u. Geschichte. Berlin 1875.
Strausz, Adolf: Die Bulgaren. Leipzig 1898.
Swainson, C.: Folk-Lore and Provincial Names of British Birds. (Publications of the Folk-Lore Society XVII.) London 1886.
*Swiętek, Lud nadrabski.
Tabarî, Chronique de, trad. p. M. Hermann Zotenberg I. Paris 1867.
Tabernaemontanus, D. Jacobus Theodorus: Neu vollkommen Kräuter-Buch . . . Erstlichen durch Casparum Bauhinum . . . gebesseret . . . Zum Andern Durch Hieronymum Bauhinum . . . vermehrt. Vnd nun zum dritten mal aufs fleiſſigst übersehen . . . Basel 1687.
Teirlinck: Contes flamands. Bruxelles, o. J.
—, Le folklore flamand. Bruxelles, o. J.
Temme, J. D. H.: Die Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840.
Tettau und Temme: Die Volkssagen Ostpreußens, Litauens u. Westpreußens. Berlin 1865.
*Thiele: Danmarks Folkesagn II. 1843.
Tille, Alexander: Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig [1893].
*Þorkelsson: Þjódsögur 1899.
Thuriet: Traditions populaires de la Haute-Saône et du Jura. Paris 1892.
Timbs: Things not generally known. London 1856.
v. Tischendorf s. Evangelia.
Tradition, La, I ff., 1887 ff., dir. H. Carnoy.
Treichel, A.: Volkstümliches aus der Pflanzenwelt V (Schriften der naturforsch. Gesellsch. in Danzig, N. F. VI, Heft 2).
Urquell, Am. Hrsg. von S. Krauß.
Usener, Hermann: Die Sintflutsagen. (Religionsgeschichtliche Untersuchungen III) Bonn 1899.
Villard: Les fleurs à travers les âges.
Vincx: Grappige Vertelsels. Tweede Reeks. 1. 2. Brugge 1904.
Vita Beate Virginis Marie et Salvatoris rythmica. Hrsg. von A. Vögtlin Tübingen 1888 (Bibl. d. Litt. Vereins in Stuttg. Nr. 180).

Voigt, Ernst: Kleinere lat. Denkmäler der Tiersage. Straßburg 1878. (Qu. u. F. z. Sprach- u. Kulturgesch. XXV.)
Jacobus a Voragine: Legenda aurea, ed Graesse. Dresden 1846.
Volkskunde hrsg. von Cock (Gent).
Ons Volksleven hrsg. von Cornelissen und Vervliet.
Vonbun: Die Sagen Vorarlbergs. 2. Aufl. Innsbruck 1889.
Waldis, Burkhard: Esopus, hrsg. von Heinr. Kurz I. II. Leipzig 1862.
Wallonia, dir. O. Colson.
*Waltmann, K. H.: Lidmäl. Stockholm 1893.
Warnke, Fr.: Die Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. Leipzig 1878.
Weil, G.: Biblische Legenden der Muselmänner. Frankfurt a. M. 1845.
Welters, H.: Limburgsche Legenden, Sagen, Sprookjes en Volksverhalen. Venloo, o. J.
Wenzig: Westslawischer Märchenschatz. Leipzig 1857.
*Werchratsky, J.: Snadobi.
*—: Pro gowor gal. Lemkiw.
Wiedemann, J. J.: Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten. Petersburg 1876.
*Wigström, E.: Folkdiktning I. II. Göteborg 1881.
Windisch, E.: Buddhas Geburt. Leipzig 1908.
Winer: Biblisches Realwörterbuch.
Winternitz, M.: Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker (Mitt. d. anthrop. Gesellsch. in Wien XXXI. 1901).
*Winther: Færöernes Oltidshistorie. Köbenhavn 1875.
Wisser: Wat Grotmoder vertellt 1. 2. Jena 1904. 1906.
*Wista.
Wlislocki, H. v.: Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren. Münster i. W. 1893.
Wolf, J. W.: Beiträge zur deutschen Mythologie 1. 2. Göttingen 1852. 1857.
—, Deutsche Märchen und Sagen. Leipzig 1845.
—, Niederländische Sagen. Leipzig 1843.
—, Wodana. Gent 1845.
Wossidlo, Richard: Volkstümliches aus Mecklenburg. 1. Heft. Beiträge zum Tier- und Pflanzenbuch. Tiergespräche, Rätsel, Legenden und Redensarten aus dem Volksmunde gesammelt und der 11. Versammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung gewidmet. Rostock, Wilh. Werthers Verlag 1885.
—, Mecklenburgische Volksüberlieferungen II. Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil. Wismar 1899.
Wratislaw: Sixty Folk-Tales from exclusively Slavonic Sources. London 1889.
Wright, Thomas: A Selection of Latin stories. London 1842.
Wünsche, August: Der Babylonische Talmud. Leipzig 1886. 87.
Wuttke, Ad.: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 1900.
*Zbiór wiadomości do Antropologii Krajowéj wydawany staraniem komisyi antropologicznéj Akademii umiejętności w Krakówie I ff. Kraków 1877 ff.
*Zbirnyk, Etnografičnij, vidaje etnogr. kommissija nauk. towaristwa imeni Sewčenka. Lemberg (insbesondere Band XII, XIII = Hnatjuk, galićko-ruśki narodni legendi).
Zeitschrift für deutsches Altertum 8.
— des Ferdinandeums 1870.
— der deutschen morgenländischen Gesellschaft.
—, Neue kirchliche 12.
— für vergleichende Literaturgeschichte 7. 11.
— für deutsche Mythologie, hrsg. von J. W. Wolf, 1—4.
— für den deutschen Unterricht 1900.
— für romanische Philologie 3.
— für österreichische Volkskunde.
— des Vereins für Volkskunde in Berlin, hrsg. von K. Weinhold (J. Bolte).
Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl. Innsbruck 1891.
—, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. 1871.
*Živaja Starina I ff. Petersburg 1891 ff.

Sachregister.

Aal, Entstehung 281 f.
Aaronswurz am Kreuze 229.
Abstemius 242.
Achselhöhle, Entstehung 263.
Ackerwinde 260.
Adalbert, hl., auf der Flucht 55.
Adam 35. 235.
aegopodium podagraria 229.
Aesop 242 ff.
Affe 70. 101. 154. 162 ff.
Affenliebe 242 ff. 301.
Ahasver 290.
Alpenstrandläufer am Kreuz 295.
Altweibermühle (-ofen) 155.
Altweibersommer 254.
Anemone am Kreuz 230. 261.
Anna, heilige 20. 82.
Annas 199.
Antwort, boshafte, wird bestraft 95.
Apfelbaum 40. 49. 267.
Arbeit von Mann und Weib 93. 284.
Armer und Reicher 153. 264. 276.
Arendsee 139.
Assel 75. 183.
Aster, Entstehung 80 f.
Astlöcher, elbisch 174.
Auster, warum schleimig 97.
Auferstehung 2 ff. 84.
Austreibung der Teufel 81. 290.

Bachstelze in Fluchtsage 272.
Barbara 50. 257.
Bär 83. 99 f. 166. 278 f.
Bäume neigen sich 10 f. 30 ff.
Ballspiel Jesu 78.
Balsam, Entstehung 25.
Banane 297.
Basilienkraut 63.
Basilius 299.
Baumwanze, Entstehung 192.
Berberis 203. 291.
Berge, Entstehung 234.
Bethlehem (Milchgrotte) 69. [268.]
Biene 129. 225. 285.
Bilsenkraut, warum milchig 69.
Binse 70. 290.
Birke 37. 44. 202. 208. 230. 241.
Bißspur 94. 198. 205 f. 232.
Blindschleiche 7. 84. 263.
Blitzsicherheit 24. 198. 203. 291.
Blut Christi 225. 227 ff.
Bocksdorn 290.
Boehme wird erschaffen 186.
Bootfahrt Jesu 198, Thors 206.
Bouchet Saint-Nicolas 137.
Brain 202.
Brecknockshire 135.
Bremse, warum das Rind verfolgend 117 ff.
Brennessel 299.
Brindos 135.
Brixen 267.
Brombeerstrauch 54. 201. 290.
Brot schwillt an 123 ff. 129. 136. 285.
Bruder Lustig (Grimm Nr. 81), Parallele dazu 85. 154.
Buche 45. 50.
Buchsbaum 231.
Buddha 10 ff. 31. 68. 235. 260.
Buntspecht 126.
Bürle (Grimm Nr. 61), Parallele dazu 92.
Bütner 188.
Butte 253. 269.

Calabreser, Erschaffung 289.
Campanula 266.
Castell Buon Ladrone 8.
Ceder 231.
Celsus 23.
cercis siliquastrum 241.
Chlotar 64.
Christophorus 180.
Cladonia rangiferina 94.
Clara, heilige, segnet Birnen 267.
Columkille 302.
Cornelius 64.
Corregio 35.
cottonwood-tree 292.
creophilus marillosus 65.
Curcittakorn 61.

David 66.
Dattelpalme 9. 36. 270.
Diebstahl durch Verwandlung bestraft 83. 250, am Kreuz 294.
Donar s. Thor.
Dornbusch 27. 203 ff. 295.
Dornenkrone 202 ff. 291.
Dürres Holz wird grün 3. 265 ff.
Dreisesselberg 56.
Dreschen durch Feuer 91. 173.
Druckspur 195. 199. 235.
Druiden 134.

Eber 227.
Eberesche s. Vogelbeerbaum.
Eiche 45. 230 f. 271. 292.
Eidechse 227. 246. 297.
Elias 123.
Eligius 166. 169.
Elisabeth 67.
Elben 174. 254.

Elster 52. 55.
Engländer, Ursprung 289.
Eos 257.
Erbsen, aus Mariä Tränen 255.
Erbsenacker 95 ff., 278.
Erbsenstroh 20.
Erdbeere 60. 97.
Erle 38. 44. 208. 290.
Esche 41.
Esel auf der Reise nach Bethlehem 8, im Stall 12 ff. 56, Reittier in Fluchtsagen 23 ff. 273, beim Flußübergang 94, beim Einzug in Jerusalem 196, Tier des Teufels 206. 232, des Petrus 83, Spur seines Bisses 94. 198, Kreuz auf dem Rücken 15. 24. 94, weißer Esel 197.
Espe 38 f. 43. 199. 207 f. 230 ff. 234. 239. 270. 272. 290. 292. 301.
Eule 123. 126. 167. 242 ff. 250. 301.
Eva 35. 99.

Falke 262.
Farnkraut 18. 59. 69. 274.
Fauler am Wege 115 ff.
Faulheit wird bestraft 87. 111 ff.
Federnelke 229.
Feigenbaum 25. 34 f. 46. 208. 236.
Feldbirnbaum 207.
Ferse, Vertiefung 235.
Feuer verjüngt 155 ff.
Fichte 46. 231. 271.
Fichtenrüßler 192.
Fin Barre 170.
Fische 84. 109. 113. 139. 181 ff. 226. 253, halbgegessener Fisch 1 ff. 269.
Flachs 59 ff.
Flecke auf Blättern 102. 204.
Fledermaus 73. 74.
Fliege, Entstehung 111 ff., verfolgt Pferd 88. 91, Rind 117; spanische Fliege 233.
Flöhe, Entstehung 111, peinigen Habsüchtige 142.
Fluchtsagen 22 ff.
Flunder 3. 78. 253. 302.
Flußübergang 84. 87 ff. 276 ff.
Fo 151.
Folz 162.
forficula oleus 65.
Formschneider, Anthony 155.
Franzosen, Ursprung 185. 289.
Frauenarbeit 93.
Freia 19 f.
Freitag 19. 30. 183.
Frey, Jakob 22.
Frosch 17. 226. 247.
Fünen 184.
Furlaner 186.
Fußtapfe 8.

Gadus merlangus 227.
Gänseblümchen 7. 21. 80. 255. 290. 300.
galerites 297.
galium 18. 200.
Gargantua 64.
gastropacha neustria 83.
Geislingen 96.
Geldzählen 142. 144. 147—150
Gergesen 81.
Gethsemane 116.
Gewitter 232. 300.
Gildas 55.
Ginster 58.
Gjöl 184.
Glatze, Entstehung 172 ff.
Glockendon, Georg 162.
Gnostiker 71.
Golgatha 195.
Gottesanbeterin 192.
Gottesgnad 229.
Gour de Tézénat 137.
Grab Christi 54. 234.
Grandlieu 137.
Gras 143. 198.
Graslitz 7.
Grauammer 54. 234. 273. 295.
Gregor 65.
Grille 17.
Gudula 50.

Hagedorn 29. 291.
Häher 52. 63.
Hahn 3. 84. 200. 296.
Hain, heiliger 272.
Handschuhwurf erzeugt Hund 121.
Hanf 132.
Harricourt 135.
Hase 245.
Haselstaude 43.
Hecht 227. 297.
Heckenrose 29.
Hederich 207.
Heerschnepfe 295.
Heiligengeistblume 298.
Heliopolis 46.
Herbauge 136. 287.
Hermelin 167.
Hermopolis 33.
Herodias 257.
Heupferd 21. 65.
Heuschrecke 82.
Hiddensee 147.
Himmelfahrt 234.
Himmelsröte 228.
Himmelsschlüssel 190.
Hirsch 95.
Hirschholunder 86.
Hirschkäfer 123.
Holunder 29. 207. 237. 291. 292. 300.
Hornruf auf der Weide 121.
Hubert 105.
Hufbeschlagung 168. 289.

Hufeisenlegende 282.
Huhn 70.
Hund 54. 101. entsteht durch Wurf oder Schlag 118 ff., aus Handschuh 121.
Hundsrose 203.
Huppaye 142.
Hypericum 19. 228. 257.

Ibis 68.
Ichthyosaurus 194.
Igel, ein Dieb 263.
Immergrün 266.
Immortellen 229.
Issarlès 137.

Jesaias 47.
Jesus: Geburt 8 ff. 28. 32. 57. 68. 69. 70, Kindheit 71—81. 126. 131. 246. 263. 269. 270. 273, treibt Teufel aus 81, erschafft die Katze 82, belebt Tote 85, schützt Kinder vor der Faulheit der Eltern 87, bestraft Trägheit 111 ff., Ungastlichkeit 123 ff., trotzige Antworten 95 ff., übermütiges Gebaren 99 ff., 155 ff., verflucht Blindschleiche 84. 263, Fische 85, Steine 86, Lupine 273, wandert mit Petrus 82 ff. 93. 99 f. 104. 107 ff. 113 ff. 123 ff. 155 ff. 172 ff. 184 ff., zieht in Jerusalem ein 93. 104. 195, kommt zu den fischenden Jüngern 182, Leiden und Sterben 195 ff. 300, Blitzgott 289. Vgl. Flußübergang Fluchtsagen.
Jesusschweiß 200.
Johannes, Bischof 267.
Johannes, der Jünger Jesu 104. 160. 195.
Johannes der Täufer 55. 81. 228. 257. 274. 299.
Johannisbeere 195.
Johanniskäfer 18. 104. 226.
Johanniskraut 19. 228. 257.
Johanniswürmchen 55.
Joseph, Jakobus Sohn 27.
Joseph von Arimathia 259.
Joseph von Nazareth 66. 265 f.
Josua 5.
Judas Ischarioth 53. 54. 235 ff. 300 f.
Judasbaum 59. 241.
Jude, ewiger 200, im Mond 78.
Juden 56. 82. 84. 102. 233. 236. 279.
iuncus marinus 202 f. 291, vgl. Stechginster.
Jungbrunnen 154.
Jungfrauenmantel 257.
Jungschmieden 155 ff. 288.

Käfer 18. 65. 123. 192 f. 225 f.
Kahlköpfigkeit, Ursprung 173.
Kaiserkrone 256.
Kalb belebt 136. 140.
Katze (aus Tuch erschaffen) 82. 262.
Kazwîni 5. 26.
Kichererbse 59 f.
Kidron 198. 290.
Kiebitz 51. 53. 126. 251.
Kiefer 59.
Kinder, warum neugeborene nicht gehen usw. 87.
Kirschbaum (Schlangenzeichnung der Blätter) 261.
Kirschfliege, Entstehung 264.
Klippfisch 302.
Knabenkraut 229.
Knoblauch 97. 132. 233. 241.
Knödelbaum 207.
Knöterich 229. 257.
Knorren 174 ff.
Konde 140.
Konrad 49.
Korn 60 f., rasches Wachstum 61 ff., warum Ähre kurz 276.
Kornblume 299.
Kornwurm 226.
Krähe 54. 55. 77. 243.
Krammetsvogel 82.
Krautkolben 228.
Krebs 90. 263.
Kreuz auf dem Eselsrücken s. Esel.
Kreuzdorn 203 f. 292.
Kreuzspinne 67. 225, vgl. Spinne.
Kreuzesholz 207.
Kreuzesnägel s. Nägel.
Kroat wird erschaffen 187.
Kröte 245. 247 ff.
Krötenkönig 296.
Kuckuck 7. 55. 99. 101. 127. 193. 278. 284.
Kuchen schwillt an s. Brot.
Kuh s. Rind; Kühe in Wanzen verwandelt 264.
Kürbis, warum er klettert 270.

Labkraut 18. 200.
Lady's bedstraw 18.
Lafontaine 243.
Landstraße am Himmel 275
Latona 10.
Läuse, Entstehung 112 ff. 236.
Lebenswasser 154.
Leberkraut 299.
Lebuinus 49.
Leidensnacht 198.
Leinwandmessen 140.
Leontodon taraxicum 257.
Lepers Island 5.
Lerche 51. 76. 234. 272.
Lhéon 134.
Lhers 135.
Liebfrauenschuh 7. 69.
Lippe, Form 195.
Loki 111. 182.
Longin 290.
Lorbeerbaum 49.
Lotosblume 260.
Lourdes 136.
Löwenzahn 257.

Lungenkraut 258.
Lupine s. Wolfsbohne.
lycopodium 292.

Madstein 50.
Magdalene 256.
Magloire 49.
Maiglöckchen 199. 290.
Mais 60.
Malve 81.
Manasse 47.
Mandelbaum 41.
Mannesarbeit 93. 284.
Mansfeld 146.
Mantelmöwe 296.
Mantis religiosa 192.
Maria 1 ff. 7 ff. 16. 19. 25 ff. 44. 53. 66. 69. 77. 78. 79. 80. 84. 88. 92. 94. 96. 199. 233. 242 ff. 269.
Maria Magdalena 201. 233.
Marie-au-Blé 142.
Marienbettstroh 19.
Marienblümchen s. Gänseblümchen.
Mariendistel 257.
Marienfäden 254.
Marienrose 29.
Marientränе 256.
Martin de Vertou 136.
Maruts 31.
Mastix 295.
Matarea 25. 34 47.
Mauersalamander 247.
Maulesel 9. 15. 24 f. 58. 269.
Maulwurfsgrille 195.
Mâyâ 10. 31.
Medicago maculata 205.
Meer 139.
Meerkatze 168.
Meise 76.
Melaine 202.
Melanesien 5.
Meloe 225.
Meossö-See 139.
Merkur 133. 152.
Milbe 202.
Milch, warum Wasser enthaltend 98.
Milch der Jungfrau 25. 69.
Milchgänge, Entzündung der 268.
Milchgrotte 68.
Milchstraße 79. 83.
Mimose 41.
Minze 63. 260.
„Miserawelcher“ 282 (105).
Mistel 208.
Möwe 101.
Mohammed 66. 230.
Mohnblume 297.
Mollusken 98.
Mond, Entstehung 79; Mondflecken 78. 191. 242.
Moosrose 230.
Morand 49.
Moses 5.
Mücke 192.
Muttergottesschühlein 258.
Mutterliebe 80.
Myrrhenblümchen 257.

Nachtigall 16. 76. 269.
Nachtviole 231.
Nägel am Kreuze 214. 293.
Narlay 135.
Nasen auf dem Acker 98.
Nazareth 77. 80.
Nelke 229. 256.
Nessel 258.
Niesen, früher tödlich 274.
Nikolaus 55.
Nordlicht 299.
Normanne wird erschaffen 185
Nußbaum 207.

Ochse s. Rind.
Odilia 50.
Odin 170 f. 289.
Odo von Sherrington 245.
Ölkäfer 225.
Oleander 265.
Olive 47. 54. 266 f.
oniscus psora 183.
Orange 261.
Orchis maculata 229.
Orion 255.
Ovid 134.

Palme 31. 36. 40.
Palmsonntag 59.
Pappel 37. 48. 238, vgl. Espe.
Pardroux 40.
Passionsblume 227. 297 f.
Paulus 85. 99. 100. 130. 173. 193.
Perkunos 88.
Perlen 256.
Perun 176.
Petersfisch 180.
Peterskraut 206.
Petersschlüssel 190.
Petristrauch 290.
Petrus belebt Thunfisch 5, Fischer 180, Spielmann 172, Urheber des Unwetters 176, der Knorren im Holz 174, der Pilze 107 ff., Himmelspförtner 190, hütet Ziegen 111. 184. 188, Kuchendieb 111. 173, mit dem Teufel (Donar, Loki) vertauscht XI ff. 83. 107 ff. 174 ff. 184 ff. 206, seine Töchter 191 f., seine Windhunde 193, seine Glatze 172; Sonstiges: 55. 82—87. 93. 96. 99. 113 ff. 123 ff. 134. 138. 140. 143. 145. 146. 155. 160 f. 191 ff. 205. 234. Vgl. Jesus.
Pfeffer 255.
Pferd 13 ff. 24. 44. 58. 83. 87—95.

Pfirsich 33.
Pflanzen am Kreuze 229 ff., Marienpflanzen 255 ff.
Philemon und Baucis 133.
Piehlbeerholz 208.
Pilatus 31. 35. 290.
Pilze 107. 282.
Pinie 37.
Platane 231.
Plattensee 20. 152.
Plattfuß 194 f.
Polei 259.
polygonum 229.
polypodium 258.
Predigt, mittelalterliche 21.
Preißelbeeren 261.
pulmonaria 256. 258.

Quell in der Geburtsgeschichte 9, in Fluchtsagen 32 ff., in Jerusalem 199, warme Quellen 68.

Rabe 51. 52. 77.
Räuber 8. 28. 46.
Radegonde 64.
Rebhuhn 48. 246.
Regen 44. 177.
Regenpfeifer 51. 75. 233.
Renntierflechte 94. 278.
Reptilien 86.
Rettich 241.
rhamnus 202 f.
Rind 8. 12 ff. 23 ff. 44. 87—94. 117 ff. 269. 277.
Rinderhirt 117 ff.
Ringelspinner (gastropacha neustria) 83. 275.
Ritterwanzen 264.
Röblingen 146.
Rohrdommel 290.
Rose 27. 230. 256. 258.
Rose von Jericho 7. 28. 258 f.
Rosenmalve 265.
Rosmarin 28. 41. 290.
Rostrose 204.
Rotauge 226.
Rügen 147.
Russen, Ursprung 289.

Saatfeld in Steinfeld verwandelt 95 ff.
Sachs, Hans 162.
Sättigung als Lohn erteilt 13 ff. 45.
Saichblüeml 257.
Saint-Jacques-La-Lande 138.
Saint-Point 138.
Salbei 27. 37. 43.
Salweide 208.
Sandrub 179.
Sau wird belohnt 70.
Saubohne 61.
Sauerdorn 203.
Sauerklee 299.
Schaf 56 ff. 91. 93. 94. 117 ff.
Schafhirt wird belohnt 117 ff.
Schelde, Ursprung 144.
Schellfisch 181 f. 297.
Schildkröte 84. 128. 246. 262.
Schilfrohr 94. 198. 201. 205. 232.
Schlange 44. 86. 194. 264. 281.
Schlehdorn 204.
Schlüsselblume 190. 290.
Schmied 156 ff. 293.
Schnecke 107.
Schneckenbohne 228.
Schnee, Ursprung 270.
Schneeballenholz 208.
Schneebeere 290.
Schneehuhn 261.
Scholle 2 ff. 253. [269.]
Schöpfungsschwänke 184 ff.
Schwalbe 7. 52—54. 70. 75. 126. 250 ff. 286.
Schwarzdorn 259.
Schwarzpappel 240. 290.
Schwarzsauer 292.
Schwarzspecht 123 ff. 285.
Schwein 58. 82. 93. 102 ff. 279.
Schweiß Jesu 25. 200.
Schwertlilie 231.
See entsteht als Strafe für Ungastlichkeit 134—153. 286.
Seeblatt 206.
Seehahn 180.
Seewein, saurer 276.
Seezunge 2 ff. 252 f.
Seidelbast 197. 208.
Seidenraupe 247 ff.
Sibylle 263.
Siebengestirn 83. 127.
Sisin 54.
Sissebäck 150.
Slowake wird erschaffen 187.
Sonnabends scheint die Sonne 30. 270 f., Tag der Jungfrau 132.
Sonne, Entstehung 78 f., Gottes Fahne 30.
Sonnenfisch 180.
Sonnentau 302.
Søbø Sø 148.
Speichel 107. 176.
Sperber, von Krähen verfolgt 301.
Sperling 51. 72. 74. 296.
Spinne 17. 66. 67. 225. 253. 274, siehe auch Kreuzspinne.
Stabwunder 265 ff.
Stachelbeerstrauch 199. 203 Anm.
Staphylinus 65.
Staub in Ungeziefer verwandelt 111 ff.
Stechginster 58. 202.
Stechmücke 264.
Stechpalme 41. 197. 290.
Steinbeißer 109.
Steinbinse 232.
Steine, verwandelte Erbsen 95 f., rissig 300, mitleidig 200, wuchsen früher 20. 86. 264. 276.

Steinhöwel 242.
Steinschmätzer 295.
Sterne, Entstehung 79.
Sternblumen 81.
Sternsagen 83. 275.
Stockfisch 181. 227. 263.
Storch 102.
Stroh weggezogen 14 ff. 58. 70.
Strudel der Theiß 84.
Sykomore 34.

Tabak 232. 241 f. 300.
Tagaro 5.
Tamarinde 48.
Tamariske 37. 241.
Tanne 42. 44. 207. 271.
Taube 51. 55. 67. 225. 257.
Tausendgüldenkraut 96.
Tautränen 257.
Taxus 231.
Teig schwillt an s. Brot.
Templer 207.
Terpentinbaum 232.
Teufel 54. 64. 81. 82. 109. 157 ff. 174. 182. 205. 226. 232. 238. 262. 271. 296. 297. 300.
Theißstrudel 84, Windungen 83.
Thomas der Israelit 71.
Thor 171. 182 f. 206. 289.
Thunersee 135.
Thunfisch 5.
Thymian 19.
Tonvögel 71 ff.
Topinambur 290.
Trägheit wird bestraft 111.
Tränen erzeugen Pflanzen 255 ff., Tau 257.
Trauerbirke 230. 233.
Trauerweide 41. 201. 230. 290.
trombidium 202.
Tuch erzeugt Katze 82.
Turteltaube 55. 225.

Übermut wird bestraft 95.
Umgekehrte Hufe 61. 64.
Umschmelzen 155.
Umschmieden 155 ff. 288.
Unaufhörlichkeit des ersten Tagewerks 140. 287.
Unersättlichkeit 13 ff. 45. 58. 77. 82. 88 ff.
Ungastlichkeit wird bestraft 123 ff. 286.
Ungeziefer, Entstehung 111 ff. 283.
Unser Frauen Bettstroh 18.
Unwetter, Schutz vor dem 45. 176, Ursache 176.

Veilchen 201. 260.
Verhör 199.
Verjüngung 85. 144. 289.
Versteck im Baumstamm 46. 272, unterm Schafschwanz 56 ff.
Verwandlungen 83. 99 ff. 123 ff. 250. 278. 281.
Vöslau 67.
Vogelbeerbaum 206. 290.
Vögel, warum nackte Füße 262.

Wacholder 41. 59. 208. 234. 241. 271. 290.
Wachtel 51.
Wachtel in Fluchtsage 272.
Wafthrudnir 171.
Wald wandelt 272.
Waldis 188.
Waldrebe 208.
Waldschnepfe 52.
Walid 236.
Wallone 185.
Wanzen, Entstehung 117.
Wassermann 29.
Wasserpflanze 206.
Weber 132.
Weib 191 f.
Weiberarbeit 284.
Weide 37. 44. 54. 231. 240. 261. 290.
Weiderich 256.
Weihe 252.
Weinrose 204.
Weinstock 62. 231. 240.
Weißdorn 29. 136. 203. 270. 291.
Weißling 227.
Weizen 61 ff., rasches Wachstum 95.
Westfale wird erschaffen 184.
Wiedehopf 284.
Wiederbelebung 85. 154.
Wind 86. 250.
Winde 231.
Windeln Jesu 25 ff.
Wolf 58. 118—122. 193.
Wolfsbohne 37. 59 f. 273.
Wodan s. Odin.
Woltwede 139.
Wortspiel 74. 76.
Würger 225.
Würmer 86.
Wünsche, drei 153.
Wundermühle 155.

Xaintrailles 137.

Ysop 231. 290.

Zacharias 47.
Zauberwort fehlt 138.
Zaunkönig 17. 53. 56. 125.
Zeder 47.
Zeus faber 180.
Ziege 16. 56 ff. 188 ff.
Zigeuner am Kreuz 293.
Zinsgroschen 180.
Zirbelnuß 59.
Zitronenbaum 261.
Zittergras 255.
Zitterpappel s. Espe.
Zunge des hl. Paulus 194.
Zwergbirke 202.
Zwiebel 241.

Früher erschienen vom Verfasser im gleichen Verlage:

SAGEN ZUM ALTEN TESTAMENT

BAND I DER

NATURSAGEN

EINE SAMMLUNG NATURDEUTENDER SAGEN, MÄRCHEN FABELN UND LEGENDEN

[XIV u. 376 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.50.

Aus den Urteilen:

„In der Sintflut willkürlicher Kombinationen, wahllos aufgeraffter Mythen tut diese kluge und umsichtige Arbeit fast physisch wohl. Den an die Bibel gehängten Legenden werden Parallelen aus aller Welt beigefügt, mit methodischer Erörterung ihrer Selbständigkeit. Wir werden so von den Schöpfungstagen über ein unendliches Gebiet geführt ... kurz, ein speculum mundi vom Standpunkt der mythologischen Naturdeutung wird aufgestellt, eine Schamanen-Encyklopädie.... Ganz vorzüglich ist auch das Register. Man möchte an solch ein Buch allerlei Hoffnungen knüpfen — ob sich in den Tiermythen Altersstufen unterscheiden lassen, die für die „linguistische Paläontologie" Wert erhalten? Ebenso bei den Pflanzen? Ob eine literarhistorische Untersuchung des Talmud nicht ähnliche Wichtigkeit für die mittelalterliche Sagengeschichte erhalten wird, wie die indischer Märchenbücher für die Märchenliteratur? Auch bei D. zeigt sich wieder die Wichtigkeit dieser großen „Umschlagstelle" für Legenden."

(Richard M. Meyer in der Zeitschr. für deutsches Altertum u. deutsche Literatur.)

„...Der vorliegende erste Band erweckt durch Anlage und Ausführung die günstigsten Erwartungen für das Gesamtwerk. ... Und so könnte ich noch lange fortfahren, merkwürdige und sinnige Naturdeutungen aufzuzählen. Was ihm seinen besonderen Wert verleiht, ist erstens die reiche Fülle slawischer, lettischer und asiatischer Traditionen, die von westeuropäischen Sagenforschern noch nie verwertet wurden, und die ausführliche Wiedergabe dieses Materials, dann aber die Übersichtlichkeit und Klarheit der Darlegung der Zusammenhänge.... D. gebührt das Verdienst, eine sehr dankenswerte solide Grundlage für weitere völkerpsychologische und religionsgeschichtliche Forschungen geschaffen zu haben."

(Johannes Bolte in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde.)

„Der Name Dähnhardts hat auf dem Gebiete der Volkskunde einen zu guten Klang, als daß man nicht von vornherein etwas Tüchtiges von ihm erwarten könnte. So haben denn auch wieder seine „Natursagen" ein hohes Ziel im Auge: sie wollen durch eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller verwandten Sagenzüge, welche sich auf die Natur (im weitesten Sinne) beziehen, die Grundlage bilden zu einer Erforschung von Wesen, Ursprung und Wanderung der Sage überhaupt.... Ein großes und schönes Werk, dem wir gedeihlichsten Fortgang und weiteste Verbreitung wünschen." **(Schweiz. Archiv f. Volkskunde.)**

„Durch den vorliegenden ersten Band von Dähnhardts Natursagen hat die vergleichende Sagenforschung einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Nicht allein in der Fülle des Materials, das wir in ähnlichem Umfange bei saggeschichtlichen Forschungen unter bestimmten Gesichtspunkten nirgends finden, liegt der

Wert der Arbeit, sondern auch in der Methode, die Dähnhardt namentlich im ersten Kapitel anwendet: ihm genügt es nicht, die Übereinstimmung von Sagen und Sagenzügen festzustellen, sondern er verfolgt, soweit es möglich ist, die profan- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, die die Wanderung der Sagen erklären, und die Geistesströmungen gewisser Zeiten und Körperschaften, die Veränderungen der Volkssage veranlaßt und neue Anschauungen mit den Erzeugnissen der Volksphantasie verquickt haben. . . . Zu solch sicherem Ergebnis konnte Dähnhardt nur durch die Fülle des Materials kommen, das er teils selbst mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragen, teils durch die Opferwilligkeit befreundeter Forscher erlangt hat. . . . Wir müssen dem Verfasser dankbar sein, daß er soviel Material gesammelt und unter bestimmten Gesichtspunkten gruppiert hat, und hoffen, daß er die noch außenstehenden Bände uns in gleich trefflicher Weise bietet." **(E. Mogk in der Historischen Vierteljahrschrift.)**

„Bei der Schwierigkeit der Verarbeitung eines so reichen Stoffes wird man mit Dank den großen Wert der mühevollen Arbeit anerkennen." **(Histor. Jahrbuch.)**

„. . .Der bedeutende kulturgeschichtliche Wert seiner Sammlung kann nicht in Zweifel gezogen werden, denn sie enthüllt uns einen mächtigen Bogen von dem Gesamtfluge der Menschenseele nach der Deutung der umgebenden Welt. Die dargebotenen Materialien besitzen aber auch direkt exegetischen Wert für die Deutung und Würdigung der Anschauungsweise Altisraels." **(Literar. Zentralblatt.)**

„Ein großzügiges Werk, das für die Folkloristik von allergrößter Bedeutung ist. Der Verfasser behandelt in dem ersten Bande diejenigen Sagen, für die zunächst das Alte Testament den Anlaß gegeben hat. Da sieht man, wie die ersten drei Kapitel der Genesis, ferner die Flut- und Noahgeschichte eine ungeheure Menge von Einzelsagen gezeitigt haben. Diese Sagen sind allgemach zu den verschiedenen Völkern morgenländischer und abendländischer Zunge gedrungen und haben mannigfache Umbiegungen erfahren. Das geht oft so weit, daß ein geübtes Kennerauge dazu gehört, die ursprüngliche Grundform wiederzuerkennen.

In den ersten Jahrhunderten der Kirche haben Gnostizismus und Philosophie auf die Umgestaltung der einzelnen Sagen eingewirkt. Vor allen Dingen gilt dies für die Schöpfungssage und für die Sage über die Erschaffung des ersten Menschenpaares.

Am intensivsten zeigt sich die Beeinflussung durch kirchliche Vorstellungen bei der Teufelssage. Hier spiegelt sich die ganze Entwicklung der Teufelslehre bis in die Zeiten der Reformation und noch später wider. Diese Teufelssagen nehmen denn auch einen außerordentlich großen Raum in dem Werke des Verfassers ein. Es ist oft geradezu ergötzlich zu lesen, welche Rolle der Teufel bei der Versuchung des ersten Menschen gespielt hat, und welche Folgen die Sage dieser Versuchung zuschreibt. Von höchstem Interesse sind sodann die Sagen in dem Werke, die sich um die hervorragendsten alttestamentlichen Persönlichkeiten wie Kain und Abel, Abraham, Ismael, Joseph, Mose, Josua, David, Salomo, Jonas und Hiob gewoben haben. Man kann wohl sagen, daß die genannten alttestamentlichen Persönlichkeiten in den Sagenstoffen scharfe Charakteristik und Plastik gewonnen haben.

Der Verfasser hat fast übermenschliche Arbeit getan, indem er einen geradezu erstaunlichen Stoff aus allen Zungen der Völker zusammengetragen und für den Leser aufs lichtvollste nach Motiven gruppiert hat.

Die Folkloristik kann dem Verfasser für seine übersichtliche und sorgfältige Zusammenstellung der Sagen nur den wärmsten Dank zollen."

(Zeitschr. für den deutschen Unterricht.)

„Die Verwandtschaft scheinbar entlegenster Sagengebilde ist nachgewiesen durch eine ungewöhnliche Fülle überraschender Parallelen, die der Verfasser mit großem Fleiß gesichtet und geschichtet hat. Der Wert dieses letzteren Nachweises allein schon für die gesamte Religionsgeschichte steht über jedem Zweifel." **(Die Hilfe.)**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Arbeit und Rhythmus. Von Prof. Dr. **Karl Bücher.** 4. neubearbeitete Auflage. Mit 26 Abbildungen. Geh. *M.* 7.—, in Leinwand geb. *M.* 8.—

In Büchers Buch, dessen vierte Auflage wieder viel neues Material und neue Illustrationen bietet, werden die Beziehungen zwischen „Arbeit" und „Rhythmus" Poesie und Musik aufgedeckt, die ebenso überraschend wie einleuchtend sind. Das Buch bietet nicht nur volkswirtschaftliches, sozialwissenschaftliches, völkerkundliches und volkskundliches, sondern ebenso psychologisches und physiologisches, wie literarisches und vor allem musikalisches Interesse.

„...der Grundgedanke, wonach viele Verrichtungen bei primitiver Arbeit ganz unwillkürlich aus den Bedingungen der Arbeit und den physiologischen Gesetzen des Körpers heraus zunächst einen sich von selbst ergebenden körperlichen und ebenso notwendig durch Ton und Schall einen musikalischen und sprachlichen Rhythmus veranlassen, wonach also die nunmehr getrennten, auf dem Rhythmus beruhenden und ursprünglich in ihm geeinten drei musischen Künste sich von der Arbeit als ihrer eigentlichen Erzeugerin herleiten, dieser Grundgedanke, von Bücher klar und eindringlich entwickelt, wird sich nicht wieder verdrängen lassen...." **(Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.)**

„...Das Gesagte wird genügen, jeden Liebhaber der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, wie geistvoller Betrachtung der großen Zusammenhänge alles menschlichen Lebens auf die feine und interessante Untersuchung hinzuweisen...."
(G. Schmoller im Jahrbuch für Gesetzgebung usw.)

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. **Otto Böckel.** Geheftet *M.* 7.—, in Leinwand gebunden *M.* 8.—

„Wie müßten doch Herder und Goethe, die Brüder Grimm und Uhland voll Freude und voll Dankes sein über dieses Buch, die reife Frucht eines dem Volkslied gewidmeten Lebenswerkes. Die Psyche des Volkslieds hat sich ihm in ihrer vollen Klarheit und Totalität eröffnet und so kommt sie auch bei größtem Ernst der wissenschaftlichen Darstellung schön und unwiderstehlich in ihrer Macht durch das ganze Buch zum Ausdruck: zur Wirkung auf den Leser. So wird es denn wenig Bücher geben, deren Lektüre in gleich hoher Weise zugleich den anspruchsvollen Gelehrten erfreut und durch Spendung eines ganz auserlesenen Genusses alle Kräfte des Gefühls in seinen Bann zieht."
(Frankfurter Zeitung.)

„...Die sehr umfangreiche Belesenheit und die rein sachliche Erörterung des Gegenstandes sind zwei Vorzüge des Buches, die nicht genug gewürdigt werden können."
(Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.)

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Prof. **Troels-Lund.** Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von L. Bloch. 3. Auflage. In Leinwand gebunden *M.* 5.—

„Es ist Schwung und Wärme in der Darstellung, und man ist erstaunt über die glückliche Kühnheit so vieler Wendungen, um so mehr, als das so eigenartig Gesagte doch den Eindruck des mühelos Gefundenen und ganz natürlich Ausgedrückten macht. Man sieht, daß der gelehrte Verfasser stark und warm empfindet und anschauend denkt. Das macht seine Rede überzeugungskräftig..... Seine Naturschilderungen, durch welche er um abgeblaßte Namen ein frisches und zauberisches Licht zu gießen versteht, sind bei ihm kein aufgesetzter Schmuck, sondern die Grundlage seine kulturhistorischen Erörterungen."
(O. Weißenfels i. d. Wochenschrift für klass. Philologie.)

„...es ist nicht sowohl die kühle Arbeit eines streng objektiven Forschers als vielmehr das Bekenntnis eines tief und warm fühlenden Menschen; es ist nicht bloß gedacht, sondern erlebt. Jedes Wort glüht und bebt von lebendiger Empfindung. Und eben darin liegt der eigentliche Wert des Buches. Wenn es etwas gibt, das der Verstand allein niemals ganz erfassen und würdigen kann, so ist es die Weltanschauung in ihren verschiedenen Formen. Denn diese wurzeln eben nicht nur im Kopfe, sondern in dem ganzen Menschen, und sie können infolgedessen niemals völlig im wissenschaftlichen Sinne 'erkannt', sondern sie müssen gefühlt und erlebt werden. Die seltene Gabe, 'sich in den Geist der Zeiten zu versetzen', eignet Lund im höchsten Maße..."
(Anz. f. indogermanische Sprach- und Altertumskunde.)

Der heilige Tychon. (Sonderbare Heilige. Texte und Untersuchungen I.) Von **H. Usener.** Geh. *M.* 5.—, in Leinwand geb. *M.* 6.—

Aus dem Vorwort. „'Auf grund der zum theil bisher unveröffentlichten texte von zwei hellenischen göttern, die man nicht im christlichen himmel erwarten sollte, von Priapos und Aphrodite, soll gezeigt werden, dass sie thatsächlich von der christlichen kirche übernommen und zu heiligen umgebildet worden sind. Die untersuchung über das leider sehr lückenhaft erhaltene Leben des heiligen Tychon wird zu sprachlichen, rhythmischen und litterarhistorischen erörterungen anlass geben. Die legenden der Pelagia (1879 als widmungsschrift an die Trierer versammlung deutscher philologen und schulmänner erschienen) werden durch eine anzahl neuer texte vermehrt sein, unter anderem eine kritische bearbeitung der nur einmal ungenügend herausgegebenen Maria Aegyptiaca bringen.' Mit diesen im August 1905 für die mittheilungen des Teubnerschen verlages niedergeschriebenen worten entwickelte Hermann Usener den plan des werkes, dessen 1. heft — die letztere größere arbeit, die ihm zu vollenden vergönnt war — hiermit der öffentlichkeit übergeben wird. — Diesem 1. hefte wird ein 2. nicht folgen. Zwar liegen die rohmaterialien zu ihm, das den titel 'Legenden der Pelagia' führen sollte, in der hauptsache vor, allein sie äußerlich zusammengestellt unter Useners namen zu veröffentlichen, wäre, wenn auch nicht unmöglich, jedenfalls nicht in seinem sinne gewesen. Es ist daher die einleitung in den von A. Dieterich herausgegebenen 'Vorträgen und aufsätzen von H. Usener' abgedruckt, und ebenso wird sorge getragen werden, dass das, was zur vermehrung der texte herbeigeschafft ist, nicht ungenutzt bleibt."

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Jesus im Urteil der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart. Von Lic. theol. **Gustav Pfannmüller.** Mit Buchschmuck und 15 Kunstbeilagen. In Leinwand geb. *M.* 5.—

„Das ist eins von den Büchern, bei deren Erscheinen nur unverständlich, daß es nicht längst erschienen ist! So nahe liegt es, sich einmal anschaulich vorzuführen, wie die Zeiten sich wandeln in ihrem Urteil vor dem Höchsten, was sie kennen, wie sie ihr Suchen und ihren Kampf in diese Person hineinlegen und aus ihm Antwort und Hilfe suchen, wie er ihnen ihr Bestes legitimiert und ihre Schwächen richtet, und wie sie ihm die höchsten Namen geben, die sie haben. Es ist ein weiter Weg von den Aposteln bis Naumann und Frenssen, und wo Menschen Großes auf diesem Wege von Jesus gesagt haben, da ist in diesem Buch ein Stück davon zu finden: nüchterne Kritik, inbrünstige Mystik, hochgespannte Spekulation und tatkräftige Nachfolge, zarte Innigkeit und männlicher Trotz. Die historischen Einleitungen zu jedem Zeitabschnitt sind kurz und geschickt, die Auswahl des Dargebotenen gut und ausreichend. Die Bilderausgaben spiegeln die Wandlungen des Christusbildes in der Kunst von den ältesten Zeiten bis zu Gebhardt, Uhde und Klinger." **(Das literarische Echo.)**

„Hinter der Arbeit Pfannmüllers steckt eine bedeutende wissenschaftliche Forscherarbeit. Wo in der theologischen oder philosophischen Literatur der alten Kirche, des Mittelalters, der Reformationszeit, der Orthodoxie, des Pietismus, der Aufklärung, der Neuzeit beachtenswerte Ausführungen über Jesus erscheinen, werden sie in einem typischen Beispiel vorgeführt." **(Literarisches Zentralblatt.)**

„... Die drückenden Widerstände der Christologie so in tragende zu verwandeln — wer hilft uns dazu? Ich schreibe diese Zeilen, um die Aufmerksamkeit auf ein Buch zu lenken, dessen Studium den Gebildeten des deutschen Volkes diesen Dienst zu leisten vermag: auf Pfannmüllers ‚Jesus im Urteil der Jahrhunderte'. Das Werk ist nicht nur ein Buch für jene Gebildeten geworden, die sich durch die Wissenschaft zu neugewonnener Naivität durchringen wollen, sondern in weiten Partien ein Buch für jedermann im ganzen Volke, der es mit unserem Wahlspruch aus Goethes Reimen halten will und kann, den wir uns zum Schlusse noch einmal wiederholen: Ich wandle auf weiter bunter Flur, ursprünglicher Natur: ein holder Born, in welchem ich bade, ist Überlieferung, ist Gnade." **(Der Säemann.)**

„... Der Autor bekennt sich offen und ehrlich als Protestant der liberalen Richtung. Aber mit hoher Freude muß anerkannt werden, daß er katholischem Geistesschaffen durchaus unbefangen gegenübersteht und in gleichem Maße die erklärt katholische Dichtung der Neuzeit berücksichtigt hat wie die moderne und erklärt protestantische. . . Und wie die katholische Dichtung, so ist auch die sonstige katholische Literatur reich benutzt: Baumgärtner, Schnürer, Jörgensen, Diepenbrock, Denifle, Dreves sind wiederholt genannt." **(Augsburger Postzeitung.)**

Archiv für Religionswissenschaft. Nach Albrecht Dieterich unter Mitwirkung von H. Oldenberg, C. Bezold, K. Th. Preuß in Verbindung mit L. Deubner herausgegeben von **Richard Wünsch.** XII. Jahrgang. 1908/09. Jährlich 4 Hefte. Preis *M.* 16.—.

Das „Archiv für Religionswissenschaft" will zur Lösung der nächsten und wichtigsten auf diesem Gebiete bestehenden Aufgaben, der Erforschung des allgemein ethnischen Untergrundes aller Religionen, wie der Genesis unserer Religion, des Unterganges der antiken Religion und des Werdens des Christentums beitragen und insbesondere die verschiedenen Philologien, Völkerkunde und Volkskunde und die wissenschaftliche Theologie vereinigen. Die Förderung vorbereitender Arbeit, wie sie eine Zeitschrift leisten kann, ist hier zum gegenwärtigen Zeitpunkt in besonderem Maße berechtigt. Der Aufgabe der Vermittlung zwischen den verschiedenartigen Forschungsgebieten soll die Einrichtung der Zeitschrift besonders entsprechen. Neben der I. Abteilung, die wissenschaftliche Abhandlungen enthält, sollen als II. Abteilung Berichte stehen, in denen von Vertretern der einzelnen Gebiete kurz, ohne irgendwie Vollständigkeit anzustreben, die hauptsächlichsten Forschungen und Fortschritte religionsgeschichtlicher Art in ihrem besonderen Arbeitsbereiche hervorgehoben und beurteilt werden. Regelmäßig sollen in fester Verteilung auf drei Jahrgänge wiederkehren zusammenfassende Berichte über wichtige Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Religionswissenschaft, so für semitische Religionswissenschaft (C. Bezold, Fr. Schwally; Islam: C. H. Becker), für ägyptische (A. Wiedemann), indische (H. Oldenberg und W. Caland), iranische (Geiger), klassische (L. Deubner, A. von Domaszewski, G. Karo, R. Wünsch), christliche (H. Holtzmann), germanische (F. Kauffmann), ferner für die Religion Chinas (O. Franke) und Japans (Riess), der Naturvölker (Afrika C. Meinhoff, Amerika K. Th. Preuß, Australien W. Foy, Indonesien H. H. Juynbolt, Sibirien L. Sternberg). Gelegentlich sollen in zwangloser Auswahl undAufeinanderfolge Berichte über andere Gebiete ihre Stelle finden, so über neugriechische Volksreligion (N. G. Politis und Bernh. Schmidt), über slawische und russische Volksreligion (L. Deubner), über die Religion in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit (A. Werminghoff), in der Medizin (M. Höfler) und der Jurisprudenz (A. Hellwig). Die III. Abteilung soll Mitteilungen und Hinweise bringen, durch die wichtige Entdeckungen, verborgenere Erscheinungen, auch abgelegenere und vergessene Publikationen früherer Jahre in kurzen Nachrichten zur Kenntnis gebracht werden sollen, ohne daß auch hier irgendwie Vollständigkeit angestrebt würde.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PN
1001
D2
C.2
V.2
ROBA